



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

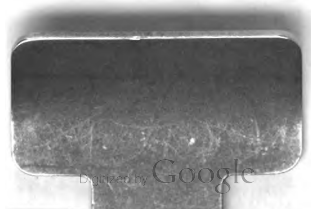
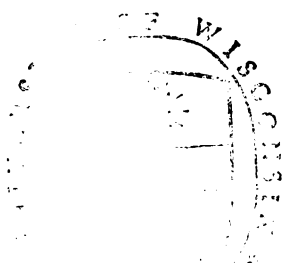
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.













# Hölderlin's Werke.

Erster Band.



Holderlin  
Friedrich Hölderlin's  
S a m m t l i c h e W e r k e  
**sämmtliche Werke**

herausgegeben

von

**Christoph Theodor Schwab.**

Erster Band.

**Gedichte und Hyperion.**



**Stuttgart und Tübingen.**

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

**1846.**

**Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.**

92185

AN 17 1906

X47Y

.H71

## . V o r w o r t .

Diese Ausgabe von Hölderlins Schriften erscheint später, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen war. Krankheit und Geschäfte haben mich abwechselnd gehindert, meine Arbeit zu vollenden; indessen hat die Verzögerung wesentlich dazu beigetragen, das Werk zu einer vorher nicht gehofften Vollständigkeit zu bringen, da allmählig von verschiedenen Seiten manches Werthvolle hinzukam.

Die bedeutendsten Mittheilungen hatte ich schon früher von Herrn Hofdomänenrath v. Gock, dem Halbbruder, und von der verwittweten Frau Professorin Bräunlin, der Schwester des Dichters, erhalten. Ich sage ihnen hiemit öffentlich meinen Dank für die freundliche Unterstützung, durch welche sie das Werk förderten. Es wurden mir von ihrer Seite nicht nur Briefe, sondern auch die übrigen nachgelassenen Papiere Hölderlins mitgetheilt, und man wird sich aus der Vergrößerung der Gedichtsammlung überzeugen, welche eine reichliche Ausbeute diese letzteren mir gewährten. Es schien der Mühe werth, das angestrengteste Studium auf die Entzifferung der verzweifeltsten Handschriften zu verwenden, denn, wenn es gelungen war, die zerstreuten Blätter aus dem Wust der Masse heraus und zusammen zu finden, so hatte



man den Genuß, verschüttete Kunstwerke dem Tageslicht wieder zu geben, für welches sie bestimmt waren. Vorzüglich werthvoll waren mir die zerstreuten Theile des Empedokles. Schon Arnim (in seinen Ausflügen mit Hölderlin, Berliner Convers. Blatt 1828) hatte auf die Schönheit der in der ersten Ausgabe der Gedichte erschienenen Fragmente aufmerksam gemacht und ausgesprochen, welch ein Glück es wäre, das Weitere zu finden. Ich glaube hier den größten Theil von dem, was von dieser Tragödie wirklich geschrieben worden ist, mitzutheilen, Manches freilich nur in der ersten Skizze. Mit völliger Gewißheit läßt sich nicht angeben, was davon in der Ausarbeitung weggefallen wäre; so wäre vielleicht die Scene Bd. I. S. 188 — 191 durch die von S. 198 u. ff. verdrängt worden, wo einige Gedanken von dort wiederkehren, aber die erstere Stelle hat so viel eigenthümlich Schönes, daß ich sie, und zwar in ihrem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, in jedem Fall stehen lassen mußte. Hier und da konnte ich auch eine Lücke in den früher veröffentlichten Abschnitten des Empedokles ausfüllen, da ich manchmal der Unleserlichkeit der Manuscripte noch etwas abgewann. Nirgends wagte ich ein Wort, das mir nicht aus den Papieren selbst gekommen wäre; nur Einmal habe ich eine Ausnahme von dieser Regel gemacht in einem lyrischen Gedichte, wo ich ein vollständiges Concept in Prosa und eine nicht ganz bis zum Ende gebrachte Ausführung in Versen fand; hier erlaubte ich mir einige kleine Versezungen, um den Vers und damit die Harmonie des Ganzen herzustellen. Die Kritiker werden sie herausfinden. Die Uberschriften von den jetzt erst gedruckten Gedichten rühren alle vom Dichter selbst her,

außer bei dem Gedicht: „Am Abend“ Bd. I. S. 42 und bei den Fragmenten „Abschiedsworte“ und „Nachruf“ S. 63.

Was die Quellen betrifft, aus welchen die schon zur guten Zeit Hölderlins gedruckten Gedichte geschöpft sind, so war es mir nicht möglich, alle die Almanache, welche für die erste Sammlung benützt wurden, aufzubringen. Ich gebe indessen hierüber so viel an, als mir bekannt ist. Die Gedichte: das Schicksal, Griechenland und die Hymne an den Genius der Kühnheit stehen in dem, 1794 erschienenen fünften und sechsten Heft der Thalia von 1793; Lebensgenuß, an eine Rose und Freundeswunsch im Taschenbuch der häuslichen und gesellschaftlichen Freude für 1797; der Gott der Jugend im Schiller'schen Musenalmanach von 1796; der Wanderer im sechsten, die Eichbäume im zehnten Stück der Horen von 1797; an den Aether im Musenalmanach von 1798; Sokrates und Alcibiades, und an unsere Dichter im Musenalmanach von 1799. In Neufers Taschenbuch für Frauenzimmer von 1799 stehen folgende: Das Unverzeihliche (der erste Vers von dem Gedicht: die Liebe), die Liebenden (der erste Vers vom Abschied), Ihre Genesung, An Ihren Genius, Abbitte, der gute Glaube, die Heimath (die bisherigen unter dem Namen Hillmar), Ehmals und Jetzt, an die Deutschen, an die jungen Dichter, Lebenslauf, die Kürze, an die Parzen, an Diotima; in demselben Taschenbuch für 1800: Menschenbeifall unter dem Namen Hillmar, dann: Emilie vor ihrem Brauttag, das gereimte Gedicht Diotima, die Launen, der Tod fürs Vaterland, Stimme des

Volks, Sonnenuntergang, der Zeitgeist, an die scheinheiligen Dichter; im brittischen Damenkalender und Taschenbuch für 1800: des Morgens, Abendphantasie, der Main; in der zu Frankfurt erschienenen Aglaja von 1801: die Götter, Heidelberg, der Nedar, Empedokles; in Vermehren's Musenalmanach von 1802: Menons Klage um Diotima und Unter den Alpen gesungen. Die Erweiterungen dieser Gedichte und die übrigen Dichtungen sind, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger, die aus mir unbekannten Almanachen aufgenommen wurden, aus den Manuscripten geschöpft. Dahin gehören auch die aus den Handschriften gefundenen und in dieser Ausgabe zuerst erscheinenden: An die Natur, dem Sonnengott, Stimme des Volks (Variation), Gesang des Deutschen, mein Eigenthum, am Abend, der Frieden, an die Deutschen (Ausführung), Palinodie, an die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg (1 u. 2), Abschiedsworte, Nachruf, die Entschlafenen, Achill. Das in den Briefen erwähnte Gedicht „an die klugen Rathgeber“ konnte ich nirgends finden, es scheint entweder verloren zu seyn oder eine andere Ueberschrift erhalten zu haben; andere, wovon nur die Titel geschrieben waren, sind von dem Dichter nicht ausgearbeitet worden, so „Roussseau“ und „Büonaparte.“

Im zweiten Bande habe ich die Briefe der Familie so weit veröffentlicht, als sie nicht reine Privatangelegenheiten betrafen oder Nachrichten gaben, die schon in den andern Correspondenzen enthalten waren; für die letzteren habe ich der Güte der Schiller'schen und Neuffer'schen Erben zu

danken. Der Mangel des Datums machte öfter Schwierigkeiten in der Anordnung; indessen wird man finden, daß die Briefe nach den Verbesserungen, die ich hier nachtrage, richtig gestellt sind. Der Brief S. 13 gehört vor den vom 21. Mai 1794 S. 10, der S. 27 stehende vor den vom 2. Nov. 1797 S. 39 und ist wahrscheinlich im Sommer des Jahres 1797 geschrieben; der von S. 141 gehört hinter den vom 20. Juni 1797 S. 143. Was die Jugendgedichte Hölderlins betrifft, so bin ich hier dem Princip der früheren verdienstvollen Herausgeber, L. Uhland's und meines Vaters Gustav Schwab, gefolgt. Mit den Gedichten: „das Schicksal“ u. s. w. fängt Hölderlins Eigenthümlichkeit an, ich habe daher alles Frühere wegen seines nicht so wohl künstlerischen, als biographischen Werthes in den zweiten Theil gestellt. „Die Muse“, die „Hymne an die Freiheit“, der „Hymnus an die Göttin der Harmonie“ sind aus Stäudlins Musenalmanach für 1792, die Hymnen „an die Schönheit, den Genius der Jugend, die Freundschaft, die Freiheit, die Liebe“ und „Ranton Schwyß“ aus Stäudlins poetischer Blumenlese für 1793. Die andern sind aus Manuscripten, wovon einige schon früher abgedruckt waren. Die Gedichte „Männerjubiläum“, „Gustav Adolph“ (das nur ein Fragment zu seyn scheint), „Kepler“ und „An Thills Grab“ verdanke ich dem eifrigen und gefälligen Handschriftensammler Hrn. Karl Münzel. Das „Lied der Liebe“ in seiner ersten Gestalt, das „Lied der Freundschaft“ und die Hymne „An die Stille“ fanden sich in dem in der Biographie erwähnten Bundesbuche. Von dem Gedichte „Einladung“ entdeckte ich noch den ersten Entwurf, dort geht Hölderlin statt zum Maingestade hinab zu seinem Neckar, der Schluß lautet:

O komm', es harret Dein ein eigen Deckelglas,  
Stiefmütterlich soll wahrlich nicht mein Täschchen sehn.  
Und findst Du schon kein Städtermahl, so würzet es  
Doch meine Freundschaft und der Meinen guter Wille.

Da Neuffer sonst nie interpolirt hat, so läßt sich vielleicht annehmen, daß Hölderlin selbst, wie er es öfters gethan, das Gedicht überarbeitet und dem Freunde für eins seiner Taschenbücher gegeben hatte; es erschien zuerst im Taschenbuch von der Donau für 1825.

Was die Gedichte aus der Periode der Geistesverwirrung betrifft, so wurde es mir von einer Seite, der ich alle Rücksicht schuldig bin, zur Pflicht gemacht, den Proben aus dieser Zeit nur einen kleinen Raum zu gönnen, insoweit sie das biographische Interesse unumgänglich nothwendig erscheinen ließ. Auch die Uebersetzung der sophokleischen Tragödien aus derselben Zeit schien zu wenig Werth und allgemeines Interesse zu haben, als daß sie die Aufnahme in diese Sammlung verdient hätte.

In einem Anhang des zweiten Bandes gebe ich einige Zeilen von Hölderlin, die zu spät aufgefunden wurden, als daß ich sie am gehörigen Orte hätte einfügen können; sie sind aber (namentlich das Gedicht „an Landauer“) so schön, daß ich es nicht über mich vermochte, sie wegzulassen.

Was die geschichtlichen Hülfsmittel zu dem biographischen Theile betrifft, so verdanke ich manche wichtige Notiz dem „Leben Hegels“ von Rosenfranz, dem eben angeführten Aufsatze von Arnim und einem in der Zeitung für die elegante Welt 1829 erschienenen Abdruck der Jugenddichtungen Hölderlins. An dem letzteren Orte ist jedoch die Behauptung, daß das Gedicht „Diotima“ Bd. I. S. 16 die frühere,

dagegen das Bd. II. S. 218 unter gleicher Ueberschrift mitgetheilte die spätere Bearbeitung desselben Gegenstandes sey, irrthümlich; aus den corrigirten Manuscripten geht hervor, daß das Gegentheil der Fall ist. Was Bettina in der Gündertode dem wahnsinnigen Hölderlin in den Mund legt, das kann wohl auf strenge historische Wahrheit so wenig Anspruch machen, als, was Justinus Kerner in den Reise-  
 schatten den wahnsinnigen Dichter Holder, oder Waiblinger den irren Phaeton (im Roman dieses Namens) sagen läßt, obgleich diesen Ergüssen die Beobachtung Hölderlins ihre Entstehung gegeben hat. Am meisten Werth für mich hatte der Aufsatz Waiblingers über „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn“ (Ges. Werke Bd. III.); was dort über Hölderlins früheres Leben erzählt wird, ist größtentheils ungenau und unrichtig, aber die Schilderung des Wahnsinns ist getreu und zeugt von einer fortgesetzten Beobachtung. Ein Druckfehler im ersten, in den Zeitgenossen erschienenen Abdruck dieses Aufsatzes ist fast in alle literarischen Handbücher übergegangen. Waiblinger läßt Hölderlin in Nürtingen geboren werden, wohin er übrigens erst einige Jahre nach seiner Geburt kam; statt dieses Namens wurde aber Reislungen gedruckt und daher fast überall als Geburtsstätte des Dichters ein Ort genannt, der in Schwaben gar nicht existirt.

Bei dem Druck dieses Werkes konnte ich, seit mehreren Jahren von Stuttgart abwesend, die letzten Vorbereitungen und kleinen Verbesserungen nicht selbst besorgen; dieß that, soweit es ihm unter seinen vielen Geschäften möglich war, mein Vater, dem ich dafür zu innigem Danke verpflichtet bin. Auch er erhielt noch mehrere Beiträge zum Ganzen, für welche ich den Uebersendern meinen Dank sage.

Ich wünsche und hoffe, daß durch diese neue Ausgabe von Hölderlins Schriften der Dichter, einer unserer größten Lyriker, immer mehr bekannt werde, daß seine Kraft und seine Tiefe, sein Geist und sein Adel, seine Zartheit und Milde, je mehr sie sich in dem erweiterten Gebiete seiner Schöpfungen zeigen, um so mehr die Anerkennung und den Ruhm finden, der ihnen gebührt.

Stuttgart, den 10. September 1846.

Christoph Theodor Schwab.

# Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

## Erste Abtheilung.

### Gedichte.

	Seite
Das Schicksal. 1794 . . . . .	3
Griechenland. An St. . . . .	6
Dem Genius der Kühnheit. Eine Hymne. 1793 . . . . .	8
Lebensgenuß. An Neuffer. 1794 . . . . .	10
Der Gott der Jugend . . . . .	10
An eine Rose . . . . .	12
Freundeswunsch. An Rosine St. 1794 . . . . .	13
An die Natur . . . . .	14
-Diotima . . . . .	16
Das Ahnenbild . . . . .	18
Der blinde Sänger . . . . .	20
Dichtermuth . . . . .	22
Natur und Kunst, oder Saturn und Jupiter . . . . .	23
-An unsere Dichter . . . . .	24
An Eduard . . . . .	24
Der gefesselte Strom . . . . .	26
Sonnenuntergang . . . . .	27
Dem Sonnengott. Variation des Vorigen . . . . .	27
Menschenbeifall . . . . .	28
Stimme des Volks . . . . .	28
Stimme des Volks. Variation des Vorigen . . . . .	28
Die scheinheiligen Dichter . . . . .	30
Die Launischen . . . . .	31
Der Zeitgeist . . . . .	31
Der Tod für's Vaterland . . . . .	32
Gefang des Deutschen . . . . .	33
-Des Morgens . . . . .	36
Abendphantasie . . . . .	36
An die Hoffnung . . . . .	37
Mein Eigenthum . . . . .	38
Der Winter . . . . .	40
-Der gute Glaube . . . . .	41
-Ihre Genesung . . . . .	41
-Abbitte . . . . .	41
Einmal und jetzt . . . . .	42
Am Abend . . . . .	42
-An die Deutschen . . . . .	42
-An die jungen Dichter . . . . .	43
-Die Kürze . . . . .	43
Socrates und Alcibiades . . . . .	44



	Seite
Die Götter . . . . .	44
Empebokles . . . . .	44
Der Neckar . . . . .	45
Heidelberg . . . . .	46
Der Main. Variation des obigen: Der Neckar . . . . .	47
Ermunterung . . . . .	49
Die Heimath . . . . .	50
Die Liebe . . . . .	50
Lebenslauf . . . . .	51
Der Abschied . . . . .	52
— Diotima . . . . .	53
Rückkehr in die Heimath. 1801 . . . . .	54
— An die Bärge . . . . .	55
Unter den Alpen gesungen . . . . .	56
Der Mensch. Fragment . . . . .	57
Der Frieden . . . . .	58
— An die Deutschen. Ausführung des obigen S. 42 . . . . .	60
Palinodie . . . . .	62
An die Prinzessin Auguste von Hessen = Homburg . . . . .	62
— Abschiedsworte. An Diotima . . . . .	63
Nachruf . . . . .	63
An die Prinzessin Auguste . . . . .	64
Emilie vor ihrem Brauttag. 1799 . . . . .	65
An Hiller. 1793 . . . . .	84
Seiner Großmutter zum zwei und ftezigsten Geburtstag. 1799 . . . . .	86
An L. Fragment . . . . .	87
Die Entschlafenen . . . . .	88
— Sophokles . . . . .	88
Der zürnende Dichter . . . . .	88
Die Scherzhaften . . . . .	89
An Diotima . . . . .	89
An ihren Genius . . . . .	89
Achill . . . . .	90
Menons Klagen um Diotima . . . . .	91
— Die Nacht. Fragment . . . . .	95
Die Herbstfeier. An Siegfried Schmidt . . . . .	95
Der Wanderer. 1797 . . . . .	99
Die Eichbäume . . . . .	101
An den Aether. 1797 . . . . .	102
Der Archipelagus . . . . .	103
Andenken . . . . .	112
Die Wanderung . . . . .	114
— Der Rhein. Fragment . . . . .	117
— Hyperions Schicksalslied . . . . .	122
Der Tod des Empebokles. Fragmente eines Trauerspiels. 1800 . . . . .	124

## Zweite Abtheilung.

Hyperion oder der Eremit in Griechenland.

## **Erste Abtheilung.**



# G e d i c h t e.



## Das Schicksal.

*Προσκυνουντες την εἰμαρμενην, σοφοι.*

*Aeschylus.*

Als von des Friedens heil'gen Thalen,  
Wo sich die Liebe Kränze wand,  
Hinüber zu den Göttermahlen  
Des goldnen Alters Zauber schwand,  
Als nun des Schicksals eh'rne Rechte,  
Die große Meisterin, die Noth  
Dem übermüthigen Geschlechte  
Den langen, bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege,  
Da fand er sie, die schöne Spur  
Zu seiner Jugend' schwerem Siege,  
Der Sohn der heiligen Natur;  
Der hohen Geister höchste Gabe,  
Der Jugend Löwenkraft begann  
Im Siege, den ein Götterknabe  
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Ernte  
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;  
Und nur in seinem Blute lernte  
Der Kämpfer, frei und stolz zu sehn;  
Triumph, die Paradiese schwanden;  
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,  
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden  
Aus Stürmen sich Heroen loß.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,  
 Und unter Schmerzen nur gedeiht  
 Das Liebste, was mein Herz genossen,  
 Der holde Reiz der Menschlichkeit;  
 So stieg, in tiefer Fluth erzogen,  
 Wohin kein sterblich Auge sah,  
 Stilllächelnd aus den schwarzen Wogen  
 In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereinigt, beschwuren,  
 Vom Jugendtraume süß berauscht,  
 Den Todesbund die Dioskuren,  
 Und Schwerdt und Lanze ward getauscht;  
 In ihres Herzens Jubel eilten  
 Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,  
 Wie Löwen ihre Beute, theilten  
 Die Liebenden Unsterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,  
 Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht  
 Die Kraft der Jünglinge verschmachten,  
 Giebt Muth der Brast, dem Geiste Licht;  
 Der Greise Faust verjüngt sie wieder;  
 Sie kömmt wie Gottes Blitz heran,  
 Und trümmert Felsenberge nieder,  
 Und walt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,  
 Mit Unerbittlichkeit vollbringt  
 Die Noth an Einem großen Tage,  
 Was kaum Jahrhunderten gelingt  
 Und wenn in ihren Ungewittern  
 Selbst ein Elysium vergeht,  
 Und Welten ihrem Donner zittern —  
 Was groß und göttlich ist, besteht.

O Du, Gespielin der Kolossen,  
 O weise, zürnende Natur,  
 Was je ein Riesenherz beschloffen,  
 Es keimt in Deiner Schule nur;  
 Wohl ist Arkadien entflohen,  
 Des Lebens bess're Frucht gedeiht  
 Durch sie, die Mutter der Heroen,  
 Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens goldnen Morgen  
 Sey Dank, o Bepromene, Dir!  
 Ein Saitenspiel und süße Sorgen  
 Und Träum' und Thränen gabst Du mir!  
 Die Flammen und die Stürme schonten  
 Mein jugendlich Elysium,  
 Und Ruh' und stille Liebe thronten  
 In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,  
 Es reife nur von Kampf und Schmerz  
 Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,  
 Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!  
 Beflügelt von dem Sturm, erschwinge  
 Mein Geist des Lebens höchste Lust,  
 Der Jugend Siegeslust verzünge  
 Bei fargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle  
 Zusammen meine Kerkerwand,  
 Und herrlicher und freier walle  
 Mein Geist in's unbekannte Land!  
 Hier blutet oft der Adler Schwingen;  
 Auch drüben warte Kampf und Schmerz!  
 Bis an der Sonnen letzte ringe,  
 Genährt vom Siege, dieses Herz!



## Griechenland.

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,  
 Wo durch Blumen der Iffsus rann,  
 Wo die Jünglinge sich Ruhm erfannen,  
 Wo die Herzen Sokrates gewann,  
 Wo Aspasia durch Myrten wallte,  
 Wo der brüderlichen Freude Ruf  
 Aus der lärmenden Agora schallte,  
 Wo mein Plato Paradiese schuf;

Wo den Frühling Festgesänge würzten,  
 Wo die Fluthen der Begeisterung  
 Von Minervens heil'gem Berge stürzten —  
 Der Beschützerin zur Huldigung —  
 Wo in tausend süßen Dichterstunden,  
 Wie ein Göttertraum, das Alter schwand;  
 Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,  
 Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen —  
 Marathons Heroen sängst du mir,  
 Und die schönste der Begeisterungen  
 Lächelte vom trunkenen Auge dir,  
 Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,  
 Und dein Haupt, vom Lorberzweig umspielt,  
 Fühl'te nicht des Lebens dumpfe Schwüle,  
 Die so farg der Hauch der Freude kühl.

Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?  
 Und der Jugend holdes Rosenlicht?  
 Ach! umtanzt von Hellaß goldnen Stunden,  
 Fühl'test du die Flucht der Jahre nicht!  
 Ewig, wie der Vestas Flamme, glühte  
 Muth und Liebe dort in jeder Brust,  
 Wie die Frucht der Hesperiden, blühte  
 Ewig dort der Jugend süße Lust.

Hätte doch von diesen goldnen Jahren  
 Einen Theil das Schicksal dir bescheert;  
 Diese reizenden Athener waren  
 Deines glühenden Gesangs so werth;  
 Hingelehnt am frohen Saitenspiele  
 Bei der süßen Chiertraube Blut,  
 Hättest du vom stürmischen Gewühle  
 Der Agora glühend ausgeruht.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen  
 Nicht umsonst so brüderlich und groß  
 Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,  
 Dem so gern des Dankes Zähre floß! —  
 Harre nur! sie kommt gewiß die Stunde,  
 Die das Göttliche vom Staube trennt!  
 Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,  
 Edler Geist! umsonst dein Element.

Attika, die Niesin ist gefallen;  
 Wo die alten Göttersöhne ruh'n,  
 Im Ruin gestürzter Marmorhallen  
 Brütet ew'ge Todesstille nun;  
 Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,  
 Doch er findet seine Brüder nie  
 In Kliffus heil'gem Thale wieder —  
 Ewig deckt die bange Wüste sie.

Nich verlangt in's bessere Land hinüber,  
 Nach Alcäus und Anakreon,  
 Und ich schlief' im engen Hause lieber  
 Bei den Heiligen in Marathon;  
 Ach! es sey die letzte meiner Thränen,  
 Die dem heil'gen Griechenlande rann,  
 Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,  
 Denn mein Herz gehört den Todten an!

## Dem Genius der Kühnheit.

Eine Hymne.

Wer bist Du, wie zur Beute, breitet  
Das Unermeßliche vor Dir sich aus,  
Du Herrlicher! Mein Saitenspiel geleitet  
Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;  
So flogen auf Ortygias Gestaden,  
Indeß der Lieber Sturm die Wolken brach,  
Dem Nebengott die taumelnden Mänaden  
In wilder Lust durch Hain und Klüfte nach.

Einst war, wie mir, der stille Funken  
Zu freier heitrer Flamme Dir erwacht,  
Du brauestest so, von junger Freude trunken,  
Voll Uebermuth durch Deiner Wälder Nacht,  
Als von der Meisterin, der Noth, geleitet,  
Dein ungewohnter Arm die Keule schwang,  
Und drohend sich, vom ersten Feind erbeutet,  
Die Löwenhaut um Deine Schulter schlang.

Wie nun im jugendlichen Kriege  
Heldenkraft mit der Natur sich maß!  
Ach! wie der Geist, vom wunderbaren Siege  
Berauscht, der armen Sterblichkeit vergaß;  
Die stolzen Jünglinge! die hohen, kühnen!  
Sie legten froh dem Lieger Fesseln an,  
Sie bändigten, von staunenden Delpchinen  
Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich Deine Wehre rauschen,  
Du Genius der Kühnen! und die Lust,  
Den Wundern deines Heldenvolks zu lauschen,  
Sie stärkt mir oft die lebensmüde Brust;  
Doch weißt Du freundlicher um stille Laren,  
Wo eine Welt der Künstler kühn belebt,  
Wo um die Majestät des Unsichtbaren  
Ein edler Geist der Dichtung Schleier webt.

Den Geist des Alls und seine Fülle  
 Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,  
 Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,  
 Voll Ernstes da, die ewige Natur;  
 Er rief sie kühn vom dunklen Geisterlande,  
 Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,  
 Entzückender im menschlichen Gewande  
 Die namenlose Königin hervor.

Er sah die dämmernden Gebiete,  
 Wohin das Herz in banger Lust begehrt,  
 Er streuete der Hoffnung süße Blüthe  
 In's Labyrinth, wo keiner wiederkehrt;  
 Dort glänzte nun in mildem Rosenlichte  
 Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligthum,  
 Er pflanzte dort der Hesperiden Früchte,  
 Dort stillt die Sorge nun Elysum.

Doch schrecklich war, Du Gott der Kühnen!  
 Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf  
 Verkündiger des ew'gen Lichts erschienen,  
 Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!  
 Wie seinen Blitz aus hohen Wettermächten  
 Der Donnerer auf lange Thale streut,  
 So zeigtest Du entarteten Geschlechtern  
 Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,  
 Wenn mit der Wage Du das Schwert vertauscht,  
 Du sprachst, sie wankten, die Sardanapale,  
 Vom Taumelkelche deines Jorns berauscht;  
 Es schreckt umsonst mit ihrem Liegergrimme  
 Dein Tribunal die alte Finsterniß,  
 Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,  
 Und opferdest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,  
 Verlaß, o du der Kühnen Genius,  
 Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde  
 Das Herz der Jünglinge mit Siegsgegnuß!  
 O säume nicht! erwache, strafe, siege!  
 Und sichere stets der Wahrheit Majestät,  
 Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege,  
 Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht!

### Lebensgegnuß.

An Reuffer.

Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder,  
 Noch altert nicht mein kindisch fröhlich Herz,  
 Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder,  
 Noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer Augenweide  
 Der blaue Himmel und die grüne Flur,  
 Noch reicht die Göttliche den Taumelkelsch der Freude,  
 Die jugendliche, freundliche Natur.

Getrost! Es ist der Schmerzen werth dies Leben,  
 So lang uns Armen Gottes Sonne scheint  
 Und Bilder beßrer Zeit um unsre Seelen schweben,  
 Und ach! mit uns ein treues Auge weint.

### Der Gott der Jugend.

Geh'n Dir im Dämmerlichte,  
 Wenn in der Sommernacht  
 Für selige Gesichte  
 Dein liebend Auge wacht,

Noch oft der Freunde Manen  
 Und, wie der Sterne Chor,  
 Die Geister der Titanen  
 Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen  
 Das Göttliche verhüllt,  
 Noch oft das tiefe Sehnen  
 Der Liebe Dir gestillt;  
 Belohnt des Herzens Mühen  
 Der Ruhe Vorgefühl,  
 Und tönt von Melodien  
 Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale  
 Den blüthenreichsten Hain,  
 Und gieß' aus goldner Schale  
 Den frohen Opferwein!  
 Noch lächelt unveraltet  
 Des Herzens Frühling Dir,  
 Der Gott der Jugend waltet  
 Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,  
 Wenn da der Dichter saß,  
 Und unter Götterträumen  
 Der Jahre Flucht vergaß,  
 Wenn ihn die Ulme kühlte,  
 Und wenn sie stolz und froh  
 Um Silberblüthen spielte,  
 Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,  
 Wenn durch der Haine Grün,  
 Begrüßt von Nachtigallen,  
 Der Stern der Liebe schien,

Wenn alle Lüfte schliefen,  
 Und, sanft bewegt vom Schwan,  
 Cephifus durch Oliven  
 Und Myrtensträucher rann:

So schön ist's noch hienieden!  
 Auch unser Herz erfuhr  
 Das Leben und den Frieden  
 Der freundlichen Natur;  
 Noch blüht des Himmels Schöne,  
 Noch mischen brüderlich  
 In unsers Herzens Töne  
 Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale  
 Den düsterelchsten Hain,  
 Und gieß' aus goldner Schale  
 Den frohen Opferwein!  
 Noch lächelt unveraltet  
 Das Bild der Erde Dir,  
 Der Gott der Jugend waltet  
 Noch über Dir und mir.

### An eine Rose.

Ewig trägt im Mutterschooße,  
 Süße Königin der Flur,  
 Dich und mich die stille, große,  
 Unbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,  
 Sturm entblättert Dich und mich,  
 Doch der ew'ge Keim entfaltet  
 Bald zu neuer Blüthe sich.

## Freundeswunsch.

An Rosine St. 1794.

Wenn vom Frühling rund umschlungen,  
 Von des Morgens Hauch umweht,  
 Trunken nach Erinnerungen  
 Meine wache Seele späht;  
 Wenn, wie einst am fernen Heerde,  
 Mir so süß die Sonne blinkt,  
 Und ihr Stral in's Herz der Erde  
 Und der Erdenkinder dringt;

Wenn, umdämmert von der Weide,  
 Wo der Bach vorüber rinnt,  
 Tief bewegt von Leid und Freude,  
 Meine Seele träumt und sinnt;  
 Wenn im Haine Geister säuseln  
 Wenn im Mondenschein sich  
 Raum die stillen Leiche kräuseln:  
 Schau' ich oft und grüße Dich.

Ebles Herz, Du bist der Sterne  
 Und der schönen Erde werth,  
 Bist deß werth, so viel die ferne  
 Nahe Mutter Dir bescheert.  
 Sieh', mit Deiner Liebe lieben  
 Schönes die Erwählten nur;  
 Denn Du bist ihr treu geblieben,  
 Deiner Mutter, der Natur.

Der Gesang der Haine schalle  
 Froh, wie Du, um Deinen Pfad;  
 Sanft bewegt vom Weste, walle,  
 Wie Dein friedlich Herz, die Saat!  
 Deine liebste Blüthe regne,  
 Wo Du wandelst, auf die Flur,  
 Wo Dein Auge weilt, begegne  
 Dir das Lächeln der Natur!



Oft im stillen Tannenhaine  
 Webe Dir um's Angeficht  
 Seine zauberische, reine  
 Glorie das Abendlicht!  
 Deines Herzens Sorge wiege  
 Drauf die Nacht in süße Ruh'  
 Und die freie Seele fliege  
 Liebend den Gestirnen zu!

### An die Natur.

Da ich noch um Deinen Schleier spielte,  
 Noch an Dir, wie eine Blüthe hing,  
 Noch Dein Herz in jedem Laute fühlte,  
 Der mein zärtlichbebend Herz umfing,  
 Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen  
 Reich, wie Du, vor Deinem Bilde stand,  
 Eine Stelle noch für meine Thränen,  
 Eine Welt für meine Liebe fand,

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,  
 Als vernähme seine Töne sie,  
 Und die Sterne seine Brüder nannte  
 Und den Frühling Gottes Melodie,  
 Da im Hauche, der den Hain bewegte,  
 Noch Dein Geist, Dein Geist der Freude sich  
 In des Herzens stiller Welle regte,  
 Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Duell mich fühlte,  
 Wo der jugendlichen Sträuche Grün  
 Um die stillen Felsenwände spielte  
 Und der Aether durch die Zweige schien,  
 Wenn ich da, von Blüthen übergossen,  
 Still und trunken ihren Odem trank  
 Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,  
 Aus den Höh'n die goldne Wolke sank —

Wenn ich fern auf nackter Heide wallte,  
 Wo aus dämmernder Geflüfte Schooß  
 Der Titanensang der Ströme schallte  
 Und die Nacht der Wolken mich umschloß,  
 Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen  
 Mir vorüber durch die Berge fuhr  
 Und des Himmels Flammen mich umflogen,  
 Da erschienst Du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunkenen Thränen  
 Liebend, wie nach langer Irre sich  
 In den Ocean die Ströme sehnen,  
 Schöne Welt! in Deiner Fülle mich;  
 Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen  
 Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,  
 Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,  
 In die Arme der Unendlichkeit. —

Seyd gesegnet, goldne Kinderträume,  
 Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,  
 Ihr erzogt des Herzens gute Keime,  
 Was ich nie erringe, schenket ihr!  
 O Natur! an Deiner Schönheit Lichte,  
 Ohne Müh' und Zwang entfaltetet  
 Sich der Liebe königliche Früchte,  
 Wie die Ernten in Arfadien.

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,  
 Todt ist nun die jugendliche Welt,  
 Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,  
 Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;  
 Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen  
 Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,  
 Aber hin ist meines Lebens Morgen,  
 Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,  
 Was wir lieben, ist ein Schatten nur,  
 Da der Jugend goldne Träume starben,  
 Starb für mich die freundliche Natur;  
 Daß erfuhrst Du nicht in frohen Tagen,  
 Daß so ferne Dir die Heimath liegt,  
 Armes Herz, Du wirst sie nie erfragen,  
 Wenn Dir nicht ein Traum von ihr genügt.

### Di o t i m a.

Leuchtest Du wie vormals nieder,  
 Goldner Tag! und sprossen mir  
 Des Gesanges Blumen wieder  
 Lebenathmend auf zu Dir?  
 Wie so anders ist's geworden!  
 Manches, was ich traurig mied,  
 Stimmt in freundlichen Akkorden  
 Nun in meiner Freude Lieb,  
 Und mit jedem Stundenschlage  
 Wird' ich wunderbar gemahnt  
 An der Kindheit stille Tage,  
 Seit ich sie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!  
 Schwester, heilig mir verwandt!  
 Eh' ich Dir die Hand gegeben,  
 Hab' ich ferne Dich gekannt.  
 Damals schon, da ich in Träumen  
 Mir entlockt vom heitern Tag,  
 Unter meines Gartens Bäumen,  
 Ein zufriedner Knabe lag,  
 Da in leiser Lust und Schöne  
 Meiner Seele Mai begann:  
 Säuselte, wie Zephyrstöne,  
 Göttliche! Dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,  
 Jeder frohe Gott mir schwand,  
 Da ich vor des Himmels Lage  
 Darbend, wie ein Blinder, stand,  
 Da die Last der Zeit mich beugte,  
 Und mein Leben, kalt und bleich,  
 Sehrend schon hinab sich neigte  
 In der Todten stummes Reich:  
 Wünscht' ich öfters noch, dem blinden  
 Wanderer, dieß Eine mir,  
 Meines Herzens Bild zu finden  
 Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe Dich gefunden!  
 Schöner als ich ahnend sah,  
 Hoffend in den Feierstunden,  
 Holde Muse! bist Du da;  
 Von den Himmlischen dort oben,  
 Wo hinauf die Freundschaft flieht,  
 Wo, des Alters überhoben,  
 Immerheitre Schöne blüht,  
 Scheinst Du mir herabgestiegen,  
 Götterbotin! weiltest Du  
 Nun in gütigem Genügen  
 Bei dem Sänger immerzu!

Sommerglut und Frühlingsmilde,  
 Streit und Friede wechselt hier  
 Vor dem stillen Götterbilde  
 Wunderbar im Busen mir;  
 Zürnend unter Huldigungen,  
 Hab' ich oft beschämt, beslegt,  
 Sie zu fassen schon gerungen,  
 Die mein Kühnstes überfliegt;  
 Unzufrieden im Gewinne,  
 Hab' ich stolz darob geweint,  
 Daß zu herrlich meinem Sinne  
 Und zu mächtig sie erscheint.

Ach! an Deine stille Schöne,  
 Heilig holdes Angeischt!  
 Herz! an Deine Himmelstöne  
 Ist gewöhnt das meine nicht;  
 Aber Deine Melodien  
 Heitern mählig mir den Sinn,  
 Daß die trüben Träume fliehen,  
 Und ich selbst ein Andrer bin!  
 Bin ich dazu denn erkoren?  
 Ich zu Deiner hohen Ruh'?  
 So zu Licht und Lust geboren,  
 Göttlich Glückliche! wie Du?

Wie Dein Vater und der meine,  
 Der in heitrer Majestät  
 Ueber seinem Eichenhaine  
 Dort in lichter Höhe geht,  
 Wie er in die Meereswogen,  
 Wo die kühle Tiefe blaut,  
 Steigend an des Himmels Vogen,  
 Klar und still hinunterschaut:  
 So will ich aus Götterhöhen,  
 Neu geweiht in schön'rem Glück,  
 Froh zu singen und zu sehen  
 Nun zu Sterblichen zurück.

### Das Ahnenbild.

Alter Vater! Du blickst immer, wie ehmal's, noch,  
 Da Du gerne gelebt unter den Sterblichen,  
 Aber ruhiger nur und  
 Wie die Seligen heiterer,

In die Wohnung, wo Dich Vater! das Söhnlein nennt,  
 Wo es lächelnd vor Dir spielt und den Muthwill übt,  
 Wie die Lämmer im Feld', auf  
 Grünem Teppiche, den zur Lust

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne sich haltend, steht  
 Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache schon  
 Und des jungen Verstandes  
 Und des blühenden Auges sich.

Und an andere Zeit mahnt sie der Mann, Dein Sohn,  
 An die Lüfte des Mais, da er geseufzt um sie,  
 An die Bräutigamstage,  
 Wo der Stolze die Demuth lernt;

Doch es wandte sich bald. Sicherer, denn er war,  
 Ist er, herrlicher ist unter den Seinigen  
 Nun der Zweifachgeliebte,  
 Und ihm gehet sein Tagewerk.

Stillter Vater! auch Du lebstest und liebtest so;  
 Darum wohnest Du nun, als ein Unsterblicher,  
 Bei den Kindern, und Segen,  
 Wie aus Wolken des Himmels, kommt

Defters über das Haus, ruhiger Mann! von Dir,  
 Und es mehrt sich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,  
 In bescheidenem Glücke,  
 Was mit Hoffnungen Du gepflanzt.

Die Du liebend erzogst, siehe! sie grünen Dir,  
 Deine Bäume, wie sonst, breiten ums Haus den Arm,  
 Voll von dankenden Gaben;  
 Sicher stehen die Stämme schon.

Und am Hügel hinab, wo Du den sonnigen  
 Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich  
 Deine freudigen Reben,  
 Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von Dir,  
 Der gekelterte Wein; theuer ist der dem Sohn,  
 Und er sparet zum Fest das  
 Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Lust und Ernst,  
 Von Vergangenem viel, vieles von Künftigem  
 Mit den Freunden gesprochen,  
 Und der letzte Gesang noch hält,

Hält er höher den Kelch, siehet Dein Bild und spricht:  
 „Deiner denken wir nun, Dein, und so werd' und bleib'  
 „Ihre Ehre des Hauses  
 „Guten Genien, hier und sonst!“

Und es tönen zum Dank hell die Krystalle Dir,  
 Und die Mutter, sie reicht heute zum erstenmal  
 Daß es wisse vom Feste,  
 Auch dem Kinde von Deinem Trank.

### Der blinde Sänger.

*Ἐλυσεν αἶνον ἄχος ἀπ' ὀμμάτων Ἀρης.*

*Sophocles.*

Wo bist Du, Augenblickes! das immer mich  
 Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist Du, Licht?  
 Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in  
 Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht' ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'  
 Ich gerne Dein am Hügel, und nie umsonst!  
 Nie täuschten mich, Du Holbes! Deine  
 Boten, die Lüfte, denn immer kamst Du,

Kamst allbeselegend den gewohnten Pfad  
 Herein in Deiner Schöne, wo bist Du, Licht?  
 Das Herz ist wieder wach, doch bannt und  
 Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grüntest sonst die Lauben, es leuchteten  
 Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,  
 Nicht ferne war das Angesicht der  
 Lieben, und leuchtete mir, und droben

Und um die Wälder sah ich die Fittige  
 Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;  
 Nun sitz' ich still allein, von einer  
 Stunde zur anderen, und Gestalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft,  
 Zur eignen Freude, nun mein Gedanke sich,  
 Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein  
 Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers  
 Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt  
 Und ihm das Haus bebt, und der Boden  
 Unter ihm bröht, und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'  
 Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,  
 Den Donnerer, vom Untergang zum  
 Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

Ihr, meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm  
 Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,  
 Wohin er trachtet, so geleit' ich  
 Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre Dich da und dort,  
 Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!  
 Wo endest Du? und was, was ist es  
 Ueber den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! Du über stürzenden Wolken! seh  
 Willkommen mir! es blühet mein Auge Dir.  
 O Jugendlicht! o Glück! das alte  
 Wieder! doch geistiger rinnt Du nieder,



Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und Du,  
 Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und Du,  
 Haus meiner Väter! und ihr Lieben,  
 Die mir begegneten einst, o nahest,

O kommt, daß euer, euer die Freude sey,  
 Ihr alle! daß euch segne der Sehende!  
 O nehmt, daß ich's ertrage, mir das  
 Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

### Dichtermuth.

Sind denn Dir nicht verwandt alle Lebendigen?  
 Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze Dich?  
 Drum! so wandle nur wehrlos  
 Fort durch's Leben und sorge nicht!

Was geschieht, es sey alles gesegnet Dir,  
 Sey zur Freude gewandt! oder was könnte denn  
 Dich beleidigen, Herz! was  
 Da begegnen, wohin Du sollst?

Denn, wie still am Gestad, oder in silberner  
 Fernhintönender Flut, oder auf schweigenden  
 Wassertiefen der leichte  
 Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes  
 Um uns athmet und wallt, freudig, und Jedem hold,  
 Jedem traueb, wie fängen  
 Sonst wir Jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch Einen der Muthigen,  
 Wo er treulich getraut, schmeicheln hinunter zieht,  
 Und die Stimme des Sängers  
 Nun in blauender Halle schweigt:

Freudig starb er und noch klagen die Einsamen,  
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;  
Nesters tönet der Jungfrau  
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unfern kömmt,  
Wo der Bruder ihm sank, denkt er Manches wohl  
An der warnenden Stelle,  
Schweigt und geht getrösteter.

## Natur und Kunst

oder

### Saturn und Jupiter.

Du waltest hoch am Tag' und es blühet Dein  
Gesetz, Du hältst die Wage, Saturnus Sohn!  
Und theilst die Loos' und ruhest froh im  
Ruhm der unsterblichen Herrscherkünste.

Doch in den Abgrund, sagen die Säng'er sich,  
Habst Du den heil'gen Vater, den eignen, einst  
Vermiesen und es jammre drunten,  
Da, wo die Wilden vor Dir mit Recht sind,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit schon längst,  
Einst mühelos, und größer, wie Du, wenn schon  
Er kein Gebot aussprach und ihn der  
Sterblichen Keiner mit Namen nannte.

Herab denn! oder schäme des Danks Dich nicht!  
Und willst du bleiben, diene dem Aelteren  
Und gönn' es ihm, daß ihn vor Allen,  
Göttern und Menschen, der Säng'er nenne!

Denn, wie aus dem Gewölke Dein Blitz, so kommt  
Von ihm, was Dein ist, siehe! so zeugt von ihm,  
Was Du gebeutst, und aus Saturnus  
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.

Und hab' ich erst am Herzen Lebendiges  
 Gefühlt, und dämmert, was Du gestaltetest,  
 Und war in ihrer Wiege mir in  
 Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:

Dann kenn' ich Dich, Kronion, dann hör' ich Dich,  
 Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn  
 Der Zeit, Gesetze giebt und, was die  
 Heilige Dämmerung birgt, verkündet.

### An unsere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts  
 Triumph, als allerobernd vom Indus her  
 Der junge Bacchus kam, mit heil'gem  
 Weine vom Schläfe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,  
 Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt  
 Uns Leben, singt, Heroen! ihr nur  
 Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

### An Eduard.

Euch alten Freunde droben, unsterbliches  
 Gestirn! euch frag' ich, Helden! woher es ist,  
 Daß ich so unterthan ihm bin, und  
 So der Gewaltige sein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur wenig  
 Kann ich verlieren, aber ein liebes Glück,  
 Ein einziges, zum Angedenken  
 Reicherer Tage zurück geblieben;

Und so er mir's geböte, dieß Eine noch,  
 Mein Saitenspiel, ich wagt' es, wohin er wollt',  
 Und mit Gesange folgt' ich, selbst in's  
 Ende der Tapferen ihm hinunter.

„Die Wolke“ — fäng' ich — „tränket mit Regen Dich,  
 „Du Mutterboden! aber mit Blut der Mensch;  
 „So ruht, so küßt die Liebe sich, die  
 „Droben und drunten nicht Gleiches findet.

„Wo ist am Tag ihr Zeichen? wo spricht das Herz  
 „Sich aus? o wann im Leben, wann ist es frei,  
 „Was unser Wort nicht nennt, wann wird, was  
 „Trauert, gebannt in die Nacht, sein Wunsch ihm? —

„Jetzt, wann die Opfer fallen, ihr Freunde! jetzt!  
 „Schon tritt hinzu der festliche Zug, schon blinkt  
 „Der Stahl, die Wolke dampft, sie fallen, und es  
 „Hält in der Luft, und die Erde rühmt es!“

Wenn ich so singend fiele, dann rächtest Du  
 Mich, mein Achill! und sprächest: „er lebte doch  
 „Treu bis zuletzt!“ das ernste Wort, das  
 Sprache mein Feind und der Todtenrichter!

Doch weilen wir in Ruhe, Du Lieber, noch,  
 Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort  
 Das mütterliche, noch die beiden  
 Brüder in sicherem Arm gefangen.

Uns ist die Weisheit Wiechengesang; sie webt  
 Um's Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kommt  
 Aus ferne tönendem Gewölk die  
 Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt sein Sturm die Schwingen Dir auf; Dich ruft,  
 Dich nimmt der mächt'ge Vater hinauf; o nimm  
 Mich Du, und träge Deine leichte  
 Beute dem lächelnden Gott entgegen!

### Der gefesselte Strom.

Was schläfst und träumst Du, Jüngling! gehüllt in Dich,  
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,  
Und achtest nicht des Ursprungs, Du, des  
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,  
Kennst Du die lebenathmenden Lüfte nicht?  
Und trifft das Wort Dich nicht, das hell von  
Oben der wachende Gott Dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,  
Wie da er noch im Schooße der Felsen spielt',  
Ihm auf; und nun gedenkt er seiner  
Kraft, der Gewaltige; nun, nun eilt er,

Der Zauberer, er spottet der Fesseln nun,  
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen  
Im Zorne, spielend, da und dort zum  
Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,  
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft  
Den Herold fern, und schauernd regt im  
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;  
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;  
Denn nirgend darf er bleiben, als wo  
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

## Sonnenuntergang.

Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir  
 Von aller Deiner Wonne; denn eben ist's,  
 Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne  
 Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leher spielt';  
 Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,  
 Doch fern ist er zu frommen Völkern,  
 Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

## Dem Sonnengott.

Variation des Vorigen.

Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir  
 Von aller Deiner Wonne; denn eben ist's,  
 Daß ich gesehn, wie, müde seiner  
 Fahrt, der entzückende Götterjüngling

Die jungen Locken hadet' im Goldgewölk'  
 Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm;  
 Doch fern ist er zu frommen Völkern,  
 Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dich lieb' ich, Erde! trauerst Du doch mit mir!  
 Und unsre Trauer wandelt, wie Kinderschmerz,  
 In Schlummer sich und, wie die Winde  
 Flattern und flüstern im Saitenspiele,

Bis ihm des Meisters Finger den schönen Ton  
 Entlockt, so spielen Nebel und Traum' um uns,  
 Bis der Geliebte wiederkömmt und  
 Leben und Geist sich in uns entzündet.

### Menschenbeifall.

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,  
 Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,  
 Da ich stolzer und wilber,  
 Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,  
 Und es ehret der Knecht nur den Gewaltigen;  
 An das Göttliche glauben  
 Die allein, die es selber find.

### Stimme des Volks.

Du sehest Gottes Stimme, so ahndet' ich  
 In heil'ger Jugend; ja, und ich sag' es noch. —  
 Um meine Weisheit unbekümmert  
 Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie  
 Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;  
 Und meine Bahn nicht, aber richtig  
 Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

### Stimme des Volks.

Variation des Vorigen.

Du sehest Gottes Stimme, so glaubt' ich sonst  
 In heil'ger Jugend, ja, und ich sag' es noch!  
 Um unsre Weisheit unbekümmert  
 Rauschen die Ströme doch auch und dennoch

Wer liebt sie nicht? und immer bewegen sie  
 Das Herz mir, hör' ich ferne die Schwindenden,  
 Die Ahnungsvollen meine Bahn nicht,  
 Aber gewisser in's Meer hin eilen.

Denn selbstvergessen, allzubereit, den Wunsch  
 Der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern,  
 Was sterblich ist und einmal offen  
 Augeß auf eignem Pfade wandelt,

In's All zurück die kürzeste Bahn: so stürzt  
 Der Strom hinab, er suchet die Ruh', es reißt,  
 Es zieht wider Willen ihn von  
 Klippe zu Klippe, den steuerlosen,

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu,  
 Und, kaum der Erd' entfliegen, desselben Tags  
 Kehrt weinend zum Geburtsort schon aus  
 Vurpurner Höhe die Wolke nieder.

Und Völker auch ergreift die Todeslust  
 Und Heldenstädte sinken; die Erde grünt  
 Und stille vor den Sternen liegt, den  
 Betenden gleich in den Staub geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunst  
 Vor jenen unnachahmbaren da; er selbst  
 Der Mensch mit eigener Hand zerbrach, die  
 Götter zu ehren, sein Werk der Künstler.

Doch minder nicht sind jene den Menschen hold,  
 Sie lieben wieder so, wie geliebt sie sind,  
 Und hemmen öfters, daß er lang am  
 Richte sich freue, die Bahn des Menschen.

Und wie des Adlers Jungen, er wirft sie selbst  
 Der Vater aus dem Neste, damit sie sich  
 Im Felde Beute suchen, so auch  
 Treiben uns lächelnd hinaus die Götter.



Wohl Allen, die zur Ruhe gegangen sind  
 Und vor der Zeit gefallen, auch sie, auch sie  
 Gefordert gleich den Erstlingen der  
 Ernte, sie haben ihr Theil gewonnen.

Nicht, o ihr Theuern, ohne die Wonnen all  
 Des Lebens gingt ihr unter, ein Festtag ward,  
 Noch Einer euch zuvor und dem gleich  
 Haben die Anderen keins gefunden.

Doch größer ist's und schöner und ihrer mehr,  
 Die Allen Alles ist, der Natur mehr werth,  
 In Eile zögernd, mit des Ablers  
 Lust die geschwungnere Bahn zu fliegen.

Drum um der Götter willen verehr' ich sie,  
 Die Stimme meines Volkes, die ruhige,  
 Doch um der Götter und der Menschen  
 Willen, sie ruhe zu gern nicht immer!

### Die scheinheiligen Dichter.

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!  
 Ihr habt Verstand, ihr glaubt nicht an Helios,  
 Noch an den Donnerer und Meergott;  
 Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,  
 Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand,  
 Und ist ein großes Wort vonnöthen,  
 Mutter Natur! so gedenkt man deiner.

### Die Launischen.

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,  
Saitenspiel und Gesang, schweigt mir das Herz doch gleich:  
    Bald auch bin ich verwandelt,  
    Blinkst du, purpurner Wein! mich an

Unter Schatten des Walds, wo die gewaltige  
Mittagssonne mir sanft über dem Laube glänzt;  
    Ruhig sitz' ich daselbst, wenn,  
    Zürnend schwerer Beleidigung,

Ich im Felde geirrt — zürnen zu gerne doch  
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,  
    Die Beglückten; wie Kinder,  
    Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind sie mürrisch und voll herrischen Eigenfinns:  
Wandeln still sie des Wegs, irret Geringes doch  
    Bald sie wieder; sie reißen  
    Aus dem Gleise sich sträubend Dir.

Doch Du rührest sie kaum, Liebende! freundlich an,  
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie!  
    Du lenkst, Meisterin! sie mit  
    Weichem Zügel, wohin Du willst.

### Der Zeitgeist.

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir  
Du in der dunkeln Wolke, Du Gott der Zeit!  
    Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es  
    Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft,  
 Such' in der Höhle Rettung vor Dir, und möcht',  
 Ich Blöder, eine Stelle finden,  
 Messerschütt'rer! wo Du nicht wärest.

Laß endlich, Vater! offenen Aug's mich Dir  
 Begegnen! hast denn Du nicht zuerst den Geist  
 Mit Deinem Stral aus mir geweckt? mich  
 Herrlich an's Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;  
 In milder Luft begegnet den Sterblichen,  
 Und wenn sie still im Haine wandeln,  
 Weiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckst Du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst  
 Die Alten weise Künste; der Schlimme nur  
 Wird schlimmer, daß er bald' er ende,  
 Wenn Du, Erschütterer! ihn ergreifst.

---

### Der Tod für's Vaterland.

Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge  
 Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,  
 Wo fest herauf die Bürger dringen,  
 Sicher der Kunst und des Arms, doch sicher

Kömmst über sie die Seele der Jünglinge,  
 Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,  
 Und ihre Vaterlandsgefänge  
 Lähmen die Kniee der Ehrelosen.

O nimm mich, nimm mich mit in die Reihen auf,  
 Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!  
 Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch  
 Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,  
 Für's Vaterland — und bald ist's gesch'e'n! Zu euch  
 Ihr Theuern! komm' ich, die mich lieben  
 Lehren und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu seh'n,  
 Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!  
 Nun grüßt ihr freundlich den geringen  
 Frembling und brüderlich ist's hier unten.

### Gesang des Deutschen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!  
 Abulnd gleich der schweigenden Mutter Erd'  
 Und allverkannt, wenn schon aus Deiner  
 Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von Dir,  
 Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie  
 Dich ungestalte Rebe, daß Du  
 Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!  
 Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,  
 Oft zürnt' ich weinend, daß Du imitier  
 Blöde die eigene Seele läugnest.

Doch magst Du manche Schöne nicht bergen mir,  
 Oft stand ich überschauend das sanfte Grün  
 Im weiten Garten hoch in Deinen  
 Lüften auf hohem Gebirg und sah Dich.

An Deinen Strömen ging ich und dachte Dich,  
 Indes die Töne schüchtern die Nachtigall  
 Im Dunkel sang und still und klar auf  
 Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,  
Die edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,  
Die Wissenschaft, wo Deine Sonne  
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst Du Minervens Volk? es erwählete  
Den Delbaum sich zum Lieblinge, kennst Du dieß?  
Noch lebt's! noch waltet der Athener  
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platon's frommer Garten auch schon nicht mehr  
Am stillen Strome grünt und ein dürft'ger Mann  
Die Heldenasche pflügt und Scheu der  
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heil'ger Wald! o Attika! traf der Gott  
Mit furchtbar sich'rem Strale so bald auch Dich  
Und eilten sie, die Dich belebt, die  
Flammen entbunden zum Aether über?

Doch wie der Frühling wandelt der Genius  
Von Land zu Land. Und wie? ist denn Einer noch  
Von unsern Jünglingen, der nicht ein  
Ahnben, ein Räthsel der Brust verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben euch  
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,  
Und sühnet täglich nicht der hofhe  
Friede das böse Gewirre wieder?

Und wo sind Dichter, denen der Gott es gab,  
Wie unsern Alten, freundlich und fromm zu sehn,  
Wo Weise, wie die unsern sind, die  
Kalten und kühnen, die unbestechbar'n?

Gegrüßt in Deiner Schöne, mein Vaterland,  
Mit neuem Namen, reifste Frucht der Zeit,  
Du letzte und Du erste aller  
Musen, Urania, sey gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst Du, sinnest ein freudig Werk,  
 Daß von Dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,  
 Das einzig, wie Du selber, das aus  
 Liebe geboren und gut, wie Du, seh.

Wo ist Dein Delos, wo Dein Olympia,  
 Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?  
 Doch wie erräth Dein Sohn, was Du den  
 Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Sieh! freundlich zögernd scheidet vom Auge Dir  
 Das Jahr und in hesperischer Milde glänzt  
 Der Winterhimmel über Deinen  
 Gärten, den dichterischen, immergrünen.

Noch da ich Deines Festes gedacht' und sann,  
 Was ich ihm dankend reichte, da winkten noch  
 Am Pfad Blumen, daß sie Dir zur  
 Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch andres heut Dir, Größeres, hohen Geist  
 Die festlichere Zeit, denn es hält hinab  
 Am Berge das Gewitter, sieh! und  
 Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf,  
 So dünkt es mir, und einsam, o Fürstin, ist  
 Das Herz der Freigebornen wohl nicht  
 Länger im eigenen Glück, denn würdig

Gesellt im Lorbeer ihm der Heroe sich,  
 Der schöngereifte, ganze, die Weisen auch,  
 Die heil'gen sind es werth, sie blicken  
 Still aus der Höhe des Lebens alle. —

### Des Morgens.

Vom Thau glänzt der Rasen, beweglicher  
Gilt schon die wache Quelle; die Birke neigt  
Ihr schwankes Haupt und im Gebläth  
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen röthliche Flammen dort,  
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;  
Wie Fluten am Gestade, wogen  
Höher und höher die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,  
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!  
Denn offner fliegt, vertrauter Dir mein  
Auge, Du Freudiger! zu, so lang Du

In Deiner Schöne jugendlich blickst und noch  
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;  
Du möchtest immer eilen, könnt' ich,  
Göttlicher Wandrer, mit Dir! — doch lächelst

Des frohen Uebermüthigen Du, daß er  
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn  
Mein sterblich Thun und heitre wieder,  
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

### Abendphantasie.

Vor seiner Hütte ruhigem Schatten sitzt  
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Heerd.  
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im  
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch,  
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts  
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube  
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen  
 Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müß' und Ruh'  
 Ist alles freudig; warum schläft denn  
 Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;  
 Unzählig blüh'n die Rosen und ruhig scheint  
 Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich,  
 Purpurne Wolken! und mögen droben

In Licht und Lust zerrinnen mir Lieb und Leid! —  
 Doch, wie verschüchelt von thörichter Bitte, flieht  
 Der Zauber! dunkel wird's, und einsam  
 Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt  
 Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst Du ja,  
 Du ruhelose, träumerische!  
 Friedlich und heiter ist dann das Alter.

---

### An die Hoffnung.

O Hoffnung! holde! gütig geschäftige!  
 Die Du das Haus der Trauernden nicht verschmähtst,  
 Und gerne dienend, Edle, zwischen  
 Sterblichen waltest und Himmelsmächten;

Wo bist Du? wenig lebt' ich, doch athmet kalt  
 Mein Abend schon, und stille, den Schatten gleich,  
 Bin ich schon hier; und schon gesanglos  
 Schlummert das schauernde Herz im Busen.

Im grünen Thale, dort, wo der frische Duell  
 Vom Berge täglich rauscht, und die liebliche  
 Zeitlose mir am Herbstlicht aufblüht,  
 Dort in der Stille, du Holde, will ich



Dich suchen, oder wenn in der Mitternacht  
 Das unsichtbare Leben im Haine wallt,  
 Und über mir die immer frohen  
 Blumen, die sicheren Sterne, glänzen.

O Du, des Aethers Tochter! erscheine dann  
 Aus Deines Vaters Gärten, und darfst Du nicht  
 Mir sterblich Glück verheiß'n, schreck', o  
 Schrecke mit anderem nur das Herz mir.

### Mein Eigenthum.

In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,  
 Geläutert ist die Traub' und der Hain ist roth  
 Von Obst, wenn schon der holden Blüthen  
 Manche der Erde zum Danke fielen.

Und rings im Felde, wo ich den Pfad hinaus,  
 Den stillen, wandle, ist den Zufriedenen  
 Ihr Gut gereift und viel der frohen  
 Mühe gewähret der Reichthum ihnen.

Vom Himmel lächelt zu den Geschäftigen  
 Durch ihre Bäume milde das Licht herab,  
 Die Freude theilend, denn es wuchs durch  
 Hände der Menschen allein die Frucht nicht.

Und leuchtest Du, o goldnes, auch mir, und wehst  
 Auch Du mir wieder, Lüftchen, als segnetest  
 Du eine Freude mir, wie einst, und  
 Irrst, wie um Glückliche, mir am Busen?

Einst war ich's, doch, wie Rosen, vergänglich war  
 Das fromme Leben, ach! und es mahnen noch,  
 Die blühend mir geblieben sind, die  
 Holden Gestirne zu oft mich dessen.

Beglückt, wem ruhig liebend ein frommes Weib  
Am eignen Heerd in friedlicher Heimath lebt,  
Es leuchtet über festem Boden  
Schöner sein Himmel dem sichern Manne.

Denn, wie die Pflanze, wurzelt auf eigner Grund  
Sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen,  
Der mit dem Tageslichte nur, ein  
Armer, auf heiliger Erde wandelt.

Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht  
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitern Tag  
Kühl' ich verzehrend euch am Busen  
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.

Doch heute laßt mich stille den trauten Pfad  
Zum Haine gehn, dem golden sein sterbend Laub  
Die Wipfel schmückt, und kränzt auch mir die  
Stirne, ihr holden Erinnerungen!

Und daß doch mir zu retten mein sterblich Herz,  
Wie andern, eine bleibende Stätte sey  
Und heimathlos die Seele mir nicht  
Ueber das Leben hinweg sich sehne,

Sey Du, Gesang! mein freundlich Asyl! sey Du,  
Beglückender, mit sorgender Liebe mir  
Gepflegt, Du Garten, wo ich wandelnd  
Unter den Blüthen, den immer jungen,

In sicherer Einsalt wohne, wenn draußen mir  
Mit ihren Wellen allen die mächt'ge Zeit,  
Die wandelbare, fern rauscht und die  
Stillere Sonne mein Wirken fördert.

Ihr segnet gütig jedem der Sterblichen,  
Ihr reinen Himmelskräfte, sein Eigenthum,  
O segnet meines auch und daß zu  
Frühe die Parze den Traum nicht ende.

## Der Winter.

Jetzt komm und hülle, zaubrischer Phantastus,  
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,  
In goldne Träum' und schütze sie, die  
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß sein Sinnen und sein Geschäft  
Und seiner Kerze Schein und den künft'gen Tag  
Gefallen, laß des Unmuths ihm, der  
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,  
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Frost das Land  
Befällt, und spät, zur Schummerstunde,  
Spottend der Menschen, sein schrecklich Lied singt,

Und unsrer Städte Mauern und unsern Zaun,  
Den fleißig wir gesetzt, und den stillen Hain  
Zerreißt, und selber im Gesang die  
Seele mir flöret, der Ueberderber,

Und rastlos tobend über den sanften Strom  
Sein schwarz Gewölk ausschüttet, daß weit umher  
Das Thal gährt und, wie fallend Laub, vom  
Verstenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frommer ist, denn andre Lebendige,  
Der Mensch; doch zürnt es draußen, gehört er auch  
Sich eignert an und sinnt und ruht in  
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien  
Noch einer gerne segnend mit ihm, und wenn  
Sie zürnten all', die ungelehr'gen  
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

### Der gute Glaube.

Schönes Leben! Du liegst krank und das Herz ist mir  
 Müd vom Weinen und schon dämmert die Furcht in mir;  
 Doch, doch kann ich nicht glauben,  
 Daß Du sterbest, so lang Du liebst.

### Ihre Genesung.

Deine Freundin, Natur! leidet und schläft, und Du  
 Aubelebende säumst? ach, und ihr heilt sie nicht,  
 Mächt'ge Lüfte des Aethers,  
 Nicht, ihr Quellen des Sonnenlichts?

Alle Blumen der Erd', alle die fröhlichen  
 Schönen Früchte des Hains, heitern sie alle nicht  
 Dieses Leben, ihr Götter,  
 Das ihr selber in Lieb' erzogt?

Ach! schon athmet und tönt heilige Lebenslust  
 Ihr im reizenden Wort wieder, wie sonst, und schon  
 Glänzt das Auge des Liebings  
 Freundlich offen, Natur! Dich an.

### A b b i t t e.

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene  
 Götterruhe Dir oft, und der geheimern,  
 Liefern Schmerzen des Lebens  
 Hast Du manche getrennt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort  
 Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und Du  
 Ruhst und glänzeest in Deiner  
 Schöne wieder, Du süßes Licht!

### Ehmals und Jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,  
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,  
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch  
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

### Am Abend.

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten  
Nur wenig Dein, sie kannten Dich, heil'ge, nicht,  
Denn mühelos und stille bist Du  
Ueber den Mühsamen aufgegangen.

Mir gehst Du freundlich unter und auf, o Licht,  
Und wohl erkennt mein Auge Dich, herrliches!  
Denn göttlich stille ehren lernt' ich,  
Da Diotima den Sinn mir heilte.

O Du des Himmels Botin, wie lauscht' ich Dir,  
Dir Diotima! Liebe, wie sah von Dir  
Zum goldnen Tage dieses Auge  
Staunend und dankend empor. Da rauschten

Lebendiger die Quellen, es athmeten  
Der dunkeln Erde Blüthen mich liebend an,  
Und lächelnd über Silberwolken  
Neigte sich segnend herab der Aether.

### An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch' und Sporn,  
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.  
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seyd  
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,  
 Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?  
 O ihr Lieben! so nehmt mich,  
 Daß ich büße die Lästerung!

### An die jungen Dichter.

Lieben Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,  
 Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,  
 Bald zur Stille der Schönheit;  
 Seyd nur fromm, wie der Griechen war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!  
 Haßt den Rausch wie den Frost! Lehrt und beschreibet nicht!  
 Wenn der Meister euch ängstigt,  
 Fragt die große Natur um Rath!

### Die Kürze.

„Warum bist Du so kurz? liebst Du wie vormalß denn  
 „Nun nicht mehr den Gesang? fand'st Du als Jüngling doch  
 „In den Tagen der Hoffnung,  
 „Wenn Du sangest, das Ende nie?“

Wie mein Glück ist mein Lied. — Wißt Du im Abendroth  
 Froh Dich baden? Hinweg ist's und die Erd' ist kalt,  
 Und der Vogel der Nacht schwirrt  
 Unbequem vor das Auge Dir.

### Sokrates und Alcibiades.

„Warum huldigest Du, heiliger Sokrates,  
„Diesem Jünglinge stets? kenneſt Du Größ'res nicht?  
„Warum siehst mit Liebe,  
„Wie auf Götter, Dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tieffste gedacht, liebt das Lebendigste,  
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,  
Und es neigen die Weisen  
Oft am Ende zum Schönen sich.

---

### Die Götter.

Du stiller Aether! immer bewahrst Du schön  
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich  
Zur Tapferkeit vor Deinen Stralen,  
Helios! oft die empörte Brust mir.

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,  
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,  
Und Nacht ist ihm die Welt, und keine  
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt  
In Herzen, die euch lieben, den Kindersinn,  
Und laßt in Sorgen und in Irren  
Nimmer den Genius sich vertrauern.

---

### Empedokles.

Das Leben suchst Du, suchst, und es quillt und glänzt  
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde Dir,  
Und Du in schauerndem Verlangen  
Wirfst Dich hinab in des Aetna Flammen.

So schmelzt' im Weine Perlen der Uebermuth  
 Der Königin; und mochte sie! Hättest Du  
 Nur Deinen Reichthum nicht, o Dichter,  
 Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig bist Du mir, wie der Erde Macht,  
 Die Dich hinwegnahm, kühner Getödteter!  
 Und folgen möcht' ich in die Tiefe,  
 Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

### Der Meckar.

In Deinen Thälern machte mein Herz mir auf  
 Zum Leben, Deine Wellen umspielten mich,  
 Und all' der holden Hügel, die Dich,  
 Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft  
 Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,  
 Wie Leben aus dem Freudebecher,  
 Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu Dir,  
 Mit ihnen auch mein Herz, und Du nahmst uns mit  
 Zum still erhabnen Rhein, zu seinen  
 Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,  
 Verlangend nach den Reizen der Erde, mir  
 Zum goldenen Pactol, zu Smyrna's  
 Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad  
 Nach Deinen Säulen fragen, Olympion!  
 Noch eh' der Sturmwind und das Alter  
 Hin in den Schutt der Athenertempel



Und ihrer Gottesbilder auch Dich begräbt;  
 Denn lang schon einsam stehst Du, o Stolz der Welt,  
 Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen  
 Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald  
 Durchsäufelt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.  
 Ach! wo ein goldner Herbst dem armen  
 Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht  
 Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum  
 Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel  
 Zum labyrinthischen Lanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,  
 Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn  
 Auch da mein Neckar nicht mit seinen  
 Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

### Heidelberg.

Lange lieb' ich Dich schon, möchte Dich, mir zur Lust  
 Mutter nennen und Dir schenken ein kunsftlos Lied,  
 Du, der Vaterlandsstädte  
 Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,  
 Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei Dir glänzt,  
 Leicht und kräftig die Brücke,  
 Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst  
 Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,  
 Und herein in die Berge  
 Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,  
 Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,  
 Liebend unterzugehen,  
 In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest Du ihm, hattest dem Flüchtigen  
 Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn  
 All' ihm nach, und es bebt  
 Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische  
 Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund  
 Von den Wettern gerissen;  
 Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde  
 Riesenbild, und umher grünte lebendiger  
 Ephen; freundliche Wälder  
 Kauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Thal,  
 An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold  
 Deine fröhlichen Gassen  
 Unter duftenden Gärten ruhn.

## Der Main.

Variation des obigen: Der Neckar.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'  
 Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt  
 Das Herz mir und die Wünsche wandern  
 Ueber das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind,  
 Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,  
 Wie jenes, wo die Göttersöhne  
 Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'  
 Ich landen, Deine Säulen, Olympion!  
 Erfragen, dort, noch eh' der Nordsturm  
 Hin den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Göttertempel auch Dich begräbt;  
 Denn lang schon einsam stehst Du, o Stolz der Welt,  
 Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen  
 Inseln Joniens, wo die Lüfte,

Vom Meere kühl, an warme Gestade wehn,  
 Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,  
 Ach! wo ein goldner Herbst dem armen  
 Volk in Gefänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten seht ihr Limonenwald,  
 Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,  
 Und süßer Wein und Paus' und Zithar  
 Zum labyrinthischen Tanze ladet. —

Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einft  
 Ein heimathloser Säng'er; denn wandern muß  
 Von Fremden er zu Fremden und die  
 Erde, die freie, sie muß ja leider

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,  
 Und wenn er stirbt — doch nimmer vergeß ich Dich,  
 So fern ich wandre, schöner Main! und  
 Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst Du, Stolz'ger! bei Dir mich auf  
 Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,  
 Und still hingleitende Gefänge  
 Lehrtest Du mich und geräuschlos Leben.

O ruhlg mit den Sternen, Du Glücklicher!  
 Wallst Du von Deinem Morgen zum Abend fort,  
 Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit  
 Ihm in den Ocean freudig nieder!

### Ermunterung.

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum,  
 Warum verstummst Du unter den Lebenden,  
     Schläfst, freies! von den Götterlosen  
     Ewig hinab in die Nacht verwiesen?

Wacht denn, wie vormalß, nimmer des Aethers Licht?  
 Und blüht die alte Mutter, die Erde, nicht?  
     Und übt der Geist nicht da und dort, nicht  
     Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur Du nicht mehr! doch mahnen die Himmlischen,  
 Und stillebildend weht, wie ein kahl Gefild,  
     Der Athem der Natur Dich an, der  
     Alleserweiternde, seelenvolle.

O Hoffnung! bald, bald singen die Saine nicht  
 Des Lebens Lob allein, denn es ist die Zeit,  
     Daß aus der Menschen Munde ste, die  
     Schönere Seele sich neu verkündet,

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen  
 Das Element sich bildet, und dann erst reich,  
     Bei frommer Kinder Dank, der Erde  
     Brust, die unendliche, sich entfaltet,

Und unsre Lage wieder, wie Blumen, find,  
 Wo ste, des Himmels Sonne, sich ausgetheilt  
     Im stillen Wechsel steht und wieder  
     Froh in den frohen das Licht sich findet,

Und er, der sprachlos waltet und unbekannt  
 Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist  
     Im Menschenwort, am schönen Tage  
     Kommenden Jahren, wie einst, sich ausspricht.

## Die Heimath.

Troh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,  
 Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;  
 So kam' auch ich zur Heimath, hätt' ich  
 Güter so viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,  
 Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,  
 Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
 Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,  
 Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,  
 Dort bin ich bald; euch, traute Berge,  
 Die mich behüteten einst, der Heimath

Berehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus,  
 Und liebender Geschwister Umarmungen  
 Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,  
 Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,  
 Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,  
 Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend  
 Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,  
 Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.  
 Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde  
 Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

---

## Die Liebe.

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr die Guern all',  
 O ihr Dankbaren, sie, euere Dichter schmächt,  
 Gott vergeß' es, doch ehret  
 Nur die Seele der Liebenden.

Denn o saget, wo lebt menschliches Leben sonst,  
 Da die knechtische jetzt alles, die Sorge, zwingt?  
 Darum wandelt der Gott auch  
 Sorglos über dem Haupt uns längst.

Doch, wie immer das Jahr kalt und gefanglos ist,  
 Zur beschiedenen Zeit aber aus weißem Feld  
 Grüne Halme doch sprossen,  
 Oft ein einsamer Vogel singt,

Wenn sich mählig der Wald dehnet, der Strom sich regt,  
 Schon die mildere Luft leise von Mittag weht  
 Zur erlesenen Stunde:  
 So, ein Zeichen der schönern Zeit,

Die wir glauben, erwächst einzig genügsam nah,  
 Einzig edel und fromm über dem ehernen,  
 Wilden Boden die Liebe,  
 Gottes Tochter, von ihm allein.

Sey gesegnet, o sey, himmlische Pflanze, mir  
 Mit Gesange gepflegt, wenn des ätherischen  
 Nektars Kräfte Dich nähren,  
 Und der schöpfrische Stral Dich reift.

Wach! und werde zum Wald! eine beseeltere,  
 Voll entblühende Welt! Sprache der Liebenden  
 Sey die Sprache des Landes,  
 Ihre Seele der Laut des Volks!

### Lebenslauf.

Größtest wolltest auch Du, aber die Liebe zwingt  
 All' uns nieder, das Leid beugt gewaltiger,  
 Und es lehret umsonst nicht  
 Unser Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,  
 Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,  
 Weht im nüchternen Orkus  
 Nicht ein liebender Athem auch?

Dieß erfuhr ich. Denn nie, sterblichen Meistern gleich,  
 Habt ihr Himmlischen, ihr Alleserhaltenden,  
 Daß ich wüßte mit Vorsicht,  
 Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,  
 Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',  
 Und verstehe die Freiheit,  
 Aufzubrechen, wohin er will.

### Der Abschied.

Trennen wollten wir uns? wäñnten es gut und klug?  
 Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?  
 Ach! wir kennen uns wenig,  
 Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erst,  
 Sinn und Leben erschuf, ihn, den beseelenden  
 Schutzgott unserer Liebe,  
 Dieß, dieß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menschen Sinn,  
 Andern ehernen Dienst übt er und anders Recht,  
 Und es fordert die Seele  
 Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte  
 Allentzwehende Haß Götter und Menschen trennt,  
 Muß, mit Blut sie zu sünnen,  
 Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich schweigen! o laß nimmer von nun an mich  
 Dieses Tödtliche sehn, daß ich im Frieden doch  
 Hin ins Einsame ziehe,  
 Und noch unser der Abschied sey!

Reich' die Schale mir selbst, daß ich des rettenden  
 Heil'gen Gistes genug, daß ich des Lethetranke  
 Mit Dir trinke, daß alles,  
 Haß und Liebe vergeffen sey!

Hingehn will ich. Vielleicht seh' ich in langer Zeit  
 Diotima! Dich hier. Aber verblutet ist  
 -Dann das Wünschen und friedlich  
 Gleich den Seligen, fremd sind wir.

Und ein ruhig Gespräch führet uns auf und ab,  
 Sinnend, zögernd, doch ist fast die Vergessenen  
 Hier die Stelle des Abschieds,  
 Es erwarmet ein Herz in uns,

Staunend seh' ich Dich an, Stimmen und süßen Sang,  
 Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenspiel,  
 Und befreiet in Flammen  
 Fliegt in Lüfte der Geist uns auf.

---

### D i o t i m a.

Du schweigst und duldest, denn sie verstehn Dich nicht.  
 Du edles Leben! stehst zur Erd' und schweigst  
 Am schönen Tag, denn ach! umsonst nur  
 Suchst Du die Deinen im Sonnenlichte,

Die Königlichen, welche wie Brüder doch,  
 Wie eines Hains gesellige Gipfel sonst  
 Der Lieb' und Heimath sich und ihres  
 Immer umfangenden Himmels freuten,



Des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk;  
 Die Dankbarn, sie, sie mein' ich, die einzig treu  
 Bis in den Tartarus die Freude  
 Brachten, die Freien, die Göttermenschen,

Die zärtlich großen Seelen, die nimmer sind:  
 Denn sie beweint, so lange das Trauerjahr  
 Schon dauert, von den vor'gen Sternen  
 Täglich gemahnet, das Herz noch immer,

Und diese Todtenklage, sie ruht nicht aus!  
 Die Zeit doch heilt. Die Himmlischen sind jetzt stark,  
 Sind schnell. Nimmt denn nicht schon ihr altes  
 Freudiges Recht die Natur sich wieder?

Sieh! eh noch unser Hügel, o Liebe, sinkt,  
 Geschieht's und ja! noch stehet mein sterblich Lied  
 Den Tag, der, Diotima! nächst den  
 Göttern mit Helden Dich nennt, und Dir gleicht.

### Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,  
 Und Du mit Deinen Pappeln, geliebter Strom!  
 Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr  
 Sonnigen Gipfel! so sehd ihr's wieder.

Du stiller Ort! in Träumen erschienst Du fern  
 Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnennden,  
 Und Du, mein Haus, und ihr, Gespielen,  
 Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'  
 Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,  
 Doch Du, mein Vaterland, Du Heilig=  
 Dulndendes, stehe, Du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit Dir, mit Dir  
 Sich freu'n, erziehst Du, Theures! die Deinen auch,  
 Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne  
 Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge  
 Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget  
 Und stille vor dem Schicksal sind, dann  
 Liebt der Geläuterte Dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, Du Rosenpfad  
 Der Lieb' und all' ihr Pfade des Wanderers,  
 Lebt wohl! und nimm und segne Du mein  
 Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

### An die Parzen.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!  
 Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,  
 Daß williger mein Herz, vom süßen  
 Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht  
 Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;  
 Doch ist mir einst das Heil'ge, das am  
 Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!  
 Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel  
 Mich nicht hinabgeleitet; Einmal  
 Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

## Unter den Alpen gesungen.

Heilige Unschuld, Du der Menschen und der  
Götter liebste Vertraueste! Du magst im  
Hause oder draußen ihnen zu Füßen  
Sitzen, den Alten,

Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches  
Gute kennet der Mann, doch staunet er, dem  
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist,  
Reine, Dir alles!

Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne  
Dient und trauet es Dir, der stumme Wald spricht,  
Wie vor Alters, seine Sprüche zu Dir, es  
Lehren die Berge

Heil'ge Gesetze Dich, und was noch jetzt uns  
Vielerfahrenen offenbar der große  
Vater werden heißt, Du darfst es allein uns  
Helle verkünden.

So mit den Himmlischen allein zu sehn, und,  
Gehet vorüber das Licht und Strom und Wind und  
Zeit eilt sie zum Ort, vor ihnen ein stetes  
Auge zu haben:

Seliger weiß und wünsch' ich nichts, so lange  
Nicht auch mich, wie die Winde, fort die Flut nimmt,  
Daß wohl aufgehoben, schlafend dahin ich  
Muß in den Bogen;

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem  
Busen Göttliches hält, und frei will ich, so  
Lang ich darf, euch all', ihr Sprachen des Himmels!  
Deuten und singen.

## Der Mensch.

Fragment.

Raum sproßten aus den Wassern, o Erde, Dir  
Der alten Berge Gipfel; und dufteten,  
Voll junger Wälder, durch die Mailuft,  
Ueber den Ocean hin, lustathmend,

Die ersten grünen Inseln; und freudig sah  
Des Sonnengottes Auge die Erstlinge,  
Die Bäum' und Blumen, seiner Jugend  
Lächelnde Kinder, aus Dir geboren:

Da auf der Inseln schönster, . . . . .  
. . . . .

Kag unter Trauben einst, nach lauer  
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde,

Geboren Dir, o Erde, Dein schönstes Kind;  
Und auf zum Vater Helios steht bekannt  
Der Knab' und weilt und wählt, die süßen  
Beeren versuchend, die heil'ge Rebe

Zur Amme stich. Und bald ist er groß; ihn scheun  
Die Thiere, denn ein Anderer ist, wie sie,  
Der Mensch; nicht Dir und nicht dem Vater  
Gleicht er, denn kühn ist in ihm und einzig

Des Vaters hohe Seele mit Deiner Lust,  
O Erd', und Deiner Trauer von je vereint,  
Der ewigen Natur, der Götter-  
Mutter, der furchtbaren möcht' er gleichen.

Ah! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen Dir  
Sein Uebermuth, und Deine Geschenke sind  
Umsonst, die zärtlichen; zu hoch schlägt  
Immer und immer der stolze Busen.

Von seines Ufers duftender Wiese muß  
 Ins blüthenlose Wasser hinaus der Mensch,  
 Und glänzt auch, wie die Sternennacht, von  
 Goldenen Früchten sein Gain, doch gräbt er

Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht,  
 Von seines Vaters heiligem Strale fern,  
 Dem Sonnengott auch ungetreu, der  
 Knechte nicht liebt und der Sorgen spottet.

Ach! freier athmen Vögel des Walds, wenn schon  
 Des Menschen Brust sich wilder und stolzer hebt,  
 Sein Troß wird Angst, und seines Friedens  
 Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

### Der Frieden.

Wie wenn die alten Wasser in andrem Bohn,  
 In schrecklichem, verwandelt wieder  
 Kämen, zu reinigen, da es noth war,

So gährt' und wuchs und wogte von Jahr zu Jahr  
 Raßlos und überschwemmte das bange Land  
 Die unerhörte Schlacht, es hüllte  
 Dunkel und Blässe das Haupt der Menschen.

Die Heldenkräfte flogen, wie Wellen, auf  
 Und nieder, denn Du kürztest der Rächerin,  
 Der sie gebient, die Arbeit schnell und  
 Lenktest zur Ruhe sie um, die Streiter.

O Du, die unerbittlich und unbeflegt  
 Zu seiner Zeit den Uebergewalt'gen trifft,  
 Daß bis in's letzte Glied hinab vom  
 Schlage sein armes Geschlecht erzittert,

Die Du geheim den Stachel und Zügel hältst,  
 Zu hemmen und zu fördern, o Nemesis,  
 Strafft Du die Todten noch, die schliefen  
 Unter Italiens Lorbeergärten,

Sonst ungestört die alten Eroberer?  
 Und schontest Du der müßigen Hirten nicht?  
 Und haben endlich wohl genug den  
 Ueppigen Schlummer gebüßt die Völker?

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut  
 Ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst  
 Das Maaß verloren, unsre Väter  
 Wußten es nicht und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen  
 Sich gern auf's Haupt und zanken um Herrschaft sich  
 Den Nachbar fürchtend und es hat auf  
 Eigenem Boden der Mann nicht Segen.

Und unstät wehn und irren, dem Chaos gleich,  
 Dem gährenden Geschlechte die Wünsche nach,  
 Und wild ist und verzagt und kalt von  
 Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichere Bahn,  
 O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,  
 Melodischwechselnd gehen Dir die  
 Wachsenden Zeiten, Du lebensreiche!

Mit Deinem stillen Ruhme, genügsame!  
 Mit Deinen ungeschriebnen Gesetzen auch,  
 Mit Deiner Liebe komm und gieb ein  
 Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.

Unschuldige! sind klüger die Kinder doch  
 Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwist  
 Den Guten nicht den Sinn und klar und  
 Freudig ist ihnen ihr Auge blieben.

Und wie mit andern Schauenden lächelnd ernst  
 Der Richter auf der Jünglinge Rennbahn steht,  
 Wo glühend sich die Kämpfer und die  
 Wagen in stäubenden Wolken treiben,

So steht und lächelt Helios über uns  
 Und einsam ist der Göttliche, Frohe nie,  
 Denn ewig wohnen sie, des Aethers  
 Blühende Sterne, die heiligfreien.

. . . . .

### An die Deutschen.

Ausführung des obigen S. 42

Spottet nimmer des Kinds, wenn es, das alberne,  
 Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt,  
 O ihr Guten! auch wir sind  
 Thatenarm und gedankenvoll.

Aber kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,  
 Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die That?  
 Folgt der Schrift, wie des Haines  
 Dunklem Blatte, die goldne Frucht?

Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon  
 Vor dem Feste? die Furcht, welche den Gott ansagt?  
 O, dann nehmt mich, ihr Lieben!  
 Daß ich büße die Lästung.

Schon zu lange, zu lang' irr' ich dem Laien gleich  
 In des bildenden Geists werdender Werkstatt hier,  
 Nur was blühet, erkenn' ich,  
 Was er sinnet, erkenn' ich nicht.

Und zu ahnden ist süß, aber ein Leiden auch,  
 Und schon Jahre genug leb' in sterblicher,  
 Unverständiger Liebe  
 Zweifelnd immer bewegt um ihn,

Der das stetige Werk liebend aus dämmernder,  
Voller Seele und mir näher, dem Sterblichen,  
Wo ich zage, des Lebens  
Reine Tiefe zur Reife bringt.

Schöpferischer, o mann, Genius unsres Volks,  
Wann erscheineſt Du ganz, Seele des Vaterlands,  
Daß ich tiefer mich beuge,  
Daß die leiseste Saite selbst

Mir verstumme vor Dir, daß ich beschämt und still,  
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor Dir  
Enden möge mit Freuden,  
Wenn sie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun  
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,  
Und die Berge des deutschen  
Landes Berge der Musen sind,

Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon  
Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands  
Goldnem Himmel die freie,  
Klare, geistige Freude glänzt.

Wohl ist enge begränzt unsere Lebenszeit,  
Unserer Jahre Zahl sehen und zählen wir,  
Doch die Jahre der Völker,  
Sah ein sterbliches Auge sie?

Wenn die Seele Dir auch über die eigne Zeit  
Sich, die sehnennde, schwingt, trauernd verweilest Du  
Doch am kalten Gestade  
Bei den Deinen und kennst sie nicht.



## P a l i n o d i e.

Was dämmert um mich, Erde, Dein freundlich Grün?  
 Was wehst Du wieder, Lüftchen, wie einst, mich an?  
 In allen Wipfeln rauscht's . . .

Was weckt ihr mir die Seele? was regt ihr mir  
 Vergangnes auf, ihr Guten, o schonet mein  
 Und laßt sie ruhn, die Asche meiner  
 Freuden, ihr spottetet nur, o wandelt,

Ihr schicksallosen Götter, vorbei und blüht  
 In eurer Jugend über den Alternden  
 Und wollt ihr zu den Sterblichen euch  
 Gerne gesellen, so blüht der Jungfrau

Euch viel, der jungen Helden, und schöner spielt  
 Der Morgen um die Wangen der Glücklichen  
 Und lieblich tönen . . .  
 Euch die Gesänge der Mühelosen.

Ach! vormals rauschte leicht des Gesanges Well'  
 Auch mir vom Busen, da noch die Freude mir,  
 Die himmlische vom Auge glänzte . . .

## An die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg.

Geringe dünkt der träumende Sänger sich  
 Und Kindern gleich am müßigen Saitenspiel,  
 Wenn ihn der Edeln Glück, wenn ihn die  
 That und der Ernst der Gewalt'gen aufweckt.

Doch herrlicht mir Dein Name das Lied, Dein Fest,  
 Augusta! durfst' ich feiern; Beruf ist mir's,  
 Zu rühmen Höher's, darum gab die  
 Sprache der Gott und den Dank in's Herz mir.

O daß von diesem heiligen Tage mir  
 Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch  
 Mir ein Gesang in Deinen Hainen,  
 Edle! gedeihe, der Deiner werth sey.

## Abchiedsworte.

An Diotima.

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frevlern nicht  
 Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,  
 Von des Genius Feinden  
 Ueberwunden, in's feige Grab,

Dann vergiß mich, o dann rette vom Untergang,  
 Meinen Namen auch Du, gütiges Herz, nicht mehr,  
 Dann erröthe, die Du mir  
 Hold gewesen, doch eher nicht.

Aber ahnd' ich es nicht? Wehe von Dir, von Dir,  
 Schutzgeist! ferne von Dir spielen zerreißend bald  
 Alle Geister des Todes  
 Auf den Saiten des Herzens mir.

O so bleiche Dich denn, Locke der muthigen  
 Jugend! heute noch Du lieber, als morgen mir.

. . . . .

. . . . .

## Ma ch r u f.

Wohl geh' ich täglich andere Pfade, bald  
 In's Grün im Walde, bald zu der Quelle Bad,  
 Zum Felsen, wo die Rosen-blühen,  
 Blicke vom Hügel in's Land, doch nirgend,

Du Holde, nirgend find' ich im Lichte Dich,  
 Und in die Lüfte schwinden die Worte mir,  
 Die frommen, die bei Dir ich ehmal's

. . . . .

Ja ferne bist Du, seliges Angesicht!  
 Und Deines Lebens Wohl laut verhallt vor mir,  
 Nicht mehr belauscht, und ach! wo sehd ihr  
 Zaubergesänge, die einst das Herz mir

Besänftiget mit Ruhe der Himmlischen?  
 Wie lang' ist's! o wie lange! der Jüngling ist  
 Gealtert, selbst die Erde, die mir  
 Damals gelächelt, ist anders worden.

O lebe wohl! es scheidet und kehrt zu Dir  
 Die Seele jeden Tag und es weint um Dich  
 Das Auge, daß es heller wieder  
 Dort, wo Du säumest, hinüberblicke.

. . . . .

### An die Prinzessin Auguste.

Aus stillem Hause senden die Götter oft  
 Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge,  
 Damit, erinnert, sich am edlen  
 Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

So kommst Du aus Luistums Hainen auch  
 Aus heil'ger Schwelle dort, wo geräuschlos rings  
 Die Lüfte sind und friedlich um Dein  
 Dach die geselligen Bäume spielen,

Aus Deines Tempels Freuden, o Priesterin!  
 Zu uns, wenn schon die Wolke das Haupt uns beugt  
 Und kalt und wild . . . . .

. . . . .

O theuer längst . . . . . da Du  
 Im Dunkeln göttlich Feuer behütetest;  
 Doch stiller, theurer heute, da Du  
 Unter den Zeitlichen segnend feierst.

Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher  
 Ist da der Geist und offen und heiter blühn  
 Des Lebens dämmernde Gestalten  
 Da, wo ein sicheres Licht erscheint.

Und wie auf dunkler Wolke besänftigend  
 Der schöne Bogen blühet, ein Zeichen ist  
 Er künft'ger Zeit, ein Angedenken  
 Seliger Tage, die einst gewesen.

So ist Dein Leben, heilige Fremdlingin!  
 Wenn Du Vergangnes über Italiens  
 Zerbrochenen Säulen siehst, wenn Du  
 Neues in stürmischer Zeit betrachtest.

## Emilie

vor ihrem Brauttag.

Emilie an Alara.

Ich bin im Walde mit dem Vater drauß  
 Gewesen, diesen Abend, auf dem Pfade,  
 Du kennest ihn, vom vor'gen Frühlinge.  
 Es blühten wilde Rosen nebenan,  
 Und von der Felswand überschattet uns  
 Der Eichenbüsche sonnenhelles Grün;  
 Und oben durch der Buchen Dunkel quillt  
 Das klare flüchtige Gewässer nieder.  
 Wie oft, Du Liebe! stand ich dort und sah  
 Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung  
 Hinunter in die Ferne, wo zum Bach  
 Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm  
 Hinaus — wer weiß wohin?

Das hast Du oft

Mir vorgeworfen, daß ich immerhin  
 Abwesend bin mit meinem Sinne, hast  
 Mir's oft gesagt, ich habe bei den Menschen  
 Ein friedlich Bleiben nicht, verschwende  
 Die Seele an die Lüfte, lieblos sey  
 Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich lieblos?

Wohl mag es freudig sehn und schön, zu bleiben,  
 Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,  
 Wenn eine große Seele, die wir kennen,  
 Vertraulich nahe waltet über uns,  
 Sich um uns schließt, daß wir, die Heimathlosen,  
 Doch wissen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!

Doch hast Du recht. Bist denn Du nicht mir eigen?  
 Und hab' ich ihn den theuern Vater nicht,  
 Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrnen,  
 Der, wie ein stiller Gott auf dunkler Wolke,  
 Verborgn wirkend über seiner Welt  
 Mit freiem Auge ruht? und wenn er schon  
 Ein Höher's weiß, und ich des Mannes Geist  
 Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich,  
 Und nennt mich seine Freude, ja! und oft  
 Gibt eine neue Seele mir sein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Segen, den er gab,  
 Mit Einem, das ich liebte, gerne theilen.  
 Und bin allein — ach! ehmal's war ich's nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! denkst Du sein  
 Und denkst Du noch der frommen Abende,  
 Wenn wir im Garten oft zusammensaßen  
 Nach schönem Sommertage, wenn die Luft  
 Um unsre Stille freundlich athmete,  
 Und über uns des Aethers Blumen glänzten?  
 Wenn von den Alten er, den Hohen! uns  
 Erzählte, wie in Freude sie und Freiheit

Auffstrebten, seine Meister? Tönender  
 Hub dann aus seiner Brust die Stimme sich,  
 Und zürnend war und liebend oft voll Thränen  
 Das Auge meinem Stolzen; ach! den letzten  
 Der Abende, wie nun, da Großes ihm  
 Bevorstand, ruhiger der Jüngling war,  
 Noch mit Gesängen, die wir gerne hörten,  
 Und mit der Zither uns die Trauernden  
 Vergnügt'!

Ich seh' ihn immer, wie er ging.  
 Nie war er schöner kühn, die Seele glänzt'  
 Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat  
 Er vor den alten Vater. Kann ich Glück  
 Von Dir empfangen! sprach er, heil'ger Mann!  
 So wünsche lieber mir das größte, denn  
 Ein andres! und betroffen schien der Vater.  
 Wenn's seyn soll, wünsch' ich Dir's, antwortet' er.  
 Ich stand beiseit, und wehemüthig sah  
 Der Scheidende mich an und rief mich laut,  
 Mir bebt' es durch die Glieder, und er hielt  
 Mich zärtlich fest, in seinen Armen stärkte  
 Der Starke mir das Herz, und da ich auffah  
 Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

„Ein edel Volk ist hier auf Korsika;“  
 Schrieb freudig er im letzten Briefe mir,  
 „Wie wenn ein zahmer Hirsch zum Walde kehrt  
 „Und seine Brüder trifft, so bin ich hier,  
 „Und mir bewegt im Männerkriege sich  
 „Die Brust, daß ich von allem Weh genesse.

„Wie lebst Du, theure Seele! und der Vater?  
 „Hier unter frohem Himmel, wo zu schnell  
 „Die Frühlinge nicht altern, und der Herbst  
 „Aus lauer Luft die goldnen Früchte streut.  
 „Auf dieser guten Insel werden wir  
 „Uns wiedersehen; dieß ist meine Hoffnung.

„Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum'  
 „Hab' ich ihn fast gesehen, wie er ist,  
 „Mein Paoli, noch eh' er freundlich mich  
 „Empfing und zärtlich vorzog, wie der Vater  
 „Den Jüngstgebornen, der es mehr bedarf.

„Und schämen muß ich vor den andern mich,  
 „Den furchtbarstillen, ernstern Jünglingen.  
 „Sie dünken traurig Dir bei Ruh und Spiel;  
 „Unscheinbar sind sie, wie die Nachtigall,  
 „Wenn von Gesang sie ruht; am Ehrentag'  
 „Erkennst Du sie. Ein eigen Leben ist's! —  
 „Wenn mit der Sonne wir, mit heiligem Lied  
 „Geraufgehn übern Hügel, und die Fahnen  
 „In's Thal hinab im Morgenwinde wehn,  
 „Und brunten auf der Ebne fernher sich,  
 „Ein gährend Element, entgegen uns  
 „Die Menge regt und treibt, da fühlen wir  
 „Trophelockender, wie wir uns herrlich lieben;  
 „Denn unter unsern Zelten und auf Wogen  
 „Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns  
 „Zusammenhält.

„Wir thun, was sich gebührt,  
 „Und führen wohl das edle Werk hinaus.  
 „Dann küßt ihr noch den heimathlichen Boden,  
 „Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,  
 „Emilie! — Wie wird's dem alten Vater  
 „Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal  
 „Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn  
 „In unentweihter Erde, wenn er stirbt.

„Denkst Du des tröstenden Gesanges noch,  
 „Emilie, den seiner theuern Stadt  
 „In ihrem Fall der stille Römer sang,<sup>1</sup>  
 „Noch hab' ich Einiges davon im Sinne.

<sup>1</sup> Horaz Epod. 16, v. 39 sqq.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land! so sagt' er.  
 „Der Ocean, der die Gefild' umschweift,  
 „Erwartet uns. Wir suchen selige  
 „Gefilde, reiche Inseln, wo der Boden  
 „Noch ungepflügt die Früchte jährlich gibt,  
 „Und unbeschnitten noch der Weinstock blüht,  
 „Wo der Olivenzweig nach Wunsche wächst,  
 „Und ihren Baum die Feige keimend schmückt,  
 „Wo Honig rinnt aus hohler Eich' und leicht  
 „Gewässer rauscht von Bergeshöh'n. Noch Manches  
 „Bewundern werden wir, die Glücklichen.  
 „Es sparte für ein frommes Volk Saturnus Sohn  
 „Dieß Ufer auf; da er die goldne Zeit  
 „Mit Erze mischte. — Lebe wohl, Du Liebe!“

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen  
 Mit seiner Liebsten Einem, ruht mit ihm  
 In Einem Grab!

In Deinem Schooße ruht  
 Er, schönes Korffka! und Deine Wälder  
 Umschatten ihn, und Deine Lüfte wehn  
 Am milden Herbsttag freundlich über ihm,  
 Dein Abendlicht vergoldet seinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hält' es nicht.  
 Ich such' ihn, so wie hier. Ich würde fast  
 Dort weniger, wie hier, mich sein entwöhnen.  
 So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muß ich  
 Und lächeln, denk' ich, wie mir's ehemals oft  
 Beschwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,  
 Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.  
 Nun bist Du dennoch fort und lässest mich  
 Allein, Du Lieber! und ich habe nun  
 Kein Bleiben auch, und meine Augen sehn  
 Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!  
 Und mit Phantomen peiniget und tröstet  
 Nun meine Seele sich, die einsame.



Das weißt Du, gutes Mädchen! nicht, wie sehr  
 Ich unvernünftig bin. Ich will Dir's all'  
 Erzählen. Morgen! Mich besucht doch immer  
 Der süße Schlaf, und wie die Kinder bin ich,  
 Die besser schlummern, wenn sie ausgeweint.

Emilie an Klara.

Der Vater schwieg im Leide tagelang,  
 Da er's erfuhr; und scheuen mußte ich mich,  
 Mein Weh ihn sehn zu lassen; lieber ging  
 Ich dann hinaus zum Hügel und das Herz  
 Gewöhnte mir zum freien Himmel sich.  
 Ich tadelte oft ein wenig mich darüber,  
 Daß nirgend mehr im Hause mir's gefiel.  
 Vergnügt mit Allem war ich ehemals da,  
 Und leicht war Alles mir. Nun ängstigt es  
 Mich oft; noch trieb ich mein Geschäft, doch leblos,  
 Bis in die Seele stumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hause.  
 Der stille Vater und das stumme Kind!

Wir wollen fort auf eine Reise, Tochter!  
 Sagt' eines Tags mein Vater, und wir gingen,  
 Und kamen dann zu Dir. In diesem Land,  
 An Deines Neckars friedlichschönen Ufern,  
 Da dämmert' eine stille Freude mir  
 Zum erstenmale wieder auf. Wie oft  
 Im Abendlichte stand ich auf dem Hügel  
 Mit Dir, und sah das grüne Thal hinauf,  
 Wo zwischen Bergen, da die Rebe wächst,  
 An manchem Dorf vorüber, durch die Wiesen  
 Zu uns herab, von lust'ger Weid' umkränzt,  
 Das goldne ruhige Gewässer wallte!  
 Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiter freien Ebenen des Mains,  
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald  
Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,  
Mit offenem Arm' ihn grüßt, den alten Rhein!

Auch ihr! Sie sind wie Freunde mir geworden,  
Und aus der Seele mir vergehen soll  
Kein frommer Dank, und trag' ich Leid im Busen,  
So soll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich Dir, doch hell ist nie  
Das Auge mir, wenn dessen ich gedenke;  
Vor seinen kindischen, geliebten Träumen  
Beht immer mir das Herz.

Wir reisten dann  
Hinein in andre Gegenden, ins Land  
Des Baruthals, dort bei den dunkeln Schatten  
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir  
Die Sommertage durch, und sprachen gern  
Von Helsen, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Noch gingen wir des Tages, ehe wir  
Vom Orte schieden, in den Eichenwald  
Des herrlichen Gebirgs hinaus, und standen  
In kühler Luft auf hoher Heide nun.

„Hier unten in dem Thale schlafen sie  
„Zusammen, sprach mein Vater, lange schon,  
„Die Römer mit den Deutschen, und es haben  
„Die Freigebornen sich, die stolzen, stillen,  
„Im Lobe mit den Welteroberern  
„Versöhnt, und Großes ist und Größeres  
„Zusammen in der Erde Schooß gefallen.  
„Wo sehd ihr, meine Todten all'? Es lebt  
„Der Menschengenius, der Sprache Gott,  
„Der alte Braga noch, und Hertha grünt  
„Noch immer ihren Kindern, und Walthalla

„Blaut über uns, der heimathliche Himmel;  
„Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht.“

Ich sah hinab und leise schauerte  
Mein Herz und bei den Starcken war mein Sinn,  
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Jetzt stand ein Jüngling, der, uns ungesehn,  
Am einsamen Gebüsch beiseit geseßen,  
Nicht ferne von mir auf. O Vater! mußt'  
Ich rufen, das ist Eduard! — Du bist  
Nicht klug, mein Kind! erwiedert' er und sah  
Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,  
Er faßte schnell mich bei der Hand und zog  
Mich weiter. Einmal mußt' ich noch mich umsehn.  
Derselbe war's und nicht derselbe! Stolz und groß,  
Und Aug' und Stirn' und Locke; schärfer blickt'  
Er nur, und um die seelenvolle Miene  
War, wie ein Schleier, ihm ein stiller Ernst  
Gebreitet. Und er sah mich an. Es war,  
Als sagt' er, gehe nur auch Du, so geht  
Mir Alles hin, doch dulb' ich aus und bleibe.

Wir reisten noch desselben Abends ab,  
Und langsamtraurig fuhr der Wagen weiter  
Und weiter durch's unwegsame Gebirg.  
Es wechselten in Nebel und in Regen  
Der Bäum' und des Gebüsches dunkle Bilder  
Im Walde nebenan. Der Vater schlief,  
In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum  
Nur eben noch die lange Zeit zu zählen,  
War mir die Seele wach.

Ein schöner Strom  
Erweckt' ein wenig mir das Aug'; es standen  
Im breiten Boot die Schiffer am Gestad';  
Die Pferde traten folgsam in die Fähr',  
Und ruhig schifften wir. Erheitert war  
Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'

Und Hütten, wo der fromme Landmann schlief,  
Aus blauer Luft das stille Mondlicht nieder;  
Und alles dünkte friedlich mir und sorglos,  
In Schlaf gesungen von des Himmels Sternen.

Und ich sollt' ohne Ruhe sehn von nun an,  
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes  
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühl't  
Es jetzt, wie es geworden war mit mir.  
Dem Adler gleich, der in der Wolke fliegt,  
Erschien und schwand mir aus dem Auge wieder,  
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,  
Daß mir das Herz erbebt' und ich umsonst  
Mich fassen wollte. Schliefst Du gut, mein Kind!  
Begrüßte nun der gute Vater mich,  
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm sagen.  
Die Thränen doch erstickten mir die Stimme,  
Und in den Strom hinunter mußt' ich sehn,  
Und wußte nicht, wo ich mein Angeischt  
Verbergen sollte.

Glückliche! die Du

Dieß nie erfahren, überhebe mein  
Dich nicht. Auch Du, und wer von allen mag  
Sein eigen bleiben unter dieser Sonne?  
Oft meint' ich schon, wir leben nur, zu sterben,  
Uns opfernd hinzugeben für ein Anders.  
O schön zu sterben, edel sich zu opfern,  
Und nicht so fruchtlos, so vergebens, Liebe!  
Das mag die Ruhe der Unsterblichen  
Dem Menschen sehn.

Bedaure Du mich nur!

Doch tadeln, Gute, sollst Du mir es nicht!  
Nennst Du sie Schatten, jene, die ich liebe?  
Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben  
Erwachte, da auß neu mein Auge sich  
Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da schlug

Mein Herz dem Schönen; und ich fand es noch;  
 Wie soll ich's nennen, nun es nicht mehr ist  
 Für mich? O laßt! Ich kann die Todten lieben,  
 Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.  
 Mein oder nicht! Du bist doch schön, ich diene  
 Nicht Einem, was der Stunde nur gefällt,  
 Dem Täglichen gehör' ich nicht; es ist  
 Ein Anders, was ich lieb'; unsterblich  
 Ist, was Du bist, und Du bedarfst nicht meiner,  
 Damit Du groß und gut und liebenswürdig  
 Und herrlich sehest, Du edler Genius!

Laßt nur mich stolz in meinem Leide sehn,  
 Und zürnen, wenn ich ihn verläugnen soll;  
 Bin ich doch sonst geduldig, und nicht oft  
 Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.  
 Demüthigt mich's doch schon genug, daß ich,  
 Was ich Dir lang verborgen, nun gesagt.

---

Emilie an Alara.

Wie dank' ich Dir, Du Liebe, daß Du mir  
 Vertrauen abgewonnen, daß ich Dir  
 Mein still Geheimniß ausgesprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ich's Dir?  
 Und an die schönen Tage denk' ich, wenn ich oft  
 Hinaus ging mit dem Bruder, und wir oben  
 Auf unserm Hügel beieinander saßen,  
 Und ich den Lieben bei den Händen hielt,  
 Und mir's gefallen ließ am offenen Feld'  
 Und an der Straß', und ins Gewölb' hinauf  
 Des grünen Ahorns staunt', an dem wir lagen.  
 Ein Sehnen war in mir, doch war ich still.  
 Es blühten uns der ersten Hoffnung Tage,  
 Die Tage des Erwachens.

### Gold' Dämm' rung !

So schön ist's, wenn die gütige Natur  
 Ins Leben lockt ihr Kind. Es singen nur  
 Den Schlummersang am Abend unsre Mütter,  
 Sie brauchen nie das Morgenlied zu singen.  
 Dieß singt die andre Mutter uns, die gute,  
 Die wunderbare, die uns Lebensluft  
 In unsern Busen athmet, uns mit süßen  
 Verheißungen erweckt.

### Wie ist mir, Liebe!

Ich kann an Jugend heute nur, und nur  
 An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag  
 Ist's eben auch. Seit frühem Morgen sitz' ich  
 Am lieben Fenster, und es wehn die Lüfte,  
 Die zärtlichen, herein, mir blickt das Licht  
 Durch meine Bäume, die zu nahe mir  
 Gewachsen sind, und mählig mit den Blüthen  
 Das ferne Land verhüllen, daß ich mich  
 Bescheiden muß, und hie und da noch kaum  
 Hinaus mich find' aus diesem freundlichen  
 Gefängniß! und es fliegen über ihnen  
 Die Schwalben und die Lerchen, und es singen  
 Die Stunde durch genug die Nachtigallen,  
 Und wie sie heißen, all die Lieblinge  
 Der schönen Jahreszeit; eigne Namen möcht'  
 Ich ihnen geben, und den Blumen auch,  
 Den stillen, die aus dunklem Beete duften,  
 Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glücklich ist im Wachsthum,  
 Und seiner Reife sich entgegen freut!

Es findet jedes seine Stelle doch,  
 Sein Haus, die Speise, die das Herz ihm sättigt,  
 Und jedes segnest Du mit eignem Segen,  
 Natur! und gibst Dich ihnen zum Geschäft,

Und trägst und nährst zu ihrer Blüthenfreud'  
Und ihrer Frucht sie fort, Du gütige!

Und klagtest Du doch öfters, trauernd Herz!  
Vergaßest mir den Glauben, danktest nicht,  
Und dachtest nicht, wenn Dir Dein Thun zu wenig  
Bedeutend wolt', es sey ein frommes Opfer,  
Daß Du, wie andre, vor das Leben bringest,  
Wohl meynend, wie der Lerche Lied, das sie  
Den Lüften singt, den freudegebenden. —

Nun geh' ich noch hinaus und hole Blumen,  
Dem Vater aus dem Feld', und bind' ihm sie  
In Einen Strauß, die drunten in dem Garten,  
Und die der Bach erzog; ich will's schon richten,  
Daß ihm's gefallen soll. Und Dir? Dir bring' ich  
Genug des Neuen. Da ist's immer anders.  
Jetzt blühen die Weiden; jetzt vergolden sich  
Die Wiesen; jetzt beginnt der Buche Grün,  
Und jetzt der Eiche — nun! leb' wohl indessen!

---

Emilie an Klara.

Ihr Himmlischen! das war er. Kannst Du mir  
Es glauben? — Beste! — wärst Du bei mir! — Er!  
Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! --  
Mein bebend Herz, hast Du so viel gewollt?

Da ging ich so zurück mit meinen Blumen,  
Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,  
In meiner Stille nieder, und es schlief  
Mir sanft im Busen das Vergangene,  
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;  
Wie wenn uns zwischen süßem Schlaf und Wachen  
Die Augen halb geöffnet sind, so war  
Ich Blinde. Sieh! da stand er vor mir, mein  
Heroe, und ich Arme war, wie todt,

Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte  
Das Angesicht, wie einem Gott, die Freude.

„Emilie!“ — das war sein frommer Gruß,  
Ach! alles Sehnen weckte mir und all  
Das liebe Leiden, so ich eingewiegt,  
Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!  
Nicht aufsehn durst' ich! keine Sylbe durst'  
Ich sagen! O, was hätt' ich ihm gesagt!

Was mein' ich denn, Du Gute? — laß mich nur!  
Nun darf ich ja, nun ist's so thöricht nimmer,  
Und schön ist's, wenn der Schmerz mit seiner Schwester  
Der Wonne sich versöhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiedersehn! das ist noch mehr, Du Liebe!  
Als wenn die Bäume wieder blühen, und Quellen  
Von neuem fröhlich rauschen —

Ja! ich hab'  
Ihn oft gesucht und ernstlich oft es mir  
Versagt, doch wollt' ich sein Gedächtniß ehren.

Die Bilder der Gespielen, die mit mir  
Auf grüner Erd' in stummer Kindheit saßen,  
Sie dämmern ja um meine Seele mir,  
Und dieser edle Schatte, sollt' er nicht?  
Das Herz im Busen, das unsterbliche,  
Kann nicht vergessen, sieh! und öfters bringt  
Ein guter Genius die Liebenden  
Zusammen, daß ein neuer Tag beginnt,  
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar ist mir! auch er! — daß Du  
Hinunter mußt, Lieber! ehe Dir  
Das Deine ward, und Dich die frohe Braut  
Zum Männerruhme segnete! Doch starbst  
Du schön, und oft hab' ich gehört, es fallen  
Die Lieblinge des Himmels früh, damit



Sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht  
Erfahren. Nimmermehr vergeß' ich Dich,  
Und ehren soll er Dich. Dein Bild will ich  
Ihm zeigen, wenn er kommt; und wenn der Stolge  
Sich dann verwundert, daß er sich bei mir  
Gefunden, sag' ich ihm, es sey ein Andrer,  
Und den er lieben müsse. O er wird's!

Emilie an Klara.

Da schrieb er mir. Ja, theures Herz! er ist's,  
Den ich gesucht. Wie dieser Jüngling mich  
Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!  
„So bist Du's wieder und ich habe Dich  
„Gegrüßt, gefunden, habe Dich noch Einmal  
„In Deiner frommen Ruh gestört, Du Kind  
„Des Himmels! — Nein, Emilie! Du kanntest  
„Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir sind es,  
„Die Längstverwandten, die der Gott getraut,  
„Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.  
„Ich bin voll Freude, schöne Seele! bin  
„Der neuen Melodien ungewohnt.  
„Es ist ein anders Lieb, als jenes, so  
„Dem Jünglinge die Parze lehnend singt,  
„Bis ihm, wie Wohl laut, ihre Weise tönt;  
„Dann gönnt sie ihm, Du Friedliche! von Dir  
„Den süßern Ton, den liebsten, einzigen,  
„Zu hören. Mein? o steh! Du wirst in Lust  
„Die Mühe mir, und, was mein Herz gebeut,  
„Du wirst es all in heil'ge Liebe wandeln.  
„Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen,  
„Und mir die Brust zu Treu und Ruh gehärtet,  
„Du wärmest sie mit frommer Hoffnung mir,  
„Daß sie vertrauter mit dem Siege schlägt.  
„Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,  
„Mir aus des Lebens dunkler Wolke stieg,

„Das Himmlische, mir schwindet, seh' ich Dich,  
 „Und, eine schöne Götterbotin, mahnst  
 „Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;  
 „Und wenn ich zürne, sänftigst Du mich.  
 „Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.  
 „Von Deinem Munde nehm' ich, Zauberin,  
 „Des Ueberredens süße Gabe mir,  
 „Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;  
 „Und wenn ich ferne war von Dir, und wund  
 „Und müd' Dir wiederkehre, heilst Du mich,  
 „Und singst in Ruhe mich, Du holde Muse!

„Emilie! daß wir uns wiedersahn!  
 „Daß wir uns einst gefunden, und Du nun  
 „Mich nimmer fliehst, und nahe bist! Zu gern,  
 „Zu gern entwich Dein stolzes Bild dem Wandrer,  
 „Das zarte, reine, da Du ferne warst,  
 „Du Heiligschönes! doch ich sah Dich oft,  
 „Wenn ich des Tags allein die Pfade ging,  
 „Und Abends in der fremden Hütte schwieg.

„O heute! grüße, wenn Du willst, den Vater!  
 „Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Namen kennt er;  
 „Und seiner Freunde Freund bin ich. Ich wußte nicht,  
 „Daß er es war, da wir zuerst einander  
 „Begegneten, und lang erfuhr ich's nicht.  
 „Bald grüß' ich schöner Dich. — Armenion.“

#### Emilie an Alara.

Er woll' ihn morgen sprechen, sagte mir  
 Mein Vater, morgen! und er schien nicht freundlich.  
 Nun sitz' ich hier und meine Augen ruhn  
 Und schlummern nicht; — ach! schämen muß ich mich,  
 Es Dir zu klagen, — will ich stille werden,  
 So regt ein Laut mich auf; ich finn' und bitte,

Und weiß nicht, was? und sagen möcht' ich viel,  
Doch ist die Seele stumm; — o fragen möcht' ich  
Die sorgenfreien Bäume hier, die Stralen  
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun  
Mir endlich werden wird.

Zu still ist's mir

In dieser schönen Nacht, und ihre Lüfte  
Sind mir nicht hold, wie sonst. Die Thörin!  
So lang er ferne war, so liebt' ich ihn;  
Nun bin ich kalt und zag' und zürne mir  
Und andern. — Auch die Worte, so ich Dir  
In dieser bösen Stunde schreibe, lieb'  
Ich nicht, und was ich sonst von ihm geschrieben,  
Unleidlich ist es mir. Was ist es denn?  
Ich wünsche fast, ich hätt' ihn nie gesehen.  
Mein Friede war doch schöner. Theures Herz!  
Ich bin betrübt, und anders, denn ich's war,  
Da ich um den Verlorenen trauerte.  
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht,  
Ich bin nicht gut, und seellos bin ich auch.  
Mich läßt die Furcht, die häßliche, nicht ruhn.

O daß der goldne Tag die Ruhe mir,  
Mein eigen Leben wiederbräch't! —

Ich will

Geduldig sehn, und wenn der Vater ihn  
Nicht ehrt, mir ihn versagt, den Theuren,  
So schweig' ich lieber, und es soll mir nicht  
Zu sehr die Seele kränken; kann ich still  
Ihn ehren doch, und bleiben, wie ich bin.

---

Emilie an Klara.

Nun muß ich lächeln über alles Schlimme,  
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'

Ich Dir es gar geschrieben? Anders bin  
Ich jetzt gesinnt.

Er kam, und mir fröhlocte  
Das Herz, wie er herab die Straße ging,  
Und mir das Volk den fremden Herrlichen  
Bestaunt! und lobend über ihn geheim  
Die Nachbarn sich besprachen, und er jetzt  
Den Knaben, der an ihm vorüberging,  
Nach meinem Hause fragt! ich sahe nicht  
Hinaus, ich konnt', an meinem Tische sitzend,  
Ihn ohne Scheue sehn — wie red' ich viel?  
Und da er nun herauf die Treppe kam,  
Und ich die Tritte hört' und seine Thüre  
Mein Vater öffnete, sie draußen sich  
Stillschweigend grüßten, daß ich nicht  
Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünfst'ge,  
Wie ward mir bange wieder? Und sie blieben  
Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,  
Daß ich es länger nicht erdulden konnt',  
Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen  
Um dieß und jenes, was ich wissen mußte.  
Dann hätt' ich's wohl gesehn in ihren Augen,  
Wie mir es werden sollte. Doch ich kam  
Bis an die Schwelle nur, ging lieber doch  
In meinen Garten, wo die Pflanzen sonst,  
In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten von des Morgens Thau  
Gesättiget, im frischen Lichte sie  
Ins Auge mir, wie liebend sich das Kind  
An die betrübte Mutter drängt, so waren  
Die Blumen und die Blüthen um mich rings,  
Und schöne Pforten wölbten über mir  
Die Bäume.

Doch ich konnt' es jetzt nicht achten,  
Nur ernster ward und schwerer nur, und länger

Das Herz mir Armen immer, und ich sollte  
 Wie eine Dienerin von ferne lauschen,  
 Ob sie vielleicht mich riefen, diese Männer!  
 Ich wollte nun auch nimmer um mich sehn,  
 Und barg in meiner Laube mich und weinte,  
 Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich sanft des Vaters Stimme nah,  
 Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen  
 Mir trocknete, die beiden in die Laube:  
 „Hast Du Dich so geängstiget, mein Kind!  
 „Und zürnst Du, sprach der Vater, daß ich erst  
 „Für mich den ehlen Gast behalten wollt'?  
 „Ihn hast Du nun. Er mag die Zürnende  
 „Mit mir versöhnen, wenn ich Unrecht that.“

So sprach er; und wir reichten alle drei  
 Die Händ' einander, und der Vater sah  
 Mit stiller Freud' uns an. —

„Ein Trefflicher  
 „Ist Dein geworden, Tochter! sprach er jetzt,  
 „Und Dein, o Sohn! dieß heiligliebend Weib.  
 „Ein freudig Wunder, daß die alten Augen  
 „Mir übergehen, sehd ihr mir, und blüht,  
 „Wie eine seltne Blume mir, ihr Beiden!

„Denn nicht gelingt es immerhin den Menschen,  
 „Das Ihrige zu finden. Großes Glück  
 „Zu tragen und zu opfern gibt der Gott  
 „Den Einen, weniger gegeben ist  
 „Den Andern; aber hoffend leben sie.

„Zwei Genien geleiten auf und ab  
 „Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.  
 „Mit Einsamen und Armen wandelt jene,  
 „Die Immerwache; dieser führt aus Wonne  
 „Die Glücklichen des Weges freundlich weiter,

„Vor bösem Schicksal sie bewahrend. Oft,  
 „Wenn er entfloh, erheben sich zu sehr  
 „Die Freudigen, und rächend traf sie bald  
 „Das ungebetne Weh.

„Doch gerne theilt  
 „Das freie Herz von seinen Freuden aus,  
 „Der Sonne gleich, die liebend ihre Stralen  
 „An ihrem Tag' aus goldner Fülle gibt;  
 „Und um die Guten dämmert oft und glänzt  
 „Ein Kreis von Licht und Lust, so lang sie leben.

„O Frühling meiner Kinder, blühe nun  
 „Und altre nicht zu bald, und reife schön!“

So sprach der gute Vater. Vieles wollt'  
 Er wohl noch sagen, denn die Seele war  
 Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und segnet' uns und ging  
 Hinweg.

Ihr Himmelslüfte, die ihr oft  
 Mich tröstend angeweht, nun athmetet  
 Ihr heiligend um unser goldnes Glück!

Wie anders war's, wie anders, da mit ihm,  
 Dem Liebenden, dem Freudigen, ich jetzt,  
 Ich Freudige, zu unsrer Mutter auf,  
 Zur schönen Sonne sah! nun dämmert' es  
 Im Auge nicht, wie sonst im sehnennden,  
 Nun grüßt' ich helle Dich, Du stolzes Licht!  
 Und lächelnd weiltest Du, und kamst und schmücktest  
 Den Lieben mir, und kränztest ihm mit Rosen  
 Die Schläfe, Freundliches!

Und meine Bäume,  
 Sie streuten auch ein hold Geschenk herab,  
 Zu meinem Fest, vom Ueberfluß der Blüten!

Da ging ich sonst; ach! zu den Pflanzen flüchtet'  
 Ich oft mein Herz, bei ihnen weilt' ich oft,  
 Und hing an ihnen; dennoch ruht' ich nie,  
 Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche  
 Dem heimathlichen Berge nun entwich,  
 Die Pfade bebend sucht, und flieht und zögert,  
 Und durch die Wiesen irrt und bleiben möcht',  
 Und sehrend, hoffend immer doch enteilt.  
 So war ich; aber liebend hat der stolze,  
 Der schöne Strom die flüchtige genommen,  
 Und ruhig wall' ich nun, wohin der sichere  
 Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.

### An Hiller.

Du lebstest, Freund! — Wer nicht die köstliche  
 Reliquie des Paradieses, nicht  
 Der Liebe goldne königliche Frucht,  
 Wie Du, auf seinem Lebenswege brach,  
 Wem nie im Kreise freier Jünglinge  
 In süßem Ernst der Freundschaft trunkne Zähre  
 Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann,  
 Wer nicht, wie Du, aus dem begeisternden,  
 Dem ewigvollen Becher der Natur  
 Sich Muth und Kraft, und Lieb' und Freude trank,  
 Der lebte nie, und wenn sich ein Jahrhundert,  
 Wie eine Last, auf seiner Schulter häuft. —  
 Du lebstest, Freund! es blüht nur wenigen  
 Des Lebens Morgen, wie er Dir geblüht;  
 Du fandest Herzen, Dir an Einfalt, Dir  
 An edelm Stolze gleich; es sproßten Dir  
 Viel schöne Blüthen der Geselligkeit;  
 Auch adelte die innigere Lust,  
 Die Tochter weiser Einsamkeit, Dein Herz:

Für jeden Reiz der Hügel und der Thale,  
 Für jede Grazien des Frühlings ward  
 Ein offnes unummölkt's Auge Dir.

Dich, Glücklicher, umfing die Riesentochter  
 Der schaffenden Natur, Helvetia;  
 Wo frei und stark der alte, stolze Rhein  
 Vom Fels hinunter donnert, standest Du,  
 Und jubeltest ins herrliche Getümmel.  
 Wo Fels und Wald ein holdes zauberisches  
 Arkadien umschließt, wo himmelhoch Gebirg,  
 Des tausendjäh'gen Scheitel ew'ger Schnee,  
 Wie Silberhaar des Greisen Stirne, kränzt,  
 Umschwebt von Wetterwolken und von Adlern,  
 Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,  
 Wo Tells und Walters heiliges Gebein  
 Der unentweih'ten freundlichen Natur  
 Im Schooße schläft, und manches Helden Staub,  
 Vom leisen Abendwind emporgeweht,  
 Des Sennen sorgenfreies Dach umwallt:  
 Dort fühltest Du, was groß und göttlich ist,  
 Von seligen Entwürfen glühte Dir  
 Von tausend goldnen Träumen Deine Brust;  
 Und als Du nun vom lieben heil'gen Lande  
 Der Einfalt und der freien Künste schiebst,  
 Da wölkte freilich sich die Stirne Dir,  
 Doch schuf Dir bald mit Deinem Zauberstabe  
 Manch selig Stündchen die Erinnerung.

Wohl ernster schlägt sie nun, die Scheidestunde;  
 Denn ach! sie mahnt, die unerbittliche,  
 Daß unser Liebstes welkt, daß ew'ge Jugend  
 Nur drüben im Elysium gedeiht;  
 Sie wirft uns auseinander, Herzensfreund!  
 Wie Mast und Segel vom zerriss'nen Schiffe  
 Im wilden Ocean der Sturm zerstreut.  
 Vielleicht indeß uns andre nah und ferne  
 Der unerforschten Vepromene Wink



Durch Steppen oder Paradiese führt,  
 Fliegst Du der jungen seligeren Welt  
 Auf Deiner Philadelphier Gestaden  
 Voll frohen Muths im fernen Meere zu;  
 Vielleicht, daß auch ein süßes Zauberband  
 Uns abgelebte feste Land Dich fesselt!  
 Denn traun! ein Räthsel ist des Menschen Herz!  
 Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,  
 Unwiderstehlich herrlich in uns auf;  
 Oft däucht uns auch im engbeschränkten Kreise  
 Ein Freund, ein Hüttchen und ein liebes Weib  
 Zu aller Wünsche Sättigung genug. —  
 Doch werfe, wie sie will, die Scheidestunde  
 Die Herzen, die sich lieben, auseinander!  
 Es scheuet ja der Freundschaft heil'ger Fels  
 Die träge Zeit, und auch die Ferne nicht.  
 Wir kennen uns, Du Theurer! — Lebe wohl!

### Seiner Großmutter

zum zwei und siebenzigsten Geburtstag.

1799.

Vieles hast Du erlebt, Du theure Mutter! und ruhst nun  
 Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,  
 Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone,  
 Unter den Kindern, die Dir reifen und wachsen und blüh'n.  
 Langes Leben hat Dir die sanfte Seele gewonnen  
 Und die Hoffnung, die Dich freundlich im Leiden geführt.  
 Denn zufrieden bist Du und fromm, wie die Mutter, die einst den  
 Besten der Menschen, den Freund unserer Erde, gebar.  
 Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,  
 Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.  
 Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd  
 Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.  
 Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,  
 Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.

Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,  
 Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.  
 Mit dem Tode befreundet' er sich, im Namen der Andern  
 Ging er aus Schmerzen und Müh'n, stehend, zum Vater zurück.  
 Und Du kennest ihn auch, Du theuere Mutter, und wandelst  
 Glaubend und duldend und still ihm dem Erhabenen nach.  
 Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,  
 Und es rinne, wie einst, Thränen vom Auge mir noch;  
 Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,  
 Und die Heimath erfreut wieder mein einsam Gemüth,  
 Und das Haus, wo ich einst bei Deinen Segnungen aufwuchs,  
 Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.  
 Ach! wie dacht' ich dann oft, Du solltest meiner Dich freuen,  
 Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.  
 Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die Brust mir  
 Wund gerungen indeß, aber ihr heilet sie mir  
 O ihr Lieben; und lange, wie Du, o Mutter! zu leben,  
 Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.  
 Kommen will ich zu Dir, dann segne den Enkel noch einmal,  
 Daß Dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

## An I.

### Fragment.

Komm! in's Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute  
 Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.  
 Weber die Berge sind, noch aufgegangen des Waldes  
 Gipfel nach Wunsch, und leer ruht vom Gesange die Luft.  
 Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen, und  
 fast will  
 Mir es scheinen, es sey, als in der bleiernen Zeit.  
 Dennoch gellinget der Wunsch, Rechtglaubige zweifeln an Einer  
 Stunde nicht, und der Lust bleibe geweiht der Tag.  
 Denn nicht wenig erfreuet, was wir vom Himmel gewonnen,  
 Wenn er's weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.

Nur daß solcher Reden und auch der Schritt' und der Mühe  
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergögliche sey.  
Darum hoff' ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte  
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,  
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist,  
Und von trunkener Stirn' höher Besinnen entspringt,  
Mit den unsern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,  
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende seyn.

---

### **Die Entschlafenen.**

Einen vergänglichen Tag lebt' ich und wuchs mit den Meinen,  
Eins um's andere schon schläft mir und fliehet dahin.  
Doch, Ihr Schlafenden, wacht am Herzen mir, in verwandter  
Seele ruhet von euch mir das entfliehende Bild.  
Und lebendiger lebt ihr dort, wo des göttlichen Geistes  
Freude die Alternden all, alle die Todten verjüngt.

---

### **Sophokles.**

Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen,  
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer, sich aus.

---

### **Der zürnende Dichter.**

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, sein Buchstab  
Tödtet, aber es macht Geister lebendig der Geist.

---

## Die Scherzhafteu.

Immer spielet und scherzt! ihr müßt, o Freunde! mir geht dieß  
In die Seele, denn dieß müssen Verzweifelte nur.

## An Diotima.

Komm und besänftige mir, die Du einst Elemente versöhntest,  
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!  
Ordne den tobenden Kampf mit Friedensstönen des Himmels,  
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,  
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,  
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!  
Kehr' in die dürstigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit,  
Kehr' an den gastlichen Tisch, kehre in die Tempel zurück!  
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüthen im Winter,  
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.  
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,  
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.

## An ihren Genius.

Send' ihr Blumen und Früchte aus nie verflgender Fülle,  
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!  
Hüll in Deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit nicht  
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,  
Bis sie im Lande der Seligen einst die fürstlichen Schwestern,  
Die zu Pheidias Zeit herrschten und liebten, umfängt.

## A c h i l l.

Herrlicher Göttersohn! da Du die Geliebte verloren,  
 Giengst Du an's Meergestad, weintest hinaus in die Fluth,  
 Weheklagend hinab verlangt' in den heiligen Abgrund,  
 In die Stille Dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm  
 Fern, tief unter den Wogen, in friedlicher Grotte die schöne  
 Thetis wohnt, die Dich schützte, die Göttin des Meers.  
 Mutter war dem Jünglinge sie, die mächtige Göttin,  
 Hatte den Knaben einst liebend am Felsengestad  
 Seiner Insel gesäugt, mit dem kräftigen Liebe der Welle  
 Und im stärkenden Bad ihn zum Heroen gemacht.  
 Und die Mutter vernahm die Weheklage des Jünglings,  
 Stieg vom Grunde der See trauernd, wie Wölkchen, herauf,  
 Stillte mit zärtlichem Umsfassen die Schmerzen des Liebling's,  
 Und er hörte, wie sie schmeichelnd zu helfen versprach.  
 Göttersohn! o wär' ich, wie Du, so könnt' ich vertraulich  
 Einem der Himmlischen klagen mein heimliches Leid.  
 Sehen soll ich es nicht, soll tragen die Schmach, als gehört' ich  
 Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen gedenkt.  
 Gute Götter! doch hört ihr jegliches Flehen der Menschen,  
 Ach! und innig und fromm liebt' ich Dich, heiliges Licht,  
 Seit ich lebe, Dich Erd' und Deine Quellen und Wälder,  
 Vater Aether und Dich fühlte zu sehnend und rein  
 Dieses Herz — o sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,  
 Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt,  
 Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen Mächte,  
 Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang,  
 Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,  
 Und dann nehmet zu euch gütig den Einsamen auf.

## Menons Klage um Diotima.

### 1.

Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer,  
 Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;  
 Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch' ich,  
 Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,  
 Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,  
 Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;  
 Aber nimmer erquicht sein grünes Lager das Herz ihm,  
 Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher.  
 Nicht die Wärme des Lichts, und nicht die Kühle der Nacht hilft,  
 Und in Wogen des Stroms taucht es die Wunden umsonst.  
 Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut  
 Reicht, und das gährende Blut keiner der Zephyre stillt,  
 So, ihr Lieben, auch mir, so will es scheinen, und Niemand  
 Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?

### 2.

Ja! es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn einmal  
 Ihr ihn haltet, und fest habt den bezwungenen Mann,  
 Wenn ihr Bösen hinab in die schaurige Nacht ihn genommen,  
 Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,  
 Oder geduldig auch wohl im furchtsamen Banne zu wohnen,  
 Und mit Lächeln von euch hören das nüchterne Lied.  
 Soll es sehn, so vergiß dein Heil, und schlummere klanglos!  
 Aber doch quillt ein Laut hoffend im Busen Dir auf,  
 Immer kannst Du noch nicht, o meine Seele, noch kannst Du's  
 Nicht gewöhnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!  
 Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke befränzen;  
 Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß  
 Fernher nahe mir sehn, und lächeln muß ich und staunen,  
 Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

### 3.

Licht der Liebe! scheinest du denn auch Todten, du goldnes!  
 Bilder aus hellerer Zeit leuchtet ihr mir in die Nacht?  
 Liebliche Gärten, sehd, ihr abendröthlichen Berge,  
 Seyd willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains,

Zeugen himmlischen Glücks, und ihr, hochschauende Sterne,  
 Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt!  
 Euch, ihr Liebenden, auch, ihr schönen Kinder des Maitags,  
 Stille Rosen und euch, Lilien, nenn' ich noch oft!  
 Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all', einst nahe dem Herzen,  
 Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn.  
 Wohl gehn Frühlinge fort, ein Jahr verdrängt das andre,  
 Wechselnd und streitend, so tost droben vorüber die Zeit  
 Ueber sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,  
 Und den Liebenden ist anderes Leben geschenkt.  
 Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren  
 Diotima! um uns innig und ewig vereint.

## 4.

Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,  
 Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,  
 Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln,  
 Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,  
 So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,  
 Er, der Liebenden Feind, Klagenbereitend, und fiel  
 Von den Nesten das Laub, und flog im Winde der Regen,  
 Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott  
 Unter traurem Gespräch, in Einem Seelengesange,  
 Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.  
 Aber das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge  
 Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.  
 Darum irr' ich umher und wohl, wie die Schatten, so muß ich  
 Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

## 5.

Feiern möcht' ich, aber wofür? und singen mit Andern,  
 Aber so einsam fehlt jegliches Göttliche mir.  
 Dieß ist's, dieß mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir  
 Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin,  
 Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm, wie die Kinder,  
 Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch schleicht,  
 Und die Pflanze des Felds, und der Vogel Singen mich trüb macht,  
 Weil mit Freuden auch sie Boten des Himmlischen find,

Aber mir in schauernder Brust die beseelende Sonne,  
 Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Strahlen der Nacht,  
 Ach! und nichtig und leer, wie Gefängniswände, der Himmel,  
 Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt!

## 6.

Sonst mir anders bekannt! o Jugend! und bringen Gebete  
 Dich nicht wieder, Dich nie? führet kein Pfad mich zurück?  
 Soll es werden auch mir, wie den Götterlosen, die vormalß  
 Glänzenden Auges doch auch saßen am seligen Tisch,  
 Aber übersättiget bald, die schwärmenden Gäste,  
 Nun verstummet, und nun, unter der Lüfte Gesang,  
 Unter blühender Erd' entschlafen sind, bis dereinst sie  
 Eines Wunders Gewalt, sie, die Versunkenen, zwingt  
 Wiedertzukehren und neu auf grünendem Boden zu wandeln —  
 Heiliger Odem durchströmt göttlich die lichte Gestalt,  
 Wenn das Fest sich beseelt und Fluten der Liebe sich regen,  
 Und vom Himmel getränkt, rauscht der lebendige Strom,  
 Wenn es drunten ertönt, und ihre Schätze die Nacht zollt,  
 Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

## 7.

Aber o Du, die schon am Scheidewege mir damals,  
 Da ich versank vor Dir, tröstend ein Schöneres wies,  
 Du, die, Großes zu sehn und froher die Götter zu singen,  
 Schweigend, wie sie, mich einst stille begeisternd, gelehrt,  
 Götterkind! erscheinst Du mir, und grüßest, wie einst, mich,  
 Redest wieder, wie einst, höhere Dinge mir zu?  
 Siehe! meinen vor Dir und klagen muß ich, wenn schon noch  
 Denkend edlerer Zeit, dessen die Seele sich schämt.  
 Denn so lange, so lang' auf matten Pfaden der Erde  
 Hab' ich, Deiner gewohnt, Dich in der Irre gesucht,  
 Freudiger Schutzgeist! aber umsonst, und Jahre zerrannen,  
 Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende sahn.

## 8.

Dich nur, Dich erhält Dein Licht, o Heldin! im Lichte,  
 Und Dein Dulden erhält liebend, o Gütige! Dich;



Und nicht einmal bist Du allein, Gespielen genug sind,  
 Wo Du blühest und ruhst unter den Rosen des Jahrs;  
 Und der Vater, er selbst, durch sanftmuthathmende Musen  
 Sendet die zärtlichen Wiegenesänge Dir zu.  
 Ja! noch ist sie es ganz! noch schwebt vom Haupte zur Sohle,  
 Still herwandernd, wie sonst, mir die Athenerin vor.  
 Und wie, freundlicher Geist! von heiterstinnender Stirne  
 Segnend und sicher Dein Stral unter die Sterblichen fällt,  
 So bezeugst Du mir's, und sagst mir's, daß ich es Andern  
 Wiedersage, denn auch Andern glauben es nicht,  
 Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude  
 Und ein goldner Tag täglich am Ende noch ist.

## 9.

So will ich, ihr Himmlischen! denn euch danken und endlich  
 Athmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet.  
 Und wie, wenn ich mit ihr, auf sonniger Höhe mit ihr stand,  
 Spricht belebend ein Gott innen im Tempel mich an.  
 Leben will ich denn auch! schon grünt's! wie von heiliger Leiter  
 Ruft es von silbernen Bergen Apollons voran!  
 Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittige sind ja  
 Schon genesen, verzünkt leben die Hoffnungen all!  
 Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so  
 Liebt, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.  
 Und geleitet ihr uns, ihr Wehestunden! ihr ernstesten,  
 Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,  
 Fromme Bitten, und ihr, Begeisterungen, und all ihr  
 Guten Genien, die gerne bei Liebenden sind,  
 Bleibt so lange mit uns, bis wir mit gemeinsamem Boden,  
 Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,  
 Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Waters,  
 Dort, wo die Musen, woher Helden und Liebende sind,  
 Dort uns, oder auch hier, auf thauender Insel begegnen,  
 Wo die Unstrigen erst, blühend in Gärten gesellt,  
 Wo die Gesänge wahr, und länger die Frühlinge schön sind,  
 Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt!

## Die Nacht.

Fragment.

Rings um ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,  
 Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.  
 Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,  
 Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt  
 Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,  
 Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.  
 Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß  
 Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann  
 Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,  
 Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet.  
 Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,  
 Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.  
 Jetzt auch kommt ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,  
 Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond  
 Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt;  
 Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns  
 Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,  
 Ueber Gebirgeshöhen traurig und prächtig herauf.

## Die Herbstfeier.

An Siegfried Schmidt.

1.

Wieder ein Glück erlebt! Die gefährliche Dürre geneset,  
 Und die Schärfe des Lichts senket die Blüthe nicht mehr,  
 Offen steht jetzt wieder ein Saal und gesund ist der Garten,  
 Und von Regen erfrischt rauschet das glänzende Thal  
 Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch', und alle gebund'nen  
 Fittige wagen sich wieder in's Reich des Gesangs.  
 Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt, und die Stadt und der  
 Hain ist  
 Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.

Gerne begegnen sie sich und irren unter einander,  
 Sorgenlos und es scheint keines zu wenig, zu viel.  
 Denn so ordnet das Herz es an, und zu athmen die Anmuth,  
 Sie, die geschickliche, schenkt ihnen ein göttlicher Geist.  
 Aber die Wanderer auch sind wohl geleitet und haben  
 Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab,  
 Vollgeschmückt mit Trauben und Laub, bei sich, und der Fichte  
 Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,  
 Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so ziehn die  
 Berge voran, und so träget und eilet der Pfad.

## 2.

Aber meinst Du nun, es haben die Thore vergebens  
 Aufgethan und den Weg freudig die Götter gemacht?  
 Und es schenken umsonst zu des Gastmahls Fülle die Guten  
 Nebst dem Weine noch auch Blumen und Honig und Obst?  
 Schenken das purpurne Licht zu Festgesängen, und kühl und  
 Ruhig zu tieferem Freundesgespräche die Nacht?  
 Hält ein Ernsteres Dich, so spar's dem Winter, und willst Du  
 Freien, habe Geduld, Freier beglücket der Mai.  
 Jetzt ist Anderes Noth, jetzt komm und feire des Herbstes  
 Alte Sitte, noch jetzt blühet die edle mit uns.  
 Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland, und des Opfers  
 Festlicher Flamme wirfst jeder sein Eigenes zu.  
 Darum kränzt der gemeinsame Gott umsäuselnd das Haar uns,  
 Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein.  
 Dieß bedeutet der Fisch, der geehrte, wenn, wie die Bienen,  
 Rund um den Eichbaum, wir sitzen und singen um ihn.  
 Dieß der Pokale Klang und darum zwinget die wilden  
 Seelen der streitenden Männer zusammen der Chor.

## 3.

Aber damit uns nicht, gleich Alzuflugen, entfliehe  
 Diese neigende Zeit, komm' ich entgegen sogleich,  
 Bis an die Gränze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort  
 Und die Insel des Stroms blaues Gewässer umfließt.  
 Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,  
 Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.

Dort begegnen wir uns, o gütiges Licht! wo zuerst mich,  
 Deiner gefühlteren Strahlen mich einer betraf.  
 Dort begann und beginnt das liebe Leben von Neuem,  
 Aber des Vaters Grab seh' ich, und weine Dir schon?  
 Wein' und halt' und habe den Freund und höre das Wort, das  
 Einft mir in himmlischer Kunst Leiden der Liebe geheilt.  
 Andres erwacht! Ich muß die Landesheroen ihm nennen!  
 Barbarossa! Dich auch, gütiger Christoph, und Dich  
 Konradin! wie Du fiellst, so fallen Starke, der Epheu  
 Grünt am Fels, und die Burg deckt das bacchantische Laub,  
 Doch Vergangenes ist, wie Künftiges, heilig den Sängern,  
 Und in Tagen des Herbsts süßnen die Schatten wir aus.

## 4.

So der Gewalt'gen gedenk und des herzerhebenden Schicksals,  
 Thatlos selber und leicht, aber vom Aether doch auch  
 Angeschauet und fromm, wie die Alten, die göttlicherzognen  
 Freudigen Dichter, ziehn freudig das Land wir hinauf.  
 Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen  
 Stammen der Jünglinge viel, steigen die Hügel herab.  
 Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche  
 Kommen bei Tag und bei Nacht nieder und bauen das Land.  
 Aber der Meister pflügt in der Mitte des Landes, die Furchen  
 Zieheth der Neckarstrom, zieheth der Segen herab.  
 Und es kommen mit ihm Italiens Rüste, die See schickt  
 Ihre Wolken, sie schickt prächtige Sonnen mit ihm;  
 Darum wächst uns auch fast über das Haupt die gewalt'ge  
 Fülle, denn hieher ward, hier in die Ebne, das Gut  
 Reicher den Lieben gebracht, den Landesleuten, doch neidet  
 Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein,  
 Ober das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume,  
 Die am Wege gereiht über den Wanderern stehn.

## 5.

Aber indeß wir schaun und die mächtige Freude durchwandeln,  
 Flieheth der Weg und der Tag uns, wie den Trunkenen, hin.  
 Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,  
 Die gepriesene, dort, leuchtend ihr priesterlich Haupt.

Herrlich steht sie, und hält den Nebenstab und die Lanne  
 Hoch in den seligen purpurnen Wolken empor.  
 Sey uns hold, dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der Heimath,  
 Glückliches Stuttgart! nimm freundlich den Fremdling mir auf!  
 Immer hast Du Gesang mit Flöten und Saiten gebilligt,  
 Wie ich glaub', und des Lieds kindlich Geschwätz, und der  
 Mühn

Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste,  
 Drum erfreuest Du auch gerne den Sängern das Herz.  
 Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit  
 Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch  
 Wenn ihr wirket und schafft in heiliger Nacht und allein herrscht,  
 Und allmählig empor ziehet ein ahnendes Volk,  
 Bis die Jünglinge sich der Väter droben erinnern;  
 Mündig und hell vor euch steht der besonnene Mensch,  
 Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge,  
 Seh's auch stark, und das Knie bricht dem vereinzelt Mann,  
 Daß er halten sich muß an die Freund' und bitten die Theuern,  
 Daß sie tragen mit ihm all die beglückende Last,  
 Habt, o Gütige, Dank für Den und alle die Andern,  
 Die mein Leben, mein Gut unter den Sterblichen find.

## 6.

Aber die Nacht kommt! Laß uns eilen, zu feiern das Herbstfest  
 Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz,  
 Und was uns der himmlische Tag zu sagen geboten,  
 Das zu nennen, mein Schmidt, reichen wir Beide nicht aus.  
 Treffliche bring' ich Dir und das Freudenfeuer wird hoch auf  
 Schlagen, und heiliger soll sprechen das kühnere Wort.  
 Siehe! da ist es rein! Und des Gottes freundliche Gaben  
 Die wir theilen, sie sind zwischen den Liebenden nun  
 Anderes nicht — o kommt, o macht es wahr! denn allein ja  
 Bin ich und Niemand nimmt mir von der Stirne den Traum?  
 Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug seyn,  
 Aber die größere Lust sparen dem Enkel wir auf.

## Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen bürren  
 Ebenen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.  
 Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,  
 Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.  
 Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der quellende Wald hier  
 In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,  
 Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,  
 Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,  
 Keiner Herde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,  
 Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.  
 Unter dem Strauche saß ein ernstster Vogel gesanglos,  
 Nengstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.  
 Nicht um Wasser rief ich Dich an, Natur, in der Wüste,  
 Wassers bewahrte mir treulich das fromme Kameel,  
 Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens  
 Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.  
 Aber ich bat umsonst; Du erschienst mir feurig und herrlich,  
 Aber ich hatte Dich einst göttlicher, schöner gesehn.  
 Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos  
 Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.  
 Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,  
 Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.  
 Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp  
 hier,

Wie Phygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.  
 Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,  
 Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.  
 Mutter Erde! rief ich, Du bist zur Wittwe geworden,  
 Dürstig und kinderlos lebst Du in langsamer Zeit.  
 Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,  
 Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.  
 Aber vielleicht erwarmst Du dereinst am Strale des Himmels,  
 Aus dem dürstigen Schlaf schmeichelt sein Odem Dich auf;  
 Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst Du die eiserne Hülse,  
 Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.

Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,  
 Rosen glühen und Wein sprudelt im karglichen Nord.  
 Aber jetzt kehrt' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,  
 Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.  
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten  
 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,  
 Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen  
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.  
 Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,  
 Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.  
 Doch wie Aurora den Lithon, umfängst Du in lächelnder Blüthe  
 Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.  
 Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinstock,  
 Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbst das Obst.  
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,  
 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.  
 Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,  
 Steigen am dunkeln Gebirg Besten und Hütten hinauf.  
 Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tages-  
 licht;

Hoch in heiterer Luft stehet der Falke sich um.  
 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,  
 Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.  
 Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,  
 Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.  
 Lieblich tönt die gehämmerte Sack und die Stimme des Land-  
 manns,

Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,  
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,  
 Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.  
 Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor  
 Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,  
 Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,  
 Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,  
 Wo ich froh, wie das Cichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,  
 Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.  
 Heimathliche Natur! wie bist Du treu mir geblieben!  
 Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst Du den Flüchtling noch auf.

Noch gedeihn die Pflirsche mir, noch wachsen gefällig  
 Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.  
 Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,  
 Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.  
 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche  
 Laube

Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,  
 Und die Pfade röthest Du mir, es wärmt mich und spielt mir  
 Um das Auge, wie sonst, Vaterlands-sonne! Dein Licht;  
 Feuer trink' ich und Geist aus Deinem freudigen Kelche,  
 Schläfrig lässest Du nicht werden mein alterndes Haupt.  
 Die Du einst mir die Brust erwecktest vom Schläfe der Kindheit,  
 Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,  
 Mildere Sonne! zu Dir kehr' ich getreuer und weiser,  
 Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

### Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!  
 Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,  
 Pfliegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zu-  
 sammen.

Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen,  
 In der zäheren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,  
 Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.  
 Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,  
 Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel  
 Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,  
 Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken  
 Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.  
 Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels  
 Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.  
 Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer  
 Diesen Wald und schmiegte mich gern an's gesellige Leben.  
 Fesselte nur nicht mehr an's gesellige Leben das Herz mich,  
 Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!



## An den Aether.

Treu und freundlich, wie Du, erzog der Götter und Menschen  
 Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter  
 In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,  
 Fastest Du zärtlich mich an, und gossst himmlischen Trank mir,  
 Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.  
 Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,  
 Aber Du nährst sie all' mit Deinem Nektar, o Vater!  
 Und es drängt sich und rinnt aus Deiner ewigen Fülle  
 Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.  
 Darum lieben die Wesen Dich auch und ringen und streben  
 Unaufhörlich hinauf nach Dir in freudigem Wachsthum.  
 Himmlischer! suchst nicht Dich mit ihren Augen die Pflanze,  
 Streckt nach Dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch  
 nicht?

Daß er Dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;  
 Daß er belebt von Dir in Deiner Welle sich bade,  
 Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überläst'ig Gewand ab.  
 Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend  
 Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehren auch diese  
 Aus der Woge zu Dir; auch den edeln Thieren der Erde  
 Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,  
 Die geheime Liebe zu Dir sie ergreift, sie hinaufzieht.  
 Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt  
 In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand  
 kaum.

Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,  
 Hüpfst, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinab=  
 schäumt,

Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsch.  
 Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel  
 Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!  
 Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,  
 Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.  
 Ueber dem Haupt frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein  
 Herz

Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath  
 Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen  
 Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Abler,  
 Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,  
 Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.  
 Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe;  
 Wenn ihr der Stab gebriecht, woran zum Himmel sie aufwächst,  
 Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern  
 Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! Vergebens;  
 Denn es treibt uns die Luft in Deinen Gärten zu wohnen.  
 In die Meersfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen  
 Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge  
 Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meer-  
 gotts.

Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,  
 Wo die leichtere Welle sich regt — o wer dort an jene  
 Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!  
 Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,  
 Wo Du fremde Gestab' umfängst mit bläulicher Woge,  
 Könnst Du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden  
 Wipfeln,

Vater Aether! und sanftigst selbst das strebende Herz mir,  
 Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

### Der Archipelagus.

Rehren die Kraniche wieder zu Dir? und suchen zu Deinen  
 Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen erwünschte  
 Lüfte Dir die beruhigte Flut, und sonnet der Delfin,  
 Aus der Tiefe gelockt, am neuen Lichte den Rücken?  
 Blüht Jonien? ist es die Zeit? denn immer im Frühling,  
 Wenn den Lebenden sich das Herz erneut und die erste  
 Liebe den Menschen erwacht, und goldner Zeiten Erinnerung,  
 Komm' ich zu Dir, und grüß' in Deiner Stille Dich, Alter!

Immer, Gewaltiger! lebst Du noch und ruhest im Schatten  
 Deiner Berge, wie sonst; mit Jünglingsarmen umfängst Du  
 Noch Dein liebliches Land, und Deiner Töchter, o Vater,  
 Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren.  
 Kreta steht, und Salamis grünt, umbämmert von Lorbeern,  
 Rings von Stralen umblüht, erhebt zur Stunde des Aufgangs  
 Delos ihr begeistertes Haupt, und Geos und Chios  
 Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen Hügeln  
 Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen  
 Silberne Bäche, wie einst, in die alten Wasser des Vaters.  
 Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln,  
 Blühend von Jahr zu Jahr, und wenn zu Zeiten, vom Abgrund  
 Losgelassen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,  
 Eine der Holden ergriff und die Sterbende Dir in den Schooß  
 sank,  
 Göttlicher! Du, Du dauertest aus, denn über den dunkeln  
 Tiefen ist Manches schon Dir auf- und untergegangen.

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe, die stillen,  
 Die den heiteren Tag und süßen Schummer und Ahnung  
 Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen  
 Aus der Fülle der Nacht, auch sie, die alten Gespielen,  
 Wohnen, wie einst, mit Dir, und oft am dämmernden Abend,  
 Wenn von Afiens Bergen herein das heilige Mondlicht  
 Kömmt und die Sterne sich in Deiner Woge begegnen,  
 Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie sie wandeln,  
 Wechseln die Wasser Dir, es tönt die Weise der Brüder  
 Droben, ihr Nachtgesang im liebenden Busen Dir wieder.  
 Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,  
 Sie, des Orients Kind, die Wunderthätige, da ist,  
 Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen,  
 Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,  
 Dir, dem trauernden Gott, Dir sendet sie froheren Zauber,  
 Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht,  
 Denn das Liebeszeichen, der Kranz, den immer, wie vormal's  
 Deiner gedenk, doch sie um die graue Locke Dir windet.  
 Und umfängt der Aether Dich nicht? und lehren die Wolken,  
 Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strale

Aus der Höhe Dir nicht? Dann sendest Du über das Land sie  
 Daß am heißen Gestad' die gewittertrunkenen Wälder  
 Rauschen und wogen mit Dir, daß bald, dem wandernden Sohn  
 gleich,

Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander  
 Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayster  
 Dir entgegen frohlockt, und der Erstgeborne, der Alte,  
 Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil ist  
 Hocherschreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen,  
 Siegreich kommt und die offenen Arme der sehnennde reichet.

Dennoch einsam dünkest Du Dir, in schweigender Nacht hört  
 Deine Wehklage der Fels, und öfters entflieht Dir  
 Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.  
 Denn es leben mit Dir die edlen Lieblinge nimmer,  
 Die Dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten  
 Deine Gestade bekränzt, und immer suchen und missen,  
 Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten  
 Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen.

Sage, wo ist Athen? ist über den Urnen der Meister  
 Deine Stadt, die geliebteste Dir, an den heiligen Ufern  
 Trauernder Gott, Dir ganz in Asche zusammen gesunken?  
 Oder ist noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,  
 Wenn er vorüber kommt, sie nenn' und ihrer gedenke?  
 Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten dort nicht  
 Sonst vom Dache der Burg herab die Göttergestalten?  
 Rauschte dort die Stimme des Volks, die stürmischbewegte,  
 Aus der Agora nicht her, und eilt es aus freudigen Pforten  
 Dort die Gassen Dir nicht zu gesegnetem Hafen herunter?  
 Siehe! da löste sein Schiff der fernhinsinnende Kaufmann,  
 Froh, denn es wehet' ihm auch die beflügelnde Luft und die Götter  
 Liebten so, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die guten  
 Gaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.  
 Fern nach Cypros ziehet er hin und ferne nach Tyros,  
 Strebt nach Kolchis hinauf und hinab zum alten Aegyptos,  
 Daß er Purpur und Wein und Korn und Bliesse gewinne  
 Für die eigene Stadt, und öfters über des kühnen

Herkules Säulen hinaus, zu neuen seligen Inseln  
 Tragen die Hoffnungen ihn und des Schiffes Flügel, indessen,  
 Anders bewegt, am Gestade der Stadt ein einsamer Jüngling  
 Weilt, und die Woge belauscht, und Großes ahnet der Ernste,  
 Wenn er zu Füßen so des erderschütternden Meisters  
 Kaufset und sitzt, und nicht umsonst erzog ihn der Meergott.

Denn des Genius Feind, der vielgebietende Perse,  
 Jahrlang zählt' er sie schon, der Waffen Menge, der Knechte,  
 Spottend des griechischen Lands und seiner wenigen Inseln,  
 Und sie dächten dem Herrscher ein Spiel, und noch wie ein  
 Traum war

Ihm das innige Volk, vom Göttergeiste gerüstet.  
 Leicht aus spricht er das Wort, und schnell, wie der flammende  
 Bergquell,

Wenn er, furchtbar umher vom gährenden Aetna gegossen,  
 Städte begräbt in der purpurnen Flut und blühende Gärten,  
 Bis der brennende Strom im heiligen Meere sich kühlt:  
 So mit dem Könige nun, versengend, städteverwüstend,  
 Stürzt von Ekbatana daher sein prächtig Getümmel;  
 Weh! und Athene, die Herrliche, fällt; wohl schauen und ringen  
 Vom Gebirg, wo das Wild ihr Geschrei hört, fliehende Greise  
 Nach den Wohnungen dort zurück und den rauchenden Tempeln;  
 Aber es weckt der Söhne Gebet die heilige Asche  
 Nun nicht mehr, im Thal ist der Tod, und die Wolke des Brandes  
 Schwindet am Himmel dahin, und weiter im Lande zu ernten,  
 Zieht, vom Frevler erhitzt, mit der Beute der Perse vorüber.

Aber an Salamis' Ufern, o Tag! an Salamis' Ufern,  
 Harrend des Endes stehn die Athenerinnen, die Jungfrau,  
 Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete Söhnlein;  
 Aber den Horchenden schallt aus Tiefen die Stimme des Meergotts  
 Heilweissagend herauf, es schaun die Götter des Himmels  
 Wägend und richtend herab, denn dort an den bebenden Ufern  
 Wankt seit Tagesbeginn, wie langsam wandelnd Gewitter,  
 Dort auf schäumenden Wassern die Schlacht, und es glüheth der  
 Mittag

Unbemerkt im Zorn, schon über dem Haupte den Kämpfern.

Aber die Männer des Volks, die Heroenentel, sie walten  
 Helleren Auges jetzt, die Götterliebtinge denken  
 Des beschiedenen Glücks, es zähmen die Kinder Athene's  
 Ihren Genius, ihn, den todverachtenden, jetzt nicht.  
 Denn wie aus rauchendem Blut das Wild der Wüste noch einmal  
 Sich zuletzt verwandelt erhebt, der edleren Kraft gleich,  
 Und den Jäger erschreckt, kehrt jetzt im Glanze der Waffen,  
 Bei der Herrscher Gebot furchtbargesammelt den Wilden,  
 Mitten im Untergang, die ermattete Seele noch einmal.  
 Und entbrannter beginnt's; wie Paare ringender Männer,  
 Fassen die Schiffe sich an, in die Woge taumelt das Steuer,  
 Unter den Streitern bricht der Boden und Schiffer und Schiff sinkt.

Aber in schwindelndem Traum vom Liebe des Tages gesungen,  
 Rollt der König den Blick; irrlächelnd über den Ausgang,  
 Droht er und fleht und frohlockt, und sendet, wie Blitze, die  
 Boten;

Doch er sendet umsonst, es kehret keiner ihm wieder.  
 Blutige Boten, Erschlagne des Heers, und berstende Schiffe,  
 Wirft die Rächerin ihm zahllos, die donnernde Woge,  
 Vor den Thron, wo er sitzt am bebenden Ufer, der Arme,  
 Schauend die Flucht, und fort in die fliehende Menge gerissen,  
 Gilt er, ihn treibt der Gott, es treibt sein irrend Geschwader  
 Ueber die Fluten der Gott, der spottend sein eitel Geschmeid ihm  
 Endlich zerschlug und den Schwachen erreicht' in der drohenden  
 Rüstung.

Aber liebend zurück zum einsam harrenden Strome  
 Kommt der Athener Volk, und von den Bergen der Heimath  
 Wogen, freudig gemischt, die glänzenden Schaaren herunter  
 Ins verlassene Thal, ach! gleich der gealterten Mutter,  
 Wenn nach Jahren das Kind, das verloren geachtete, wieder  
 Lebend ihr an den Busen kehrt, ein erwachsener Jüngling,  
 Aber im Gram ist ihr die Seele gewelkt, und die Freude  
 Kommt der Hoffnungsmüden zu spät und mühsam vernimmt sie,  
 Was der liebende Sohn in seinem Danke geredet;  
 So erscheint den Kommenden dort der Boden der Heimath.  
 Denn es fragen umsonst nach ihren Hainen die Frommen,

Und die Sieger empfängt die freundliche Pforte nicht wieder,  
Wie den Wanderer sonst sie empfing, wenn er froh von den  
Inseln

Wiederkehrt', und die selige Burg der Mutter Athene  
Ueber sehndem Haupt ihm fernherglänzend heraufging.  
Aber wohl sind ihnen bekannt die verödeten Gassen  
Und die trauernden Gärten umher und auf der Agora,  
Wo des Portikus Säulen gestürzt, und die göttlichen Bilder  
Liegen, da reicht, in der Seele bewegt, und der Treue sich freuend,  
Setzt das liebende Volk zum Bunde die Hände sich wieder.  
Bald auch suchet und sieht den Ort des eigenen Hauses  
Unter dem Schutte der Mann; ihm weint am Halse, der trauten  
Schlummerstätte gedenk, sein Weib, es fragen die Kindlein  
Nach dem Tische, wo sonst in lieblicher Reihe sie saßen,  
Von den Vätern gesehn, den lächelnden Göttern des Hauses.  
Aber Gezelte bauet das Volk, es schließen die alten  
Nachbarn wieder sich an, und nach des Herzens Gewohnheit  
Ordnen die lüftigen Wohnungen sich umher an den Hügeln.  
So indessen wohnen sie nun, wie die Freien, die Alten,  
Die, der Stärke gewiß und dem kommenden Tage vertrauend,  
Wandernden Vögeln gleich, mit Gesange von Berge zu Berg eint,  
Zogen, die Fürsten des Forsts und des weitumirrenden Stromes.  
Doch umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die treue,  
Wieder ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel  
Ruh'n sie sanft, wenn milde, wie sonst, die Lüfte der Jugend  
Um die Schlafenden wehn und aus Platanen Blüß  
Ihnen herüberauscht und, neue Tage verkündend,  
Lockend zu neuen Thaten, bei Nacht die Woge des Meergotts  
Fernher tönt und fröhliche Träume den Lieblingen sendet.  
Schon auch sprossen und blüh'n die Blumen mählig, die goldnen;  
Auf zertretenem Feld, von frommen Händen gewartet,  
Grünet der Delbaum auf, und auf Kolonos Gefilden  
Nähren friedlich, wie sonst, die athenischen Kasse sich wieder.

Aber der Muttererd' und dem Gott der Woge zu Ehren,  
Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich  
Sicher gegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der Liebe  
Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,

Die er selbst sich erbaut, der Immerrege sich bleibend.  
 Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht mit  
 den andern

Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.  
 Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es  
 Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das Ge-  
 schäft ihm.

Brunnen steigen empor, und über die Hügel in reinen  
 Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Becken;  
 Und umher an ihnen erglänzt gleich festlichen Helben,  
 Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt  
 Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,  
 Göttertempel entstehen, ein heiligkühner Gedanke,  
 Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Aether  
 Aus dem seligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!  
 Mutter Athene, Dir auch, Dir wuchs Dein herrlicher Hügel  
 Stolz aus der Trauer empor und blühte noch lang dem  
 Gott der Wogen und Dir, und Deine Lieblinge sangen  
 Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank Dir.

O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie fern nun  
 Bei den Vätern daheim, und der Schicksalstage vergessen,  
 Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?  
 Sieht mein Auge sie nie? ach! findet über den tausend  
 Pfaden der grünenden Erd', ihr göttergleichen Gestalten!  
 Euch das suchende nie, und vernahm ich darum die Sprache,  
 Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die Seele  
 Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?  
 Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,  
 Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hält,  
 Zum Parnassos will ich, und wenn im Dunkel der Eiche  
 Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalia's Quelle begegnet,  
 Will ich, mit Thränen gemischt, aus blütheumdufteter Schale  
 Dort auf keimendes Grün das Wasser gießen, damit doch,  
 O ihr Schlafenden all', ein Todtenopfer euch werde.  
 Dort im schweigenden Thal, an Tempe's hängenden Felsen,  
 Will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr herrlichen Namen!  
 Her euch rufen bei Nacht, und wenn ihr zürnend erscheint,



Weil der Pflug die Gräber entweicht, mit der Stimme des Herzens  
 Will ich, mit frommem Gesang, euch süßnen, heilige Schatten!  
 Bis, zu leben mit euch sich ganz die Seele gewöhnet.  
 Fragen wird der Geweihtere dann euch Manches, ihr Todten!  
 Euch, ihr Lebenden, auch, ihr hohen Kräfte des Himmels,  
 Wenn ihr über dem Schutt mit euren Jahren vorbeigeht,  
 Ihr in der sicheren Bahn! denn oft ergreift das Irrsal  
 Unter den Sternen mir, wie schaurige Lüfte, den Busen,  
 Daß ich spähe nach Rath, und lang schon reden sie nimmer  
 Trost den Bedürftigen zu, die prophetischen Haine Dodona's,  
 Stumm ist der delphische Gott, und einsam liegen und öde  
 Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,  
 Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers hinaufstieg.  
 Aber droben das Licht, es spricht noch heute zu Menschen,  
 Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers Stimme,  
 Ruft es: Denket ihr mein? und die trauernde Woge des Meergotts  
 Hallt es wieder: gedenkt ihr nimmer meiner, wie vormals?  
 Denn es ruhn die Himmlischen gern am fühlenden Herzen,  
 Immer, wie sonst, geleiten sie noch, die begeisternden Kräfte,  
 Gerne den strebenden Mann, und über den Bergen der Heimath  
 Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,  
 Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,  
 Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sey.  
 Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,  
 Ohne Göttliches unser Geschlecht. An's eigene Treiben  
 Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt  
 Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden  
 Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer  
 Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.  
 Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen  
 Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender Odem  
 Wieder, wie vormals oft, bei Hellas' blühenden Kindern,  
 Wehet in neuer Zeit, und über freierer Stirne  
 Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder  
 Stilleweilend der Gott in goldenen Wolken erscheint.  
 Ach! und säumest du noch? und jene, die göttlich gebornen,  
 Wohnen immer, o Tag! noch als in der Tiefen der Erde  
 Einsam unten, indeß ein immerlebender Frühling

Unbefangen über dem Haupt den Schlafenden dämmert?  
 Aber länger nicht mehr! schon hör' ich ferne des Festtags  
 Chorgesang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,  
 Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich  
 Still vereint in freierem Lieb, zur Ehre des Gottes,  
 Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale sind heilig;  
 Denn, wo fröhlich der Strom in wachsender Jugend hinausseilt,  
 Unter Blumen des Lands, und wo auf sonnigen Eben  
 Edles Korn und der Obstwald reift, da kränzen am Feste  
 Gerne die Frommen sich auch, und auf dem Hügel der Stadt glänzt,  
 Menschlicher Wohnung gleich, die himmlische Halle der Freude.  
 Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden,  
 Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern  
 Ueberall, o Natur! und, wie vom Duellengebirg, rinnt  
 Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.  
 Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in Sparta!  
 Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser  
 Herbst kommt, wenn ihr, gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!  
 Wiederkehret und flehe! des Jahrs Vollenbung ist nahe!  
 Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!  
 Hin nach Hellas schaue das Volk, und weinend und dankend  
 Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unsre Früchte beginnen,  
 Blüht, ihr Gärten Joniens, nur, und die an Athens Schutt  
 Grünen, ihr Holden! verbergt dem schauenden Tage die Trauer!  
 Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder! die Hügel  
 Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die Knaben  
 Siegend starben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,  
 Wo mit Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,  
 Fliehend vor dem Tage der Schmach, dort, dort von den Bergen  
 Klag't in's Schlachttthal täglich herab, dort singet von Dets  
 Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandelnden Wasser, herunter!  
 Aber Du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon  
 Dich nicht feiert, wie sonst, aus Deinen Wogen, o Meerergott!  
 Löne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern  
 Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der Starcken  
 Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das Wechselfeln

Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir  
 Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal  
 Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,  
 Laß der Stille mich dann in Deiner Tiefe gedenken!

### A n d e n k e n .

Der Nordost weht,  
 Der liebste unter den Winden  
 Mir, weil er feurigen Geist  
 Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.  
 Geh' aber nun und grüße  
 Die schöne Garonne,  
 Und die Gärten von Bourbeaux,  
 Dort, wo am schroffen Ufer  
 Hingehet der Steg und in den Strom  
 Tief fällt der Bach, darüber aber  
 Hinschauet ein edel Paar  
 Von Eichen und Silberpappeln!

Noch denket das mir wohl und wie  
 Die breiten Gipfel neiget  
 Der Uimwald über die Mühl',  
 Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum,  
 An Feiertagen gehn  
 Die braunen Frauen daselbst  
 Auf seidnen Boden,  
 Zur Märzzeit,  
 Wenn gleich ist Nacht und Tag,  
 Und über langsamen Stegen,  
 Von goldenen Träumen schwer,  
 Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,  
 Des dunkeln Lichtes voll,  
 Mir Einer den duftenden Becher,  
 Damit ich ruhen möge; denn süß

Wär' unter Schatten der Schummer.  
 Nicht ist es gut  
 Seel'los vor sterblichen  
 Gedanken zu sehn, doch gut  
 Ist ein Gespräch und zu sagen  
 Des Herzens Meinung, zu hören viel  
 Von Taten der Lieb',  
 Und Thaten, welche geschehen.

Wo aber sind die Freunde? Bellarmin  
 Mit dem Gefährten? Mancher  
 Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;  
 Es beginnt nämlich der Reichtum  
 Im Meere. Sie,  
 Wie Maler, bringen zusammen  
 Das Schöne der Erd' und verschmähn  
 Den geflügelten Krieg nicht, und  
 Zu wohnen einsam, jahrlang, unter  
 Dem entlaubten Mast, wo nicht die Nacht durchglänzen  
 Die Feiertage der Stadt,  
 Und Saitenspiel und eingeborner Tanz nicht.

Nun aber sind zu Indiern  
 Die Männer gegangen,  
 Dort an der lustigen Spiz'  
 An Traubenbergen, wo herab  
 Die Dordogne kommt  
 Und zusammen mit der prächt'gen  
 Garonne meerbreit  
 Ausgeh'et der Strom. Es mehret aber  
 Und gibt Gedächtniß die See  
 Und die Lieb' auch heftet fleißig die Augen,  
 Was bleibt aber, stiften die Dichter.

## Die Wanderung.

Glückselig Suevien, meine Mutter!  
 Auch Du, der glänzenderen, der Schwester  
 Lombarda drüben gleich,  
 Von hundert Bächen durchflossen!  
 Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,  
 Und dunklere, wild, tief grünenden Laub's voll —  
 Und Alpengebirg auch überschattet,  
 Uralt es, Dich; denn nah dem Herde des Hauses  
 Wohnst Du, und hörst, wie drinnen  
 Aus silbernen Opferschalen  
 Der Duell rauscht, ausgeschüttet  
 Von reinen Händen, wenn berührt  
 Von warmen Stralen  
 Krystallenes Eis, und umgestürzt  
 Vom leichtanregenden Lichte  
 Der schneeige Gipfel übergießt die Erde  
 Mit reinestem Wasser. Darum ist  
 Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt  
 Was nahe dem Ursprung wohnet, den Ort.  
 Und Deine Kinder, die Städte  
 Am weithindämmernden See,  
 An Neckars Weiden, am Rheine,  
 Sie alle meinen, es wäre  
 Sonst nirgend besser zu wohnen.  
 Ich aber will dem Kaukasos zu!  
 Denn sagen hört' ich  
 Noch heut in den Lüften:  
 Frei seh'n, wie Schwalben, die Dichter.  
 Auch hat in jüngern Tagen  
 Sonst Eines mir vertraut:  
 Es seyen vor alter Zeit  
 Die Unsrigen einst, ein sinnig Geschlecht,  
 Still fortgezogen von Wellen der Donau,  
 Dort mit der Sonne Kindern  
 Am Sommertage, da diese  
 Sich Schatten suchten, zusammen

Am schwarzen Meere gekommen,  
 Und nicht umsonst sey dieß  
 Daß gastfreundliche genennet.  
 Denn als ihr Staunen vorüber war,  
 Da naheten die Andern zuerst; dann setzten auch  
 Die Unseren sich neugierig unter den Delbaum.  
 Doch, als sich ihre Gewande berührt,  
 Und Keiner vernehmen konnte  
 Die eigene Rede des Andern, wäre wohl  
 Entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen herunter  
 Gekommen wäre die Kühlung,  
 Die Lächeln über das Angesicht  
 Der Streitenden öfters bereitet; und eine Weile  
 Sah'n still sie auf. Dann reichten sie sich  
 Die Hände liebend einander. Und bald  
 Vertauschten sie Waffen und all'  
 Die lieben Güter des Hauses,  
 Vertauschten das Wort auch und es wünschten  
 Die freundlichen Väter umsonst nichts  
 Beim Hochzeitjubiläum den Kindern.  
 Denn aus den Heiligvermählten  
 Wuchs schöner, denn Alles,  
 Was vor und nach  
 Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf.  
 Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,  
 Daß wir das Bündniß wiederbegehn,  
 Und der theuern Ahnen gedenken?  
 Dort an den Ufern, unter den Bäumen  
 Ionias, in Ebenen des Kastros,  
 Wo Kraniche, des Aethers froh,  
 Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen,  
 Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet  
 Der Inseln, die, mit Wein bekränzt,  
 Voll tönten von Gesang; noch Andere wohnten  
 Am Layget, am vielgepriesnen Hymettoß,  
 Und diese blühten zuletzt. Doch von  
 Barnassos' Quell bis zu des Imolos  
 Goldglänzenden Bächen erklang

Ein ewig Lied. So rauschten  
 Die heiligen Wälder und all'  
 Die Saitenspiele zusammt,  
 Von himmlischer Milde gerühret.  
 O Land des Homer!  
 Am purpurnen Kirschbaum, oder wenn,  
 Von Dir gesandt, im Weinberg mir  
 Die jungen Pfirsiche grünen,  
 Und die Schwalbe fernher kommt und Vieles erzählend  
 An meinen Wänden ihr Haus baut, in  
 Den Tagen des Mai's, auch unter den Sternen  
 Gedenk' ich, o Ionia! Dein. Doch Menschen  
 Ist Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich  
 Gekommen, euch, ihr Inseln, zu sehn und euch,  
 Ihr Mündungen der Ströme, o ihr Hallen der Ithetis,  
 Ihr Wälder, euch, und euch, ihr Wolken des Ida!  
 Doch nicht zu bleiben gedenk' ich,  
 Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen  
 Die Verschllossene, der ich entkommen, die Mutter.  
 Von ihren Söhnen einer, der Rhein,  
 Mit Gewalt wollt' er an's Herz ihr stürzen und schwand,  
 Der Zurückgestoßene, niemand weiß, wohin in die Ferne.  
 Doch nicht so wünscht' ich gegangen zu sehn  
 Von ihr, und nur euch einzuladen  
 Bin ich zu euch, ihr Grazien Griechenlands,  
 Ihr Himmelstöchter, gewandert,  
 Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,  
 Zu uns ihr kommet, ihr Holden!  
 Wenn milder athmen die Lüfte,  
 Und liebende Pfeile der Morgen  
 Uns Muzgebuldigen schickt,  
 Und leichte Gewölke blühen  
 Uns über den schüchternen Augen,  
 Dann werden wir sagen, wie kommt,  
 Ihr Charitinnen, zu Wilden?  
 Die Dienerinnen des Himmels  
 Sind aber wunderbar,  
 Wie alles Göttlichgeborne.

Zum Traume wird's ihm, will es Einer  
 Beschleichen, und straft den, der  
 Ihm gleichen will mit Gewalt.  
 Oft überrascht es den,  
 Der eben kaum es gehofft hat.

## Der Rhein.

Fragment.

Im dunkeln Epheu saß ich, an der Pforte  
 Des Waldes, eben da der goldene Mittag,  
 Den Quell besuchend, herunterkam  
 Von Treppen des Alpgebirg's,  
 Daß mir die göttlichgebaute,  
 Die Burg der Himmlischen heißt  
 Nach alter Meinung, wo aber  
 Geheim noch Manches entschieden  
 Zu Menschen gelanget; von da  
 Vernahm ich ohne Vermuthen  
 Ein Schicksal, denn noch kaum  
 War mir im warmen Schatten  
 Sich Manches berebend, die Seele  
 Italla zugeschweift  
 Und an die Küsten Morea's.

Jetzt aber, drinn im Gebirg,  
 Tief unter den silbernen Gipfeln,  
 Und unter fröhlichem Grün,  
 Wo die Wälder schauernd zu ihm  
 Und der Felsen Häupter übereinander  
 Hinabschaun, taglang, dort  
 Im kältesten Abgrund hört'  
 Ich um Erlösung jammern  
 Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',  
 Und die Mutter Erd' anlagt',



Und den Donnerer, der ihn gezeuget,  
 Erbarmend die Eltern, doch  
 Die Sterblichen flohn von dem Ort,  
 Denn furchtbar war, da lichtlos er  
 In den Fesseln sich wälzte,  
 Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,  
 Des freigebohrenen Rheins,  
 Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,  
 Dem Tessin und dem Rhodanus,  
 Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn  
 Nach Asia trieb die königliche Seele.  
 Doch unverständlich ist  
 Das Wünschen vor dem Schicksal.  
 Die Blindesten aber  
 Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch  
 Sein Haus, und dem Thier ward, wo  
 Es bauen solle, doch jenen ist  
 Der Feh!, daß sie nicht wissen wohin?  
 In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinent sprungenes. Auch  
 Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn  
 Wie du anfingst, wirst du bleiben,  
 So viel auch wirkt die Noth  
 Und die Zucht, das Meiste nämlich  
 Vermag die Geburt  
 Und der Lichtstral, der  
 Dem Neugeborenen begegnet.  
 Wo aber ist Einer,  
 Um frei zu bleiben  
 Sein Lebenlang und des Herzens Wunsch  
 Allein zu erfüllen, so  
 Aus himmlischgünstigen Höh'n  
 Und so aus reinstem Schooße  
 Glückselig geboren, wie jener?  
 Drum ist ein Zauchzen sein Wort.

Nicht liebt er, wie andere Kinder  
 In Wickelbanden zu weinen;  
 Und wenn, wo die Ufer sich ihm  
 An die Seite schleichen, die krummen,  
 Und, durstig umwindend ihn,  
 Den Unbedachten, zu ziehn  
 Und wohl zu behüten begehren  
 Im eignen Schlunde, lachend  
 Zerreißt er die Schlangen und stürzt  
 Mit der Beut', und, wenn in der Eil'  
 Ein Größerer ihn nicht zähmt,  
 Ihn wachsen läßt, — wie der Bliß muß er  
 Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn  
 Die Wälder ihm nach und zusammenstinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen  
 Das eilende Leben und lächelt,  
 Wenn unenthaltfam, aber gehemmt  
 Von heiligen Alpen, ihm  
 In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.  
 In solcher Effe wird dann  
 Auch alles Lautre geschmiedet  
 Und schön ist's, wie er drauf,  
 Nachdem er die Berge verlassen,  
 Stillwandelnd sich im deutschen Lande  
 Begnüget und das Sehnen stillt  
 Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,  
 Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt  
 In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergift er's.  
 Denn eher muß die Wohnung vergehn  
 Und die Sazung und zum Unbild werden  
 Der Tag der Menschen, ehe vergessen  
 Ein Solcher dürfte den Ursprung  
 Und die reine Stimme der Jugend.  
 Wer war es, der zuerst  
 Die Liebesbande verderbt

Und Stricke von ihnen gemacht hat?  
 Dann haben des eigenen Rechts  
 Und gewiß des himmlischen Feuers  
 Gespottet die Trogigen, dann erst,  
 Die sterblichen Pfade verachtend,  
 Verweg'nes erwählt,  
 Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eigner  
 Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen  
 Die Himmlischen eines Dings,  
 So sind's Heroen und Menschen,  
 Und Sterbliche sonst. Denn weil  
 Die Seligsten nichts fühlen von selbst,  
 Muß wohl, wenn Solches zu sagen  
 Erlaubt ist, in der Götter Namen  
 Theilnehmend fühlen ein Andern —  
 Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht  
 Ist, daß sein eigenes Haus  
 Zerbreche der, und das Liebste  
 Wie den Feind schelt' und sich Vater und Kind  
 Begrabe unter den Trümmern,  
 Wenn Einer, wie sie, sehn will, und nicht  
 Ungleiches dulden, der Schwärmer.  
 Drum wohl ihm, welcher fand  
 Ein wohlbeschiedenes Schicksal,  
 Wo noch der Wanderungen  
 Und süß der Leiden Erinnerung  
 Aufrauscht am sichern Gestade,  
 Daß da und dorthin gern  
 Er sehn mag bis an die Gränzen,  
 Die bei der Geburt ihm Gott  
 Zum Aufenthalte gezeichnet.  
 Dann ruht er, selig bescheiden,  
 Denn Alles, was er gewollt,  
 Das Himmlische, von selber umfängt  
 Es unbezwungen, lächelnd  
 Setzt, da er ruhet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jetzt,  
 Und kennen muß ich die Theuern,  
 Weil oft ihr Leben so  
 Die sehnende Brust mir bewegt.  
 Wem aber, wie Dir,  
 Unüberwindlich die Seele,  
 Die stark ausdauernde ward,  
 Und festerer Sinn  
 Und süße Gabe zu hören,  
 Zu reden so, daß er aus heiliger Fülle  
 Wie der Weingott thörig, göttlich  
 Und geseglos sie, die Sprache der Reinesten gibt,  
 Verständlich den Guten, aber mit Recht  
 Die Achtungslosen mit Blindheit schlägt,  
 Die entweichenden Knechte, — wie nenn ich den Fremden?  
 Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter,  
 Allliebend, so empfangen sie auch  
 Mühlos, die Glücklichen, Alles.  
 Drum überraschet es auch,  
 Und schreckt den sterblichen Mann,  
 Wenn er den Himmel, den  
 Er mit den liebenden Armen  
 Sich auf die Schultern gehäuft,  
 Und die Last der Freude bedenket.  
 Dann scheint ihm oft das Beste,  
 Fast ganz vergessen da,  
 Wo der Stral nicht brennt,  
 Im Schatten des Walb's,  
 In frischer Grüne zu sehn,  
 Und sorglosarm an Löhnen,  
 Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.  
 Und herrlich ist's aus heiligem Schlafe dann  
 Erstehen und aus Waldeskühle  
 Erwachend, Abends nun  
 Dem milderen Licht entgegenzugehen,  
 Wenn, der die Berge gebaut  
 Und den Pfad der Ströme gezeichnet,  
 Nachdem er lächelnd auch

Der Menschen geschäftiges Leben,  
 Das odemarme, wie Segel,  
 Mit seinen Lüften gelenkt hat,  
 Auch ruht und vor der Schülerin jetzt,  
 Der Bildner vor der Braut,  
 Der herrliche Pygmalion,  
 Der Tagsgott vor der Erde sich neiget.

Dann feiern das Brautfest Menschen und Götter,  
 Es feiern die Lebenden all,  
 Und ausgeglichen  
 Ist eine Weile das Schicksal.  
 Und die Flüchtlinge suchen die Herberg'  
 Und süßen Schummer die Tapfern.  
 Die Liebenden aber  
 Sind, was sie waren, sie sind  
 Zu Hause, wo die Blume sich freuet  
 Unschädlicher Glut, und die finsternen Bäume  
 Der Geist umsäufelt, aber die Unversöhnten  
 Sind umgewandelt und eilen,  
 Die Hände sich ehe zu reichen,  
 Bevor das freundliche Licht  
 Hinunter geht und die Nacht kommt.

### Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht  
 Auf weichem Boden, selige Genien!  
 Glänzende Götterlüfte  
 Nühren euch leicht,  
 Wie die Finger der Künstlerin  
 Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende  
 Säugling, athmen die Himmlischen;  
 Keusch bewahrt

In bescheidener Knospe,  
Blühet ewig  
Ihnen der Geist,  
Und die seligen Augen  
Blicken in stiller  
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,  
Auf keiner Stätte zu ruh'n,  
Es schwinden, es fallen  
Die leidenden Menschen  
Blindlings von einer  
Stunde zur andern,  
Wie Wasser von Klippe  
Zu Klippe geworfen,  
Jahr lang in's Ungewisse hinab.

---

## Der Tod des Empedokles.

Fragmente eines Trauerspiels.

• ———

Panthea. Delia.

Panthea.

Das ist sein Garten! Dort im geheimen Dunkel, wo die Quelle springt, dort stand er jüngst, als ich vorüberging — Du hast ihn nie gesehn?

Delia.

O Panthea! Bin ich doch erst seit gestern mit dem Vater in Sicilien. Doch ehemals, da ich noch ein Kind war, sah ich ihn auf einem Kämpferwagen bei den Spielen in Olympia. Sie sprachen damals viel von ihm und immer ist sein Name mir geblieben.

Panthea.

Du mußt ihn jetzt sehn, jetzt! Man sagt, die Pflanzen merkten auf ihn, wo er wandre, und die Wasser der Erde strebten herauf da; wo sein Stab den Boden berühre, und wenn er bei Gewittern in den Himmel blicke, theile die Wolke sich und hervor schimmre der heitere Tag. — Das all mag wahr sehn! Doch was sagt's? Du mußt ihn selbst sehen! einen Augenblick! und dann hinweg! ich meid' ihn selbst, ein furchtbar, allverwandelnd Wesen ist er.

Delia.

Wie lebt er denn mit Andern? Ich begreife nichts von diesem Manne. Hat er, wie wir, auch seine leeren Tage, wo man sich alt und unbedeutend dünkt?

Panthea.

Ach! da ich ihn zum letztenmale dort  
Im Schatten seiner Bäume sah, da hatt' er wohl  
Sein eigen tiefes Leid — der Göttliche.  
Mit wunderbarem Sehnen, traurigforschend,  
Wie wenn er viel verloren, blickt' er bald  
Zur Erd' hinab, bald durch die Dämmerung  
Des Hains hinauf, als wär' in's ferne Blau  
Das Leben ihm entflohen, und die Demuth  
Des königlichen Angesichts ergriff  
Mein ringend Herz — auch Du mußt untergehn,  
Du schöner Stern — und lange währt's nicht mehr!  
Das ahnte mir.

Melia.

Hast Du mit ihm auch schon  
Gesprochen, Panthea?

Panthea.

O daß Du daran mich erinnerst! Es ist nicht lange, daß ich  
todeskrank darniederlag. Schon dämmerte der Tag vor mir und  
um die Sonne wankte, wie ein seellos Schattenbild, die Welt.  
Da rief mein Vater, wenn er schon ein arger Feind des hohen  
Mannes ist, am hoffnungslosen Tage den Vertrauten der Natur;  
und als der Herrliche den Heiltrank mir gereicht, da schmolz in  
zauberischer Versöhnung mir mein kämpfend Leben in einander  
und wie zurückgekehrt in süße, sinnenfreie Kindheit schließ ich  
wachend viele Tage fort und kaum bedurft' ich eines Athemzugs.  
Wie nun in frischer Luft mein Wesen sich zum erstenmale wieder  
der langentbehrten Welt entfaltete, mein Auge sich in jugend-  
licher Neugier dem Tag erschloß, da stand Empedokles! o wie  
göttlich und wie gegenwärtig mir! Am Lächeln seiner Augen  
blühte mir das Leben wieder auf! ach, wie ein Morgenwölkchen  
floß mein Herz dem hohen süßen Licht entgegen und ich war der  
zarte Wiederschein von ihm.

Melia.

O Panthea!

Panthea.

Der Ton aus seiner Brust! in jeder Sylbe klangen alle  
Melodien! und der Geist in seinem Wort! — Zu seinen Füßen  
möcht' ich sitzen, stundenlang, als seine Schülerin, sein Kind,



in seinen Aether schaun und auf zu ihm frohlocken, bis in seiner  
Himmelshöhe sich mein Sinn verloren.

Delia.

Was würd' er sagen, Liebe, wenn er's wüßte!

Pantheon.

Er weiß es nicht, der Unbedürft'ge wandelt  
In seiner eignen Welt, in leiser Götterruhe geht  
Er unter seinen Blumen und es scheun  
Die Lüfte sich, den Glücklichen zu stören,  
Ihm schweigt die Welt und aus sich selber wächst  
In steigendem Vergnügen die Begeisterung  
Ihm auf, bis aus der Nacht des schöpfrischen  
Entzückens, wie ein Funke der Gedanke springt  
Und heiter sich die Geister künft'ger Thaten  
In seine Seele drängen, und die Welt,  
Der Menschen gährend Leben und die stillere  
Natur um ihn erscheint — hier nährt er, wie ein Gott  
In seinen Elementen sich und seine Lust  
Ist himmlischer Gesang, und dann tritt er  
Heraus in's Volk an Tagen, wo die Menge  
Sich überbraust und eines Mächtigers  
Der unentschlossene Tumult bedarf,  
Da herrscht er dann, der herrliche Pilot,  
Und hilft hinaus, und wenn sie dann erst recht  
Ihn sehn, des immerfremden Mannes sich  
Gewöhnen möchten, ehe sie's gewahren,  
Ist er hinweg — ihn zieht in seine Schatten  
Die stille Pflanzenwelt, wo er sich schöner findet,  
Und ihr geheimnißvolles Leben, das vor ihm  
In seinen Kräften allen gegenwärtig ist.

Delia.

O Sprecherin! wie weißt Du denn das alles?

Pantheon.

Ich finn' ihm nach — wie viel ist über ihn  
Mir noch zu finnen? ach! und hab' ich ihn  
Gefast, was ist's? er selbst zu sehn, das ist  
Das Leben und wir andern sind der Traum davon.  
Sein Freund Pausanias hat auch von ihm

Schon manches mir erzählt, der Jüngling steht  
 Ihn Tag vor Tag und Jovis Adler ist  
 Nicht stolzer, denn Pausanias, ich glaub' es!

**Melia.**

Ich kann nicht tadeln, Liebe, was Du sagst,  
 Doch trauert meine Seele wunderbar  
 Darüber und ich möchte sehn, wie Du,  
 Und möcht' es wieder nicht. Seyd ihr denn all  
 Auf dieser Insel so? Wir haben auch  
 An großen Männern unsre Lust, und Einer  
 Ist jetzt die Sonne der Athenerinnen,  
 Sophokles! dem von allen Sterblichen  
 Zuerst der Jungfrau herrlichste Natur  
 Erschien und sich zu reinem Angedenken  
 In seine Seele gab —

Und jede wünscht sich, ein Gedanke  
 Des Herrlichen zu sehn und möchte gern  
 Die immerschöne Jugend, eh sie welkt,  
 Hinüber in des Dichters Seele retten  
 Und fragt und sinnet, welche von den Jungfrau  
 Der Stadt die zärtlichernste Heroide seh,  
 Die seiner Seele vorgeschwebt, die er  
 Antigone genannt; und helle wird's  
 Um unsre Stirne, wenn der Götterfreund  
 Am heitern Festtag in's Theater tritt,  
 Doch kummerlos ist unser Wohlgefallen  
 Und nie verliert das liebe Herz sich so  
 In schmerzlich fortgerißner Huldigung. —  
 Du opferst Dich — ich glaub' es wohl, er ist  
 Zu übergroß, um ruhig Dich zu lassen,  
 Den Unbegränzten liebst Du unbegränzt,  
 Was hilft es ihm? Dir selbst, Dir ahndete  
 Sein Untergang, Du gutes Kind, und Du  
 Sollst untergehn mit ihm?

**Panthea.**

**D** mache mich

Nicht stolz, und fürchte, wenn für ihn, für mich nicht!  
 Ich bin nicht er, und wenn er untergeht,

So kann sein Untergang der meinige  
 Nicht sehn, denn groß ist auch der Tod der Großen,  
 Und will der Waffenträger mit dem Helden  
 Durch Eine Schicksalsflamme gehn, so muß  
 Der Eine, wie der Andere, dazu  
 Berufen sehn — was diesem Manne widerfährt,  
 Das, glaube mir, das widerfährt nur ihm,  
 Und hätt' er gegen alle Götter sich  
 Versündigt und ihren Zorn auf sich  
 Geladen, und ich wollte sündigen,  
 Wie er, um gleiches Loos mit ihm zu leiden,  
 • So wär's, wie wenn ein Fremder in den Streit  
 Der Liebenden sich mischt, — was willst Du? sprächen  
 Die Götter nur, Du Thörin kannst uns nicht  
 Beleidigen, wie er —

Delia.

Du bist vielleicht

Ihm gleicher, als Du denkst, wie sündst Du sonst  
 An ihm ein Wohlgefallen.

Panthea.

Liebes Herz!

Ich weiß es selber nicht, warum ich ihm  
 Gehöre; sähest Du ihn! — Ich dacht', er käme  
 Vielleicht heraus; in dieser Stunde geht  
 Der Ewigjugendliche gern im Haine,  
 Wenn einen Augenblick der frische Tag  
 Ihm gleicht, du hättest dann im Weggehn ihn  
 Gesehn, nicht wahr? es war ein Wunsch; ich sollte  
 Der Wünsche mich entwöhnen, denn es scheint,  
 Als liebten unser ungeduldiges  
 Gebet die Götter nicht, sie haben Recht!  
 Ich will auch nimmer — aber hoffen muß  
 Ich doch, ihr guten Götter, und ich weiß  
 Nicht anderes, denn ihn, — ich wollte gern,  
 Ich bäte, gleich den Uebrigen, von euch  
 Nur Sonnenlicht und Regen, könnt' ich nur!  
 O ewiges Geheimniß! was wir sind  
 Und suchen, können wir nicht finden, was

Wir finden, sind wir nicht — wie viel ist wohl  
Die Stunde —

**Delia.**

Dort kommt Dein Vater,  
Ich weiß nicht, bleiben oder gehen wir?

**Panthea.**

Wie sagtest Du? mein Vater? komm! hinweg!

**Metabel. Hermokrates.**

**Alkades.**

Hörst Du das trunk'ne Volk?

*Priester* **Hermokrates.**

Sie suchen ihn.

**Alkades.**

Der Geist des Manns  
Ist mächtig unter ihnen.

**Hermokrates.**

Ich weiß, wie dürres Gras  
Entzünden sich die Menschen.

**Alkades.**

Daß Einer so die Menge bewegt, mir ist's  
Als wie wenn Jovis Blitz den Wald  
Ergreift, und furchtbarer.

**Hermokrates.**

Drum binden wir den Menschen auch  
Das Band um's Auge, daß sie nicht  
Zu kräftig sich am Lichte nähren.  
Nicht gegenwärtig werden  
Darf Göttliches vor ihnen,  
Es darf ihr Herz  
Lebendiges nicht finden.  
Kennst Du die Alten nicht,  
Die Lieblinge des Himmels man nennt?  
Sie nährten die Brust  
An Kräften der Welt  
Und den Hellaußblickenden war  
Unsterbliches nahe,

Hölderlin, Gedichte.

Drum beugten die Stolzen  
 Das Haupt auch nicht,  
 Und vor den Gewaltigen konnt'  
 Ein Anderes nicht bestehn,  
 Es ward verwandelt vor ihnen.

**Mekades.**

Und er?

**Hermokrates.**

Das hat zu mächtig ihn  
 Gemacht, daß er vertraut  
 Mit Göttern worden ist.  
 Es tönt sein Wort dem Volk',  
 Als käm' es vom Olymp;  
 Sie danken's ihm,  
 Daß er vom Himmel raubet  
 Die Lebensflam' und sie  
 Verräth den Sterblichen.

**Mekades.**

Sie wissen nichts, denn ihn,  
 Er soll ihr Gott  
 Er soll ihr König seyn.  
 Sie sagen, es hab' Apoll  
 Die Stadt gebaut den Trojern,  
 Doch besser sey, es helf'  
 Ein hoher Mann durch's Leben.  
 Noch sprechen sie viel Unverständiges  
 Von ihm und achten kein Gesetz  
 Und keine Noth und keine Sitte.  
 Ein Irrgestirn ist unser Volk  
 Geworden, und ich fürcht',  
 Es deute dieses Zeichen  
 Zukünft'ges noch, das er  
 Im stillen Sinne brütet.

**Hermokrates**

Seh ruhig, Mekades!  
 Er wird nicht.

**Mekades.**

Bißt Du denn mächtiger?

**Hermokrates.**

Der sie versteht,  
Ist stärker, denn die Starken,  
Und wohlbekannt ist dieser Seltne mir.  
Zu glücklich wuchs er auf;  
Ihm ist von Anbeginn  
Der eigne Sinn verwöhnt, daß ihn  
Geringes irrt! er wird es büßen,  
Daß er zu sehr geliebt die Sterblichen.

**Alkades.**

Mir ahndet selbst,  
Es wird mit ihm nicht lange dauern,  
Doch ist es lang genug,  
So er erst fällt, wenn ihm's gelungen ist.

**Hermokrates.**

Und schon ist er gefallen.

**Alkades.**

Was sagst Du?

**Hermokrates.**

Siehst Du denn nicht? es haben  
Den hohen Geist die Geistesarmen  
Geirrt, die Blinden den Verführer.  
Die Seele warf er vor das Volk, verrieth  
Der Götter Gunst gutmüthig den Gemeinen,  
Doch rächend äffte leeren Wiederhall's  
Genug denn auch aus tochter Brust den Thoren.  
Und eine Zeit ertrug er's, grämte sich  
Geduldig, wußte nicht,  
Wo es gebrach; indessen wuchs  
Die Trunkenheit dem Volke; schauernd  
Bernahmen sie's, wenn ihm vom eignen Wort  
Der Busen hebt', und sprachen:  
So hören wir nicht die Götter!  
Und Namen, so ich Dir nicht nenne, gaben  
Die Knechte dann dem stolzen Trauernden.  
Und endlich nimmt der Durstige das Gift,  
Der Arme, der mit seinem Sinne nicht  
Zu bleiben weiß und Aehnliches nicht findet,

Er tröstet mit der rasenden  
Anbetung sich, verblindet, wird wie sie,  
Die seelenlosen Aberglaubigen;  
Die Kraft ist ihm entwichen,  
Er geht in einer Nacht, und weiß sich nicht  
Herauszuhelfen, und wir helfen ihm.

**Alkades.**

Deß bist Du so gewiß?

**Hermokrates.**

Ich kenn' ihn.

**Alkades.**

Ein übermüthiges Gerede fällt  
Mir bei, daß er gemacht, da er zuletzt  
Auf der Agore war. Ich weiß es nicht,  
Was ihm das Volk zuvor gesagt; ich kam  
Nur eben, stand von fern; ihr ehret mich,  
Antwortet er, und thuet recht daran;  
Denn stumm ist die Natur,  
Es leben Sonn' und Luft und Erd' und ihre Kinder  
Fremd um einander,  
Die Einsamen, als gehörten sie sich nicht.  
Wohl wandeln immer kräftig  
Im Göttergeiste die freien  
Unsterblichen Mächte der Welt  
Rings um der andern  
Vergänglich Leben,  
Doch wilde Pflanzen  
Auf wilden Grund  
Sind in den Schooß der Götter  
Die Sterblichen alle gesäet,  
Die Kärglichgenährten, und todt  
Erschiene der Boden, wenn Einer nicht  
Deß wartete, lebenerweckend —  
Und mein ist das Feld. Mir tauschen  
Die Kraft und Seele zu Einem  
Die Sterblichen und die Götter.  
Und wärmer umfassen die ewigen Mächte  
Das strebende Herz und kräft'ger gedeihn

Vom Geiste der Freien die fühlenden Menschen,  
 Und mach ist's! denn ich  
 Geselle das Fremde,  
 Das Unbekannte nennet mein Wort,  
 Und die Liebe der Lebenden trag'  
 Ich auf und nieder; was Einem gebriecht,  
 Ich bring' es vom andern, und binde  
 Beseelend und wandle versüßend die zögernde Welt  
 Und gleiche Keinem und Allen.  
 So sprach der Uebermüthige.

Hermokrates.

Das ist noch wenig. Megers schläft in ihm.  
 Ich kenn' ihn, kenne sie, die übergelücklichen  
 Verwöhnten Söhne des Himmels,  
 Die anders nicht, denn ihre Seele, fühlen.  
 Stört einmal sie der Augenblick heraus —  
 Und leicht zerstörbar sind die Zärtlichen —  
 Dann stillt nichts sie wieder, brennend  
 Treibt eine Wunde sie, unheilbar gährt  
 Die Brust. Auch er! so still er scheint,  
 So glüht ihm doch, seit ihm das Volk mißfällt,  
 Im Busen die tyrannische Begierde.  
 Er oder wir! Und Schaden ist es nicht,  
 So wir ihn opfern. Untergehen muß  
 Er doch!

Alkades.

O reiz' ihn nicht! und laß  
 Sie sich ersticken, die verschloßne Flamme.  
 Laß ihn, gieb ihm nicht Anstoß, findet den  
 Zu frecher That der Uebermüth'ge nicht  
 Und kann er nur im Worte sündigen,  
 So stirbt er als ein Thor und schadet uns  
 Nicht viel. Das macht ihn furchtbar;  
 Ein kräft'ger Gegner, glaub' es mir, dann erst,  
 Dann fühlt er seine Macht.

Hermokrates.

Du fürchtest ihn und Alles, armer Mann.



## Mekades.

Die Reue nur mag ich mir gerne sparen,  
 Mag gerne schonen, was zu schonen ist.  
 Die Nemesis zu ehren lehrte mich  
 Mein Leben und mein Sinn, das braucht  
 Der Priester nicht, der alles weiß,  
 Der Heil'ge, der sich alles heiligt.

## Hermokrates.

Begreife mich, Unmündiger! eh Du  
 Mich lästerst. Fallen muß der Mann; ich sag'  
 Es Dir und glaube mir, wär' er zu schonen,  
 Ich würd' es mehr, wie Du. Denn näher bin  
 Ich ihm, wie Du. Doch lerne das:  
 Verderblicher, denn Schwert und Feuer ist  
 Der Menscheng Geist, der götterähnliche,  
 Wenn er nicht schweigen kann und sein Geheimniß  
 Unaufgedeckt bewahren. Bleibt er still  
 In seiner Tiefe ruhn und gibt, was noth ist,  
 Wohlthätig ist er dann; ein fressend Feuer,  
 Wenn er aus seiner Fessel bricht.  
 Hinweg mit ihm, der seine Seele bloß  
 Und ihre Götter gibt, verwegen  
 Aussprechen will Unauszusprechendes  
 Und sein gefährlich Gut, als wär' es Wasser,  
 Verschüttet und vergeudet; schlimmer ist's,  
 Wie Mord, und Du, Du redest für diesen?  
 Beschwägen möchtest Du Nothwendiges?  
 Sein Schicksal ist's. Er hat es sich  
 Gemacht, und leben soll,  
 Wie er und vergehn, wie er, in Weh  
 Und Thorheit jeder, der wie er  
 Das Göttliche verräth und allverkehrend  
 Verborgenherrschendes  
 In Menschenhände liefert!  
 Er muß hinab!

## Mekades.

So theuer muß er büßen, der sein Bestes  
 Aus voller Seele Sterblichen vertraut?

**Hermokrates.**

Er mag es, doch es bleibt die Nemesis  
 Nicht aus, mag große Worte sagen, mag  
 Entwürdigen das keusch verschwiegene Leben,  
 An's Tageslicht das Gold der Tiefe ziehn,  
 Er mag es brauchen, was zum Brauche nicht  
 Den Sterblichen gegeben ist, ihn wird's  
 Zuerst zu Grunde richten.

Hat's ihm den Sinn nicht schon verwirrt? ist  
 Bei seinem Volke denn die volle Seele,  
 Die zärtliche, nicht schon genug verwildert?  
 Wie ist er nun ein Eigenmächtiger  
 Geworden, dieser Allmittheilende?  
 Der güt'ge Mann, wie ist er so verwandelt  
 Zum Frechen, der wie seiner Hände Spiel  
 Die Götter und die Menschen achtet!

**Akades.**

Du redest schrecklich, Priester, und es dünkt  
 Dein dunkel Wort mir wahr. Es sey!  
 Du hast zum Werke mich, nur weiß ich nicht,  
 Wo er zu fassen ist; es sey der Mann  
 So groß er will, zu richten ist nicht schwer;  
 Doch mächtig sehn des Uebermächtigen,  
 Der, wie ein Zauberer, die Menge liebt,  
 Es dünkt ein andres mir, Hermokrates.

**Hermokrates.**

Gebrechlich ist sein Zauber, Kind, und leichter,  
 Denn nöthig ist, hat er es uns gemacht,  
 Es wandte zur gelegenen Stunde sich  
 Sein Unmuth um, der still empörte Sinn  
 Beseindet nun sich selber, hätt' er auch  
 Die Macht, er achtet's nicht, er trauert nur  
 Und flehet seinen Fall, er sucht  
 Rückkehrend das verlorne Leben,  
 Den Gott, den er aus sich hinweggeschwägt.  
 Versammle mir das Volk, ich klag' ihn an,  
 Auf' über ihn den Fluch, erschrecken sollen sie  
 Vor ihrem Abgott, sollen ihn

Hinaus verstoßen in die Wildniß  
 Und nimmer wiederkehrend soll er dort  
 Mir's büßen, daß er mehr, wie sich gebührt,  
 Den Sterblichen verkündigt.

**Akades.**

Doch wess beschuldigst Du ihn?

**Hermokrates.**

Die Worte, so Du mir genannt,  
 Sie sind genug.

**Akades.**

Mit dieser schwachen Klage  
 Wißt Du das Volk ihm von der Seele ziehn?

**Hermokrates.**

Zu rechter Zeit hat jede Klage Kraft  
 Und nicht gering ist diese.

**Akades.**

Und klagtest Du des Mords ihn an vor ihnen,  
 Es rührte nichts die Abergläubigen.

**Hermokrates.**

Dies eben ist's, die offenbare That  
 Vergeben sie, die Abergläubigen,  
 Denn was sie verstehn, das irret und schreckt  
 Den scheuen Sinn den Blöden.

**Akades.**

Es hängt ihr Herz an ihm, das händigest,  
 Das lenkst Du nicht so leicht, sie lieben ihn.

**Hermokrates.**

Sie lieben ihn? ja wohl so lang er blüht'  
 Und glänzt' — — —

— — — naschen sie,

Was sollen sie mit ihm, nun er  
 Verdüstert ist, verödet? Da ist nichts,  
 Was nützen könnt' und ihre lange Zeit  
 Verkürzen, abgeerntet ist das Feld,  
 Verlassen liegt's und nach Gefallen gehn  
 Der Sturm und unsre Pfade drüber hin.  
 Empör' ihn nur! empör' ihn! siehe zu!

**Akades.**

Ich hoffe, er ist geduldig.  
So wird sie der Geduldige gewinnen.

**Hermokrates.**

Nichts weniger!

**Akades.**

Du achtest nichts, Du wirfst Dich  
Und mich und ihn und alles noch verderben.

**Hermokrates.**

Das Träumen und das Schäumen  
Der Sterblichen, ich acht' es wahrlich nicht!  
Sie möchten Götter sehn und huldigen  
Wie Göttern sich, und eine Weile dauert's!  
Sorgst Du, es möchte sie der Leidende  
Gewinnen, der Geduldige?  
Empören wird er gegen sich die Thoren,  
An seinem Leide werden sie den theuern  
Betrug erkennen, werden unbarmherzig  
Ihm's danken, daß der Angebetete  
Doch auch ein Schwacher ist und ihm  
Geschiehet recht, warum bemengt er sich  
Mit ihnen.

**Akades.**

Ich wollt' ich wär' aus dieser Sache, Priester!

**Hermokrates.**

Vertraue mir und scheue nicht, was noth ist.

**Akades.**

Dort kommt er. Suche nur Dich selbst,  
Du irrer Geist, indeß verlierst Du Alles.

**Hermokrates.**

Laß ihn! hinweg!

**Empedokles.**

In meine Stille kamst Du leisewandelnd,  
Kandst drinnen in der Halle Dunkel mich aus,  
Du Freundlicher, Du kamst nicht unverhofft  
Und fernher wirkend über der Erde vernahm  
Ich wohl Dein Wiederkehren, schöner Tag!

Und meine Vertrauten auch, ihr schnellgeschäft'gen  
 Kräfte der Höl'! und nahe seyd auch ihr  
 Mir wieder, seyd, wie sonst, ihr Glücklichen,  
 Ihr irrelösen Bäume meines Hains!  
 Ihr ruhetet und wuchst und täglich tränkte  
 Des Himmels Quelle die bescheidenen  
 Mit Licht, und Lebensfunken sä'test Du  
 Befruchtend auf die blühenden, Vater Aether!  
 O innige Natur! ich habe Dich  
 Vor Augen, kennest Du den Freund,  
 Den Hochgeliebten, kennest Du mich nimmer?  
 Den Priester, der lebendigen Gesang  
 Wie frohvergoßnes Opferblut Dir brachte.

O bei den heil'gen Bäumen,  
 Wo Wasser aus Aern der Erde  
 Sich sammeln und am heißen Tage  
 Die Dürstenden erfrischen,  
 Auch mir, ihr Quellen des Lebens, strömet  
 Aus Tiefen der Welt ihr einst  
 Zusammen und es kamen  
 Die Dürstenden zu mir; — vertrocknet bin  
 Ich nun und nimmer freun die Sterblichen  
 Sich meiner — bin ich ganz allein?  
 Und ist es Nacht hier außen auch am Tage?  
 Der höher, denn ein sterblich Auge, sah,  
 Der Blindgeschlag'ne tastet nun umher —  
 Wo seyd ihr, meine Götter? *Vergessen!*  
 Weh! laßt ihr nun  
 Wie einen Bettler mich,  
 Und diese Brust, die liebend euch geahndet,  
 Was stoßt ihr sie hinab  
 Und schloßt sie mir in schmählich enge Bande,  
 Die freigeborne, und leben soll  
 Er nun so fort, der langverwöhnte,  
 Der selig oft mit allen Lebenden  
 Ihr Leben, ach! in heilig schöner Zeit,  
 Sie wie das Herz gefühlt von einer Welt

Und ihren Götterkräften,  
 Verdammt in seiner Seele soll er so  
 Dahingehn, ausgestoßen, freudlos, er,  
 Der Götterfreund, an seinem Nichts  
 Und seiner Nacht sich weiden immerdar,  
 Unduldbares duldend, gleich den Schwächlingen, die  
 Uns Tagewerk im scheuen Tartarus  
 Geschmiedet find. Was, daherab bin ich  
 Gekommen? Um nichts? ha! Eines,  
 Eins mußtet ihr mir lassen! Thor, bist Du  
 Derselbe doch und träumst, als wärest Du  
 Ein Schwacher. Einmal noch! noch einmal  
 Soll mir's lebendig werden und ich will's!  
 Fluch oder Segen! Tausche nur die Kraft,  
 Demüthiger, Dir nimmer aus dem Busen!  
 Weit will ich's um mich machen, tagen soll's  
 Von eigner Flamme mir, Du sollst  
 Zufrieden werden, armer Geist,  
 Gefangener, und groß und reich  
 In eigner Welt dich fühlen —  
 Und wieder einsam, weh! und wieder einsam!  
 Und nimmer find' ich  
 Euch, meine Götter,  
 Und nimmer fehr' ich  
 Zu deinem Leben, Natur!  
 Dein Geächteter! weh! Hab' ich doch auch  
 Dein nicht geachtet, Dein  
 Mich überhoben, hast Du nicht  
 Umfangend mit den warmen Fittigen,  
 Du Härtliche, mich vom Schläfe geweckt?  
 Mittelidig schmeichelnd zu deinem Nektar gelockt?  
 Geist, der mich groß genährt, Du hast  
 Dir einen Helden, hast, alter Saturn,  
 Dir einen neuen Jupiter  
 Gezogen, einen schwächern nur und frechern,  
 Denn schmähen kann die böse Zunge dich mir,  
 Ist nirgends ein Rächer und muß ich denn allein  
 Den Hohn und Fluch in meine Seele fagen?

Muß einsam sehn? auch so? Und es reißt  
 Die delphische Krone mir kein besserer,  
 Denn ich, vom Haupt und nimmt die Locken hinweg,  
 Wie es dem fahlen Seher gebührt, — o Götter!  
 Hätt' ich nur meinen Namen nie genannt  
 Und wär' ich lieber wie ein Kind geblieben.

**Empedokles. Pausanias.**

*Pausanias. Jüngling*  
 O all

Ihr himmlischen Mächte, was ist das?

**Empedokles.**

Hinweg!

Wer hat Dich hergesandt? willst Du das Wort  
 Berrichten an mir? Ich will Dir alles sagen,  
 Was Du nicht weißt; dann richte, was Du thust,  
 Darnach — Pausanias! o suche nicht  
 Den Mann, an dem Dein Herz gehangen, denn  
 Er ist nicht mehr, und gehe, guter Jüngling!  
 Dein Angesicht entzündet mir den Sinn,  
 Und sey es Segen oder Fluch, von Dir  
 Ist beides mir zuviel. Doch wie Du willst!

**Pausanias.**

Was ist geschehn? Ich habe lange Dein  
 Geharret und dankte, da ich jetzt von ferne  
 Dich sah, dem Tageslicht, da find' ich so  
 Vom Haupte bis zur Sohle Dich zerschmettert.  
 Warst Du allein? Die Worte hör' ich nicht,  
 Doch schallt mir noch der fremde Lobeston.

**Empedokles.**

Es war des Mannes Stimme, der sich mehr,  
 Denn Sterbliche, gerühmt, weil ihn zuviel  
 Beglückt die gütige Natur.

**Pausanias.**

Wie Du

Vertraut zu sehn mit allen Göttlichen  
 Der Welt ist nie zu viel.

Empedokles.

So sagt' ich auch,

Du Guter, da die heil'ge Jugend noch  
 Aus meinem Geiste nicht gewichen war,  
 Und gerne, wenn es nun hinab  
 Sich neigen will, steht einmal noch das Auge  
 Der Schnellhinschwindenden zurück,  
 Der Dankenden. O jene Zeit!  
 Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir  
 Von Göttern, wie Endymion, geweckt,  
 Die kindlich schlummernde, sich öffnete,  
 Lebendig sie, die Immerjugendlichen,  
 Des Lebens große Genien  
 Erkannte — schöne Sonne! Menschen hatten mich  
 Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz  
 Unsterblichliebend zu Unsterblichen,  
 Zu Dir, zu Dir, ich konnte Göttlichs  
 Nicht finden, stilles Licht! und so wie Du  
 Das Leben nicht an deinem Tage sparst  
 Und sorgenfrei der goldnen Fülle dich  
 Entledigst, so gönnt' auch ich, der Deine,  
 Den Sterblichen die beste Seele gern  
 Und furchtlos offen gab  
 Mein Herz, wie Du, der ernsten Erde dich,  
 Der schicksalvollen, ihr in Jünglingsfreude  
 Das Leben so zu eignen bis zuletzt;  
 Ich sagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,  
 Band so den theuern Todesbund mit ihr.  
 Da rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,  
 Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —  
 All' Deine Freuden, Erde! wahr, wie sie, —  
 Und warm und voll, — aus Müh' und Liebe reifen,  
 Sie alle gabst Du mir. Und wenn ich oft  
 Auf stiller Bergeshöhe saß und staunend  
 Der Menschen Irrsal übersann,  
 Zu tief von Deinen Wandlungen' ergriffen,  
 Und nah mein eignes Welken ahnete,  
 Dann athmete der Aether, so wie Dir,



Mir heilend um die Liebeswunde Brust,  
Und, wie Gewölk der Flamme, löseten  
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf.

**Pausanias.**

O Sohn des Himmels!

**Empedokles.**

Ich war's! o könnt' ich sagen, wie es war,  
Das Wandeln und Wirken Deiner Geniuskräfte,  
Der herrlichen, deren Genosß ich war, o Natur!  
Könnst' ich's noch einmal vor die Seele rufen,  
Daß mir die stumme, todesöde Brust  
Von Deinen Tönen allen wiederklänge!  
Bin ich es noch? o Leben! und rauchtest sie,  
All Deine geflügelten Melodien und hörst'  
Ich Deinen alten Einklang, große Natur?  
Ach! ich, der Einsame, lebt' ich nicht  
Mit dieser heil'gen Erd' und diesem Licht  
Und Dir, von dem die Seele nimmer läßt,  
O Vater Aether, und mit allen Lebenden,  
Der Götterfreund, im gegenwärtigen  
Olymp? Ich bin hinausgeworfen, bin  
Ganz einsam, und das Weh ist nun  
Mein Tagsgefährt' und Schlafgenosse mir.  
Bei mir ist nicht der Segen, geh!  
Geh! frage nicht! denkst Du, ich träum',  
O steh mich an und wundere dich dich,  
Du Guter, daß ich daherab  
Gekommen bin; des Himmels Söhnen ist,  
Wenn überglücklich sie geworden sind,  
Ein eigner Fluch beschieden.

**Pausanias.**

Ich dulb' es nicht  
Weh! solche Reden! Du? ich dulb' es nicht,  
Du solltest so die Seele Dir und mir  
Nicht ängstigen. Ein böses Zeichen ist's,  
Wenn so der Geist, der immerfrohe, sich  
Der Mächtigen umnachtet.

**Empedokles.**

Kühlest Du's? Es deutet, daß er bald  
Zur Erd' hinab im Ungewitter muß.

**Pausanias.**

O laß den Unmuth, Lieber!

Was that denn auch dieser Reine,  
Daß ihm die Seele so verfinstert ist,  
Ihr Todesgötter! haben die Sterblichen denn  
Kein eignes nirgendswu und reicht das fürchtbare  
Denn ihnen bis an's Herz und herrscht  
Es in der Brust der Weisesten auch,  
Das ewige Schicksal? bändige den Gram  
Und übe Deine Macht; bist Du es doch,  
Der mehr vermag, denn andere, o sieh  
An meiner Liebe, wer Du bist,  
Und denke Dein und lebe!

**Empedokles.**

Du kennest mich und Dich und Tod und Leben nicht.

**Pausanias.**

Den Tod, ich kenn' ihn wenig nur,  
Denn wenig dacht' ich seiner.

**Empedokles.**

Allein zu seyn und ohne Götter, dieß,  
Dieß ist er, mein Pausanias, der Tod!

**Pausanias.**

Laß ihn, ich kenne Dich, an Deinen Thaten  
Erkannt' ich Dich, in seiner Macht  
Erfuhr ich Deinen Geist und seine Welt,  
Wenn oft ein Wort von Dir  
Im heil'gen Augenblick  
Das Leben vieler Jahre mir erschuf,  
Daß eine neue große Zeit von da  
Dem Jünglinge begann. Wie zahmen Hirschen,  
Wenn ferne rauscht der Wald und sie  
Der Heimath denken, schlug das Herz mir oft,  
Wenn Du vom Glück der alten Urwelt sprachst,  
Der reinen Tage kundig, und Dir lag  
Das ganze Schicksal offen, zeichnetest

Du nicht der Zukunft große Linien  
 Mir vor das Auge, sichern Blicks, wie Künstler  
 Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde reihn?  
 Und kennst Du nicht die Kräfte der Natur,  
 Daß du vertraulich, wie kein Sterblicher,  
 Sie, wie Du willst, in stiller Herrschaft lenkst?

**Empedokles.**

Recht! Alles weiß ich, alles kann ich meistern;  
 Wie meiner Hände Werk, erkenn' ich es  
 Durchaus und lenke, wie ich will,  
 Ein Herr der Geister, das Lebendige.  
 Mein ist die Welt und unterthan und dienstbar  
 Sind alle Kräfte mir, — — —  
 — — — zur Magd ist mir

Die herrnbedürftige Natur geworden,  
 Und hat sie Ehre noch, so ist's von mir.  
 Was wäre denn der Himmel und das Meer  
 Und Inseln und Gestirn und was vor Augen  
 Den Menschen Alles liegt, was wär' es noch,  
 Dieß todte Saitenspiel, gäb' ich ihm Ton  
 Und Sprach' und Seele nicht? was sind  
 Die Götter und ihr Geist, wenn ich sie nicht  
 Verkündige? nun sage, wer bin ich?

**Pausanias.**

O höhne nur im Unmuth Dich und Alles,  
 Was Menschen herrlich macht, ihr Wirken und  
 Ihr Wort, verleide mir  
 Den Muth im Busen, mache mich zum Kinde,  
 O sprich es nur heraus! Du habest Dich  
 Und was Dich liebt und was Dir gleichen möcht';  
 Ein andres willst Du, denn Du bist, genügt Dir  
 In Deiner Ehre nicht, Du willst nicht bleiben.  
 Ist keine Ruh', auch nicht in meiner Brust?

**Empedokles.**

Unschuldiger!

**Pausanias.**

Und Dich verklagst Du?

Was ist es denn? o mache mir Dein Leiden  
Zum Räthsel länger nicht, mich peiniget's.

**Empedokles.**

Mit Ruhe wirken soll der Mensch,  
Der sinnende, soll entfaltend  
Das Leben um ihn fördern und heitern.  
Voll schweigender Kraft umfängt  
Den Ahnenden, daß er bilde, die Welt,  
Und er nur trägt, daß er hervor ihn rufe,  
Den Geist der Natur im Busen;  
Tiefwurzelnd strebt  
Das gewaltige Sehnen ihn auf,  
Die Sorg' und die Hoffnung,  
Und herrlich ist und viel vermag er;  
Sein Wort, es wandelt die Welt  
Und unter den Händen

— — — — —  
— — — — —

Jungfräuliche, die dem rohen Sinn entflieht!  
Verachtet hab' ich Dich und mich allein  
Zum Herrn gesetzt, ein übermüthiger  
Barbar! ich hatte nun Dich ausgelernt,  
Das Leben der Natur, die Götter waren  
Mir dienßbar nun geworden, ich allein  
War Gott und sprach's im frechen Stolz heraus.  
O glaub' es mir, ich wäre lieber nicht  
Geboren.

**Pausanias.**

Was? um eines Wortes willen?  
Wie kannst Du so verzagen, guter Mann?

**Empedokles.**

Um eines Wortes willen? ja. Und mögen  
Die Götter mich zernichten, wie sie mich  
Geliebt.

**Pausanias.**

So sprechen andre nicht, wie Du.

**Empedokles.**

Die andern! wie vermöchten sie's?

**Pausanias.**

Ja wohl,

Du wunderbarer Mann, so innig liebt'  
Und sah kein anderer die ew'ge Welt  
Und ihre Genien und Kräfte nie,  
Wie Du und darum sprachst das kühne Wort  
Auch Du, allein und darum fühlst Du auch  
So sehr, wie Du mit Einer stolzen Sylbe  
Vom Herzen aller Götter Dich gerissen,  
Und opferst liebend ihnen Dich dahin.  
O Empedokles!

**Empedokles.**

Siehe, was ist das?

Hermokrates, der Priester und mit ihm  
Ein Haufe Volks und Kritias, der Archon,  
Was suchen sie bei mir?

**Pausanias.**

Sie haben lang

Geforschet, wo Du wärst.

**Empedokles. Pausanias. Hermokrates. Kritias.  
Agrigentiner.**

**Hermokrates.**

Hier ist der Mann, von dem ihr sagt, er sey  
Lebendig zum Olymp emporgegangen.

**Kritias.**

Und traurig scheint er, gleich den Sterblichen.

**Empedokles.**

Ihr armen Spötter! Ist's erfreulich euch,  
Wenn einer leidet, der euch groß geschienen?  
Und achtet ihr, wie leicht erworbnen Staub  
Den Starken, wenn er schwach geworden ist?  
Euch reizt die Frucht, die reif zur Erde fällt,  
Doch glaubt es mir, nicht Alles reift für euch.

**Ein Agrigentiner.**

Was hat er da gesagt?

Empedokles.

Ich bitt' euch, geht,

Befragt, was euer Ist, und menget euch

In's Meinige nicht ein.

Hermokrates.

Doch hat ein Wort

Der Priester noch dabei zu sagen.

Empedokles.

Weh!

Ihr reinen Götter, ihr Lebendigen!

Muß dieser Heuchler meine Trauer mir

Vergiften? geh! ich schonte ja Dich oft,

So ist es billig, daß Du meiner schonst,

Du weißt es ja, ich hab' es Dir bedeutet,

Ich kenne Dich und Deine schlimme Zunft,

Und lange war's ein Räthsel mir, wie euch

In ihrem Munde duldet die Natur.

Ach! als ich noch ein Knabe war, da mied

Euch Allverderber schon mein frommes Herz,

Das unbestechbar innig liebend hing-

An Sonn' und Aether und den Boten allen

Der großen ferngeahndeten Natur;

Denn wohl hab' ich's gefühlt in meiner Furcht,

Daß ihr des Herzens freie Götterliebe

Bereden möchtet zu gemeinem Dienst

Und daß ich's treiben sollte so, wie ihr.

Hinweg! ich kann vor mir den Mann nicht sehn,

Der Göttliches wie ein Gewerbe treibt,

Sein Angeischt ist falsch und kalt und todt,

Wie seine Götter sind. Was stehet ihr

Betroffen? Gehet nun!

Kritias.

Nicht eher, bis

Der heil'ge Fluch die Stirne Dir gezeichnet,

Schamloser Lästler!

Hermokrates.

Sey ruhig, Freund!

Ich hab' es Dir gesagt, es würde wohl

Der Unmuth ihn ergreifen. — Mich verschmäht  
 Der Mann, das hörtet ihr wohl, ihr Bürger  
 Von Agrigent, und harte Worte mag  
 Ich nicht mit ihm in wildem Zanke wechseln,  
 Es ziemt dem Greise nicht, ihr möget nur  
 Ihn selber fragen, wer er sey?

Empedokles.

O laßt!

Ihr seht es ja, es frommet keinem nichts,  
 Den wunden Sinn zu reizen. Gönnet mir's,  
 Den Pfad, worauf ich wandle, still zu gehn.  
 Ihr spannt das Opferthier vom Pfluge los  
 Und nimmer trifft's der Stachel seines Treibers,  
 So schonet meiner auch; entwürdiget  
 Mein Leiden mir mit böser Rede nicht,  
 Denn heilig ist's; und laßt die Brust mir frei  
 Von eurer Noth, ihr Schmerz gehört den Göttern.

Erster Agrigentiner.

Was ist es denn, Hermokrates, warum  
 Der Mann die wunderlichen Worte spricht?

Zweiter Agrigentiner.

Er heißt uns gehn, als scheut' er sich vor uns.

Hermokrates.

Was dünket euch? der Sinn ist ihm verfinstert,  
 Weil er zum Gott sich selbst vor euch gemacht,  
 Doch weil ihr nimmer meiner Rede glaubt,  
 So fragt nur ihn darum, er soll es sagen.

Dritter Agrigentiner.

Wir glauben Dir es wohl.

Pausanias.

Ihr glaubt es wohl,

Ihr Unverschämten? — Euer Jupiter  
 Gefällt euch heute nicht, er stehet trüb,  
 Der Abgott ist euch unbequem geworden  
 Und darum glaubt ihr's wohl? Da stehet er  
 Und trauert und verschweigt den Geist, wornach  
 In heldenarmer Zeit die Jünglinge  
 Sich sehnen werden, wenn er nimmer ist,

Und ihr, ihr kriecht und zischet um ihn her.  
 Ihr dürft es? und ihr seyd so sinnelos,  
 Daß euch das Auge dieses Manns nicht warnt?  
 Und weil er sanft ist, wagen sich an ihn  
 Die Feigen — heilige Natur, wie duldest  
 Du auch in deinem Runde dieß Gewürm?  
 Nun sehet ihr mich an und wisset nicht,  
 Was zu beginnen ist mit mir, ihr müßt  
 Den Priester fragen, ihn, der Alles weiß.

Hermokrates. *Nein!*

Ihr hört, wie euch und mich in's Angesicht  
 Der freche Knabe schilt. Er darf's, so lang  
 Sein Meister euret wegen Alles darf.  
 Wer sich das Volk gewonnen, redet, was  
 Er will; das weiß ich wohl und strebe nicht  
 Aus eignem Sinn entgegen, weil es noch  
 Die Götter dulden. Vieles dulden sie  
 Und schweigen, bis an's Aeußerste geräth  
 Der wilde Muth, dann aber muß der Frevler  
 Rücklings hinab in's bodenlose Dunkel.

Dritter Agrigentiner.

Ihr Bürger, ich mag nichts mit diesen zween  
 Uns künftige zu schaffen haben.

Erster Agrigentiner.

Sagt,

Wie kam es denn, daß dieser uns bethörte?

Zweiter Agrigentiner.

Sie müssen fort, der Jünger und der Meister.

Hermokrates.

So ist es Zeit! — Euch fleh' ich an, ihr Furchtbarn!  
 Ihr Rachegötter! — Wolken lenket Zeus  
 Und Wassermogen zähnt Poseidaon,  
 Doch euch, ihr Leisewandelnden, euch ist  
 Zur Herrschaft das Verborgene gegeben,  
 Und wo ein Eigenmächtiger der Wieg'  
 Entsprungen ist, da seyd ihr auch und geht,  
 Indes er unbesorgt zum Frevel wächst,  
 Stillsinnend fort mit ihm und lauscht hinab



In seine Brust, wo auch den Ungezügelmten  
 Die ruhelos geschwägige verräth.  
 Auch den, ihr kanntet ihn! den heimlichen  
 Verführer, der die Sinne nahm dem Volk  
 Und mit dem Vaterlandsgefege spielt'  
 Und sie, die alten Götter Agrigents  
 Und ihre Priester niemals achtete,  
 Und nicht verborgen war vor euch, so lang  
 Er schwieg, der ungeheure Sinn; und was er  
 Versucht, er that's. Verruchter, wähnstest Du,  
 Sie müßten's nachsrohlocken, da Du jüngst  
 Vor ihnen einen Gott Dich selbst genannt?  
 Dann hättest Du geherrscht in Agrigent,  
 Ein einziger, allmächtiger Tyrann,  
 Und Dein gewesen wäre, Dein allein  
 Das gute Volk und dieses schöne Land.  
 Sie schwiegen nur; erschrocken standen sie;  
 Und Du erblastest und es lähmte Dich  
 Der böse Grimm in Deiner dunkeln Halle,  
 Wo Du hinab dem Tageslicht entflohest.  
 Und kömmt Du nun und gießest über mich  
 Den Unmuth aus und lästerst unsre Götter?

Erster Agrigentiner.

Nun ist es klar, er muß gerichtet werden.

Kritias.

Ich hab' es euch gesagt, ich traute nie  
 Dem Träumer.

Empedokles.

O ihr Rasenden!

Hermokrates.

Und spricht

Du noch und ahndest nicht, Du hast mit uns  
 Nichts mehr gemein, ein Fremdling bist Du worden  
 Und unerkannt bei allen Lebenden;  
 Die Quelle, die uns tränkt, gebührt Dir nicht  
 Und nicht die Feuerflamme, die uns frommt,  
 Und was den Sterblichen das Herz erfreut,  
 Das nehmen die heil'gen Rachegötter von Dir,

Für Dich ist nicht das heitre Licht hier oben,  
 Nicht dieser Erde Grün und ihre Frucht  
 Und ihren Segen gibt die Luft Dir nicht,  
 Wenn Deine Brust nach Kühlung seufzt und dürstet.  
 Es ist umsonst, Du kehrest nicht zurück  
 Zu dem, was unser ist. Denn Du gehörst  
 Den rächenden, den heil'gen Todesgöttern.  
 Und wehe dem von nun an, der ein Wort  
 Von Dir in seine Seele freundlich nimmt,  
 Der Dich begrüßt und seine Hand Dir heut,  
 Der einen Trunk am Mittag Dir gewährt  
 Und der an seinem Tische Dich erduldet  
 Und, wenn Du Nachts an seine Thüre kömmt,  
 Den Schlummer unter seinem Dache schenkt  
 Und, wenn Du stirbst, die Grabesflamme Dir  
 Bereitet, wehe dem, wie Dir! — Hinaus!  
 Es dulden die Vaterlandsgötter länger nicht,  
 Wo ihre Tempel sind, den Gottverächter.

Agrigentiner.

Hinaus, damit sein Fluch uns nicht beslecke!

Pausanias. *habet -*

O komm, Du gehest nicht allein, es ehrt  
 Noch Einer Dich, wenn's schon verboten ist,  
 Du Lieber! und Du weißt, des Freundes Segen  
 Ist kräftiger, denn dieses Priesters Fluch.  
 O komm in fernes Land! wir finden dort  
 Das Licht des Himmels auch und bitten will ich,  
 Daß freundlich Dir's in Deine Seele scheine  
 Im heiterfreien Griechenlande drüben;  
 Da grünen Hügel auch und Schatten gönnt  
 Der Ahorn Dir und milde Lüfte kühlen  
 Den Wanderern die Brust und wenn Du müd  
 Vom heißen Tag am fernen Pfade sitzt,  
 Mit diesen Händen schöpf' ich dann den Trunk  
 Aus frischer Quelle Dir und sammle Speisen  
 Und Zweige wölb' ich über Deinem Haupt  
 Und Moos und Blätter breit' ich Dir zum Lager  
 Und wenn Du schlummerst, so bewach' ich Dich,

Und muß es sehn, bereit' ich Dir auch wohl  
Die Grabesflamme, die sie Dir verwehren,  
Die Schändlichen!

**Empedokles.**

Du treues Herz! — Für mich,  
Ihr Bürger, bitt' ich nichts; es sey geschehen!  
Ich bitt' euch nur um dieses Jünglings willen.  
O wendet nicht das Angezicht von mir!  
Bin ich es nicht, um den ihr liebend sonst  
Euch sammeltet? ihr selber reichet da  
Mir auch die Hände nicht, unziemlich dünkt'  
Es euch, zum Freund euch wild heranzubrängen,  
Und auf den Schultern brachtet ihr die Kleinen  
Und hobt mit euren Armen sie empor;  
Bin ich es nicht, und kennt ihr nicht den Mann,  
Dem ihr gesagt, ihr könntet, wenn er's wollte,  
Von Land zu Land mit ihm, wie Bettler, gehn  
Und, wenn es möglich wäre, folgtet ihr  
Ihm auch hinunter in den Tartarus?  
Ihr Kinder! Alles wolltet ihr mir schenken  
Und zwangt mich thöricht oft, von euch zu nehmen,  
Was euch das Leben heitert' und erhielt;  
Dann gab ich euch's vom Meinigen zurück  
Und mehr, denn Eures, achtetet ihr dieß.  
Nun geh' ich fort von euch; versagt mir nicht  
Die eine Bitte: schonet dieses Jünglings!  
Er that euch nichts zu leid; er liebt mich nur,  
Wie ihr mich auch geliebt, und saget selbst,  
Ob er nicht edel ist und schön? und wohl  
Bedürft ihr künftig feiner, glaubt es mir!  
Oft sagt' ich euch's: es würde Nacht und kalt  
Auf Erden und in Noth verzehrte sich  
Die Seele, sendeten zu Zeiten nicht  
Die guten Götter solche Jünglinge,  
Der Menschen welkend Leben zu erfrischen,  
Und heilig halten, sagt' ich, solltet ihr  
Die heitern Genien — o schonet sein  
Und rufet nicht das Wort! verspricht es mir!

## Dritter Agrigentiner.

Hinweg! wir wollen nichts von Allem, was  
Du sagst.

## Hermokrates.

Dem Knaben muß geschehen, wie er's  
Gewollt. Er mag den frechen Muthwill büßen,  
Er geht mit Dir und Dein Fluch ist der seine.

## Empedokles.

Du schweigst, Kritias! verbirg' es nicht,  
Dich trifft es auch; Du kanntest ihn, o nicht wahr,  
Die Sünde löschten Ströme nicht von Blut?  
Ich bitte Thiere; sag' es ihnen, Lieber!  
Sie sind wie trunken, sprich ein ruhig Wort,  
Damit der Sinn dem Volke wiederkehre!

## Zweiter Agrigentiner.

Noch schilt er uns? Gedenke Deines Fluchs  
Und rede nicht, geh Du! wir möchten sonst  
An Dich die Hände legen.

## Archon (Kritias).

Wohl gesagt,

Ihr Bürger!

## Empedokles.

So und möchtet ihr an mich  
Die Hände legen? was? gelüstet schon  
Bei meinem Leben euch, ihr hungernden  
Garrhen, und könnt' ihr's nicht erwarten, wenn erst  
Der Geist entflohn ist, mir die Leiche zu schänden?  
Heran! zerfleischt und theilet die Brust und es segne  
Der Priester euch den Genuß, und seine Vertrauten,  
Die Nachegötter, laden zum Mahl! — Dir bangt,  
Heillosen? Was? Der schlaue Jäger traf  
Ja doch sein Wild, was steht er nun? und zittert  
Er nicht? kennst Du mich noch? und soll ich Dir  
Den bösen Scherz verderben, den Du treibst?  
Bei Deinen grauen Haaren, Mann! Du solltest  
Zu Erbe werden, denn Du bist sogar  
Zum Knecht der Furien zu schlecht. O steh!  
So schändlich stehst Du da und durfst doch

An mir zum Meister werden? ha! und durftest  
 Mir auf die Brust des Pöbels Zähne setzen!  
 Ein ärmlich Werk, ein blutend Wild zu jagen!  
 Ich war erkrankt, das wußt' er wohl, da wuchs  
 Der Muth dem Feigen; da erhascht er mich  
 Und setzt des Pöbels Zähne mir auf's Herz.  
 O wer heilt den Geschändeten nun? wer nimmt  
 Ihn auf, der heimathlos der Fremden Häuser  
 Mit Narben seiner Schmach umirrt, die Götter  
 Des Hains fleht, ihn zu bergen, — komme, Sohn!  
 Sie haben wehe mir gethan, doch hätt'  
 Ich's wohl vergessen, aber Dich? — Da geht  
 Nun immerhin zu Grund, ihr Namenlosen!  
 Sterbt langsamen Tods und euch geleitet  
 Des Priesters Rabengefang! und weil sich Wölfe  
 Versammeln da, wo Leichname sind, so finde sich  
 Dann einer auch für euch; der sättige  
 Von eurem Blute sich; der reinige  
 Sicilien von euch! es stehet dürr  
 Das Land, wo sonst die Purpurtraube gern  
 Dem bessern Volke wuchs und goldne Frucht  
 Im dunkeln Hain und edles Korn, und fragen  
 Wird einst der Fremde, wenn er auf den Schutt  
 Von euern Tempeln tritt, ob da die Stadt  
 Gestanden? gehet nun! Ihr findet mich  
 In einer Stunde nimmer.

(Indem sie abgehn.)

Kritias!

Dir möcht' ich wohl ein Wort noch sagen.

Pausanias (nachdem Kritias zurück ist).

Laß

Indessen mich zum alten Vater gehn  
 Und Abschied nehmen.

Empedokles.

O warum? was that

Der Jüngling euch, ihr Götter! gehe denn,  
 Du Lieber! draußen wart' ich auf dem Wege  
 Nach Syrakus, dann wandern wir zusammen.

(Pausanias geht auf der andern Seite ab.)

**Empedokles. Kritias.**

**Kritias.**

Was hast Du mir zu sagen?

**Empedokles.**

Auch Du verfolgest mich?

**Kritias.**

Was soll

Mir das?

**Empedokles.**

Ich weiß es wohl, Du möchtest gern  
Mich hassen, dennoch haffest Du mich nicht:  
Du fürchtest mich; Du hattest nichts zu fürchten.

**Kritias.**

Es ist vorbei. Was willst Du noch?

**Empedokles.**

Du hättest

Es selber nie gedacht, der Priester zog  
In seinen Willen Dich; Du klage Dich  
Darum nicht an, o hättest Du nur ein treues Wort  
Für ihn gesprochen, Doch Du scheuestest  
Das Volk.

**Kritias.**

Sonst hattest Du mir nichts  
Zu sagen? Ueberflüssiges Geschwätz  
Hast Du von je geliebt.

**Empedokles.**

O rede sanft,

Ich habe Deine Tochter Dir gerettet.

**Kritias.**

Das hast Du wohl.

**Empedokles.**

Du sträubst und schämest Dich  
Mit dem zu reden, dem das Vaterland  
Geflücht; ach! unverdienter Fluch, ich will  
Es gerne glauben, schändet auch, wenn ihn  
Die Unstigen gesprochen. — Denke Dir,

Es rede nun mein Schatte, der versöhnt  
Vom heitern Friedenslande wiederkehre.

Kritias.

Ich wäre nicht gekommen, da Du riefst,  
Wenn nicht das Volk zu wissen wünschte, was  
Du noch zu sagen hättest.

Empedokles.

Was ich Dir  
Zu sagen habe, geht das Volk nichts an.

Kritias.

Was ist es denn?

Empedokles.

Du mußt hinweg aus diesem Land; ich sag'  
Es Dir um Deiner Tochter willen, denk' an Dich  
Und Sorge nicht für anders! kenneßt Du  
Sie nicht und ist Dir's unbewußt, wie viel  
Es besser ist, daß eine Stadt voll Thoren  
Verfinst, denn Ein Vortreffliches?

Kritias.

Was kann

In diesem Land ihr fehlen?

Empedokles.

Kenneßt Du sie nicht?

Und tastest wie ein Blinder an, was Dir  
Die Götter gaben? und es leuchtet Dir  
In Deinem Haus umsonst das holde Licht?  
Ich sag' es Dir, in diesem Lande findet  
Das fromme Leben seine Ruhe nicht  
Und einsam bleibt es Dir, so schön es ist  
Und stirbt Dir freudenlos, denn nie begibt  
Die zärtlichernste Göttertochter sich,  
Barbaren an das Herz zu nehmen, glaub'  
Es mir! Es reden wahr die Scheidenden.  
Und wundere des Rath's Dich nicht!

Kritias.

Was soll

Ich nun Dir sagen?

**Empedokles.**

Gehe hin mit ihr

In heil'ges Land, nach Elis oder Delos,  
 Wo jene wohnen, die sie liebend sucht,  
 Wo stillvereint die Bilder der Heroen  
 Im Lorbeerwalde stehn. Dort wird sie ruhn  
 Dort bei den schweigenden Idolen wird  
 Der schöne Sinn, der zartgenügsame,  
 Sich stillen, bei den edeln Schatten wird  
 Das Leid entschlummern, das geheim sie hegt  
 In frommer Brust. Wenn dann am heitern Festtag  
 Sich Hellas schöne Jugend dort versammelt  
 Und um sie her die Fremdlinge sich grüßen  
 Und hoffnungsfrohes Leben überall,  
 Wie goldenes Gewölk, das stille Herz  
 Unglänzt, dann weckt dieß Morgenroth  
 Zur Lust wohl auch die fromme Träumerin  
 Und von den Besten Einen, die Gesang  
 Und Kranz in edlem Kampf gewannen, wählt  
 Sie sich, daß er den Schatten sie entführe,  
 Zu denen sie zu frühe sich gesellt.

**Kritias.**

Hast du der gold'nen Worte noch so viel  
 In deinem Elend übrig?

**Empedokles.**

Spotte nicht!

Die Scheidenden verjüngen alle sich  
 Noch einmal gern. Der Sterbeplick ist's nur  
 Des Lichts, das freudig einst in seiner Kraft  
 Geleuchtet unter euch. Es lösche freundlich,  
 Und hab' ich euch geflucht, so mag Dein Kind  
 Den Segen haben, wenn ich segnen kann.

**Kritias.**

O laß! und mache mich zum Knaben nicht.

**Empedokles.**

Versprich es mir und thue, was ich rieth  
 Und geh' aus diesem Land; verweigerst Du's,  
 So mag die Einsame den Adler bitten,



Daß er hinweg von diesen Knechten fle  
Zum Aether rette! Bessers weiß ich nicht.

Kritias.

O sage, haben wir nicht recht an dir  
Gethan?

Empedokles.

Wie fragst Du nun? Ich habe Dir  
Vergeben. Aber folgst Du mir?

Kritias.

Ich kann

So schnell nicht wählen.

Empedokles.

Wähle gut;

Sie soll nicht bleiben, wo sie untergeht  
Und sag' es ihr, sie soll des Mannes denken,  
Den einst die Götter liebten. Willst Du das?

Kritias.

Wie bittest Du? Ich will es thun. Und geh  
Du Deines Weges nun, Du Armer!

(Geht ab.)

Empedokles.

Ja!

Ich gehe meines Weges, Kritias,  
Und weiß, wohin, und schämen muß ich mich,  
Daß ich gezögert bis zum Aeußersten.  
Wie oft, wie oft hat Dich's gemahnt! da wär'  
Es schön gewesen. Aber nun ist's noth!  
O stille! gute Götter! immer eilt  
Den Sterblichen das ungeduld'ge Wort  
Voraus und läßt die Stunde des Gelingens  
Nicht unbetastet reifen. Manches ist  
Vorbei; und leichter wird es schon. Er hängt  
An allem fest, der alte Thor! und, da  
Er einst gedankenlos ein stiller Knab'  
Auf seiner grünen Erde spielte, war  
Er freier, denn er ist; o scheiden! — selbst  
Die Hütte, die mich hegte, lassen sie  
Mir nicht, was muß' ich auch so lange warten,

Bis Glück und Geist und Jugend ferne war  
Und nichts, wie Thorheit überblieb und Elend.

Drei Sklaven des Empedokles.

Erster Sklave.

Du gehst, Herr?

Empedokles.

Ich gehe freilich, Guter,  
Und hole mir das Reisegeräth, so viel  
Ich selber tragen kann, und bring' es noch  
Mir auf die Straße dort hinaus — es ist  
Dein letzter Dienst!

Zweiter Sklave.

O Götter!

Empedokles.

Immer seyd

Ihr gern um mich gewesen, denn ihr ward's  
Gewohnt von lieber Jugend her, wo wir  
Zusammen auf in diesem Hause wuchsen,  
Das meinem Vater war und mir, und fremd  
Ist meiner Brust das herrischkalte Wort.  
Ihr habt der Knechtschaft Schicksal nie gefühlt.  
Ich glaub' es euch, ihr folgtet gerne mir,  
Wohin ich muß. Doch kann ich es nicht dulden,  
Daß euch der Fluch des Priesters ängstige.  
Ihr wißt es wohl, die Welt ist aufgethan  
Für euch und mich, ihr Kinder, und es sucht  
Nun jeder sich sein eigen Glück — und findet's!

Dritter Sklave.

Wir lassen nicht von Dir, wir können's nicht.

Zweiter Sklave.

Was weiß der Priester, wie Du lieb uns bist.  
Verbiet' er's andern! uns verbeut er's nicht.

Erster Sklave.

Gehören wir zu Dir, so laß uns auch  
Bei Dir! Ist's doch von gestern nicht, daß wir  
Mit Dir zusammen find, Du sagst es selber.

## Empedokles.

O Götter! bin ich kinderlos und leb'  
 Allein mit diesen drei'n, und dennoch häng'  
 Ich hingebannt an diese Ruhestätte  
 Gleich Schlafenden und ringe, wie im Traum  
 Hinweg? Es kann nicht anders sehn, ihr Guten!  
 O sagt nichts mehr davon, ich bitt' euch das,  
 Und laßt uns thun, als wären wir es nimmer.  
 Ich gönn's dem frommen Manne nicht, daß er  
 Mir Alles noch verfluche, was mich liebt —  
 Ihr gehet nicht mit mir, ich sag' es euch.  
 Hinein und nehmt das Beste, was ihr findet  
 Und zaudert nicht und flieht; es möchten sonst  
 Die neuen Herrn des Hauses euch erhaschen  
 Und eines Feigen Knechte würdet ihr.

## Zweiter Sklave.

Mit harter Rede schickst du uns weg?

## Empedokles.

Ich thu' es Dir und mir — ihr Freigelassenen  
 Ergreift mit Manneskraft das Leben, laßt  
 Die Götter euch mit Ehre trösten, ihr  
 Beginnt nun erst. Es gehen Menschen auf  
 Und nieder. Weilet nun nicht länger. Thut,  
 Was ich gesagt.

## Erster Sklave.

Herr meines Herzens! leb'

Und geh' nicht unter!

## Dritter Sklave.

Sage, werden wir

Dich nimmer sehn?

## Empedokles.

O fraget nicht, es ist

Umsonst.

## Zweiter Sklave.

Ach! wie ein Bettler soll er nun das Land  
 Durchirren und des Lebens nirgend sicher sehn?

(Die Sklaven gehen ab.)

Empedokles (sieht ihnen schweigend nach).

Lebt wohl! ich hab'

Euch schön weggeschickt, lebt wohl, ihr Treuen,  
 Und Du, mein väterliches Haus, wo ich erwuchs  
 Und blüht! — ihr lieben Bäume! vom Freuden gesang  
 Des Götterfreunds geheiligt, ruhige  
 Vertraute meiner Ruh! o sterbt und gebt  
 Den Lüften zurück das Leben, denn es schertzt  
 Das rohe Volk in eurem Schatten nun,  
 Und wo ich selig ging, da spotten sie meiner.  
 Weh! ausgestoßen, ihr Götter! und ahnte,  
 Was ihr mir thut, ihr Himmlischen, der Priester,  
 Der Unberufene, feellos nach? ihr ließt  
 Mich einsam, mich, der euch geschmäht, ihr Lieben!  
 Und dieser wirft zur Heimath mich hinaus  
 Und der Fluch hallt, den ich selber mir gesprochen,  
 Mir ärmlich aus des Böbels Munde wieder?  
 Ach! der, der einst mit euch, ihr Himmlischen,  
 Gelebt und sein die Welt genannt aus Freude,  
 Hat nun nicht, wo er seinen Schlummer find'  
 Und in sich selber kann er auch nicht ruhn.  
 Wohin nun, o ihr Pfade der Sterblichen? viel  
 Sind euer, wo ist der meine, der kürzeste? wo?  
 Ha! meine Götter! im Stadium lenkt' ich den Wagen  
 Einst unbekümmert auf rauchendem Rad und gewann's;  
 So möcht' ich bald zu euch zurück, ist gleich  
 Die Eile gefährlich.

(Geht ab.)

Panthea. Delia.

Delia.

Stille, liebes Kind!

Und halt' den Jammer, daß uns niemand höre.  
 Ich will hinein in's Haus. Vielleicht er ist  
 Noch drinnen und Du siehst noch einmal ihn.  
 Nur bleibe still indessen — kann ich wohl  
 Hinein?

Hölderlin, Gedichte.

11

**Panthea.**

O thu' es, liebe Delia!

Ich bitt' indes um Ruhe, daß mir nicht  
Das Herz vergeht, wenn ich den hohen Mann  
In dieser bitteren Schicksalsstunde sehe.

**Delia.**

O Panthea!

**Panthea** (allein, nach einigem Stillschweigen).

Ich kann nicht — ach, es wär'

Auch Sünde, da gelassener zu sehn!  
Verflucht? ich fass' es nicht, und magst Du auch  
Die Sinne mir zerreißen, schwarzes Räthsel!  
Wie wird es sehn?

(Erschrocken zu Delia, die wieder zurückkommt.)

Wie ist's?

**Delia.**

Ach! Alles todt!

**Panthea.**

So ist er fort?

**Delia.**

Ich fürcht' es. Offen sind  
Die Thüren; aber niemand ist zu sehn.  
Ich rief, da hört' ich nur den Widerhall  
Im Hause; länger bleiben mocht' ich nicht —  
Ach! stumm und blaß ist sie und siehet fremd  
Mich an, die Arme.

**Panthea.**

Kennest du mich nimmer?

**Delia.**

Ich will es mit Dir dulden, liebes Herz!

**Panthea.**

Nun! komme nur!

**Delia.**

Wohin?

**Panthea.**

Wohin? ach das,  
Das weiß ich freilich nicht, ihr guten Götter!  
Weh! keine Hoffnung, und Du leuchtest mir

Umsonst, Du Tageslicht dort oben, fort  
 Ist er, wie soll die Einsame denn wissen,  
 Warum ihr noch die Augen helle find.  
 Es ist nicht möglich, nein! zu frech  
 Ist diese That, zu ungeheuer und ihr habt  
 Es doch gethan und leben muß ich noch  
 Und stille sehn bei diesen? weh und weinen,  
 Nur weinen kann ich über alles das!

Delia.

O weine nur! Du Liebe, besser ist's,  
 Denn schweigen oder reden.

Panthea.

Delia!

Da ging er sonst und dieser Garten war  
 Um feinerwillen mir so werth. Ach oft  
 Wenn mir das Leben nicht genügt' und ich,  
 Die Ungefellige, betrübt mit andern  
 Um unsre Hügel irrte, sah ich her  
 Nach dieser Bäume Gipfeln, dachte, dort  
 Ist Einer doch! Und meine Seele richtet'  
 An ihm sich auf, ach! grausam haben sie's  
 Berschlagen, auf die Straße ausgeworfen,  
 Mein Heldenbild, ich hätt' es nie gedacht,  
 So schmähslich! o verblühet nun, ihr Blumen,  
 Des Himmels, schöne Sterne, denn es muß.  
 Auch er aus seinem Aether doch hinab.

Delia.

Es ist ein großer Mann gefallen.

Panthea.

Ach! hundertjäh'gen Frühling wünscht' ich oft,  
 Ich Thörichte, für ihn und seine Gärten!

Delia.

O konntet ihr die zarte Freude nicht  
 Ihr lassen, gute Götter!

Panthea.

Klage nicht

Um mich, Du Gute! Blüthen fallen viel,  
 Wie meine find. Gedenk' an ihn! der Mann,

Wie eine neue Sonne kam er uns  
 Und stralt' und zog das ungereifte Leben  
 An goldnen Seilen freundlich zu sich auf  
 Und lange hatt' auf ihn Sicilien  
 Gewartet. Niemals herrscht' auf dieser Insel  
 Ein Sterblicher, wie er, sie fühlten wohl,  
 Er lebe mit den Genien der Welt  
 Im Bunde. Seelenvoller! und Du nahmst  
 Sie all an's Herz, vertrautest ihnen Dich!  
 Großmüthiger, weh! mußt Du nun dafür  
 Geschändet fort von Land zu Lande ziehn,  
 Das Gift im Busen, das sie mitgegeben.  
 O ihr Blumen  
 Des Himmels! schöne Sterne, werdet ihr  
 Denn auch verblühen? und wird es Nacht alsdann  
 In Deiner Seele werden, Vater Aether!  
 Wenn Deine Jünglinge, die glänzenden,  
 Erloschen sind vor Dir? Ich weiß, es muß,  
 Was göttlich ist, hinab. Zur Seherin  
 Bin ich geworden über seinen Fall,  
 Und wo mir noch ein schöner Genius  
 Begegnet, nenn' er Mensch sich oder Gott,  
 Ich weiß die Stunde, die ihm nicht gefällt —

Delia.

O Panthea! mich schreckt es, wenn Du so  
 Dich Deiner Klagen überhebst. Ist er  
 Denn auch, wie Du, daß er den stolzen Geist  
 Am Schmerze nährt und heft'ger wird im Leiden,  
 Ich mag's nicht glauben, denn ich fürchte das.  
 Was müßt' er auch beschließen?

Panthea.

Kengstigeß

Du mich? was hab' ich denn gesagt? Ich will  
 Auch nimmer — ja geduldig will ich sehn,  
 Ihr Götter! will vergebens nun nicht mehr  
 Erstreben, was ihr ferne mir gerückt,  
 Und was ihr geben mögt, das will ich nehmen.  
 Hält doch in süßen Banden mir den Sinn

Erinnerung und find' ich nirgends ihn,  
 So kann ich ja mich freuen, daß er da  
 Gewesen. Ruhig will ich sehn, es möcht'  
 Aus mildem Sinne mir das edle Bild  
 Entfliehn, und daß mir nur der Tageslärm  
 Den brüderlichen Schatten nicht verschende,  
 Der, wenn ich leise wandle, mich geleitet!

*Delia.*

Du liebe Träumerin! er lebt ja noch.

*Panthea.*

Er lebt? ja wohl! er lebt! er geht  
 Im weiten Felde Nacht und Tag. Sein Dach  
 Sind Wetterwolken und der harte Boden ist  
 Sein Lager, Winde krausen ihm das Haar —  
 Und Regen träuft mit seinen Thränen ihm  
 Vom Angesicht und seine Kleider trocknet  
 Am heißen Mittag ihm die Sonne wieder,  
 Wenn er im schattenlosen Sande geht;  
 Gewohnte Pfade sucht er nicht; im Fels  
 Bei denen, die von Beute sich ernähren,  
 Die fremd, wie er, und allverdächtig sind,  
 Da kehrt er ein, die wissen nichts vom Fluch,  
 Die reichen ihm von ihrer rohen Speise,  
 Daß er zur Wanderung die Glieder stärkt,  
 So lebt er! weh! und das ist nicht gewiß.  
 Ja! es ist schrecklich, Panthea,  
 Du arme Trösterin! und steh, es währt  
 Nicht lange mehr, so kommen sie und sagen  
 Einander sich's, wenn es die Rede gibt,  
 Daß er erschlagen auf dem Wege liege.  
 Es dulden's wohl die Götter, haben sie  
 Doch auch geschwiegen, da man ihn mit Schmach  
 In's Elend fort aus seiner Heimath warf.  
 O Du! — wie wirst Du enden? müde ringst  
 Du schon am Boden fort, Du stolzer Adler!  
 Und zeichnest Deinen Pfad mit Blut und bald  
 Erhascht der feigen Jäger Einer Dich,



Berschlägt am Felsen Dir Dein sterbend Haupt.  
Und Jovis Liebling nannten sie Dich doch?

Delia.

Ach! lieber, schöner Geist! nur so nicht!  
Nur solche Worte nicht! Wenn Du es wüßtest,  
Wie mich die Sorg' um Dich ergreift! Ich will  
Auf meinen Knien Dich bitten, wenn es hilft.  
Besänftige Dich nur. Wir wollen fort.  
Es kann noch viel sich ändern, Panthea.  
Vielleicht bereut es bald das Volk, Du weißt  
Es ja, wie sie ihn liebten. Komm'! ich wend'  
An Deinen Vater mich und helfen sollst  
Du mir. Wir können ihn vielleicht gewinnen.

Panthea.

Ist's möglich? O wir sollten das, ihr Götter!

---

G e g e n d a m A e t n a .

Bauernhütte.

Empedokles. Pausanias.

Empedokles.

Wie ist's mit Dir?

Pausanias.

O das ist gut, Du Lieber!

Daß Du ein Wort doch wieder reden magst. ,  
Denkst Du es auch? hier oben waltet wohl  
Der Fluch nicht mehr und unser Land ist ferne,  
Mir athmet frei die Brust auf diesen Höhen  
Und auf zum Tage darf das Auge doch  
Nun wieder blicken und die Sorge wehrt  
Den Schlaf uns nicht, es reichen  
Gewohnte Kost uns Menschenhände wieder.  
Du brauchst der Pflege, Lieber! und es nimmt  
Der heil'ge Berg, der väterliche, wohl  
In seine Ruh' die umgetriebnen Gäste.  
Wilst Du, so bleiben wir auf eine Zeit  
In dieser Hütte — darf ich rufen, ob  
Sie uns vielleicht den Aufenthalt vergönnen?

Empedokles.

Versuch' es nur, sie kommen schon heraus.

Bauer.

Was wollt ihr? dort hinunter geht  
Die Straße.

Pausanias.

Gönn' uns Aufenthalt bei Dir  
Und scheue nicht das Aussehn, guter Mann.

Denn schwer ist unser Weg und öfters scheint  
Der Leidende vernünftig, doch mögen Dir's  
Die Götter sagen, welcher Art wir find.

Bauer.

Es stand wohl besser einst mit euch, denn jetzt.  
Ich will es gerne glauben, doch es liegt  
Die Stadt nicht fern; ihr solltet doch daselbst  
Auch einen Gastfreund haben. Besser wär's,  
Zu dem zu kommen, denn zu Fremden.

Pausanias.

Ach!

Es schämte leicht der Gastfreund unser sich,  
Wenn wir zu ihm in unsrem Unglück kämen.  
Und gibt uns doch der Fremde nicht umsonst  
Das Wenige, warum wir ihn gebeten.

Bauer.

Wo kommt ihr her?

Pausanias.

Was nützt es, das zu wissen?

Wir geben Gold und Du bewirtheft uns.

Bauer.

Wohl öffnet manche Thüre sich dem Golde,  
Nur nicht die meine.

Pausanias.

Was ist das? so reich'

Uns Brod und Wein und ford're, was Du willst.

Bauer.

Das findet ihr an andrem Orte besser.

Pausanias.

O das ist hart! doch gibst Du mir vielleicht  
Ein wenig Leinen, daß ich's diesem Mann  
Um seine wunden Füße winde, die  
Vom Felsenpfad ihm blutig sind — fleh nur  
Ihn an! Der gute Geist Siciliens ist's  
Und mehr, denn eure Fürsten! und er steht  
Vor Deiner Thüre kummerbleich und bittet  
Um Deiner Hütte Schatten und um Brod,  
Und Du versagst es ihm und todesmüd

Und dürstend lässest Du ihn draußen stehn  
An diesem Tage, wo das harte Wild  
Zur Höhle sich vorm Sonnenbrande flüchtet?

Bauer.

Ich kenn' euch. Wehe! das ist der Verfluchte  
Von Agrigent. Es ahndete mir gleich.  
Hinweg!

Pausanias.

Beim Donnerer! nicht hinweg! — er soll  
Für Dich mir bürgen, lieber Heiltger!  
Indeß ich geh' und Nahrung suche. Ruh'  
An diesem Baum und für die Wunden mag  
Der Mantel wieder helfen —

(Er reißt.)

und höre Du! wenn ihm  
Ein Leid geschieht, es sey von wem es wolle,  
So komm' ich über Nacht und brenne Dir  
Eh Du es denkst, Dein strohern Haus zusammen!  
Erwäge das!

(Bauer geht ab.)

Empedokles. Pausanias.

Empedokles.

Seh ohne Sorge, Sohn!

Pausanias.

Wie sprichst Du so? Ist doch Dein Leben mir  
Der lieben Sorge werth und diese meinen,  
Es wäre nichts am Manne zu verderben,  
Dem solch ein Wort gesprochen ward, wie uns,  
Und leicht gelüstet sie's, und wär' es nur,  
Um seines Mantels wegen ihn zu tödten,  
Denn ungereimt ist's ihnen, daß er noch  
Gleich Lebenden umhergeht; weißt Du es  
Denn nicht?

Empedokles.

O ja, ich weiß es.

Pausanias.

Lächelnd sagst

Du das, o Empedokles?

**Empedokles.**

Treues Herz,

Ich habe wehe Dir gethan, ich wollt'  
Es nicht.

**Pausanias.**

Ach! bin ich doch verwundbarer,  
Wie sonst.

**Empedokles.**

Seh ruhig meinetwegen, bald  
Ist dieß vorbei.

**Pausanias.**

Wie sagst Du das?

**Empedokles.**

Du wirst

Es sehn.

**Pausanias.**

Wie ist Dir? soll ich nun in's Feld  
Nach Speise gehn? wenn Du es nicht bedarfst,  
So bleib' ich lieber, oder besser ist's,  
Wir gehn und suchen einen Ort zuvor  
Bei uns im Berge.

**Empedokles.**

Dort zur Seite blinkt

Ein Wiesenquell; der ist auch unser. Nimm  
Dein Trinkgefäß, die hohle Kürbis, daß der Trank  
Die Seele mir erfrische.

**Pausanias.**

Klar und kühl

Und rege springt's aus dunkler Erde, Vater!

**Empedokles.**

Erst trinke Du. Dann schöpf' und bring' es mir.

**Pausanias** (indem er es ihm reicht).

Die Götter segnen Dir's.

**Empedokles.**

Ich trink' es euch,

Ihr alten Freundlichen! ihr meine Götter,  
Und meiner Wiederkehr, Natur! schon ist  
Es anders, o ihr Gütigen, ihr geht

Voraus und eh' ich komme, seyd ihr da.  
 Und blühen soll  
 Es, eh' es reift! — sey ruhig, Sohn! und höre,  
 Wir sprechen vom Geschehenen nicht mehr.

Pausanias..

Du bist verwandelt und Dein Auge glänzt  
 Wie eines Siegenden, ich fass' es nicht.

Empedokles.

Wir wollen noch, wie Jünglinge, den Tag  
 Zusammenseyn und vieles reden. Findet  
 Doch leicht ein heimatlicher Schatte sich,  
 Wo unbesorgt die treuen Langverbannten  
 Beisammen sind in liebendem Gespräch.

. . . . .  
 . . . . .

**Pausanias. Empedokles.**

**Empedokles.**

Was ist's?

**Pausanias.**

Ein Haufe Volks, dort kommen sie  
Herauf.

**Empedokles.**

Erkennst Du sie?

**Pausanias.**

Ich traue nicht

Den Augen.

**Empedokles.**

Was? soll ich zum Rasenden  
Noch werden und in sinnlosen Weh  
Und Grimm hinab, wohin ich friedlich wollte?  
Agrigentiner Find's!

**Pausanias.**

Unmöglich!

**Empedokles.**

Träum'

Ich denn? Mein edler Gegner ist's, der Priester  
Und sein Gefolge — pfui! so heillos ist,  
In dem ich Wunden sammelte, der Kampf,  
Und würdigere Kräfte gab es nicht  
Zum Streite gegen mich? o schrecklich ist's,  
Zu hadern mit Verächtlichen und weh!  
In dieser heil'gen Stunde noch, wo schon  
Zum Tage sich der allversöhnenden  
Natur die Seele vorbereitend stimmt,  
Da fällt die Notte mich noch einmal an

Und mischt ihr wüthend sinnenlos Geschrei  
 In meinen Schwanensang. Heran! es sey,  
 Ich will es euch verleiden! schont' ich doch  
 Von je zu viel des schlechten Volks und nahm  
 An Kindesstatt die frechen Bettler auf.  
 Habt ihr es mir noch immer nicht vergeben,  
 Daß ich euch wohlgethan? Ich will es nun  
 Auch nicht. O kommt, Elende! muß es seyn,  
 So kann ich auch im Borne zu den Göttern.

Pausanias.

Wie wird das endigen?

Die Vorigen. Hermokrates. Kritias. Volk.

Hermokrates.

Befürchte nichts!

Und laß der Männer Stimme dich nicht schrecken,  
 Die dich vertrieben. Sie verzeihen Dir.

Empedokles.

Ihr Unverschämten! Anders wißt ihr nicht?  
 O thut die Augen auf und seht, wie schlecht  
 Ihr seyd, daß euch das Weh die närrische,  
 Verruchte Zunge lähme; könnt ihr nicht  
 Erröthen, o ihr Armen! schamlos läßt  
 Den schlechten Mann mitleidig die Natur,  
 Daß ihn das Größre nicht zu Boden schrecke.  
 Wie könnt' er sonst vor Größerem bestehen?

Hermokrates.

Was Du verbrochen, büßtest Du; genug  
 Von Elend ist dein Angesicht gezeichnet.  
 Genes' und kehre nun zurück; dich nimmt  
 Das gute Volk in seine Heimath wieder.

Empedokles.

Wahrhaftig, großes Glück verkündet mir  
 Der fromme Friedensbote, Tag für Tag  
 Den schauerlichen Tanz mit anzusehn,  
 Wo ihr euch jagt und äßt, wo ruhelos  
 Und irr' und bang, wie unbegrabne Schatten,



Ihr um einander rennt, ihr Gottverlassnen!  
 Und eure lächerlichen Bettlerkünste,  
 Die mit zu haben ist der Ehre werth!  
 Ha! wüßt' ich Bessers nicht, ich lebte lieber  
 Sprachlos und fremde mit des Verges Wild  
 In Regen und in Sonnenbrand und theilte  
 Die Nahrung mit dem Thier, als daß ich noch  
 In euer blindes Elend wiederkehrte.

Hermokrates.

So dankst Du uns?

Empedokles.

D sprich es einmal noch  
 Und stehe, wenn Du kannst, zu diesem Licht,  
 Dem allesschauenden empor! ha! freilich  
 Sind Helios Strahlen Blitze dem Heuchler.  
 . . . . . warum bleibst  
 Du auch nicht fern und kamst mir frech vor's Auge,  
 Und nöthigst das letzte Wort mir ab,  
 Damit es Dich zum Acheron geleite.  
 Weißt Du, was Du gethan, was that ich Dir?  
 Es warnte Dich und lange fesselte  
 Die Furcht die Hände dir und lange grämt'  
 In seinen Banden sich Dein Grimm; ihn hielt  
 Mein Geist gefangen; freilich mehr,  
 Wie Durst und Hunger quält das Edlere  
 Den Schlechten; konntest Du nicht ruhn und mußttest  
 Dich an mich wagen, Ungehalt, und wähnstest;  
 Ich würde Dir gleich, wenn mit Deiner Schmach Du  
 Das Angeficht mir überschüttetest,  
 Das war ein alberner Gedanke, Mann!  
 Und könntest Du Dein eigen Gift im Tranke  
 Mir reichen, dennoch paarte sich mit dir  
 Mein lieber Genius nicht und schüttete  
 Mit diesem Blut, das Du entweiht, Dich aus.  
 Es ist umsonst; wir gehn verschiedne Wege,  
 Stirb Du gemeinen Tods, wie sich's gebührt,  
 Am seelenlosen Knechtgefühl! Mir ist  
 Ein ander Loos beschieden, andern Weg

Weissagtet einst, da ich geboren ward,  
 Ihr Götter, mir, die gegenwärtig waren.  
 Was wundert sich der allersfahrne Mann?  
 Sein Werk ist aus und seine Ränke reichen  
 An meine Freude nicht, ich glaub' es wohl.

Hermokrates.

Den Rasenden begreif' ich freilich nicht. ✓

Kritias.

Genug ist's nun, Hermokrates! du reizest  
 Zum Borne nur den Schwerbeleidigten.

Pausanias.

Was nehmt ihr auch den kalten Priester mit,  
 Ihr Thoren, wenn um Gutes euch zu thun ist,  
 Und wählet zum Versöhner  
 Den Gottverlassnen, der nicht lieben kann!  
 Zum Zwist und Tod ist der und seinesgleichen  
 In's Leben ausgesät, zum Frieden nicht!  
 Setzt seht ihr's ein, o hättet ihr's vor Jahren!  
 Es wäre Manches nicht in Agrigent  
 Geschehen. Viel hast Du gethan, Hermokrates,  
 So lang Du lebst, hast manche liebe Lust  
 Den Sterblichen hinweggeängstigt,  
 Hast manches Heldenkind in seiner Wiege'  
 Erstickt und gleich der Blumenwiese sank  
 Und starb die jugendkräftige Natur  
 Vor Deiner Sense. Manches sah' ich dort  
 Und manches hört' ich. — Soll ein Volk vergehn,  
 So schicken nur die Furien Einen, der  
 Die lebensreichen Menschen überführe.  
 Zuletzt, der Kunst erfahren, machte sich  
 An einen Mann der heiligschlaue Bürger  
 Und herzerpörend glückt es ihm, damit  
 Das Göttergleiche durch's Gemeinste falle.  
 Mein Empedokles! — gehe Du des Wegs,  
 Den du erwählst, ich kann's nicht ändern, brennt  
 Es gleich unheilbar mir in meinen Adern,  
 Doch diesen, der das Leben Dir genommen,  
 Den Alverderber, such' ich, mit mir muß

Er zum Altar, es hilft ihn nichts, ich nehm' ihn  
 Und an ein stehend Wasser führ' ich ihn  
 Mit mir, ich weiß sein elend Element.  
 Zum todten Sumpfe schlepp' ich ihn und wenn  
 Er stehend wimmert, so erbarm' ich mich  
 Des grauen Haars, wie er der andern sich  
 Erbarmt; hinab! hörst Du? ich halte Wort.

Erster.

Es braucht des Wortes nicht, Pausanias!

Hermokrates.

Ihr Bürger!

Zweiter.

Regst Du noch die Zunge? Du,  
 Du hast uns schlecht gemacht, hast allen Sinn  
 Uns weggeschwagt; hast uns des Halbgotts Liebe  
 Gestohlen, Du! er ist's nicht mehr. Er kennt  
 Uns nicht; ach! ehemals sah mit sanftem Auge  
 Auf uns der königliche Mann; nun kehrt  
 Sein Blick das Herz mir um.

Dritter.

Weh! wären wir

Doch gleich den Alten zu Saturnus Zeit,  
 Da freundlich unter uns der Hohe lebt',  
 Und Jeder hatt' in seinem Hause Freude,  
 Und Alles war genug. Was ludest Du  
 Den Fluch auf uns, den unvergeßlichen,  
 Den er gesprochen? Ach! er mußte wohl,  
 Und sagen werden unsre Söhne, wenn  
 Sie groß geworden sind, ihr habt den Mann,  
 Den uns die Götter sandten, uns gemordet.

Zweiter.

Er weint! — O größer noch und lieber,  
 Denn vormalß, dünkt er mir. Und sträubst  
 Du noch Dich gegen ihn und stehest da,  
 Als säh'st Du nicht, und brechen Dir vor ihm  
 Die Kniee nicht? Zu Boden, Mensch!

Erster.

Und spielt

Du noch den Götzen? Was? Und möchtest gerne  
 So fort es treiben? Nieder mußt Du mir!  
 Und auf den Nacken setz' ich Dir den Fuß,  
 Bis Du gestehst, Du habest endlich Dich  
 Bis in den Tartarus hinabgelogen.

Dritter.

Weißt Du, was Du gethan? Dir wär' es besser,  
 Du hättest Tempelraub begangen, ha!  
 Wir beteten ihn an und billig war's;  
 Wir wären götterfrei mit ihm geworden,  
 Da wandelt' unverhofft, wie eine Pest,  
 Dein böser Geist uns an und uns verging  
 Das Herz und Wort und alle Freude, die  
 Er uns geschenkt im widerwärt'gen Laumel.  
 O Schande! Schande! Wie die Rasenden  
 Frohlockten wir, da Du zum Tode schmähdest  
 Den hochgeliebten Mann. Unheilbar ist's,  
 Und stirbst Du siebenmal, Du könntest doch  
 Was Du an ihm und uns gethan, nicht ändern.

Empedokles.

Die Sonne neigt zum Untergange sich  
 Und weiter muß ich diese Nacht, ihr Kinder.  
 Laßt ab von ihm! Es ist zu lange schon,  
 Daß wir gestritten. Was geschehen ist,  
 Vergehet all, und künftig lassen wir  
 In Ruh' einander. —

Pausanias.

Gilt denn Alles gleich?

Dritter.

O lieb' uns wieder!

Zweiter.

Komm' und leb'

In Agrigent; es hat's ein Römer einst  
 Gesagt, durch ihren Numa wären sie  
 So groß geworden. Komme, Göttlicher!  
 Sey unser Numa! Lange dachten wir's,  
 Du solltest König sehn. O sey es! sey es!  
 Ich grüße Dich zuerst und Alle wollen's.

Höbervin, Gedichte.

8

12

**Empedokles.**

Es ist die Zeit der Könige nicht mehr.

**Die Bürger (erschrocken).**

Wer bist Du, Mann?

**Pausanias.**

So lehnt man Kronen ab,

Ihr Bürger.

**Erster.**

Unbegreiflich ist das Wort,

So Du gesprochen, Empedokles.

**Empedokles.**

Hegt

Im Neste denn die Jungen immerdar  
Der Adler? Für die blinden sorgt er wohl,  
Und unter seinen Flügeln schlummern süß  
Die ungefederten ihr dämmernd Leben.  
Doch haben sie das Sonnenlicht erblickt  
Und sind die Schwingen ihnen reif geworden,  
So wirfst er aus der Wiege sie, damit  
Sie eignen Flug beginnen. Schämet euch,  
Daß ihr noch einen König wollt; ihr seyd  
Zu alt; zu eurer Väter Zeiten wär's  
Ein anderes gewesen. Euch ist nicht  
Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.

**Kritias.**

Vergib! bei allen Himmlischen! Du bist  
Ein großer Mann, Verrathener!

**Empedokles.**

Es war

Ein böser Tag, der uns geschieden, Archon.

**Zweiter.**

Vergib' und komm' mit uns! Dir scheint doch  
Die heimatlische Sonne freundlicher,  
Denn anderswo, und willst Du schon die Macht,  
Die Dir gebührte, nicht, so haben wir  
Der Ehrengaben manche noch für Dich,  
Für Kränze grünes Laub, und schöne Namen  
Und für die Säule nimmer alternd Erz.  
O komm! Es sollen unsre Jünglinge,

Die reinen, die Dich nie bekeidiget,  
 Dir dienen — wohnst Du nahe nur, so ist's  
 Genug, und dulden müssen wir's, wenn Du  
 Uns meid'st und einsam bleibst in Deinen Gärten,  
 Bist Du vergessen hast, was Dir geschehn.

**Empedokles.**

O Einmal noch! Du heimathliches Licht,  
 Das mich erzog, ihr Gärten meiner Jugend  
 Und meines Glücks, noch soll ich eurer denken,  
 Ihr Tage meiner Ehre, wo ich rein  
 Und ungekränkt mit diesem Volke war.  
 Wir sind versöhnt, ihr Guten! — Laßt mich nur,  
 Und besser ist's, ihr seht das Angeficht,  
 Das ihr geschmäht, nicht mehr; so denkt ihr lieber  
 Des Manns, den ihr geliebt, und irre wird  
 Dann nicht an ihm der leichtgetrübte Sinn,  
 In ew'ger Jugend lebt mit euch mein Bild,  
 Und schöner tönen, wenn ich ferne bin,  
 Die Freudenfänge, so ihr mir versprochen.  
 O laßt uns scheiden, eh' die Thorheit uns  
 Und Alter scheidet, sind wir doch gewarnt;  
 Und Eines bleiben, die zu rechter Zeit  
 Aus eigner Kraft die Trennungsstunde wählten.

**Dritter.**

So rathlos lässest Du uns stehn?

**Empedokles.**

Ihr botet

Mir eine Kron', ihr Männer, nehmt von mir  
 Dafür mein Heiligthum. Ich spart' es lang.  
 In heitern Nächten oft, wenn über mir  
 Die Welt sich öffnet und die heil'ge Luft  
 Mit ihren Sternen allen als ein Geist  
 Voll freudiger Gedanken mich umfing,  
 Da wurd' es oft lebendiger in mir;  
 Mit Tagesanbruch dacht' ich euch das Wort,  
 Das ernste, langverhaltene, zu sagen.  
 Doch immer schloß mein Herz sich wieder, hofft'  
 Auf seine Zeit und reifen sollte mir's.

Heut ist mein Herbsttag und es fällt die Frucht  
Von selbst.

Pausanias.

O hätt' er früher nur gesprochen,  
Vielleicht dieß alles wär' ihm nicht geschehn.

Empedokles.

Nicht rathlos stehen laß ich euch,  
Ihr Lieben! aber fürchtet nichts! Es scheun  
Die Erdenkinder meist das Neu' und Fremde;  
Dahem in sich zu bleiben, strebet nur  
Der Pflanze Leben und das frohe Thier,  
Beschränkt im Eigenthume sorgen sie,  
Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn  
Im Leben nicht, doch müssen sie zuletzt  
Hinaus, die Aengstigen, und sterbend kehret  
In's Element ein jedes, daß es da  
Zu neuer Jugend, wie im Bade, sich  
Erfrische. Menschen ist die große Lust  
Gegeben, daß sie selber sich verzüngen;  
Und aus dem reinigenden Tode, den  
Sie selber sich zur rechten Zeit gewählt,  
Erstehn, wie aus dem Styr der Götterheld,  
Unüberwindlich . . . die Völker.  
O gebt euch der Natur, eh' sie euch nimmt! —  
Ihr dürstet längst nach Ungewöhnlichem,  
Und wie aus krankem Körper sehnt der Geist  
Von Agrigent sich aus dem alten Geise.  
So wagt's! was ihr geerbt, was ihr erworben,  
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,  
Gesetz' und Bräuch', der alten Götter Namen,  
Vergeßt es kühn und hebt, wie Neugeborne,  
Die Augen auf zur göttlichen Natur!  
Wenn dann der Geist sich an des Himmels Licht  
Entzündet, süßer Lebensodem euch  
Den Busen, wie zum erstenmale tränkt  
Und goldner Früchte voll die Wälder rauschen  
Und Quellen aus dem Fels, und euch das Leben  
Der Welt ergreift, ihr Friedensgeist, und euch's

Wie heil'ger Wiegensang die Seele stillet;  
 Dann aus der Wonne schöner Dämmerung  
 Der Erde Grün von neuem euch erglänzt  
 Und Berg und Meer und Wolken und Gestirn,  
 Die edeln Kräfte, Heldenbrüdern gleich,  
 Vor euer Auge kommen, daß die Brust,  
 Wie Waffenträgern, euch nach Thaten klopft  
 Und eigner schöner Welt: dann reicht die Hände  
 Euch wieder, gebt das Wort und theilt das Gute,  
 O dann, ihr Lieben! theilet That und Ruhm,  
 Wie treue Dioskuren; jeder sey,  
 Wie alle, — wie auf schlanken Säulen ruh'  
 Auf richt'gen Ordnungen das neue Leben  
 Und euern Bund befest'ge das Gesetz.  
 Dann, o ihr Genien der wandelnden  
 Natur! dann ladet euch, ihr heiteren,  
 Das freie Volk zu seinen Festen ein,  
 Gastfreundlich! fromm! denn liebend gibt  
 Der Sterbliche vom Besten, schließt und engt  
 Den Busen ihm die Sorg' und Knechtschaft nicht,  
 Von Herzen nennt man, Erde, dann Dich wieder,  
 Und, wie die Blum' aus Deinem Dunkel sproßt,  
 Blüht Wangenroth der Dankenden für Dich  
 Aus lebensreicher Brust und selig Lächeln.

.....  
 Beschenkt mit Liebeskränzen rauschet dann  
 Der Duell hinab, wächst unter Segnungen  
 Zum Strom und mit dem Echo der Gestade  
 Tönt Deiner werth, o Vater Ocean,  
 Der Lobgesang aus reicher Wonne wieder,  
 Es fühlt sich neu in himmlischer Verwandtschaft,  
 O Sonnengott, der Menschengenius  
 Mit Dir und Dein, wie fein, ist, was er bildet.  
 Aus Lust und Muth und Lebensfülle gehen  
 Die Thaten leicht, wie Deine Strahlen, ihm,  
 Und Schönes stirbt in traurigstummer Brust  
 Nicht mehr. Wie edles Samenkorn ist oft  
 Das Herz der Sterblichen in tochter Schale,



Bis ihre Zeit gekommen ist; es athmet  
Der Aether liebend immerdar um sie,

. . . . .  
. . . . . und mit den Ablern trinkt  
Ihr Auge Morgenlicht: doch Segen gibt  
Es nicht den Träumenden, und karglich nährt  
Vom Nektar, den die Götter der Natur  
Alltäglich reichen, sich ihr schlummernd Wesen;  
Bis sie des engen Treibens müde sind  
Und sich die Brust in ihrer kalten Fremde,  
Wie Niobe, gefangen, und der Geist  
Sich kräftiger, denn seine Ruhe, fühlt  
Und seines Ursprungs eingedenk das Leben,  
Lebend'ge Schöne sucht und gerne sich  
Entfaltet' an der Gegenwart des Reinen.  
Dann glänzt ein neuer Tag herauf und staunend,  
Unglaublich, wie nach hoffnungsloser Zeit  
Beim heil'gen Wiedersehn Geliebtes hängt  
Am todtgeglaubten Lieben, hängt das Herz  
An . . . . . sie sind's!  
Die langentbehrten, die lebendigen,  
Die guten Götter. . . . .  
Lebt wohl! es war das Wort des Sterblichen,  
Der diese Stunde liebend zwischen euch  
Und seinen Göttern zögert, die ihn rufen.  
Am Scheidetage weissagt unser Geist  
Und wahres reden, die nicht wiederkehren.

Kritias.

Wohin? o beim lebendigen Olymp,  
Den Du mir alten Manne noch zulegt,  
Mir Blinden aufgeschlossen, scheide nicht;  
Nur wenn Du nahe bist, gedeiht im Volk  
Und wächst in Zweig und Frucht die neue Seele.

Empedokles.

Es sprechen, wenn ich ferne bin, statt meiner  
Des Himmels Blumen, blühendes Gestirn  
Und die der Erde tausendfach entkeimen,  
Die göttlichgegenwärtige Natur

Bedarf der Rede nicht; und nimmer läßt  
 Sie einsam ihn, dem Einmal sie begegnet,  
 Denn unauslöschlich ist der Augenblick  
 Von ihr, und fliegend wirkt durch alle Zeiten  
 Befelgend hinab sein himmlisch Feuer.  
 Wenn dann die glücklichen Saturnustage,  
 Die neuen, männlichern gekommen sind,  
 Dann denkt vergangner Zeit, dann leb' erwärmt  
 Am Genius der Väter Sage wieder!  
 Zum Feste komme, wie vom Frühlingslicht  
 Emporgesungen, die vergessene  
 Heroenwelt vom Schattenreich herauf,  
 Und mit der goldnen Trauerwolke lagre,  
 Ihr Freudigen, Erinnerung sich um euch!

Pausanias.

Und Du? verschweigen will ich's, will es nicht  
 Dem Volke nennen,  
 Daß sie nicht ahnden, was geschehen wird,  
 Nein, nein! Du kannst es nicht.

Empedokles.

O Wünsche! Kinder seyd ihr und doch wollt  
 Ihr wissen, was begreiflich ist und recht;  
 Du irrest! sprecht ihr Thörichten zur Macht,  
 Die mächt'ger ist, denn ihr; doch hilft es nicht,  
 Und wie die Sterne geht unaufgehalten  
 Das Leben im Vollendungs gange weiter.  
 Kennt ihr der Götter Stimme nicht? Noch eh'  
 Als ich der Aeltern Stimme lauschend lernt',  
 Im ersten Odemzug, im ersten Blick  
 Vernahm ich jene schon und immer hab'  
 Ich höher sie, denn Menschenwort, geachtet.  
 Hinauf! sie riefen mich und jedes Lüftchen  
 Regt mächtiger die lange Sehnsucht auf,  
 Und wollt' ich hier noch länger weilen, wär's,  
 Wie wenn der Jüngling unbeholfen sich  
 Am Spiele seiner Kinderjahre setzte.  
 Ha! seelloß, wie die Knechte, wandelt' ich  
 In Nacht und Schmach vor euch und meinen Göttern.

Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel  
 Die Blüthe regnet und die goldne Frucht,  
 Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,  
 So kam aus Müh' und Noth die Freude mir  
 Und freundlich flogen Himmelskräfte nieder;  
 Es sammeln in der Tiefe sich, Natur,  
 Die Quellen deiner Höhn, und deine Freuden,  
 Sie kamen all', in meiner Brust zu ruh'n,  
 Sie waren Eine Wonne; wenn ich dann  
 Das schöne Leben übersann, da hat  
 Ich herzlich oft um Eines nur die Götter:  
 Sobald ich einst mein heilig Glück nicht mehr  
 In Jugendstärke taumellos ertrüg',  
 Und wie des Himmels alten Lieblingen  
 Zur Thorheit mir des Geistes Fülle würde,  
 Dann mich zu nehmen, dann nur schnell in's Herz  
 Ein unerwartet Schicksal mir zu senden.  
 Zum Zeichen, daß die Zeit der Läuterung  
 Gekommen sey, damit bei guter Stund'  
 Ich fort zu neuer Jugend noch mich rettet',  
 Und unter Menschen nicht der Götterfreund  
 Zum Spiel und Spott und Aergernisse würde.  
 Sie haben mir's gehalten; mächtig warnt'  
 Es mich zwar Einmal nur, doch ist's genug,  
 Und so ich's nicht verflünde, wär' ich gleich  
 Gemeinem Roffe, das den Sporn nicht ehrt  
 Und nach der nöthigenden Geißel wartet.  
 Drum fordert nicht die Wiederkehr des Manns,  
 Der euch geliebt, doch wie ein Fremder war  
 Mit euch und nur für kurze Zeit geboren,  
 Und daß er länger noch an Sterbliche  
 Sein Heiliges und seine Seele wage!  
 Ward doch ein schöner Abschied uns gewährt,  
 Und konnt' ich noch mein Liebstes euch zuletzt,  
 Mein Herz hinweg aus meinem Herzen geben.  
 Drum vollends nicht! Was sollt' ich noch bei euch?

Erster.

Wir brauchen Deines Rathes.

**Empedokles.**

Frage diesen Jüngling! schäme dich nicht.  
 Aus frischem Geiste kommt das Weiseste,  
 Wenn ihr um Großes ihn im Ernste fraget.  
 Aus junger Quelle nahm die Priesterin,  
 Die alte Pythia, die Göttersprüche,  
 Und Jünglinge sind selber eure Götter. —  
 Mein Liebling! Gerne weich' ich, lebe Du  
 Nach mir, ich war die Morgenwolke nur,  
 Geschäftlos und vergänglich! und es schlief,  
 Indes ich einsam blühte, noch die Welt,  
 Doch Du, Du bist zum klaren Tag geboren.

**Pausanias.**

O! schweigen muß ich.

**Kritias.****Ueberrede Dich**

Nicht, bester Mann! und uns mit Dir. Mir selbst  
 Ist's vor dem Auge dunkel und ich kann  
 Nicht seh'n, was Du beginnst, und kann nicht sagen: bleibe!  
 Verschieb' es einen Tag. Der Augenblick  
 Fast wunderbar uns oft, so gehen wir,  
 Die Flüchtigen mit den Flüchtigen dahin.  
 Oft dünkt das Wohlgefallen einer Stund'  
 Uns lange vorbedacht und doch ist's nur  
 Die Stunde, die uns blendet, daß wir sie  
 Nur sehen in Vergangenen. Vergib!  
 Ich will den Geist des Mächtigen nicht schmähen,  
 Nicht diesen Tag; ich seh' es wohl, ich muß  
 Dich lassen, kann nur zuseh'n, wenn es schon  
 Mich in der Seele kummert —

**Dritter.**

Nein! o nein!

Er gehet zu den Fremden nicht, nicht über's Meer,  
 Nach Hellas Ufern oder nach Aegyptos  
 Zu seinen Brüdern, die ihn lange nicht  
 Geseh'n, den Hohen, Weisen — bittet ihn,  
 O bittet, daß er bleib', es ahndet mir,  
 Und Schauer gehn von diesem stillen Mann,

Dem heiligfurchtbaren, mir durch das Leben,  
 Und heller wird's in mir und finst'rer auch,  
 Denn in den vor'gen Tagen — freilich trägt  
 Ein eigen großes Schicksal Du in Dir  
 Und trägst es gern, und was Du denkst, ist herrlich.  
 Doch denke derer, die Dich lieben, auch,  
 Der Reinen, und der andern, die gefehlt,  
 Der Reuigen. Großmüthiger! Du hast  
 Uns viel gegeben, was ist's ohne Dich?  
 Und möchtest Du uns nicht Dich selber auch  
 Noch eine Weile gönnen, Gütiger!

Empedokles.

O lieber Undank! gab ich doch genug,  
 Wovon ihr leben möget. Ihr dürft leben,  
 So lang ihr Odem habt; ich nicht. /Es muß  
 Bei Zeiten weg, durch wen der Geist geredet.  
 Es offenbart die göttliche Natur  
 Sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt  
 Das vielversuchende Geschlecht sie wieder,  
 Doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz  
 Mit ihrer Wonne füllten, sie verkündet,  
 O laßt sie dann zerbrechen das Gefäß,  
 Damit es nicht zu andrem Brauche dien'  
 Und Göttliches zum Menschenwerke werde.  
 Laßt diese Glücklichen doch sterben, laßt,  
 Eh' sie in Eigenmacht und Tand und Schmach  
 Vergehn, die Freien sich bei guter Zeit  
 Den Göttern liebend opfern. Mein ist dies  
 Und wohlbewußt ist mir mein Loos und längst  
 Am jugendlichen Tage hab' ich mir's  
 Geweißt; ehret mir's! und wenn ihr morgen  
 Mich nimmer findet, sprecht: veralten sollt'  
 Er nicht und Tage zählen, dienen nicht  
 Der Sorge, Krankheit, ungesehen ging  
 Er weg und keines Menschen Hand begrub ihn,  
 Und keines Auge weiß von seiner Asche;  
 Denn anders ziemt es nicht für ihn, vor dem  
 In todesfroher Stund' am heil'gen Tage

Das Göttliche den Schleier abgeworfen,  
Den alle Himmlischen liebten, dem der Geist,  
Der Geist der Welt den eignen Geist erweckte,  
In dem sie sind, zu dem ich sterbend kehre.

Kritias.

Weh! bitten möcht' ich und es schämt vor ihm  
Das Herz sich selbst, ein Wort noch ihm zu sagen.

Empedokles.

Komm, reiche mir die Hände, Kritias!  
Und ihr, ihr all'! — Du bleibest bist zum Abend  
Bei mir, Du treuer Jüngling! — trauert nicht!  
Denn heilig ist mein End' und schon, — o Lust,  
Lust, die den Neugeborenen umfängt,  
Wenn droben er die neuen Pfade wandelt,  
Dich ahn' ich, wie der Schiffer, wenn er nach  
Dem Blüthenwald, der Mutterinsel kommt,  
Schon athmet liebender die Brust ihm auf  
Und goldner Jugendtage denkt er wieder —  
Und o Vergessenheit! Versöhnerin! —  
Voll Segens ist die Seele mir, ihr Lieben!  
Geht nur und grüßt die heimathliche Stadt  
Und ihr Gefild! am schönen Tage, wenn,  
Den Göttern der Natur ein Fest zu bringen,  
Ihr einst hinaus zum heil'gen Haine geht,  
Und wie mit freundlichen Gesängen euch's  
Empfängt aus heitern Höh'n: dann wehet wohl  
Ein Ton von mir im Liede,  
Des Freundes Wort, verhüllt in's Liebeschor  
Der schönen Welt vernehmt ihr liebend wieder,  
Und herrlicher ist's so. Was ich gesagt,  
Dieweil ich hie noch welle, wenig ist's,  
Doch nimmt der goldne Strom des Lichts vielleicht  
Die stille Quelle, die euch segnen möchte,  
Durch dämmerndes Gewölke mit hinab.  
Und ihr gedenket meiner!

Kritias.

Heiliger!

Du hast mich überwunden, heil'ger Mann!

Ich will es ehren, was mit Dir geschieht,  
 Und einen Namen will ich ihm nicht geben.  
 O mußt' es sehn? so eilends ist es all  
 Geworden. Da Du noch in Agrigent  
 Stillherrschend lebest, achteten wir's nicht,  
 Nun bist Du uns genommen, eh' wir's denken;  
 Es kommt und geht die Freude, doch gehört  
 Sie Sterblichen nicht eigen, und der Geist  
 Geht ungefragt auf seinem Pfade weiter.  
 Ach können wir denn sagen, daß Du da  
 Gewesen?

**Empedokles. Pausanias.**

**Pausanias.**

Ach! ist es denn wahr?

**Empedokles.**

Wofür

Erkennst Du mich?

**Pausanias (innig).**

O Sohn Uraniens!

Du fragen?

**Empedokles.**

Dennoch soll ich Knechten gleich  
 Den Tag der Unehr' überleben?

**Pausanias.**

Nein!

Bei Deinem Zaubergeiste, Mann, ich will nicht,  
 Will nicht Dich schmä'h'n, geböt' es auch die Noth  
 Der Liebe mir, Du Lieber! Stirb denn nur  
 Und zeuge so von Dir, wenn's sehn muß; hab'  
 Ich's doch gewußt, daß Du nicht ohne Freude  
 Mich gehen ließest, Heldenmüthiger!  
 Wo ist das Leid? umwallt ein Morgenroth  
 Dir doch das Angesicht und Einmal schenkt  
 Dein Auge noch mir seine kräft'gen Stralen.

**Empedokles.**

Und ich, ich küsse Dir Verheißungen

Auf Deine Lippen, mächtig wirft Du,  
 Was sterblich ist, in Seel' und Flamme wandeln,  
 Daß es mit Dir zum heil'gen Aether steigt.  
 Ja! Liebster! nicht umsonst hab' ich mit Dir  
 Gelebt und unter mildem Himmel ist  
 Viel einzig Freudiges vom ersten goldnen  
 Gelungenen Augenblick uns aufgegangen,  
 Und oft wird dessen Dich mein stiller Hain  
 Und meine Hallen mahnen, wenn Du dort  
 Vorüberkömmt des Frühlings und der Geist,  
 Der zwischen mir und Dir gewesen, Dich  
 Umwaltet; Dank' ihm dann und dank' ihm jetzt!  
 O Sohn! Sohn meiner Seele!

Pausanias.

Vater! danken

Will ich, wenn wieder erst das Bitterste  
 Von mir genommen ist.

Empedokles.

Doch, Lieber, schön

Ist auch der Dank, so lange noch die Freude,  
 Die Scheidende, verzieht bei Scheidenden.

Pausanias.

O muß sie denn vergehn? ich faß' es nicht,  
 Und Du? was half es Dir?

Empedokles.

Bin ich durch Sterbliche doch nicht bezwungen  
 Und gehe meinen Pfad; mein Glück ist dieß,  
 Mein Vorrecht ist's.

Pausanias.

O laß und sprich nicht so  
 Das Schreckliche mir aus! Noch athmest Du,  
 Noch hörst Du Freundeswort und rege quillt  
 Das theure Lebensblut vom Herzen Dir,  
 Du stehst und blickst und hell ist rings die Welt  
 Und klar ist Dir Dein Auge vor den Göttern,  
 Der Himmel ruht auf freier Stirne Dir  
 Und freudig überglänzt,



Du Herrlicher, Dein Genius die Erde;  
Und alles soll vergehn!

Empedokles.

Vergehn? ist doch

Das Bleiben gleich dem Ströme, den der Frost  
Gefesselt. Thöricht Wesen! schläft und hält  
Der heil'ge Lebensgeist denn irgendwo.

Daß Du ihn binden möchtest, Du den Freien?

Es ängstiget der immerfreudige

Dir niemals in Gefängnissen sich ab

• Und zaudert hoffnungslos auf seiner Stelle;

• Trägst Du, wohin? die Wonnen einer Welt

Muß er durchwandern und er endet nicht. —

Ha! Jupiter, Befreier! näher tritt

Und näher meine Stund' und vom Geflüste

Kommt schon der traute Bote meiner Nacht,

Der Abendwind zu mir, der Liebesbote.

Es wird! gereift ist's nun! o schlage, Herz,

Und rege Deine Wellen, ist der Geist

Doch über Dir, wie leuchtendes Gestirn,

Indeß des Himmels heimathlos Gewölk,

Das immerflüchtige, vorüberwandelt.

Wie ist mir? staunen muß ich noch, als sing'

Ich erst zu leben an, denn all' ist's anders,

Und jetzt erst bin ich, bin — und darum war's,

Daß in der frommen Ruhe Dich so oft,

Du Müßiger, ein Sehnen überfiel?

O darum ward ein wirksam Leben Dir

Versagt, daß Du des Ueberwinders Freuden

In einer vollen That am Ende fändest?

Ich komme. Sterben? nur in's Dunkel ist's

Ein Schritt, und sehen möchtest Du doch, mein Auge!

Du hast mir ausgedient, dienstfertiges!

Es muß die Nacht jetzt eine Weile mir

Das Haupt umschatten. Aber freudig quillt

Aus muthger Brust die Flamme. Schauerndes

Verlangen! Was? am Tod entzündet mir

Das Leben sich zuletzt, und reichest Du

Den Schreckensbecher mir, den gährenden,  
Natur! damit Dein Sänger noch aus ihm  
Die letzte der Begeisterungen trinke!  
Zufrieden bin ich, suche nun nichts mehr,  
Denn meine Opferstätte. Wohl ist mir.  
O Iris Bogen über stürzenden  
Gewässern, wenn die Wog' in Silberwolken  
Auffliegt, wie Du bist, so ist meine Freude!

### Panthea.

.....  
Leben der Sterblichen!

Du hast ihm nicht das Herz verwöhnt,  
Du unbedeutendes! was gabst  
Du ihm? nun da der Mann  
Zu seinen Göttern fort sich sehnt,  
Wundern sie sich, als hätten sie,  
Die Thörichten, ihm die hohe Seele geschaffen.  
Umsonst nicht sind, o die Du alles ihm  
Gegeben, Natur!  
Vergänglicher Deine Liebsten, denn andre!  
Ich weiß es wohl!  
Sie kommen und werden groß und keiner weiß,  
Wie sie's geworden; so entschwinden sie auch,  
Die Glücklichen, wieder, es hält sie nichts —  
Ach! und laßt sie doch!

### Delia.

Ist's denn nicht schön,  
Bei Menschen wohnen? sieh! es weiß  
Mein Herz von andrem nicht,  
Vor meinem Auge steht das Ende  
Des Unbegreiflichen und Du heißest ihn auch  
Hinweggehn, Panthea?

### Panthea.

Ich muß, wer will ihn binden?  
Ihm sagen, mein bist Du,  
Ist doch sein eigen der Lebendige  
Und nur sein Geist ihm Gesetz,

Und soll er die Ehre der Sterblichen  
Zu retten, die ihn geschmäht,  
Verweilen, wenn  
Der Vater die Arme,  
Der Aether, öffnet?

**Delia.**

Sieh! herrlich ist auch die Erde.

**Panthea.**

Ja, herrlich, und herrlicher jetzt.  
Es darf nicht unbeschenkt  
Von ihr ein Kühner scheiden.  
Noch weilt er wohl  
Auf deiner grünen Höhen einer,  
Du wechselnde!  
Und steht über die wogenden Hügel  
Hinab in's freie Meer! und nimmt  
Die letzte Freude sich. Vielleicht wir sehn  
Ihn nimmer. Gutes Kind!  
Mich trifft es freilich und gerne möcht'  
Ich's anders, doch ich schäme dessen mich.  
Thut er es ja. Ist's so nicht heilig?

**Delia.**

Wer ist der Jüngling, der  
Vom Berge dort herabkömmt?

**Panthea.**

Pausanias. Ach! müssen wir so  
Uns wiederfinden, Vaterloser?

**Pausanias. Panthea. Delia.**

**Pausanias.**

Wo ist er? o Panthea!  
Du ehrst ihn, suchest ihn auch,  
Willst Einmal noch ihn sehn,  
Den ernstesten Wanderer, ihn, dem allein  
Beschieden, den Pfad zu gehen mit Ruhm,  
Den ohne Fluch betritt kein anderer.

**Panthea.**

Ist's fromm von ihm und groß,  
Das Angefürchtete? Wo ist er?

**Pausanias.**

Er sandte mich hinweg, indessen sah  
Ich ihn wieder. Droben rief  
Ich im Gebirg' ihn, doch ich fand ihn nicht.  
Er kehrt gewiß. Bis in die Nacht  
Versprach er freundlich mir zu bleiben.  
O käm' er! Es fliehet geschwinde, wie Pfeile  
Die liebste Stunde vorüber,  
Denn freuen werden wir uns noch mit ihm,  
Du wirst es, Panthea, und sie,  
Die edle Fremdlingin, die ihn  
Nur einmal sieht, ein herrlich Meteor.  
Habt ihr gehört von seinem Tod,  
Ihr Trauernden? o sehet ihn  
In seiner Blüthe, den Hohen,  
Ob Trauriges nicht  
Und was den Sterblichen schrecklich dünkt,  
Berrinne vor seligem Auge.

**Delia.**

Wie liebst Du ihn? und hatest umsonst  
Den Ernsten? mächtiger ist, denn er,  
Die Bitte, Jüngling! und ein schöner Sieg  
Wär's Dir gewesen!

**Pausanias.**

Wie konnt' ich? trifft  
Es doch die Seele mir, wenn er  
Antwortet, was sein Will' ist.  
Denn Freude nur gibt sein Versagen,  
Und es tönt, je mehr auf Seinem  
Der Wunderbare besteht,  
Nur tiefer das Herz ihm wieder. Es ist  
Nicht eitel Ueberredung, glaub' es mir,  
Wenn er des Lebens sich  
Bemächtiget.  
Oft wenn er stille war

In seiner Welt,  
 Der Hochgenügsame, sah' ich ihn  
 Nur dunkelahnend, rege war  
 Und voll die Seele mir, doch konnt' ich nicht  
 Sie fühlen und es ängstigte mich fast  
 Die Gegenwart des Unberührbaren.  
 Doch kam entscheidend von seiner Lippe das Wort,  
 Dann tönt' ein Freudenhimmel nach in ihm  
 Und mir und ohne Widerred'  
 Ergrieff es mich, doch fühlst' ich nur mich freier.  
 Ach! könnt' er irren, inniger  
 Erkennt' ich daran den Wahren,  
 Und stirbt er, so flammt aus seiner Asche nur heller  
 Der Genius mir empor.

Melia.

Dich entzündet, große Seele! der Tod  
 Des Großen, aber es sonnen  
 Die Herzen der Sterblichen auch  
 An mildem Lichte sich gern und heften  
 Die Augen an Bleibendes. O sage, was soll  
 Noch leben und dauern? Die Stillsten reißt  
 Das Schicksal doch hinaus und haben  
 Sie ahnend sich gewagt, verstoßt  
 Sie bald die Mutter wieder und es stirbt  
 An ihren Hoffnungen die Jugend.  
 In seiner Blüthe bleibt  
 Kein Lebendes — ach! und die Besten  
 Noch treten zur Seite der tilgenden  
 Todesgötter, auch sie, und gehen dahin  
 Mit Lust und machen zur Schmach es uns,  
 Bei Sterblichen zu weilen.

Pausanias.

Verdamme nicht den Herrlichen,  
 Dem so sein Glück zum Unglück ward,  
 Der sterben muß, weil er zu schön gelebt;  
 Denn wird ein Anderer, denn er, geschmäht,  
 So ist's zu tilgen, aber er,  
 Was kann der Göttersohn?

Unendlich trifft es den Unendlichen.  
 Ach! niemals ward ein edler Angeficht  
 Empörender beleidiget!

Delia.

O warum lässest Du  
 Zu sterben Deinem Helden  
 So leicht es werden, Natur?  
 Zu gern nur, Empedokles,  
 Zu gerne opferst Du Dich.  
 Die Schwachen wirfst das Schicksal um, die andern,  
 Die Starken achten es gleich, zu fallen, zu stehn,  
 Und werden, wie die Gebrechlichen.

Panthea.

O nicht wahr?  
 Wie sollt' er auch nicht?  
 Muß immer und immer doch,  
 Was übermächtig ist,  
 Der Genius überleben — gedachtet ihr,  
 Es halte der Stachel ihn auf?  
 Es beschleunigten ihm  
 Die Schmerzen den Flug,  
 Und wie der Wagenlenker,  
 Wenn ihm in der Bahn  
 Das Rad zu rauchen beginnt, eilt  
 Der Gefährdete schneller zum Kranze!

Delia.

So freudig bist Du, Panthea?

Panthea.

Nicht in der Blüth' und Purpurtraub'  
 Ist heilige Kraft allein, es nährt  
 Das Leben vom Leide sich, Schwester!  
 Und trinkt, wie mein Held, doch auch  
 Am Todeskelche sich glücklich!

Delia.

Weh! mußt Du so  
 Dich trösten, Kind?

Panthea.

O nicht! es freuet mich nur,  
 Daß heilig, wenn es geschehn muß,

Das Gefürchtete, daß es herrlich geschieht.  
 Sind nicht, wie er, auch  
 Der Helden einige zu den Göttern gegangen?  
 Erschrocken kam, lautweinend  
 Vom Berge das Volk, ich sah  
 Nicht Einen, der's ihm hätte gelästert,  
 Denn nicht, wie die Verzweifelnden,  
 Entfliehet er heimlich, sie hörten es all,  
 Und ihm glänzt im Leide das Angesicht  
 Vom Worte, das er gesprochen —

Pausanias.

So gehst du festlich hinab,  
 Du das Gestirn, und trunken  
 Von deinem Lichte glänzen die Thäler.

Panthea.

Wohl geht er festlich hinab —  
 Warum denn traur' ich? leuchtet,  
 Dämmernde Seele! doch auch  
 Der Untergehende dir,  
 Der Ernste, dein Liebster, Natur!  
 Dein Treuer, dein Opfer!  
 O die Todesfürchtigen lieben dich nicht,  
 Täuschend fesselt ihnen die Sorge  
 Das Aug', an deinem Herzen  
 Schlägt nicht mehr ihr Herz, sie veralten,  
 Gerissen von dir — o heilig All!  
 Lebendiges! inniges! Dir zum Dank  
 Und daß er zeuge von dir, du Todesloses!  
 Wirfst lächelnd seine Perlen in's Meer,  
 Aus dem sie kamen, der Kühne.  
 So will es der Geist  
 Und die reisende Zeit,  
 Denn Einmal bedurften  
 Wir Blinden des Opfers.  
 Groß ist die Gottheit  
 Und der Geopferte groß!

. . . . .



Auf dem Aetna.

Empedokles, vom Schlaf erwachend; dann Pausanias.

Empedokles.

Euch ruf' ich über das Gefild herein  
Vom langsamen Gewölk, ihr heißen Strahlen  
Des Mittags, ihr gereiftesten, daß ich  
An euch den neuen Lebenstag erkenne.  
Denn anders ist's, wie sonst! vorbei, vorbei  
Das menschliche Bekümmerniß! als wüchsen  
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht  
Hier oben, hier, und reich genug und froh  
Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerfelsch,  
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt  
Mit Blumen, die er selber sich erzog,  
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.  
Und wenn das unterirdische Gewitter,  
Ist festlich aufgewacht, zum Wolkenstg  
Des nahverwandten Donners fliegt hinauf  
Und zu den Sternen tönt, da wächst das Herz mir auch.  
Mit Andern sing' ich hier Naturgesang.  
Das dacht' er nicht, daß in der Fremde mir  
Ein andres Leben blühte, da er mich  
Mit Schmach hinweg aus unsrer Stadt verwies,  
Mein königlicher Bruder. Ach! er weiß es nicht,  
Der fluge, welchen Segen er bereitete,  
Da er von Menschenbande los, da er mich frei  
Erklärte, frei, wie Vögel des Himmels.  
Drum galt es auch! drum waffnete das Volk,  
Das mein war, gegen meine Seele sich  
Mit Hohn und Fluch

Und stieß mich aus; und nicht vergebens gellt  
 Im Ohre mir das hundertstimmige  
 Gelächter, da der fromme Träumer,  
 Der närrische, des Weges weinend ging.  
 Beim Todtenrichter! wohl hab' ich's verdient!  
 Und heilsam war's; die Kranken heilt das Gift,  
 Und eine Sünde straft die anderen.  
 Denn viel gesündigtet von Jugend auf,  
 Geliebt hab' ich die Menschen ohne Maß,  
 Gedient, wie Wasser nur dem Feuer dient.  
 Darum begegneten auch menschlich sie  
 Mir nicht, o darum schändeten sie mir  
 Mein Angesicht, und hielten mich, wie Dich,  
 Abwuldenbe Natur! Du hast mich nun,  
 Du hast mich, und es dämmert zwischen Dir  
 Und mir die alte Liebe wieder auf.  
 Du rufst, Du ziehst mich nah und näher an,  
 Und hier ist kein Bedenken mehr. Es ruft  
 Der Gott —

Da er den Pausanias gewahr wird:  
 und diesen Alzutreuen muß  
 Ich auch befreien, mein Pfad ist seiner nicht.

**Pausanias. Empedokles.**

**Pausanias.**

Du scheinst freudig auferwacht, mein Wandrer!

**Empedokles.**

Schon hab' ich, Lieber, und vergebens nicht,  
 Mich in der neuen Heimath umgesehn.  
 Die Wildniß ist mir hold, ich bin es wieder.

**Pausanias.**

Das wußt ich wohl, Du Göttlicher, an Dir  
 Zerbricht der Pfeil, der andre niederwirft.  
 Sie haben uns verbannt, sie haben Dich,  
 Du Gütiger! verschmäht, und glaub' es mir,  
 Unleidlich warst Du ihnen längst und innig.  
 In ihre Trümmer schien, in ihre Nacht,  
 Zu helle den Verzeifelten das Licht.

**Empedokles.**

Nun mögen sie vollenden ungestört!  
 Vergessenheit! o, wie ein glücklich Segel  
 Bin ich vom Ufer los, indeß den Stern  
 Die Wolke birgt; des Lebens Wellen treiben.  
 Und wenn die Wogewüste ihren Arm,  
 Die Mutter, um mich breitet, ha! was möcht'  
 Ich auch, was möcht' ich fürchten? Andre mag  
 Es freilich schrecken, denn es ist ihr Tod.

**Pausanias.**

Nun! laß' sie nur! sie mögen ungestalt  
 Lichtscheu am Boden taumeln, der sie trägt,  
 Und allbegehrend, allgeängstigt,  
 Sich müde rennen. Brennen mag der Brand,  
 Bis er erlischt; wir wohnen ruhig hier!

**Empedokles.**

Ja! ruhig wohnen wir! es öffnen groß  
 Sich hier vor uns die heil'gen Elemente.  
 Die Mühelosen regen immergleich  
 In ihrer Kraft sich freudig hier um uns.  
 An seinen festen Ufern wacht und ruft  
 Das alte Meer; und das Gebirge steigt  
 Mit seiner Ströme Klang; es wogt und rauscht  
 Sein grüner Wald von Thal zu Thal hinunter,  
 Und oben weilt das Licht, der Aether stillt  
 Den Tapfern das geheimere Verlangen.

**Pausanias.**

So bleibst Du wohl und bleibst in Deiner Welt.  
 Doch hab' ich schon ein wenig vorgesorgt,  
 Ich diene Dir und sehe, was uns noth ist.

**Empedokles.**

Nur wenig ist noth und selber mag  
 Ich gerne dies von jetzt an mir besorgen.

**Pausanias.**

Doch, Lieber, hab' ich schon für einiges,  
 Das Dir gefallen soll, zuvor gesorgt.  
 Indes Du gut auf kahler Erde hier  
 In heißer Sonne schläffst, gedacht' ich doch

Ein weicher Boden und die kühle Nacht  
 In einer sichern Halle wäre besser.  
 Auch sind wir hier, die Allverdächtigen,  
 Den Wohnungen der Andern fast zu nah,  
 Nicht lange wollt' ich ferne sehn von Dir.  
 Und eilt' hinauf und glücklich fand ich bald,  
 Für Dich und mich gebaut, ein ruhig Haus,  
 Ein tiefer Fels von Eichen dicht umschirmt,  
 Dort in der dunkeln Seite des Gebirgs,  
 Und nah entspringt ein Quell, es grünt umher  
 Die Fülle guter Pflanzen, und zum Bett  
 Ist Ueberfluß von Laub und Gras bereitet.  
 Da lassen sie Dich ungeschmäh't, und tief und still  
 Ist's, wenn Du sinnst, und wenn Du schläfst, um Dich  
 Ein Heiligthum ist mir mit Dir die Grotte.  
 Komm, siehe selbst, und sage nicht, ich tauge  
 Dir künftig nicht, wem taugt' ich anders denn?

**Empedokles.**

Du taugst zu gut.

**Pausanias.**

Wie könnt' ich dies?

**Empedokles.**

Auch Du

Bist allzutreu, Du bist ein thöricht Kind.

**Pausanias.**

Das sagst Du wohl, doch klügers weiß ich nicht,  
 Wie des zu sehn, dem ich geboren bin.

**Empedokles.**

Wie bist Du sicher?

**Pausanias.**

Und ich sollte nicht?

Wofür denn hättest Du mir einst, da ich,  
 Der Waise gleich, am heldenarmen Ufer  
 Mir einen Schutzgott sucht' und traurig irrte,  
 Du Gütiger, die Hände mir gereicht?  
 Wofür mit Deinem Auge wärest Du  
 Auf Deiner stillen Bahn, Du edles Licht,  
 In meiner Dämmerung mir aufgegangen?

Seitdem bin ich ein anderer,  
Und näher Dir und einsamer mit Dir,  
Wächst früher nur die Seele mir und freier.

Empedokles.

O still davon!

Pausanias.

Was ist's? Warum? Wie kann  
Ein freundlich Wort Dich irren, theurer Mann?

Empedokles.

Geh. Folge mir, und schweig' und schone mich,  
Und rege Du nicht auch das Herz mir auf,  
Für mich ist, was vorüber ist, nicht mehr.

Pausanias.

Ich weiß es nicht, was Dir vorüber ist,  
Doch Du und ich, wir sind uns ja geblieben!

Empedokles.

Sprich lieber mir von anderem, mein Sohn!  
Habt ihr zum Dolche die Erinnerung  
Nicht mir gemacht? — Nun wundern sie sich noch,  
Und treten vor das Auge mir und fragen —  
Nein! Du bist ohne Schuld, — nur kann ich, Sohn!  
Was mir zu nahe kömmt, nicht wohl ertragen.

Pausanias.

Und mich, mich stößest Du von Dir? o denk' an Dich,  
Sey, der Du bist, und siehe mich und gib,  
Was ich nun weniger entbehren kann  
Und was Du sonst aus reicher Seele gabst,  
Du Lieber! mir aus hellem Auge wieder.

Empedokles.

Verachtest Du mich auch? Hinweg. Ich hab'  
Es Dir gesagt: es ist nicht schön, daß Du  
So ungefragt mir an die Seele bringest,  
An meine Seite stets, als wüßtest Du  
Nichts andres mehr, mit armer Angst Dich hängst.  
Du mußt es wissen: Dir gehör' ich nicht,  
Und Du nicht mir, und Deine Pfade sind  
Die meinen nicht; mir blüht es anderswo,  
Und was ich mein', es ist von heute nicht,

Da ich geboren wurde, war's beschlossen.  
 Sieh auf und wag's! was Eines ist, zerbricht,  
 Die Liebe stirbt in ihrer Knospe nicht  
 Und überall in freier Freude theilt  
 Des Lebens lust'ger Baum sich auseinander.  
 Kein zeitlich Bündniß bleibet, wie es ist;  
 Wir müssen scheiden, Kind! und halte nur  
 Mein Schicksal mir nicht auf und zaudre nicht.  
 O steh! es glänzt der Erde trunknes Bild,  
 Das Göttliche, Dir gegenwärtig, Jüngling!  
 Es rauscht und regt durch alle Lande sich  
 Und wechselt, jung und leicht, mit frommem Ernst  
 Den lust'gen Reigentanz, womit den Geist  
 Die Sterblichen, den alten Vater, feiern.  
 Da gehe Du und wandle taumellos  
 Und menschlich mit und denk' am Abend mein.  
 Mir aber ziemt die stille Halle, mir  
 Die hochgelegene, geräumige,  
 Denn Ruhe brauch' ich wohl, zu träge sind  
 Zum schnellgeschäft'gen Spiel der Sterblichen  
 Die Glieder mir und hab' ich sonst dabei  
 Ein feiernd Lied in Jugendlust gesungen,  
 Zerschlagen ist das zarte Saitenspiel.  
 Es war ein Scherz! Ein leichtes Echo tönte,  
 Und unverständlich, nach. Nun hör' ich euch,  
 Ihr Götterstimmen über mir!

Pausanias.

Wo bist Du?

Ich kenne nimmer Dich; wie traurig ist  
 Mir, was Du sagst, doch Alles ist ein Räthsel.  
 Was hab' ich auch, was hab' ich Dir gethan,  
 Daß Du mich so, wie Dir's gefällt, beleidigst  
 Und namenlos Dein Herz des Einen noch,  
 Des Letzten los zu sehn sich freut und müht?  
 Das hofft' ich nicht, da wir Geächteten  
 Den Wohnungen der Menschen scheu entweichen,  
 Und darum, Lieber, war ich nicht dabei  
 Und sah es an, wenn mit den Thränen Dir

Vom Angefichte trof des Himmels Regen,  
 Wenn lächelnd Du das rauhe Sklavenkleid  
 Mittags an heißer Sonne trocknetest  
 Auf schattenlosem Sand, wenn Du die Spuren  
 Wohl manche Stunde, wie ein wundes Wild,  
 Mit Deinem Blute zeichnetest, das auf  
 Den Felsenpfad von nackter Sohle rann.  
 Ach! darum ließ ich nicht mein Haus, und lud  
 Des Volkes und des Vaters Fluch mir auf:  
 Daß Du mich, wo Du wohnen willst und ruhn,  
 Wie ein verbrauchtes Gefäß, bei Seite werfest!  
 Und willst Du weit hinweg? wohin? wohin?  
 Ich wandre mit; zwar steh' ich nicht, wie Du  
 Mit Kräften der Natur im trauten Bunde,  
 Mir steht, wie Dir, Zukünftiges nicht offen.  
 Doch freudig in der Götter Nacht hinaus  
 Schwingt seine Fittige mein Geist und fürchtet  
 Noch immer nicht die ungeduld'gen Blicke;  
 Ja wär' ich auch ein Schwacher, dennoch wär'  
 Ich, weil ich so Dich liebe, stark, wie Du.  
 Beim göttlichen Herakles! stiegst Du auch,  
 Um die Gewaltigen, die drunten sind,  
 Versöhnend, die Titanen heimzuzufuchen,  
 Ins bodenlose Thal, vom Gipfel dort  
 Und wagtest Dich in's Heiligthum des Abgrunds,  
 Wo dulndend vor dem Tage sich das Herz  
 Der Erde birgt und ihre Schmerzen Dir  
 Die dunkle Mutter sagt — o Du der Nacht,  
 Des Aethers Sohn! ich folgte Dir hinunter!

Empedokles.

So bleib!

Pausanias.

Wie meinst Du dies?

Empedokles.

Du gibst

Dich mir, bist mein: so frage nicht!

Pausanias.

Es seh!

**Empedokles.**

Und sagst Du mir's noch einmal, Sohn? und gibst  
Dein Blut und Deine Seele mir für immer?

**Pausanias.**

Als hätt' ich so ein loses Wort gesagt,  
Und zwischen Schlaf und Wachen Dir's versprochen.  
Unglaubiger! ich sag's und wiederhol' es.  
Auch dies, auch dies — es ist von heute nicht:  
Da ich geboren wurde, war's beschlossen.

**Empedokles.**

Ich bin nicht, der ich bin, Pausanias,  
Und meines Bleibens ist auf Jahre nicht,  
Ein Schimmer nur, der bald vorübergeht,  
Im Saitenspiel ein Ton —

**Pausanias.**

So tönen sie,  
So schwinden sie zusammen in die Luft!  
Und freundlich spricht der Wiederhall von ihnen.  
Versuche nun mich länger nicht und laß'  
Und gönne Du die Ehre mir, die mein ist.  
Hab' ich nicht Leid genug, wie Du, in mir?  
Wie möchtest Du mich noch beleidigen?

**Empedokles.**

O alles opfernd Herz! und dieser gibt  
Schon mir zu lieb die goldne Jugend hin.  
Noch bist Du nah, indeß die Stunde flieht,  
Und blühest mir, Du Freude meiner Augen!  
Noch ist's, wie sonst, ich halt' im Arme Dich  
Und mich bethört der holde Traum noch einmal,  
Ja! herrlich wär's, wenn in die Grabesflamme  
So Arm in Arm statt Eines Einsamen  
Ein festlich Paar am Tagesende ging'  
Und gerne nähm' ich, was ich hier geliebt,  
Wie seine Quellen all' ein edler Strom,  
Der heil'gen Nacht zum Opfertrank hinunter.  
Doch besser ist's, es gehe seinen Pfad  
Ein Jeder, wie der Gott es ihm beschieden,  
Und billig ist's, und recht, daß überall



Des Menschen Sinn sich eigen angehöre,  
 Und leichter trägt der Mann die eigne Bürde.  
 So wachsen ja des Waldes Eichen auch,  
 Und Keines kennt, so alt sie sind, das Andre.

Pausanias.

Du sagst es mir, und wahr ist's wohl, und lieb  
 Ist billig mir dieß letzte Wort von Dir.  
 So geh' ich denn! ich störe deine Ruhe  
 Dir künftig nicht, auch meinst Du es gut,  
 Daß meinem Sinne nicht die Stille tauge.

Empedokles.

Doch, Lieber! zürnst Du nicht?

Pausanias.

Mit Dir? mit Dir?

Empedokles.

Was ist es denn? ja! weißt Du nun, wohin?

Pausanias.

Gebiet' es mir!

Empedokles.

Es war mein letztes Gebot,  
 Pausanias! die Herrschaft ist zu Ende.

Pausanias.

Mein Vater! rathe mir!

Empedokles.

Wohl manches sollt'

Ich sagen, doch verschweig' ich's,  
 Es will zu sterblichem Gespräche mir  
 Und eitlen Wort die Zunge nimmer dienen.  
 Sieh! Liebster! anders ist mir schon; und leichter  
 Und freier athm' ich auf, und wie der Schnee  
 Des hohen Aetna, der am Sonnenlichte  
 Erwärmt und schimmert und vom Gipfel wogt,  
 Und über den entstürzenden Gewässern  
 Sich blühend Iris stiller Bogen schwingt:  
 So rinnt und reißt vom Herzen mir sich los,  
 So rauscht es weg, was mir die Zeit gehäuft,  
 Und freier blüht das Leben mir darüber.  
 Nun! wandre muthig, Sohn! ich geb' und küsse

Verheißungen Dir auf die reine Stirn:  
 Es dämmert dort Italiens Gebirg;  
 Das Römerland, das thatenreiche, winkt;  
 Dort wirst Du wohl gedeihn, dort, wo sich froh  
 Die Männer in der Kämpferbahn beegnen.  
 O Heldenstädte dort, und du Tarent!  
 Ihr brüderlichen Hallen, wo ich oft  
 Frohsinnend einst mit meinem Plato ging,  
 Und immer neu uns Jünglingen das Jahr  
 Und jeder Tag erschien in heil'ger Schule.  
 Besuch' ihn auch, o Sohn! und grüß' ihn mir,  
 Den alten Freund, an seiner Heimath Strom,  
 Am blumigen Ilissus, wo er wohnt;  
 Und will die Seele Dir nicht ruhn, so geh  
 Und frage sie, die Brüder in Aegyptos.  
 Dort hörst Du das ernste Saitenspiel  
 Uraniens und seiner Löwe Wandel.  
 Dort öffnen sie das Buch des Schicksals Dir.  
 Geh! fürchte nichts! es lehret Alles wieder  
 Und was geschehen soll, ist schon vollendet.

**Empedokles. Der Greis. (Manch.)**

**Der Greis.**

Willkommen hier! was suchst Du, Empedokles?

**Empedokles.**

Wer bist Du, Mann?

**Greis.**

Ein Sterblicher, wie Du.

Zu rechter Zeit gesandt, Dir, der Du Dich  
 Des Himmels Liebling dünkst, des Himmels Zorn,  
 Des Gottes, der nicht müßig ist, zu sagen.

**Empedokles.**

Ha! kennst Du den?

**Greis.**

Ich habe manches Dir  
 Am fernen Nil gesagt.

**Empedokles.**

Und Du? Du hier?

Kein Wunder ist's! Seit ich den Lebenden  
Gestorben, stehen mir die Schatten auf!

**Greis.**

Die Schatten reden nicht, wo Du sie fragst.  
Doch, wenn Du eines Wort's bedarfst, vernimm!

**Empedokles.**

Die Stimme, die mich ruft, vernehm' ich selbst.

**Greis.**

So wird es mit Dir? — sprich!

**Empedokles.**

Was soll die Rede, Fremder?

**Greis.**

Ja! fremde bin ich hier, und unter Kindern!  
Das sehd ihr Griechen all! Ich hab' es oft  
Vormals gesagt. Doch wolltest Du mir nicht  
Wie Dir's erging bei Deinem Volke, sagen?

**Empedokles.**

Was mahnst Du mich, was ruffst mir noch einmal —  
Mir ging es, wie es soll.

**Greis.**

Ich wußt' es auch  
Schon längst voraus, ich hab' es Dir geweissagt.

**Empedokles.**

Nun denn! was hältst Du es noch auf? was drohst  
Du mit der Flamme mir des Gottes, den  
Ich kenne, dem ich gern zum Spiele diene;  
Und richtest mir mein heilig Recht, Du Blinder!

**Greis.**

Was Dir begegnen muß, ich ändr' es nicht.

**Empedokles.**

So kamst Du her, zu sehen, wie es wird?

**Greis.**

O scherze nicht, und ehre doch Dein Fest,  
Umfränze Dir Dein Haupt, und schmück' es aus,  
Das Opferthier, das nicht vergebens fällt.  
Der jähe Tod, er ist von Anbeginn,  
Das weißt Du wohl, den Unverständigen  
Die Deinesgleichen sind, zuvor beschieden.

Du willst es, und so sey's, doch sollst Du mir  
 Nicht unbesonnen, wie Du bist, hinab,  
 Ich hab' ein Wort, und dieß bedenke, Trunkner!  
 Nur Einer darfs in dieser Zeit, nur Einer,  
 Nur Einen adelt' sie, die schwarze Stunde,  
 Ein Größrer ist's, denn ich! denn wie die Rebe  
 Von Erd' und Himmel zeugt, wenn sie getränkt  
 Von hoher Sonn' aus dunklem Boden steigt,  
 So wächst er auf, aus Licht und Nacht geboren:  
 Es gährt um ihn die Welt, was irgend nur  
 Beweglich und verderbend ist im Busen  
 Der Sterblichen, ist aufgeregt von Grund aus,  
 Der Herr der Zeit, um seine Herrschaft bang,  
 Thront finster blickend über der Empörung,  
 Sein Tag erlischt, und seine Blitze rauchen.  
 Doch was von oben flammt, entzündet nur,  
 Und was von unten strebt, die wilde Zwietracht.  
 Der Eine doch, der neue Retter, faßt  
 Des Himmels Strahlen ruhig auf, und liebend  
 Nimmt er, was sterblich ist, an seinen Busen,  
 Und milde wird in ihm der Streit der Welt,  
 Die Menschen und die Götter söhnt er aus,  
 Und näher wieder leben sie wie vormalß.  
 Und daß, wenn er erschienen ist, der Sohn  
 Nicht größer, denn die Eltern sey, und nicht  
 Der heil'ge Lebensgeist gefesselt bleibe,  
 Vergessen über ihm, dem Einzigen:  
 So lenkt er aus, der Abgott seiner Zeit,  
 Zerbricht, er selbst, damit durch seine Hand  
 Dem Reinen das Nothwendige geschehe,  
 Sein eigen Glück, das ihm zu glücklich ist,  
 Und gibt, was er besaß, dem Element,  
 Das ihn verherrlichte, geläutert wieder. —

Bist Du der Mann? derselbe? bist Du der?

**Empedokles.**

Ich kenne Dich im finstern Wort, und Du,  
 Du Alles Wissender! erkennst mich auch.

Hölzerlin, Gedichte.

Greis.

O sage, wer Du bist! und wer ich bin?

Empedokles.

Versuchst Du noch, noch immer mich und kömmt  
 Mein böser Geist zu mir in solcher Stunde,  
 Was läßt Du mich nicht stille gehen, Mann?  
 Was wagst Du Dich an mich und reizest mich,  
 Daß ich im Zorn die heil'gen Pfade wandle?  
 Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir  
 Uns Auge fremd am Tage sich bewegt',  
 Und wunderbar umfingen mir die großen  
 Gestalten dieser Welt, die freudigen,  
 Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.  
 Und staunend hört' ich oft die Wasser gehn,  
 Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr  
 Den Jugendtag der stillen Erd' entzündend.  
 Da ward in mir Gesang, und helle ward  
 Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —  
 Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,  
 Die Götter der Natur, mit Namen nannte,  
 Und mir der Geist im Wort, im Wilde sich,  
 Im seligen, des Lebens Räthsel löste.  
 So wuchs ich still herauf und anderes  
 War schon bereitet. Denn gewaltsamer  
 Wie Wasser, schlug die wilde Menschenwelle  
 Mir an die Brust, und aus dem Irrsal kam  
 Des armen Volkes Stimme mir zum Ohre.  
 Und wenn, indeß ich in der Halle schwieg,  
 Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt',  
 Und durch's Gefilde stürzt', und lebensmüd  
 Mit eigner Hand sein eignes Haus zerbrach,  
 Wenn sich die Brüder flohn, und sich die Liebsten  
 Vorüber eilten, und der Vater nicht  
 Den Sohn erkannt' und Menschenwort nicht mehr  
 Verständlich war und menschliches Gesetz:  
 Da faßte mich die Deutung schauernd an,  
 Es war der scheidende Gott meines Volks!  
 Den hört' ich, und zum schweigenden Gestirn

Sah' ich hinauf, wo er herabgekommen.  
 Und ihn zu süßnen ging ich hin. Noch wurden uns  
 Der schönen Tage viel. Noch schlen es sich  
 Am Ende zu verzüngen; und es mich, —  
 Der goldnen Zeit, der allvertrauenden,  
 Des hellen, kräft'gen Morgens eingedenk, —  
 Der Unmuth mir, der furchtbare, vom Wolke,  
 Und freie, feste Bande knüpften wir.  
 Doch oft, wenn mich des Volkes Dank befrängte,  
 Wenn näher immer mir, und mir allein,  
 Des Volkes Seele kam, befiel es mich.  
 Denn wo ein Land ersterben soll, da wählt  
 Der Geist noch Einen sich am End', durch den  
 Sein Schwanensang, das letzte Leben tönet.  
 Wohl ahndet' ich's; doch dient' ich willig ihm.

Es ist geschehn, den Sterblichen gehör' ich  
 Nun nimmer an.

### O Ende meiner Zeit!

O Geist, der uns erzog, der du geheim  
 Am hellen Tag und in der Wolke waldest,  
 Und du, o Luft! und du, o Mutter Erde!  
 Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein  
 Die längstbereitete, die neue Stunde,  
 Nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie sonst,  
 Bei Sterblichen, im kurzen Glück, — ich find',  
 Im Tode find' ich den Lebendigen,  
 Und heute noch begeg'n ich ihm; denn heute  
 Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier,  
 Zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.  
 Kennst Du die Stille rings? kennst Du das Schweigen  
 Des schlummerlosen Gotts? erwart' ihn hier!  
 Um Mitternacht wird er es uns vollenden.  
 Und wenn Du, wie Du sagst, des Donnerers  
 Vertrauter bist, und, Eines Sinns mit ihm,  
 Dein Geist mit ihm, der Pfad kundig, wandelt,  
 So komm mit mir, wenn jetzt, zu einsam sich,  
 Das Herz der Erde klagt und eingedenk

Der alten Einigkeit die dunkle Mutter  
 Zum Aether aus die Feuerarme breitet,  
 Und jetzt der Herrscher kommt in seinem Strahl:  
 Dann folgen wir, zum Zeichen, daß wir ihm  
 Verwandte sind, hinab in heil'ge Flammen.  
 Doch wenn Du lieber ferne bleibst, für Dich:  
 Was gönnst Du mir es nicht? wenn Dir es nicht  
 Beschieden ist zum Eigenthum, was nimmst  
 Und störst Du mir's! O euch, ihr Genien!  
 Die ihr, da ich begann, mir nahe waret,  
 Ihr waltenden! euch dank' ich, daß ihr mir's  
 Gegeben habt, die lange Zahl der Leiden  
 Zu enden hier, befreit von andrer Pflicht,  
 In freiem Tod, nach göttlichem Gesetze!  
 Dir ist's verbotne Frucht! drum laß und geh,  
 Und kannst Du mir nicht nach, so richte nicht!

*Manes.*

Dir hat der Schmerz den Geist entzündet, Armer!

*Empedokles.*

Was heißt Du denn, Unmächtiger, ihn nicht?

*Manes.*

Wie ist's mit uns? flehst Du es so gewiß?

*Empedokles.*

Daß sage Du mir, der Du Alles flehst!

*Manes.*

Laß still uns sehn, o Sohn! und immer lernen.

*Empedokles.*

Du lehrtest mich; heut lerne Du von mir.

*Manes.*

Hast Du nicht Alles mir gesagt?

*Empedokles.*

O nein!

*Manes.*

So gehst Du nun?

*Empedokles.*

Noch geh' ich nicht, o Alter!

Von dieser grünen, guten Erde soll

Mein Auge mir nicht ohne Freude scheiden,

Und denken möcht' ich noch vergangner Zeit,  
Der Freunde meiner Jugend noch, der theuern,  
Die fern in Hellas frohen Städten sind,  
Des Bruders auch, der mir geflucht — so mußst'  
Es werden. — Laß mich igt; wenn dort der Tag  
Hinunter ist, so stehest Du mich wieder.

---





## **Zweite Abtheilung.**



**Hyperion**  
oder  
**der Eremit in Griechenland.**

**Non coerceri maximo, contineri minimo,  
divinum est.**

## V o r r e d e.

Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Compendium, und um das *fabula docet* sich zu sehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Theile verstehen es nicht.

Wer bloß an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einen gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.

Der Schauplatz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Buche zu

versuchen; aber ich überzeigte mich, daß er die einzig Angemessene für Hyperions elegischen Charakter wäre, und schämte mich, daß mich das wahrscheinliche Urtheil des Publikums so übertrieben geschmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurtheilung des Plans noch nicht jedem möglich ist. Aber der zweite Band soll so schnell, wie möglich folgen.

---

## Erstes Buch.

### Hyperion an Bellarmin.

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhen des Korinthischen Isthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße fühlen.

Besonders der Eine der beiden Meerbusen hätte mich freuen sollen, wär' ich ein Jahrtausend früher hier gestanden.

Wie ein fliegender Halbgott, wallte da zwischen der herrlichen Wildniß des Helikon und Parnass, wo das Morgenroth um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sichon der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth und schüttete den erbeuteten Reichthum aller Zonen vor seiner Liebblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Jafals, der unter den Steinhäufen des Alterthums sein wildes Grablied singt, schreckt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und siehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Borne mir eine Thräne ins Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spucken, die Elenden, denen ein leidend Gemüth so gerade recht ist, ihre Sprüche anzubringen, die thaten dann sich gütlich, ließen sich beigehehn, mir zu sagen: klage nicht, handle!



O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär' ich reicher! —

Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbenbes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.

### Hyperion an Dellarmin.

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte; es sey mein eigen. Fern und todt sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam keh'r ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Todtengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegefang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der alllebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbenb Wesen.

O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blick ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sehn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sehn mit Allem, was lebt, in seliger Selbstver-

geffenheit wieder zu kehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu sehn mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepher weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eiserne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewig einige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verborben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißrathener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mit-  
leid auf den Weg gab.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich danke Dir, daß Du mich bittest, Dir von mir zu erzählen, daß Du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtniß bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurück, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquickenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft steh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allen, was uns umgibt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, so lang es nicht in die Chamäleonfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind' ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichthum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiß des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit und nicht weckt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachstums dastehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensohne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstreckt.

Wie es mich umhertrieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Lina, und den Falken und Kranichen nachsah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn sie hinunter schwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderst du

auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachttenden, der ins kühlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hause wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! sie sind noch lange nicht vorüber.

Daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel so nahe glaubt! Es ist die schönste aller Täuschungen, womit die Natur der Schwachheit unsers Wesens aushilft.

Und wenn ich oft da lag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte, und hinauf sah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schooße des Berges saß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Aether sich fort bewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärst du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du wirst nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! — Warum ist die Welt nicht dürstig genug, um außer ihr noch Einen zu suchen? \*

O wenn sie eines Vaters Tochter ist, die herrliche Natur, ist das Herz der Tochter nicht sein Herz? Ihr Innerstes, ist's nicht Er? Aber hab' ich's denn? Kenn' ich es denn?

Es ist, als säh' ich, aber dann erschreck' ich wieder, als wär' es meine eigne Gestalt, was ich gesehen, es ist, als fühlt ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

<sup>1</sup> Es ist wohl nicht nöthig, zu erinnern, daß derlei Aeußerungen als bloße Phänomene des menschlichen Gemüths von Rechtswegen niemand scandalisiren sollten.

## Hyperion an Bellarmin.

Weißt Du, wie Plato und seine Stella sich liebten?

So liebt' ich, so war ich geliebt. O ich war ein glücklicher Knabe!

Es ist erfreulich, wenn Gleiches sich zu Gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die Kleineren zu sich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Lösungswort, das Tod und Leben in seiner einfältigen Sylbe verbirgt, ist, wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mittheilt in seinem krystallinen Tropfen.

Wie haß' ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seyen weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Gule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne zeigen!

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedenke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung gibt, daß wir nichts Treffliches uns denken, ohne sein ungestaltetes Gegentheil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgibst, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir.

Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte, und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhärtete Duell, wenn der Strahl des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus.

Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genügt wird. Ich schweifte umher, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten vergebens sich ab. Ich fühlte, daß mirs überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an seinem Stoffe, der sogenannten kultivirten Welt lange genug Geduld und Kunst geübt, aber sein Stoff war Stein und Holz gewesen und geblieben, nahm wohl zur Noth die edle Menschenform von außen an, aber um dies war's meinem Adamas nicht zu thun; er wollte Menschen, und, um diese zu schaffen, hatt' er seine Kunst zu arm gefunden. Sie waren einmal da gewesen, die er suchte, die zu schaffen seine Kunst zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch seh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich seinen Gruß und seine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den strebenden Geist besänftigt, und die einfältige Genügsamkeit wiederkehrt in die Seele — so stand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung? wiederholten sich nicht die Melodien seines Wesens? Was ich sah, ward ich, und es war Göttliches, was ich sah.

Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen gegen die Allmacht der ungetheilten Begeisterung.

Sie weißt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Ueberredung braucht sie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblick uns, und wandelt, ehe sie da ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschieht, durch und durch in ihre Schönheit, ihre Seligkeit uns um.

Wohl dem, wem auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnete!

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Blutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maaß das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft und unser Geist allmählig waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Mänen aus vergangner Zeit, mit Stolz und Freude, mit Bünnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüber schifften in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tánarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, ins düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! die ausgestorbnen Thale von Elis und Nemea und Olympia — wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfängen von Lorbeerrosen und Immergrün, ins wilde Flußbeet sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels, oder im Gedächtniß, wie ein Todtenbild: — da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Biedestalt, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt und schnitt den Dornbusch und das Heidekraut von den halb begrabenen Architraven, indeß mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab: den Welzenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felsen des Gebirgs hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Lust, so pünktlich Dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Aehrenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Lands geerntet hat; da ließt man jeden Strohhaln auf. Und wie ich neben ihm

stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufstieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten in einander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Afforde.

Aber was sprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind, fährt die Gegenwart über die Blüthen unseres Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umsing! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jetzt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und müheles, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land; auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürrn Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß, und auf die Erde säete.

Seh, wie dieser! rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns ins Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlockt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm sehn mußte. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eigenen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kummerts dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott sehn könnte! Du wirfst einsam sehn, mein Liebling! sagte mir damals Adamas auch,



Du wirst seyn wie der Kranich, den seine Brüder zurückließen in rauher Jahrzeit, indeß sie den Frühling suchen im fernen Lande.

Und das ist's, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichtum, daß wir nicht allein seyn können, daß die Liebe in uns, so lange wir leben, nicht er stirbt. Gib mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln in den Armen unserer Gottheit, der Natur: und flehe! so weiß ich nichts von Nothdurst.

Aber sage nur niemand, daß uns das Schicksal trenne! Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irsterns Gränzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimath möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder versengt, so tödtet der Mensch die süßen Blumen, die an seiner Brust geblühen, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe.

Es ist, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen.

In der Tiefe von Asten soll ein Volk von seltener Trefflichkeit verborgen seyn; dahin trieb ihn seine Hoffnung weiter.

Bis Scio begleitet' ich ihn. Es waren bittere Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt, aber für solch' ein Scheiden hab' ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblicke, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es sichtbarer, wie dieser Mensch verwebt war in mein Wesen. Wie ein Sterbender den fliehenden Dithem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Scio wurde mir die heiligste unter den Inseln.

Endlich rissen wir uns los. Mein Herz hatte sich müde gerungen. Ich war ruhiger im letzten Augenblicke. Auf den Knien lag ich vor ihm, umschloß ihn zum letztenmale mit diesen Armen; gib mir einen Segen, mein Vater! rief ich leise zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und seine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens sich aus, und sein Auge durchdrang

die Räume des Himmels — Bewahrt ihn mir, rief er, ihr Geister besserer Zeit! und zieht zu eurer Unsterblichkeit ihn auf, und all' ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, seyd mit ihm!

Es ist ein Gott in uns, setzt' er ruhiger hinzu, der lenkt, wie Wasserbäche, das Schicksal, und alle Dinge sind sein Element. Der sey vor allem mit Dir!

So schieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

### Hyperion an Bellarmin.

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehrt' ich zurück in die verlassnen Gegenden meines Lebens. Alles altert und verjüngt sich wieder. Warum sind wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn Eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, Alles zu sehn, das, wie der Titan des Aetna, herauf zürnt aus den Tiefen unsers Wesens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in sich fühlen, wie ein siedend Del, als sich gestehn, er sey für die Geißel und fürs Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Währe, die das Ohr hängt, was ist edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Brust an großen Hoffnungen sich sonnte, da auch mir die Freude der Unsterblichkeit in allen Pulsen schlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entpürken, wie in weiter Wäldernacht, da ich glücklich, wie die Fische des Oceans, in meiner uferlosen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie muthig, selige Natur! entsprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er sich in seiner unversuchten Rüstung! Sein Bogen war gespannt und seine Pfeile rauschten im Köcher, und die Unsterblichen, die hohen Geister des Alterthums führten ihn an, und sein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich ging und stand, geleiteten mich die herrlichen Gestalten; wie Flammen, verloren sich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten in einander, und wie in Ein frohlockend

Gewitter die Riesenbilder, die Wolken des Himmels sich vereinen, so vereinten sich, so wurden Ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die schreckende Herrlichkeit des Alterthums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worin er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüthe vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Lanne, die am Bache liegt und ihre welcke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauf't!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn; und wem dies unverständlich ist, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, schuf, und geh' und sprech' in seinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglück.

Ich liebte meine Heroen, wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Wie ein blutender Hirsch in den Strom stürzt' ich oft mit-ten hinein in den Wirbel der Freude, die brennende Brust zu fühlen und die tobenden herrlichen Träume von Ruhm und Größe weg zu baden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinunter trieb unter die thauigen Bäume, und der Wiegengesang des Duells, und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn besänftigte, und so frei und friedlich über mir die silbernen Gewölke sich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresfluth tönte, wie freundlich spielten da mit meinem Herzen all' die großen Phantome seiner Liebe!

Lebt wohl, ihr Himmlischen! sprach ich oft im Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann, ihr herrlichen Todten lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen in's freiere Schattenreich!

Aber ich schmachte an der Kette und hasche mit bitterer Freude die kümmerliche Schale, die meinem Durste gereicht wird.

### Hyperion an Bellarmin.

Meine Insel war mir zu enge geworden, seit Adamas fort war. Ich hatte Jahre schon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

Geh vorerst nach Smyrna, sagte mein Vater, lerne da die Künste der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beste! — Dann kann es meinethwegen weiter gehn.

Lern' auch ein wenig Geduld! setzte die Mutter hinzu, und ich nahm's mit Dank an.

Es ist entzückend, den ersten Schritt aus der Schranke der Jugend zu thun, es ist, als dächt' ich meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erstenmale.

Die lebendige Thätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung besorgte, und der eilende Fortschritt besänftigten mein Herz nicht wenig. Auch manches seligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft ging ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Homer, und sammelt' Opferblumen und warf sie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, sagen sie, seine Iliade gesungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verstummte vor seiner Gegenwart. Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf, und es war, als hätt' ich es nie gekannt, so ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk' ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es ist ein herrlich Land, und ich habe tausend Mal mir Flügel gewünscht, um des Jahres Einmal nach Kleinasien zu fliegen.

Aus der Ebene von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Imolus herauf.

Hölderlin, Hyperion.

Ich hatt' am Fuße des Berges übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Labanstrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Durch tausend blühende Gebüsch wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom schroffen Abhang neigten lispelnde Bäume sich und übergossen mit ihren zarten Flocken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich stand, sah fröhlich vor mich hin, genoß der reinen Lüfte des Himmels. Es waren selige Stunden.

Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich herauf kam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels sich wieder fand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelsen, der über mir hing, wo der Adler spielte mit seinen Zungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Aether glänzten; rechts wälzten Wetterwolken sich her über den Wäldern des Siphylus; ich fühlte nicht den Sturm, der sie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Felsen, aber ihren Donner hört' ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen sah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich südwärts und ging weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land, das der Cayster durchströmt, durch so manchen reizenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all' dem Reichthum und der Lieblichkeit, die ihn umgibt. Wie die Zephyre, irrte mein Geist von Schönheit zu Schönheit selig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgskette des Messogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gastmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um

nicht von seinem Ueberflusse der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menschenlebens damit auszufüllen. Mein dürftig Smyrna kleidete sich in die Farben meiner Begeisterung und stand, wie eine Braut, da. Die geselligen Städter zogen mich an. Der Widersinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderposse, und weil ich von Natur hinaus war über all' die eingeführten Formen und Bräuche, spielt' ich mit allen, und legte sie an und zog sie aus, wie Fastnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die schale Kost des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Gesichter und Gestalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unsere Verfinsterung sendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie glaubig deutet' ich diese freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir fast damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Saft dieser Bäume gehört und dachte Wunder, was einst köstlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geist genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir wirklich hie und da, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Thierreichs aufgelöst, wenn ich umherging unter diesen Gebildeten. Wie überall, so waren auch hier die Männer besonders verwahrlost und verwest.

Gewisse Thiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine besser gezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistes Schönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe gehen davon, wenn ein Feuer schlägt. Sahen jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rücken.

E Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie, und meinten, man hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit; und es wäre der gute Geschmack noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Dies zeigte sich dann auch. Der eine wigelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Backen auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem

Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die sehen ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er stracks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sei, daß unsere Priester nichts mehr gelten.

Die Einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von fremden Städten und Ländern, die redenden Bilderkasten, wo man Potentaten auf Rossen und Kirchthürme und Märkte sehen kann.

Ich war es endlich müde, mich weg zu werfen, Trauben zu suchen in der Wüste und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entschiedner allein, und der sanfte Geist meiner Jugend war fast ganz aus meiner Seele verschwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus so manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, sichtbar geworden, und der schöne Trost, in Einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle springt und verlischt, und wie man bei trüber Jahreszeit einen Windstoß hört, der einen Augenblick saust und dann verhallt, so wär' es mit uns?

Auch die Schwalbe sucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hitze des Tags und seine Augen suchen den Quell. Wer sagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Brust ihm nicht versage? Und siehe! es sucht sie doch.

Es lebte Nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verschloß jetzt seine Schätze, aber nur, um sie für eine bessere Zeit zu sparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daseyns, meiner dürstenden Seele begegnen sollte.

Wie selig hing ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leise, wie das Mondlicht, um die besänftigte Stirne mir spielte? Schon damals kannt' ich dich, schon damals blicktest du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einst, im Frieden der Schönheit aus der trüben Woge der Welt fleg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, dies Herz.

Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich

in seinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr, mein Wesen.

### **Hyperion an Bellarmin.**

Smyrna war mir nun verleidet. Ueberhaupt war mein Herz allmählig müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunsch in mir auffahren, um die Welt zu wandern, oder in den ersten besten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas aufzusuchen und in seinem Feuer meinen Mißmuth auszubrennen; aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welches Leben wollte nimmer sich erfrischen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte schon die düstern Regentage und das Pfeifen der Winde und Tosen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein schäumender Springquell, empor gedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, stand jetzt schon da vor meinem verdüsterten Sinne, schwindend und verschlossen und in sich gekehrt, wie ich selber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen lieb gewonnen hatte, wollt' ich noch herein retten in mich, denn ich wußte wohl, daß mich das wiederkehrende Jahr nicht wieder finden würde unter diesen Bäumen und Bergen, und so ging und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich besonders hinaustrieb, war das geheime Verlangen, einen Menschen zu sehn, der seit einiger Zeit vor dem Thore unter den Bäumen, wo ich vorbei kam, mir alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotner Frucht mit verstohlnem Blicke sich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wenn das Auge dieses Menschen, für dessen Blick der freie Aether zu enge schien, so mit abgelegtem Stolze sucht' und strebte, bis es sich in meinem Auge fühlte und wir erröthend uns einander nachsah'n und vorüber gingen.



Einſt war ich tief in die Wälder des Mimos hineingeritten und kehrt' erſt ſpät Abends zurück. Ich war abgeſtiegen, und führte mein Pferd einen ſteilen wüſten Pfad über Baummurzeln und Steine hinunter, und, wie ich ſo durch die Sträucher mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir ſich öffnete, fielen plötzlich ein paar Karabornische Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den erſten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber ſie waren ſchon von anderer Arbeit müde, und ſo half ich doch mir durch. Ich ſetzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges that mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felſen ſich eine kleine Wieſe vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finſtern Bäumen. In einiger Entfernung ſah ich Roſſe auf dem Boden ausgeſtreckt und Männer neben ihnen im Graſe.

Wer ſehd ihr? rief ich.

Das iſt Hyperion! rief eine Heldenſtimme, freudig überrascht. Du kennſt mich, fuhr die Stimme fort; ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Thore.

Mein Roß ſlog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht ſchien ihm hell ins Geſicht. Ich kannt' ihn; ich ſprang herab.

Guten Abend! rief der liebe Rüſtige, ſah mit zärtlich wilddem Blicke mich an und drückte mit ſeiner nervigen Fauſt die meine, daß mein Innerſtes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, ſo hieß der Fremde, ſagte mir nun, daß er mit ſeinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich ſtieß, wären fortgeſchickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genöthigt geweſen, auf der Stelle zu bleiben, biß ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, ſetzt' er hinzu, und wies ſein todt's Roß mir.

Ich gab das meine ſeinem Diener, und wir gingen zu Fuße weiter.

Es geſchah uns recht, begann ich, indeß wir Arm in Arm zuſammen aus dem Walde gingen; warum zögerten wir auch ſo lange und gingen uns vorüber, biß der Unfall uns zuſammen brachte!

Ich muß denn doch Dir sagen, erwiedert' Alabanda, daß Du der Schuldigere, der Kältere bist. Ich bin Dir heute nachgeritten.

Herrlicher! rief ich, siehe nur zu! an Liebe sollst Du doch mich nimmer übertreffen.

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen.

Wir kamen nahe an der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätschernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wiesen.

Wir beschlossen, da zu übernachten. Wir saßen noch lange zusammen bei offenen Fenstern. Hohe geistige Stille umfing uns. Erd' und Meer war selig verstummt, wie die Sterne, die über uns hingen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns ins Zimmer flog und zart mit unserm Lichte spielte, oder daß von ferner Musik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indes die Donnerwolke sich wiegt' im Bette des Aethers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein schlafender Riese, wenn er stärker athmet in seinen furchtbaren Träumen.

Unsre Seelen mußten um so stärker sich nähern, weil sie wider Willen waren verschlossen gewesen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zu einander zu bahnen, und durchzubrechen bis dahin, wo sie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in einen majestätischen Strom, die Wanderung ins weite Meer beginnen.

Er, vom Schicksal und der Barbarei der Menschen heraus, vom eignen Hause unter Fremden hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der innern rauhen Hölse durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebsten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir selbst zu blind und larm, doch mir selbst so herzlich überlästigt in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern,

den Barbaren und den Wiglingen — und so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schönern Lebens. —

Mußten so in freudig stürmischer Eile nicht die beiden Jünglinge sich umfassen?

O Du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda, wo bist Du? Ich glaube fast, Du bist ins unbekannte Land hinüber gegangen zur Ruhe, bist wieder geworden, wie einst, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hingieht, und seine göttlichen Kräfte unter die Wälder austheilt und die Saaten, oder wenn die Bogen der Meeresfluth unter sich spielen, oder ein Chor von Adlern um die Berggipfel, wo ich wandre, sich schwingt, kann mein Herz sich regen, als wäre mein Alabanda nicht fern; aber sichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einst da stand, ein feurig strenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in seinen Tiefen mein Geist, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unsre Gedanken die Erde, und reinigten sie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unsern Richterstuhl, das stolze Rom erschreckte uns nicht mit seiner Herrlichkeit, Athen bestach uns nicht mit seiner jugendlichen Blüthe.

Wie Stürme, wenn sie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, so drangen unsre Seelen in kolossalischen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unsre Welt, wie durch ein Zauberwort, geschaffen, und kindisch unerfahren keinen Widerstand berechnet; dazu war Alabanda zu verständig und zu tapfer. Aber oft ist auch die mühelose Begeisterung kriegerisch und klug.

Ein Tag ist mir besonders gegenwärtig.

Wir waren zusammen aufs Feld gegangen, saßen vertraulich umschlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und sahn zusammen in unsern Plato, wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen spricht, und ruhten hin und wieder aus auf der stummen entblätterten Landschaft, wo der Himmel schöner, als je, mit Wolken und Sonnenschein um die herbstlich schlafenden Bäume spielte.

Wir sprachen darauf manches vom jetzigen Griechenland, beide mit blutendem Herzen, denn der entwürdigte Boden war auch Alabanda's Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

Wenn ich ein Kind ansehe, rief dieser Mensch, und denke, wie schmähsch und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönerm und Wahr-rem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein seyn wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!

Gewiß, Alabanda! sagt' ich, gewiß es wird anders.

Wodurch? erwidert' er; die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Thaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohem Herzen wieder tönen, sind, wie ein sterbend Blatt, das in den Roth herunter rauscht. Was willst Du nun?

Ich will, sagt' ich, die Schaufel nehmen und den Roth in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit andern, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Reichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heran reift.

Alabanda flog auf mich zu, umschlang mich, und seine Küsse gingen mir in die Seele. Waffenbruder! rief er, lieber Waffenbruder! o nun hab' ich hundert Arme!

Das ist endlich einmal meine Melodie, fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Iht wollt ja nie,

ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klöße aus der Erde spreng!e!

Wo möglich, lehnt man sanft sie auf die Seite, fiel ich ein.  
 Mabanda schwieg eine Weile.

Ich habe meine Lust an der Zukunft, begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beiden Hände. Gott sey Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glücklich seyn, heißt schläfrig seyn im Munde der Knechte. Glücklich seyn! mir ist, als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir spricht von glücklich seyn. So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unsterblichkeit.

O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mittheilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück sey meines!

Von ihren Thaten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eignem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude. —

Der Geist dieses Menschen faßte einen oft an, daß man sich hätte schämen mögen, so federleicht hinweg gerissen fühlte man sich.

O Himmel und Erde! rief ich, das ist Freude! — Das sind andre Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das ist nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche leucht. — Ja! ja! bei Deiner herrlichen Seele, Mensch! Du wirst mit mir das Vaterland erretten.

Das will ich, rief er, oder untergehn.

Von diesem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeschreiblicher Ernst war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um so seliger zusammen. Nur in den ewigen Grundtönen seines Wesens lebte jeder, und schmucklos schritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unser gemeinsames Leben.

Wie bist Du denn so wortarm geworden? fragte mich einmal Mabanda mit Lächeln. In den heißen Zonen, sagt' ich, näher der Sonne, singen ja auch die Vögel nicht.

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Mensch mit aller seiner Riesenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu fassen; aber das Licht ging ruhig weiter seine Bahn. So stehn wir da, und ringen, das wandelnde Schicksal anzuhalten.

O wer ihm nur so still und sinnend, wie dem Gange der Sterne, zusehn könnte!

Je glücklicher Du bist, um so weniger kostet es, Dich zu Grunde zu richten, und die seligen Tage, wie Mabanda und ich sie lebten, sind wie eine jähe Felsenspitze, wo Dein Reisegefährte nur Dich anzurühren braucht, um unabsehblich, über die schneidenden Facken hinab, Dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tausend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen sah einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen, aber das Auge sagte, so hab' ich Dich nie gesehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches gestritten, während der Fahrt; ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, diesem Geist auf seiner kühnen Irrbahn zuzusehn, wo er so regellos, so in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meist so sicher seinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgestiegen waren, allein zu seyn.

Du kannst niemand überzeugen, sagt' ich jetzt mit inniger Liebe, Du überredest, Du bestichst die Menschen, ehe Du anfängst; man kann nicht zweifeln, wenn Du sprichst, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.

Stolzer Schmeichler, rief er dafür, Du lügst! aber gerade recht, daß Du mich mahnst! nur zu oft hast Du schon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von Dir mich nicht befreien, aber es ängstiget denn doch mich oft, daß Du mir so unentbehrlich seyn sollst, daß ich so gefesselt bin an Dich;

und sieh, fuhr er fort, daß Du ganz mich hast, sollst Du auch alles von mir wissen! wir dachten bisher unter all' der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenen umzusehn.

Er erzählte mir nun sein Schicksal; mir war dabei, als säh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

Wirfst Du mir jetzt verzeihen, schloß er die Erzählung seines Ungemachs, wirfst Du jetzt ruhiger sehn, wenn ich oft rauh bin und anstößig und unverträglich?

O stille, stille! rief ich innigst bewegt; aber daß Du noch da bist, daß Du Dich erhieltest für mich!

Ja wohl! für Dich! rief er, und es freut mich herzlich, daß ich Dir denn doch genießbare Kost bin. Und schmeck' ich auch wie ein Holzapfel Dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin.

Laß mich! laß mich! rief ich; ich sträubte mich umsonst, der Mensch machte mich zum Kinde; ich verbarg's ihm auch nicht; er sah meine Thränen, und weh ihm, wenn er sie nicht sehen durfte!

Wir schwelgen, begann nun Alabanda wieder, wir tödten im Rausche die Zeit.

Wir haben unsre Bräutigamstage zusammen, rief ich erheitert, da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. — Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen!

Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß' er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag' es an den Branger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirfst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat

nicht her gebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch sehen, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — fragst du mich, wann dies seyn wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen besleckten veraltenden Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit, und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kommt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann, dann ist das Element der Geister gefunden!

Alabanda schwieg und sah eine Weile erstaunt mich an. Ich war hingerissen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort —

Komm! rief ich, und sagt' Alabanda beim Gewande, komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?

Wohin, mein Schwärmer, erwidert' Alabanda trocken, und ein Schatten von Spott schien über sein Gesicht zu gleiten.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. Geh! sagt' ich, Du bist ein kleiner Mensch!

In demselben Augenblicke traten etliche Fremde ins Zimmer, auffallende Gestalten, meist hager und blaß, so viel ich im Mondlicht sehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als stünde man vor der Unwissenheit; man hätte gezweifelt, ob dies die Aussen Seite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getödtete Affekt seine Spuren zurückgelassen.

Besonders einer fiel mir auf. Die Stille seiner Züge war die Stelle eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen geraßt, und der Verstand leuchtete über den Trümmern des Gemüths, wie das Auge eines Habichts, der auf zerstörten Ballästen sitzt. Tiefe Verachtung war auf seinen Lippen. Man ahnete, daß dieser Mensch mit keiner unbedeutenden Absicht sich befasse.



Ein anderer mochte seine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm fast keine Spur einer Gewaltthätigkeit, von Selbstmacht oder Schicksal verübt.

Ein dritter mochte seine Kälte mehr mit der Kraft der Ueberzeugung dem Leben abgedrungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit sich stehen; denn es war ein geheimer Widerspruch in seinem Wesen, und es schien mir, als müßt' er sich bewachen. Er sprach am wenigsten.

Alabanda sprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

Wir suchen Dich, rief einer von ihnen.

Ihr würdet mich finden, sagt' er lachend, wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie sind meine Freunde, setzt' er hinzu, indeß er zu mir sich wandte.

Sie schienen mich ziemlich scharf ins Auge zu fassen.

Das ist auch einer von denen, die es gerne besser haben möchten in der Welt, rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

Das ist Dein Ernst? fragt' einer mich von den Dreien.

Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern, sagt' ich.

Du hast viel mit einem Worte gesagt! rief wieder einer von ihnen. Du bist unser Mann! ein andrer.

Ihr denkt auch so? fragt' ich.

Frage, was wir thun! war die Antwort.

Und wenn ich fragte?

So würden wir Dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Ufer lesen, und die harten Erdenklöße mit dem Karst zerschlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, sammt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande.

Nicht, daß wir ernten möchten, fiel ein andrer ein; uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Ernte nicht mehr.

Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und thaten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schicksal und es

that mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glück und Mißgeschick zu sprechen. Wir sind empor gewachsen über die Mitte des Lebens, wo es grünt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Moß.

Wir sagen das nicht um unsern Willen, rief ein anderer jetzt etwas rascher, wir sagen es um euer Willen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Rohheit und der Bildung stehen, ohne gedungen zu seyn, in unsrem Dienst, und helfen blindlings mit zu unsrem Ziel — nur wünschten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum suchen wir unter den tausend blinden Gehülfsen die besten uns aus, um sie zu sehenden Gehülfsen zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unsre Schuld und unser Schaden ist es nicht. Wir thaten, was das unsre war. Will niemand sammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn sein Apfel in den Sumpf fällt? Ich hab's mir oft gesagt, du opferst der Verwesung, und ich endete mein Tagwerk doch.

Das sind Betrüger! riefen alle Wände meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch ersticken will, und Thüren und Fenster einstößt, um sich hinauszuhelfen, so dürstet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie sahn auch bald, wie unheimlich mir zu Muth war, und brachen ab. Der Tag graute schon, da ich aus dem Khan trat, wo wir waren beisammen gewesen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balsam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabanda's Spott schon zu sehr gereizt, um nicht durch seine räthselhafte Bekanntschaft vollends irre zu werden an ihm.

Er ist schlecht, rief ich, ja, er ist schlecht. Er heuchelt gränzenlos Vertrauen und lebt mit solchen — und verbirgt es dir.

Mir war, wie einer Braut, wenn sie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schummer singt mit Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimnte Schlange, wenn sie unerbittlich herauffährt an den Knieen und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt, und nun in den Nacken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchstes Herz zu Hülfe, und rang nach großen Gedanken, um noch stille zu halten, es gelang mir auch auf wenige Augenblicke, aber nun war ich auch zum Borne gestärkt, nun tödtet' ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das sind ja seine Menschen, er muß verschworen seyn mit diesen, gegen dich! Was wollt' er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegentheil zu machen! so ein fremdes Thier in Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! —

Und doch war ich unaussprechlich glücklich gewesen mit ihm, war so oft untergegangen in seinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Brust, wurde so oft gehärtet und geläutert in seinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einst in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und sagte: das sind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist; in uns sind sie! lebendig und wahr, mit ihrem Muth und ihrer göttlichen Liebe, und Du, Du bist der Göttersohn, und theilst mit deinem sterblichen Rastor deine Unsterblichkeit! —

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchstreifte, und wir herunter kamen, in's Thal, um da die schweigenden Grabhügel nach ihren Todten zu fragen, und ich zu Alabanda sagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geist Achills und seines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind sey, und sich denke, daß wir einst in Einem Schlachttal fallen und zusammen ruhen werden unter Einem Baum — wer hätte damals das gedacht?

Ich sann mit aller Kraft des Geistes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, vertheidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um so bitterer an; ich widerstrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinsterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von so manchem Faustschlag wund gewesen, sing ja kaum zu heilen an, wie sollt' es jetzt gesündere Blicke thun?

Alabanda besuchte mich den andern Tag. Mein Herz kochte, wie er herein trat, aber ich hielt mich, so sehr sein Stolz und seine Ruhe mich aufregt' und erhitzte.

Die Luft ist herrlich, sagt' er endlich, und der Abend wird sehr schön sehn; laß uns zusammen auf die Akropolis gehn!

Ich nahm es an. Wir sprachen lange kein Wort. Was willst Du? fragt' ich endlich.

Das kannst Du fragen? erwiderte der wilde Mensch mit einer Wehmuth, die mir durch die Seele ging. Ich war betroffen, verwirrt.

Was soll ich von Dir denken? sing ich endlich wieder an.

Das, was ich bin! erwidert' er gelassen.

Du brauchst Entschuldigung, sagt' ich mit veränderter Stimme, und sah mit Stolz ihn an, entschuldige Dich! reinige Dich!

Das war zuviel für ihn.

Wie kommt es denn, rief er entrüstet, daß dieser Mensch mich beugen soll, wie's ihm gefällt? — Es ist auch wahr, ich war zu früh entlassen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geschleift und alle zerrissen, nur Eine fehlte noch, nur Eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtigt von einem Grillenfänger — murre nur! ich habe lange genug geschwiegen!

O Alabanda! Alabanda! rief ich.

Schweig', erwidert' er, und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!

Nun brach auch mir der Unmuth vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr fast unmöglich war. Wir zerstörten mit Gewalt den Garten unsrer Liebe. Wir standen oft und schwiegen, und wären uns so gerne, so mit tausend Freuden um den Hals gefallen, aber der unselige Stolz erstickte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufstieg.

Leb wohl! rief ich endlich, und stürzte fort. Unwillkühr-

mußt' ich mich umsehn, unwillkürlich war mir Alabanda gefolgt.

Nicht wahr, Alabanda, rief ich ihm zu, das ist ein sonderbarer Bettler? seinen letzten Pfennig wirft er in den Sumpf!

Wenn's das ist, mag er auch verhungern, rief er, und ging.

Ich wandte sinnlos weiter, stand nun am Meer' und sah die Wellen an — ach! da hinunter strebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Fluth entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein sanfterer Geist über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüth mit seinem ruhigen Stabe; ich überdachte stiller mein Schicksal, meinen Glauben an die Welt, meine trostlosen Erfahrungen, ich betrachtete den Menschen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Young an, in mannigfaltigen Beziehungen, fand überall dumpfen oder schreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien — es ist besser, sagt' ich mir, zur Biene zu werden, und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt, und wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meistern, und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu beflecken; ich wollte nach Tina zurück, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es sehr Ernst. Bestehet ja das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und in Rückkehr zu sich selbst, warum nicht auch das Herz des Menschen?

Freilich ging die neue Lehre mir hart ein, freilich schied ich ungern von dem stolzen Irrthum meiner Jugend — wer reißt auch gerne die Flügel sich aus? — aber es mußte ja so sehn!

Ich setzt' es durch. Ich war nun wirklich eingeschifft. Ein frischer Bergwind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht, wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblicke weiß, lag ich so da auf meinem Schiffe, und sah die Bäume und Moskeen dieser Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußsteig zur Akropolis hinauf, das sah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun auf's hohe Meer hinaus kam, und alles nach und nach hinab sank, wie ein Sarg in's Grab, da mit einmal war

es auch, als wäre mein Herz gebrochen — o Himmel! schrie ich, und alles Leben in mir erwacht', und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!

Wie ein Rebel, lag das himmlische Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Waide, weit und breit die Thäler und die Höhen hatte durchstreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Imolus war ich gegangen in einsamer Unschuld; dort hinab, wo Epheusus einst stand in seiner glücklichen Jugend und Troas und Milet, dort hinauf in's heilige trauernde Troas war ich mit Alabanda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrscht über ihn, und wie ein Kind, zärtlich und gläubig, hatt' ich seinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlockendem Genuß seines Wesens immer glücklich, wenn ich seinem Kosse den Baum hielt, oder wenn ich, über mich selbst erhoben, in herrlichen Entschlüssen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede seiner Seele begegnete!

Und nun war es dahin gekommen, nun war ich nichts mehr, war so heillos um alles gebracht, war zum ärmsten unter den Menschen geworden, und wußte selbst nicht, wie?

O ewiges Irrsal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Mensch aus deinen Ketten sich los?

Wir sprechen von unfrem Herzen, unsern Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herumwirft und in's Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht.

Wir wollen wachsen da hinauf, und dort hinaus die Äste und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunter spaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Mergerst Du Dich daran, mein Bellarmin! Du mirst noch andere Dinge hören.

Das eben, Lieber! ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen

heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosensträuchern, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt, o! das hat manchen zum Thoren gemacht vor andern, die er sonst, wie ein Orpheus, hätte beherrscht, das hat so oft die edelste Natur zum Spott gemacht vor Menschen, wie man sie auf jeder Straße findet, das ist die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig ist und zart wie ihr Geist, daß ihres Herzens Wogen stärker oft und schneller sich regen, wie der Trident, womit der Meerergott sie beherrscht, und darum, mein Lieber! überhebe ja sich keiner.

### Hyperion an Bellarmin.

Kannst Du es hören, wirst Du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer sage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es besser ist zu sterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Meide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist, die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflanze bedürfte.

Ja! ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu seyn mit leichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann man's euch; wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch bescheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch so glücklich, auch so selbstgenügsam sind, müßt ja euch hüten, eure Weisheit zum Gesetz zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt vorüberziehen, wie Nebel im Herbst, lachte manchmal auch mit nassen Augen über mein Herz, wenn es hinzuflog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemalten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war ich

traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch und theuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Uebernheit mich unterwerfen, doch suchte ich sie zu schonen, wo ich konnte. Das ist ja ihre Freude, dachte' ich, davon leben sie ja!

Oft ließ ich sogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch so seelenlos, so ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermiste keiner nichts, und hätte ich gesagt, sie möchten mirs verzeihen, so wären sie dagestanden und hätten sich verwundert und gefragt: was hast du denn uns gethan? Die Nachsichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens da stand unter meinem Fenster und der geschäftige Tag mir entgegen kam, konnt' auch ich mich augenblicklich vergessen, konnte mich umsehn, als möchte' ich etwas vornehmen, woran mein Wesen seine Lust noch hätte, wie ehemals, aber da schalt ich mich, da besann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache entfährt, in einem Lande, wo sie nicht verstanden wird — wohin, mein Herz? sagt' ich verständig zu mir selber und gehorchte mir.

Was ist's denn, daß der Mensch so viel will? fragt' ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust? Unendlichkeit? wo ist sie denn? wer hat sie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr seyn! O! das hast du oft genug erfahren. Das ist auch nöthig, wie es ist. Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all' die holden und die kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elffum und seine Götter, daß seines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.

Des Herzens Woge schäum'te nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegen stände.

Aber dennoch stirbt der Trieb in unsrer Brust, und mit ihm unsre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt,



und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche.

So geht's mit uns. Das ist der Inbegriff von allem, was in schreckend reizenden Mysterien die Weisen uns erzählen.

Und du? was fragst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein Herz in Einem Augenblicke so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Seh nur still, und laß es seinen Gang gehn! künste nicht! versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen! — Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Jöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. — O ihr Genossen meiner Zeit! fragt eure Ärzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren: so müßt, so müßt ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

### Hyperion an Bellarmin.

Es gibt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun sengt' ich mich in meiner eigenen Flamme nicht mehr.

Ich sah nun still und einsam vor mich hin, und schweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes sich in meinem Sinne nicht mehr; die Menschen, wenn sie mich nicht zwangen, sie zu sehen, sah ich nicht.

Sonst lag oft, wie das ewig leere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert, und mit verschwenderischer

Liebe goß meine Seele sich aus, die Lücken auszufüllen; nun sah ich keine Lücke mehr, nun drückte mich des Lebens Längeweile nicht mehr.

Nun sprach ich nimmer zu der Blume, du bist meine Schwester! und zu den Quellen, wir sind Eines Geschlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge seinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein Weidenblatt im Wasser sich spiegelt, lief unverschönert vorüber an mir die Welt.

### Hyperion an Bellarmin.

Es kann nichts wachsen und nichts so tief vergehen, wie der Mensch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft sein Leiden und mit dem Aether seine Seligkeit, und wie wenig ist dadurch gesagt?

Aber schöner ist nichts, als wenn es so nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmern den Freude entgegen geht.

O es war ein himmlisch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umtönten seine leisen Melodien mir die Brust; wie von Elysium herüber, vernahm ich seine Zukunft, wenn die todtten Zweige sich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! so hatt' ich nie an dir gehangen, aber so ähnlich war dir auch nie mein Herz gewesen, wie damals, in seinen heitern zärtlichen Spielen. —

Wer sehnt sich nicht nach Freuden der Liebe und großen Thaten, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so selig, daß ich darüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir gingen nun uns entgegen, wie versöhnte Freunde,

wenn sie noch etwas fremde thun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es that nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigener Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir wie sonst, und besser.

Ich sah die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der stolze Sonderling nun Einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! —

Ach! meinen Adamas sucht' ich, meinen Abanda, aber es erschien mir keiner.

Endlich schrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als sammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menschen in Einen Moment sich, da ich schrieb; so schrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod geliebten. — Abanda! rief ich, o mein Abanda! du hast den Stab gebrochen über mir. Du hieltest mich noch aufrecht, warst die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun ist's heilig und gewiß!

Wir bedauern die Todten, als fühlten sie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnsens sehn, bei dem, daß sie so muthlos ist!

Ich suchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meist sehr still und geduldig, hatte oft auch

einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; von einer Taube, die ich kaufte, von einer Rahnfahrt, von einem Thale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Trost erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themistokles aufgewachsen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte sich wahrlich nie von dieser Seite kennen gelernt.

### Hyperion an Bellarmin.

Zuweilen regte noch sich eine Geisteskraft in mir. Aber freilich nur zerstörend!

Was ist der Mensch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß so etwas in der Welt ist, das, wie ein Chaos, gährt, oder modert, wie ein fauler Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet diesen Heerling die Natur bei ihren süßen Trauben?

Zu den Pflanzen spricht er: ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen: ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! inzwischen bricht er auseinander und treibt hin und wieder seine Künste mit sich selbst, als könnt' er, wenn es einmal sich aufgelöst, Lebendiges zusammensetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all sein Thun; es bleibt doch immerhin ein Kunststück, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Bestimmung, die ihr auch so durch und durch ergriffen seyd vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an's Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mäßig überzugehen in's Nichts — was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihr's ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingefunken in diesen Gedanken, und habe gerufen, was legst du die Art mir an die Wurzel, grausamer Geist? und bin noch da.

O einst, ihr finstern Brüder! war es anders. Da war es über uns so schön, so schön und froh vor uns; auch diese Herzen wallten über vor den fernen seligen Phantomen, und kühn frohlockend drangen auch unsere Geister aufwärts und durch-

brachen die Schranke, und wie sie sich umsah, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Knie kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andere Gedanken. Aber ich überwältige sie nicht, die schreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinsehe in's Leben, was ist das letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Höchste von allem? Nichts.

Aber stille, mein Herz! Es ist ja deine letzte Kraft, die du verschwendest! deine letzte Kraft? und du, du willst den Himmel stürmen? wo sind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Ossa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinaufsteigst und den Gott und seinen Göttertisch und all' die unsterblichen Gipfel des Olymps herab wirfst und den Sterblichen predigst: bleibt unten, Kinder des Augenblicks! strebt nicht in diese Höhen herauf, denn es ist nichts hier oben.

Das kannst du lassen, zu sehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Ueber dir und vor dir ist es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' ist.

Freilich, wenn ihr reicher seyd, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten so voll Blumen ist, warum erfreut ihr Odem mich nicht auch? — Wenn ihr so voll der Gottheit seyd, so reicht sie mir zu trinken. An Festen darbt ja Niemand, auch der ärmste nicht. Aber Einer nur hat seine Feste unter euch: das ist der Tod.

Noth und Angst und Nacht sind eure Herren. Die sondern euch, die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr seht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poeten haben recht, es ist nichts so klein und wenig, woran man sich nicht begeistern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

## Z w e i t e s   B u c h .

**Superior an Bellarmin.**

Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der theuern Salamis.  
Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe  
meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.  
Und doch ist so viel Liebliches und Großes auch um einen.  
Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von  
Mastixzweigen, und Moos und Bäume herumgepflanzt und Thy-  
mian und allerlei Sträucher.

Da hab' ich meine liebsten Stunden, da sitz' ich Abende  
lang und sehe nach Attika hinüber, bis endlich mein Herz zu  
hoch mir klopft; dann nehm' ich mein Werkzeug, gehe hinab an  
die Bucht und fange mir Fische.

Ober Ief' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einst im wilden Flug beherrschten Getümmel vertobte, und freue des Geistes mich, der das wüthende Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reiter das Roß, und schäme mich innigst meiner eigenen Kriegsgeschichte.

Oder schau' ich auf's Meer hinaus und überdenke mein Leben, sein Steigen und Sinken; seine Seligkeit und seine Trauer und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenspiel, wo der Meister alle Töne durchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinander wirkt.

Heut ist's dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden ist grüner geworden, offner das Feld. Unendlich steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene Weizen da, und licht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle

Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hinter einander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Aether gehaucht, und, wie ein silbern Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

### Hyperion an Bellarmin.

Mir ist lange nicht gewesen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohl laut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, stark und fröhlich, mit lächelndem Ernste, spiel' ich im Geiste mit dem Schicksal und den drei Schwestern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Wesen über sich selbst, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf solche Festzeit, um Dir Einmal wieder zu schreiben. Nun bin ich stark genug; nun laß mich Dir erzählen.

Mitten in meinen finstern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich sollt' in seine Gebirge kommen; schrieb er mir; man lebe hier freier als sonst wo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beschatteten dichte Bäume den Rücken, und kühlende Lüfte umspiel'ten es leise in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blick'te man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Heerden der Insel, die alle, wie Kinder, umherlügen um den herrlichen Berg und sich nährten von seinen schäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte. Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter

sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meers und der Luft widerstrebt der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, suchte nichts, sann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es ist süß, so aus der Schaafe der Vergessenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf Einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah' ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwischte mir und faßte freundlich haßig meinen Schiffer an — so? rief ich, das ist Kalaurea? Und wie er mich drum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Thale reizten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Nest hat und das Thier.

Es war entzückend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd fragt, wo um sie her ihr Liebstes sey, und alle Kinder in den Schooß ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben



brauste das Roß und über die Säune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpfen über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft an's Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Thüren heraus, und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, athmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ist's, daß du, wohin ich wandre, mich geleitest, Allgegenwärtige, Unsterbliche!

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten.

Das summt friedlich vor sich hin, dem schlüpft' ein taktlos Liebchen aus den Lippen, dem ein Frohlocken aus offener Kehle; das streckte sich, das sprang in die Höhe; ein andres schlenderte vertieft umher.

Und all dies war die Sprache Eines Wohlsehns, alles Eine Antwort auf die Liebesungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeschreiblichen Sehns und Friedens. Eine fremde Macht beherrschte mich. Freundlicher Geist, sagt' ich bei mir selber, wohin rufest du mich? nach Elysium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieselnden Wasser hinauf, wo es über Felsen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kiesel glitt; und mäßig verengte sich und ward zum Bogen gange das Thal, und einsam spielte das Mittagslicht im schweigenden Dunkel —

Hier — ich möchte sprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe Dir schreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will sprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien! und wenn hinfort mich das Schicksal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken: so soll dies Einzige doch mich selber überleben

in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer Klarheit! —

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, erhubst dich, standst nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens, worin ich dich störte!

O wer in die Stille dieses Auges gesehen, wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tohrende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von Ihr, aber es gibt ja Stunden, wo das Beste und Schönste, wie in Wolken, erscheint, und der Himmel der Vollenbung vor der ahnenden Liebe sich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was Du ahnest, daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in Wolken, Dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen möchten: sie freueten sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen! O geht, und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden!

Ist der Mensch nicht veraltet, verwelt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun umher geschweicht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichste verblüht! bald wird es sich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verstummt! bald findet eine Hand sich wieder, es zu stimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerrissen Saitenspiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestone. Ich hatte mir ein düster Schwanenlied gesungen! Einen Sterbefranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war sie denn nun, die Todtenstille, die Nacht und Oede meines Lebens? die ganze dürstige Sterblichkeit?

Freilich ist das Leben arm und einsam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umsonst, wie wir herab gekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir find, wie Feuer, das im dürrn Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und fliegend empormallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrt der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgehalt, im Triumph zurück in die Hallen der Sonne.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich war einst glücklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erstenmale Sie sah, der letzte wäre gewesen?

Ich hab' es Einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinauschieben bis an's Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es sey; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es ist jetzt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es sey; ich hab' es gesehn, ich hab' es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinth der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht, doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ocean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht werth, die Tage, da ich noch dich nicht kannte. —

O Diotima; Diotima, himmlisches Wesen!

### Hyperion an Dellarmin.

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit gibt und zähle die Lebenstage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh' ich den Abend, an dem Notara zum erstenmale zu ihr in's Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide gestanden herzlich in allem Thun und Lassen, daß Diotima die Königin des Hauses war.

Ach! es war alles geheiligt und verschönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polster, ihr Tischchen, alles war in geheimnem Bunde mit ihr. Und da sie zum erstenmale mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Odem mein lauschend Wesen berührte! —

Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in Einen Himmelsgefang.

Wovon auch sollten wir sprechen? Wir sahn nur uns. Von uns zu sprechen, scheuten wir uns.

Vom Leben der Erde sprachen wir endlich.

So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne gesungen worden.

Es that uns wohl, den Ueberfluß unsers Herzens der guten Mutter in den Schooß zu streuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Nester schüttelt, und ihre süßen Äpfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Stäubchen erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmüthige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sey ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem Herzen quille, immer glücklich, wenn sie von Thautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie sich zum Genusse bereite mit Hülfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schicksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne und unter Lust und Trauer zur höchsten Schönheit reise.

So sprachen wir. Ich gebe Dir den Inhalt, den Geist davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erscheine du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit deiner Ruhe und Fülle!

### Hyperion an Bellarmin.

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir gingen zusammen im Garten herum. Diotima und ich geriethen voraus, vertieft, mir traten oft Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahn hinaus, in den unendlichen Osten.

Diotima's Auge öffnete sich weit, und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß das liebe Gesichtchen vor den Lüften des Himmels sich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganhmed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor, und sah die schroffe Felsenwand hinab. Sie hatte ihre Lust daran, die schreckende Tiefe zu

messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel streckten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es so sich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen und Taumel und Loben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich sie berührte.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu stehn, und die zärtlich kindische Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens!

Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick der Liebe? Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir.

### Hyperion an Bellarmin.

Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den stolz hinschiffenden Schwan nicht, wenn er schlummernd am Ufer sitzt.

Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand.

Da, da ging erst die himmlische Ungefällige in ihrer Majestät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft so bittend und so schmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz sich regt' in dieser göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demuth, alle Lust und alle Trauer des Lebens verschönert im Adel dieser Töne erschienen!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen hascht, ergriff sie immer uns alle.

Es kam nicht Lust und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tausendmal hab' ich es ihr und mir gesagt: das Schönste ist auch das Heiligste. Und so war alles an ihr. Wie ihr Gesang, so auch ihr Leben.

### Hyperion an Bellarmin.

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär' es eine von ihnen.

Sie nannte sie alle mit Namen, schuf ihnen aus Liebe neue, schönere, und wußte genau die fröhlichste Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schwester, wenn aus jeder Gasse ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerst begrüßt sehn möchte, so war das stille Wesen mit Aug' und Hand beschäftigt, selig zerstreut, wenn auf der Wiese wir gingen, oder im Walde.

Und das war so ganz nicht angenommen, angebildet, das war so mit ihr aufgewachsen.

Es ist doch ewig gewiß und zeigt sich überall; je unschuldiger, schöner eine Seele, desto vertrauter wird sie mit den andern Glücklichen leben, die man seelenlos nennt.

### Hyperion an Bellarmin.

Tausendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabner Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüse bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerherde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohltätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speise bereitet.

### Hyperion an Bellarmin.

Was ist alles künstliche Wissen in der Welt, was ist die ganze stolze Mündigkeit der menschlichen Gedanken gegen die ungesuchten Töne dieses Geistes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und frisch, so wie sie aus der Wurzel quoll, als die getrockneten gepflückten Beeren, die der Kaufmann in die Kiste preßt und in die Welt schickt? Was ist die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie schien immer so wenig zu sagen, und sagte so viel.

Ich geleitete sie einst in später Dämmerung nach Hause;

wie Träume, beschlichen thauende Wölkchen die Wiese, wie lauschende Genien sahen die seligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte selten ein „wie schön!“ aus ihrem Munde, wenn schon das fromme Herz kein lispelnd Blatt, kein Rieseln einer Quelle unbehorcht ließ.

Diesmal sprach sie es denn doch mir aus — wie schön.

Es ist wohl uns zuliebe so! sagt' ich, ungefähr, wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

Ich kann mir denken, was Du sagst, erwiderte sie; ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich in's andre schickt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kommt.

Froher erhabner Glaube! rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

Auch wir sind also Kinder des Hauses, begann ich endlich wieder, „sind es und werden es sehn.“

Werden ewig es sehn, erwiderte sie.

Werden wir das? fragt' ich.

Ich vertraue, fuhr sie fort, hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue.

O ich hätte mögen Diotima sehn, da sie dieß sagte! Aber Du weißt nicht, was sie sagte, mein Bellarmin! Du hast es nicht gesehen und nicht gehört.

Du hast Recht, rief ich ihr zu; die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust in sich, so wie sie keinen Zusatz leidet. Ihr Schmuck ist morgen anders, als er heute war; aber unser Bestes, uns, uns kann sie nicht entbehren und Dich am wenigsten. Wir glauben, daß wir ewig sind, denn unsere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie ist ein Stückwerk, ist die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals Du in ihr vermißt wirst. Sie verdient Dein Herz nicht, wenn sie erröthen muß vor Deinen Hoffnungen.

### Hyperion an Bellarmin.

So bedürfnislos, so göttlichgenügsam hab' ich nichts gekannt.



Wie die Woge des Oceans das Gestade seliger Inseln, so umfluthete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine gränzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt.

Man sagt sonst, über den Sternen verhalte der Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe gesunken sey, verwandle sich in edlen Freudenwein das gährende Leben; die Herzensruhe der Seligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermüthige Leben und der strebende Geist besänftigt, wenn ich, in selige Betrachtungen versunken, ihr in's Herz sah, wie man in die Quelle stiehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseyns trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrückt.

O ich wär' ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das ist mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir ist, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen soll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele ist, wie ein Fisch aus ihrem Elemente auf den Ufersand geworfen, und windet sich und wirft sich umher, bis sie vertrocknet in der Hitze des Tages.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu thun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das sollte mich erquicken!

Knäblein, die man von der Mutterbrust gerissen und in die Wüste geworfen, hat einst, so sagt man, eine Wölfin gesäugt.

Mein Herz ist nicht so glücklich.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich kann nur hier und da ein Wörtchen von ihr sprechen. Ich muß vergessen, was sie ganz ist, wenn ich von ihr sprechen soll. Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.

### Hyperion an Bellarmin.

Es ist umsonst; ich kanns mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und an's Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine letzte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worin' er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ocean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schrecken mich auf, die süßen verwirrenden tödtenden Schrecken, daß Diotima's Grab mir nah ist.

Hörst Du? hörst Du? Diotima's Grab!

Mein Herz war doch so stille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Todten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich schrieb Dir lange nicht von ihr, und da ich schrieb, so schrieb ich Dir gelassen, wie ich meine.

Was ist's denn nun?

Ich gehe an's Ufer hinaus und sehe nach Kalauria, wo sie ruhet, hinüber, das ist's.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja sich keiner erbarme und mir sein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberschwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bitten, daß sie an Diotima's Gestade mich wirft! —

Lieber Bruder! ich tröste mein Herz mit allerlei Phantasien, ich reiche mir manchen Schlafrank; und es wäre wohl größer, sich zu befreien auf immer, als sich zu behelfen mit Palliativen; aber wem geht's nicht so? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott ~~nicht~~ helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, gethan! Ich fordre von dem Schicksal meine Seele.

### Hyperion an Dellarmin.

War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen fordr' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tagelicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Strahlen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfassen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren eine Blume nur, und unsre Seelen lebten in einander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschlossnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemaaste Krone, von mir gerissen und in den Staub gelegt?

## Hyperion an Bellarmin.

Eh' es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, selig überwunden, vor ihr stand, und schwieg, und all' mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt', und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen mußte, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht' und fand —

Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmuth, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn sie die Ebb' und Fluth des Herzens mir behorcht' und sorgsam trübe Stunden ahnete, indeß mein Geist zu unenthaltfam, zu verschwenderisch im üppigen Gespräche sich verzehrte, wenn das liebe Wesen, treuer, wie ein Spiegel, jeden Wechsel meiner Wange mir verrieth, und oft in freundlichen Bekümmernissen über mein unstet Wesen mich ermahnt' und strafte wie ein theures Kind —

Ach! da du einst, Unschuldige, an den Fingern die Treppen zähltest von unsrem Berge herab zu deinem Hause, da du deine Spaziergänge mir wiesest, die Plätze, wo du sonst gefessen, und mir erzähltest, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende sagtest, es sey dir jetzt, als wär' ich auch von jeher da gewesen.

Gehörten wir da nicht längst uns an?

## Hyperion an Bellarmin.

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich spinne mich ein, weil überall es Winter ist; in seligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir saßen einst mit Notara — so hieß der Freund, bei dem ich lebte — und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalaura gehöreten, in Diotima's Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.

Ich hatte wenig mitgesprochen, ich hütete mich seit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich so einsilbig gemacht. —

Da Harmodius und Aristogiton lebten, rief endlich einer, da war noch Freundschaft in der Welt. Das freute mich zu sehr, als daß ich hätte schweigen mögen.

Man sollte Dir eine Krone flechten um dieses Wortes willen! rief ich ihm zu; hast Du denn wirklich eine Ahnung davon, hast Du ein Gleichniß für die Freundschaft des Aristogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber beim Aether! man muß Aristogiton sehn, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt sehn wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuscht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Minos Strenge liebte. Wenige sind in solcher Probe bestanden, und es ist nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu sehn, als an der Götter Tische, wie Tantalus, zu sitzen. Aber es ist auch nichts herrlicheres auf Erden, als wenn ein stolzes Paar, wie diese, so sich unterthan ist.

Das ist auch meine Hoffnung, meine Lust in einsamen Stunden, daß solche große Töne und größere einst wiederkehren müssen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebär Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sehn. Von Pflanzenglück begannen die Menschen und wuchsen auf, und wuchsen, bis sie reiften, von nun an gährten sie unaufhörlich fort, von innen und außen, bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird was Natur war und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im

Sonnenglanze, wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen sich und Eins sind sie, denn es ist Eines in ihnen, und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt — ich habe genug gesagt, um klar zu machen, was ich denke.

Da hättest Du Diotima sehen sollen, wie sie aufsprang und die beiden Hände mir reichte und rief: ich hab' es verstanden, Lieber, ganz verstanden, so viel es sagt.

Die Liebe gebär die Welt, die Freundschaft wird sie wieder gebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkommt, da, wo Hyperion schläft, weilt ahnend über des vergessnen Mannes Asche, und spricht: er wäre, wie unser einer, wär' er jetzt da.

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod!

Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht.

### Hyperion an Bellarmin.

Frägst Du, wie mir gewesen sey um diese Zeit? Wie einem, der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam ich freilich von Diotima's Bäumen, wie ein Siegestrunken, oft mußte ich eilends weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verrathen; so tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeisterte Glaube, von Diotima geliebt zu sehn.

Dann sucht' ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Abler, dem der blutende Fittig geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnte, als wäre sie sein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und wir, so tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein schlagendes Herz sie drückte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätte ich mir

wünschen mögen, die scheuen Hirsche und all' die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu versammeln, so selig thöricht liebt' ich alles!

Aber nicht lange, so war das alles, wie ein Licht, in mir erloschen, und stumm und traurig, wie ein Schatte, saß ich da und suchte das entschwundene Leben. Klagen mocht' ich nicht und trösten mocht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krücke verleidet ist; des Weinens schämt' ich mich; ich schämte mich des Dasehns überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Thränen aus, und das Leiden, das ich gerne verläugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Brust.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es schmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner Ruhe nicht stören, holder Stern! wenn unter dir es gährt und trüb ist.

O laß dir deine Rose nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß in den Kümmernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude, süßes Leben! daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst. Du sollst nicht dürftig werden, nein, nein! du sollst in dir die Armuth der Liebe nicht sehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabging — ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es ansehen, wie es mit mir sehn werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Gesicht mir auf dem Wege begegnete, und nur nicht gar zu trocken sein „schönen Tag!“ mir zurief!

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerstrauch mir zum Verkaufe reichte, mit einer Miene, als wollte sie ihn schenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorüberging, auf seinem Kirschbaum saß und pflückte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll kosten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubische Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotima's Fenstern eines offen, wie konnte das so wohlthun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgesehn.

Und nun stand ich vor ihr, athemlos und wankend, und drückte die verschlungenen Arme gegen mein Herz, sein Bittern

nicht zu fühlen, und wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte mein Geist, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

Wovon sprechen wir doch geschwind? konnt' ich rufen, man hat oft seine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken daran festzuhalten.

Reißen sie wieder aus in die Luft? erwiderte meine Diotima. Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehn.

Das liebe Mädchen suchte sich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit gethan.

Ja! ja! rief ich, wie Du willst, wie Du es für gut hältst — soll ich vorlesen? Deine Laute ist wohl noch gestimmt von gestern — vorzulesen hab' ich auch gerade nichts —

Du hast schon mehr, als einmal, sagte sie, versprochen, mir zu erzählen, wie Du gelebt hast, ehe wir uns kannten, möchtest Du jetzt nicht?

Das ist wahr, erwidert' ich; mein Herz warf sich gerne auf das, und ich erzähl' ihr nun, wie Dir, von Adamas und meinen einsamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Wesens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam — nun weißt Du alles, sagt' ich zu ihr gelassen, da ich zu Ende war, nun wirfst Du weniger Dich an mir stoßen; nun wirfst Du sagen; setzt' ich lächelnd hinzu: spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.

Stille, rief sie mit erstickter Stimme, und verbarg ihre Thränen in's Tuch, o stille, und scherze über Dein Schicksal, über Dein Herz nicht! denn ich versteh' es und besser, als Du.

Lieber — lieber Hyperion! Dir ist wohl schwer zu helfen.

Weißt Du denn, fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, weißt Du denn, woran Du darbest, was Dir einzig fehlt, was Du, wie Alpheus seine Arethusa, suchst, um was Du trauerst in aller Deiner Trauer? Es ist nicht erst seit Jahren hingeschieden, man kann so genau nicht sagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es ist, in Dir ist's! Es ist eine bessere



Zeit, die suchst Du, eine schönere Welt. Nur diese Welt umarmtest Du in Deinen Freunden, Du warst mit ihnen diese Welt.

In Adamas war sie Dir aufgegangen; sie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erschien Dir ihr Licht zum zweitenmale, aber brennender und heißer, und darum war es auch, wie Mitternacht, vor Deiner Seele, da er für Dich dahin war.

Siehst Du nun auch, warum der kleinste Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden mußte in Dir? warum Du ihn verstießest, weil er nur nicht gar ein Gott war?

Du wolltest keine Menschen, glaube mir, Du wolltest eine Welt. Den Verlust von allen goldenen Jahrhunderten, so wie Du sie, zusammengebrängt in Einen glücklichen Moment, empfandest, den Geist von allen Geistern besserer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Helden, die sollte Dir ein Einzelter, ein Mensch ersetzen! — Siehst Du nun, wie arm, wie reich Du bist? warum Du so stolz sehn mußt und auch so niedergeschlagen? warum so schrecklich Freude und Leid Dir wechselt?

Darum, weil Du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, Dir gehört, und doch nicht da ist, weil Du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage Dich beschleichen, und wenn Du aufwachst, auf neu griechischem Boden stehst.

Zweimal, sagtest Du? o Du wirst in Einem Tage hiebzimal vom Himmel auf die Erde geworfen. Soll ich Dir es sagen? Ich fürchte für Dich, Du hältst das Schicksal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst —

O Gott! und Deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab seyn.

Nein, Diotima, rief ich, nein, bei'm Himmel, nein! So lange noch Eine Melodie mir tönt, so scheu' ich nicht die Todtenstille der Wildniß unter den Sternen; so lange die Sonne nur scheint und Diotima, so lebt es keine Nacht für mich.

Laß allen Tugenden die Sterbeglocke läuten! ich höre ja Dich, Dich, Deines Herzens Lied, Du Liebe! und finde unsterblich Leben, indessen alles verflucht und welkt.

O Hyperion, rief sie, wie sprichst Du?

„Ich spreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht

länger all' die Seligkeit und Furcht und Sorge bergen — Diotima! — Ja Du weißt es, mußt es wissen, hast längst es gesehen, daß ich untergehe, wenn Du nicht die Hand mir reichst."

Sie war betroffen, verwirrt.

Und an mir, rief sie, an mir will sich Hyperion halten? ja, ich wünsch' es, jetzt zum erstenmale wünsch' ich, mehr zu sehn, denn nur ein sterblich Mädchen. Aber ich bin Dir, was ich sehn kann.

O so bist Du ja mir Alles! rief ich.

„Alles? böser Heuchler! und die Menschheit, die Du doch am Ende einzig liebst?“

Die Menschheit? sagt' ich; ich wollte, die Menschheit machte Diotima zum Loosungswort und malt' in ihre Baniere Dein Bild, und spräche: heute soll das Göttliche fliegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag sehn!

Geh, rief sie, geh, und zeige dem Himmel Deine Verklärung! mir darf sie nicht so nahe sehn.

Nicht wahr? Du gehst, lieber Hyperion?

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich ging. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Bellarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmlische, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte sind hier umsonst, und wer nach einem Gleichniß von ihr fragt, der hat sie nie erfahren. Das Einzige, was eine solche Freude auszudrücken vermochte, war Diotima's Gesang, wenn er, in goldner Mitte, zwischen Höhe und Tiefe schwebte.

O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendröthlichen Pfade in Elysiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Thals! ihr Rosenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieser freundlichen Stunde, und spreche zu meinem Herzen: dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich will Dir immer mehr von meiner Seligkeit erzählen.

Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie wie Stahl wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen sie doch, wie ein Schwertschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand in's Feuer, bis ich es ertrage, wie Wasser.

Ich will nicht zagen; ja! ich will stark sehn! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seligkeiten mir die seligste aus dem Grabe beschwören.

Es ist unglaublich, daß der Mensch sich vor dem Schönsten fürchten soll; aber es ist so.

Du bist doch hundertmal vor diesen Augenblicken, dieser tödtenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweg gewandt, wie ein Kind vor Blitzen! und dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts lieblicheres, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts edleres, wie meine Freuden.

Aber nur Dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie die Deine ist, erzähl' ich's. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht sehn; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, seit dem letzten Seelengespräche, mit jedem Tage mich weniger. Ich fühl', es war ein heilig Geheimniß zwischen mir und Diotima.

Ich staunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein seliger Geist mir erschienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, so war es mir in der Seele.

Du es ist ein seltsames Gemische von Seligkeit und Schwermuth, wenn es so sich offenbart, daß wir auf immer heraus sind aus dem gewöhnlichen Daseyn.

Es war mir seitdem nicht mehr gelungen, Diotima allein zu sehn. Immer muß' ein Dritter uns stören, trennen, und die Welt lag zwischen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage gingen so vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als tödteten sie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verschlossene Seele sich hinüber helfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge sie suchen, so wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an sie wenden, so erstickt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenlose Verlangen oft die Brust zerreißen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, so innigst unversöhnlich hatte mein Geist noch nie sich gegen die Ketten gesträubt, die das Schicksal ihm geschmiedet, gegen das eiserne unerbittliche Gesetz, geschieden zu seyn, nicht Eine Seele zu seyn mit seiner liebenswürdigen Hälfte.

Die sternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es stille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnißvoll das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an.

Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Borelysturm mit seiner holden Diotima gespielt, eh' er herab gekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetönte des Duells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem guldnen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten, in die Geisterhale des Arctur. —

O es ist doch wohl wünschenswerth, so aus Einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauscht vom seligen Wiegenliede, das ich mir sang, schlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder entzündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht. Sie waren, wie die schönen Sterne, verschwunden, und nur die Wonne der Wehmuth zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seligen auch so trauert. Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Rosen des Morgenroths sprossen. —

Der glühende Sommertag hatte jetzt alles in die dunkeln Schatten geschauert. Auch um Diotima's Haus war alles still

und leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fenstern im Wege.

Ich lebe' in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht' ich, wo findet mein einsamer Geist dich, süßes Mädchen? Siehest du vor dich hin und sinnest? Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und stüttest den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und gibst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche störe, wenn sie mit süßen Phantasten ihr Herz erfrischt, daß ja nichts diese Traube betaste und den erquickenden Thau von den zarten Beeren ihr streife!

So träumt' ich. Aber indeß die Gedanken zwischen den Wänden des Hauses nach ihr spähten, suchten die Füße sie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, ging ich unter den Bogenhängen des heiligen Walds, hinter Diotima's Garten, wo ich sie zum erstenmale hatte gesehn. Was war das? Ich war ja indessen so oft mit diesen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen, ruhiger unter ihnen geworden; jetzt ergriff mich eine Gewalt, als trat' ich in Dianens Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indessen ging ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, so trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war voraus geeilt, und hatte die irdischen Glieder verlassen. Ich hörte nicht mehr und vor dem Auge dämmerten und schwankten alle Gestalten. Der Geist war schon bei Diotima; im Morgenlichte spielte der Gipfel des Baums, indeß die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

Ach! mein Hyperion! rief jetzt mir eine Stimme entgegen; ich stürzt' hinaus; „meine Diotima! o meine Diotima!“ weiter hatt' ich kein Wort und keinen Dithem, kein Bewußtseyn.

Schwinde, schwinde, sterbliches Leben, dürftig Geschäft, wo der einsame Geist die Pfennige, die er gesammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es ist hier eine Lücke in meinem Daseyn. Ich starb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmlischen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warst du an ihr aufgegangen in voller holdseliger Blüthe! wie in leichten Schlummer gesungen

von seligen Genien, lag das reizende Köpfschen mir auf der Schulter, lächelte süßen Frieden, und schlug sein ätherisch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blickt' es eben jetzt zum erstenmale in die Welt.

Lange standen wir so in holder selbstvergessener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geschah, bis endlich der Freude zu viel in mir sich häufte und in Thränen und Lauten des Entzückens auch meine versorne Sprache wieder begann, und meine stille Begeisterte vollends wieder in's Daseyn weckte.

Endlich sahn wir uns auch wieder um.

O meine alten freundlichen Bäume! rief Diotima, als hätte sie sie in langer Zeit nicht gesehen, und das Andenken an ihre vorigen einsamen Tage spielt' um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er erröthet und glüht im freudigen Abendglanze.

Engel des Himmels! rief ich, wer kann Dich fassen? wer kann sagen, er habe ganz Dich begriffen?

Wunderst Du Dich, erwiederte sie, daß ich so sehr Dir gut bin? Lieber! stolzer Bescheidner! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an Dich, hab' ich denn nicht Dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in seinen Wolken erkannt? Verhülle Dich nur und steh Dich selbst nicht; ich will Dich her- vorbeschwören, ich will —

Aber er ist ja da, er ist hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülse durchbrochen und steht wie ein Frühling da; wie ein Kristallquell aus der düstern Grotte, ist er hervorgegangen; das ist der finstre Hyperion nicht, das ist die wilde Trauer nicht mehr — o mein, mein herrlicher Junge!

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an dies Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getödtet.

Göttliche! rief ich, sprichst Du mit mir? kannst Du so Dich verläugnen, selige Selbstgenügsame! kannst Du so Dich freuen an mir? O ich seh', es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Mensch ist ein Gewand, das oft ein Gott sich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel seinen Nektar gießt, um seinen Kindern vom Besten zu kosten zu geben. —

Ja, ja! fiel sie schwärmerisch lächelnd mir ein, Dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels ist in Dir.

Laß mich, rief ich, laß mich Dein sehn, laß mich mein vergessen, laß alles Leben in mir und allen Geist nur Dir zufliegen; nur Dir, in seliger endloser Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuf, vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm; und nun! nun hab' ich im Arme Dich, und fühle den Othem Deiner Brust, und fühle Dein Aug' in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr — ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin Deines gleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen. —

Aber etwas stiller mußt Du mir werden, sagte sie.

Du hast auch recht, Du Liebenswürdige! rief ich freudig, sonst erscheinen mir ja die Grazien nicht; sonst seh' ich ja im Meere der Schönheit seine leisen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an Dir zu übersehen. Gib mir nur Zeit!

Schmeichler! rief sie, aber für heute sind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte Dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtönen in Dir, bis Morgen, und tödte sie nicht durch Mißmuth! — die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!

Sie machte sich los. Mein ganzes Wesen flammt' in mir auf, wie sie so vor mir hinwegschwand in ihrer glühenden Schönheit.

O Du! — rief ich und stürzt' ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küssen.

Gott! rief sie, wie wird das künftig werden!

Das traf mich. Verzeih, Himmlische! sagt' ich; ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!

Das will ich, rief sie, gute Nacht!

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erschüttert, wie ich fühle.

Aber ich will hinaus gehn unter die Pflanzen und Bäume, und unter sie hin mich legen und beten, daß die Natur zu solcher Ruhe mich bringe.

### Hyperion an Bellarmin.

Unsere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Aether.

Unsre Gespräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldsand hin und wieder blinkt, und unsre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Felsen des kühnen Wanderers rauscht.

Und die wunderbare heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unsre Begeisterung tönte, wenn ich oft rief: nun sind wir wieder sterblich, Diotima! und sie mir sagte: Sterblichkeit ist Schein, ist, wie die Farben, die vor unsrem Auge zittern, wenn es lange in die Sonne steht!

Ach! und alle die holdseligen Spiele der Liebe! die Schmeichelnreden, die Besorgnisse, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachsicht.

Und die Unwissenheit, womit wir uns durchschauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich sollte schweigen, sollte vergessen und schweigen.

Aber die reizende Flamme versucht mich, bis ich mich ganz in sie stürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem seligen unverhaltenen Geben und Nehmen fühlt' ich einmal, daß Diotima stiller wurde und immer stiller.

Ich fragt' und flehte; aber das schien nur mehr sie zu entfernen, endlich flehte sie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm sprechen.



Das gab auch mir ein schmerzliches Verstummen, worein ich selbst mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plötzlich Schicksal unsrer Liebe den Tod geschworen, und alles Leben war hin, außer mir und allem.

Ich schämte mich freilich deß; ich wußte gewiß, das Ungefahr beherrsche Diotima's Herz nicht. Aber wunderbar blieb sie mir immer, und mein vermöhnter, untröstlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige Liebe; verschlossene Schätze waren verlorne Schätze für ihn. Ach! ich hatt' im Glücke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduligen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungeßüm und Demuth, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, bescheidnen Verebsamkeit rüstete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntniß, nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir ist, in die alte Heimath, in den Schoos der Natur die Woge der Liebe zurück bringt.

Die Unschuldige! noch kannte sie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erschrocken vor dem Reichthum in ihr, begrub sie ihn in die Tiefe der Brust — und wie sie nun bekannte, heilige Einfalt, wie sie mit Thränen bekannte, sie liebe zu sehr, und wie sie Abschied nahm von allem, was sie sonst am Herzen gewiegt, o wie sie rief: abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbst, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie sonst, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüthe des Mai's und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbsts, die Klarheit des Tags und der Ernst der Nacht, und Erd' und Himmel ist mir in diesem Einem vereint! so lieb' ich! — und wie sie nun in voller Herzenslust mich betrachtete, wie sie, in kühner, heiliger Freude, in ihre schönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, sterbend in Wonne, mir am offenen Halse herab sank, und die süßen Lippen an der schlagenden Brust mir ruhten und der liebliche Othem an die Seele mir ging — o Bellarm in! die Sinne vergehn mir und der Geist entflieht.

Ich seh', ich sehe, wie das enden muß. Das Steuer ist in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felsen geschleudert.

### Hyperion an Dellarmin.

Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalischen Gestalten der Zukunft und des Alterthums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und bestehn wir vor ihnen, so werden sie, wie Schwestern, und verlassen uns nicht.

Wir saßen einst zusammen auf unsrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieser Insel, und sprachen davon, wie hier der Löwe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem, selbsterwähltem Tode aus den Macedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen — Der herrliche Geist ging scherzend aus der Welt, rief einer; warum nicht? sagt' ich; er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirsch, von dem großen Jäger zu Tode gehegt.

O Athen! rief Diotima; ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinaus sah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!

Wie weit ist's hinüber? fragt' ich.

Eine Tagreise vielleicht, erwiederte Diotima.

Eine Tagreise, rief ich, und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zusammen.

Recht so! rief Diotima; wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in seiner Grüne und Reife.

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

Also morgen! sagt ich, und unsre Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gesange des Hahns, aus der Rhede. In frischer Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neu gebornen Insel des Oceans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotima's Einfluß mehr Gleichge-

wicht in meine Seele gekommen; heute fühl' ich es dreifach rein, und die zerstreuten, schwärmenden Kräfte waren all' in Eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen unter einander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worin sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform, sagt' ich, sind Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darin noch leben.

Ungeörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eifertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reise. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzt' und belebte. — Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Atheniensern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wär Theseus nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammen gehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkaufte durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindeinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die

Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

O! solch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Aehren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so muß' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit

ist die Kunst. In ihr verzüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang waren der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mythen, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herab geschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenen Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Das ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, das ist Menschenförm und Menschengestalt. Sie schweiften weniger als andre, zu den Extremen des Ueberförmlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistes-schönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willführ, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier

hat von Mutterleib an einen Guldigungs- und Vergötterungs-  
trieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur  
zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geseßlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine  
göttliche Natur nicht will gestört sehn, er kann Geseßlichkeit nicht  
überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako  
taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sehn, und thut auch  
recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber, wie dies  
dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sehn  
soll, das seh' ich nicht.

Sie wären sogar, sagt' ich, ohne Dichtung nie ein philo-  
sophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwiedert' er, was hat die kalte  
Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der An-  
fang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Ju-  
piter's Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen,  
göttlichen Sehns. Und so läuft am End' auch wieder in ihr  
das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung  
zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn'  
ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im  
Leben Einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in  
ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben am Irisbogen,  
in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der  
Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht  
einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht  
einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbaun.  
Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem,  
was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Har-  
monie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird.  
Das trockne Brod, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm  
reicht, verschmähet er nur darum, weil er in geheim am Göt-  
tertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warst auch Du ein Zweif-  
ler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das *en diapsoron savra* (das Eine in sich selber unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlich-einige war.

Man konnt' es aus einander setzen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammen denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sehn mußten.

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knien, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Böglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig sehn, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein dienstbarer Gefelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unstnn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sehn vor Unstnn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und stehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus bloßem Verstande kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche *ev διαπερον παντω*, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß warum, wozu sie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäft, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Nothwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingssichte.



So weit war ich, als wir landeten an der Küste von Attika.

Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Aeußerungen. Wie bin ich doch, rief ich, auf die trocknen Berggipfel gerathen, worauf ihr mich saht?

Es ist immer so, erwiederte Diotima, wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen an einander, wenn sie von der Mutter Milch gesättigt sind.

Wir gingen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoffnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Todtenreiche zurückkehrt.

O Parthenon! rief ich, Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder sind die andern Tempel um dich versammelt, und die berebte Agora und der Hain des Akademus —

Kannst Du so Dich in die alte Zeit versetzen, sagte Diotima.

Mahne mich nicht an die Zeit! erwiedert' ich; es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen her blühte, war wie eine bescheidne Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne ging schamroth auf über den Herrlichkeiten der Erde.

Die Marmorfelsen des Hymettus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoos, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

Honig reichte die Natur und die schönsten Weilchen und Myrten und Oliven.

Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

Ihn feiert, ihm nur opferte sie.

Er war es auch werth, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Knie umfassen, oder auf dem Vorgebirge, auf Etniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken —

O siehe! rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblick.

Wie ein unermesslicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf in Feuer aufging.

Hier, sagte Diotima, lernt man stille sehn über sein eigen Schicksal, es sey gut oder böse.

Hier lernt man stille sehn über Alles, fuhr ich fort. Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit seinen Halmen bereichert, so wäre nichts verloren gegangen, und ich wollte mich begnügen, hier als Lehrenleser zu stehen; aber wer gewann denn?

Ganz Europa, erwiedert' einer von den Freunden.

O ja! rief ich, sie haben die Säulen und Statuen weg geschleift und an einander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papagayen und Affen schätzt.

Sage das nicht! erwiederte derselbe; und mangelt' auch wirklich ihnen der Geist von all' dem Schönen, so wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft.

Ja wohl! rief ich. Dieser Geist war auch untergegangen noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Thiere in die Thore und Gassen.

Wer jenen Geist hat, sagte Diotima tröstend, dem steht Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Lorso sich leicht.

Wir gingen des andern Tages früh aus, sahen die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten ergriff mich das alte Thor, wodurch man ehemals aus der alten Stadt zur neuen heraus kam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jetzt kommt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Thor, und stumm und öde steht es da; wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.

Ach! sagt' ich, indeß wir so herumgingen, es ist wohl ein prächtig Spiel des Schicksals, daß es hier die Tempel niederstürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen gibt, daß es die zerstückelten Götter zu Bänken vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruhestätte des weidenden Stiers macht, und eine solche Verschwendung ist königlicher, als der Muthwille der Kleopatra, da sie die geschmolzenen Perlen trank; aber es ist doch Schade um all' die Größe und Schönheit!

Guter Hyperion! rief Diotima, es ist Zeit, daß Du weggehst; Du bist blaß und Dein Auge ist müde, und Du suchst Dir umsonst mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! in's Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird Dir wohl thun.

Wir gingen hinaus in die nahe gelegenen Gärten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei britischen Gelehrten, die unter den Alterthümern in Athen ihre Ernte hielten, in's Gespräch gerathen und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.

Mein ganzes Wesen richtete sich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich sah; sie hatte einen herrlichen Kampf bestanden mit dem heiligen Chaos von Athen. Wie das Saitenspiel der himmlischen Muse über den uneinigen Elementen, herrschten Diotima's stille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke, hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor; das himmlische Mädchen stand in seiner Wehmuth da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichsten duftet.

Wir gingen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umsonst gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Delbaum und die Cy-  
 presse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich küs-  
 sen, wo die goldne Frucht des Citronenbaums aus dunklem Laube  
 blinkt, wo die schwellende Traube muthwillig über den Zaun  
 wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling,  
 im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen  
 Sitze, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt!  
 euch werd' ich nimmer vergessen.

Diotima und ich gingen eine Weile unter den herrlichen  
 Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle sich uns darbot.

Hier setzten wir uns. Es war eine selige Stille unter uns.  
 Mein Geist umschwebte die göttliche Gestalt des Mädchens, wie  
 eine Blume der Schmetterling, und all' mein Wesen erleichterte,  
 vereinte sich in der Freude der begeisterten Betrachtung.

Bist Du schon wieder getröstet, Leichtsinziger? sagte Diotima.

Ja! ja! ich bins, erwiedert' ich. Was ich verloren wähnte,  
 hab' ich, wonach ich schmachtete, als wär' es aus der Welt ver-  
 schwunden, das ist vor mir. Nein, Diotima! noch ist die Quelle  
 der ewigen Schönheit nicht versiegt.

Ich habe Dir's schon einmal gesagt, ich brauche die Götter  
 und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist aus-  
 gestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schö-  
 nem, menschlichem Leben, ist fast wie ein Ameisenhaufe gewor-  
 den. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und  
 die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und  
 alle göttlichen Menschen der Erde vergeß' ich in Dir.

Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von  
 nichts, als meiner seligen Insel.

Es gibt eine Zeit der Liebe, sagte Diotima mit freundlichem  
 Ernste, wie es eine Zeit gibt, in der glücklichen Wiege zu leben.  
 Aber das Leben selber treibt uns heraus.

Hyperion! — hier ergriff sie meine Hand mit Feuer, und  
 ihre Stimme erhob mit Größe sich — Hyperion! mich deucht,  
 Du bist zu höhern Dingen geboren. Verkenne Dich nicht! der  
 Mangel am Stoffe hielt Dich zurück. Es ging nicht schnell genug.  
 Das schlug Dich nieder. Wie die jungen Krieger, fielst Du zu  
 rasch aus, ehe noch Dein Ziel gewiß und Deine Faust gewandt  
 war, und weil Du, wie natürlich, mehr getroffen wurdest, als

Du triffst, so wurdest Du scheu und zweifeltest an Dir und allem; denn Du bist so empfindlich, als Du heftig bist. Aber dadurch ist nichts verloren. Wäre Dein Gemüth und Deine Thätigkeit so früh reif geworden, so wäre Dein Geist nicht, was er ist; Du wärst der denkende Mensch nicht, wärst Du nicht der Leidende, der gährende Mensch gewesen. Glaube mir, Du hättest nie das Gleichgewicht der schönen Menschheit so rein erkannt, hättest Du es nicht so sehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich versteh' es. Aber denkst Du wirklich, daß Du nun am Ende sehest? Willst Du Dich verschließen in den Himmel Deiner Liebe, und die Welt, die Deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter Dir? Du mußt, wie der Lichtstrahl, herab, wie der all erfrischende Regen, mußt Du nieder in's Land der Sterblichkeit, Du mußt erleuchten, wie Apoll, erschüttern, beleben, wie Jupiter, sonst bist Du Deines Himmels nicht werth. Ich bitte Dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und sehe die Menschen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten, kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Märchen sich trösten über die schmachliche Gewalt, die über ihnen lastet — kannst Du sagen: ich schäme mich dieses Stoffs? Ich meine, er wäre doch noch bildsam. Kannst Du Dein Herz abwenden von den Bedürftigen? Sie sind nicht schlimm, sie haben Dir nichts zu Leide gethan!

Was kann ich für sie thun, rief ich.

Gib ihnen, was Du in Dir hast, erwiederte Diotima, gib —

Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele! rief ich, Du beugst mich sonst, es ist ja sonst, als hättest Du mit Gewalt mich dazu gebracht —

Sie werden nicht glücklicher seyn, aber edler; nein! sie werden auch glücklicher seyn. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersfluth, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

Zwar steh' ich allein und trete ruhmlos unter sie. Doch Einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Theile sind des Menschen?

Heilige Natur! du bist dieselbe in und außer mir. Es muß so schwer nicht seyn, was außer mir ist, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte ich denn nicht pflanzen können und bauen, was Noth ist?

Was? der arabische Kaufmann säete seinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Acker sollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit waltet über ihnen, eine neue Zukunft kläre vor ihnen sich auf.

In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künstler, aber ich bin nicht geschickt. Ich bilde im Geiste, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen —

Du gehst nach Italien, sagte Diotima, nach Deutschland, Frankreich — wie viel Jahre brauchst Du? drei — vier — ich denke drei sind genug; Du bist ja keiner von den Langsamen, und suchst das Größte und das Schönste nur —

Und dann?

Du wirst Erzieher unsers Volks, Du wirst ein großer Mensch seyn, hoff' ich. Und wenn ich dann Dich so umfasse, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Theil des herrlichen Manns, da werd' ich frohlocken, als hättest Du mir die Hälfte Deiner Unsterblichkeit, wie Pollux dem Kastor, geschenkt, o! ich werd' ein stolzes Mädchen werden, Hyperion!

Ich schwieg eine Weile. Ich war voll unaussprechlicher Freude.

Gibt's denn Zufriedenheit zwischen dem Entschluß und der That, begann ich endlich wieder, gibt's eine Ruhe vor dem Siege?

Es ist die Ruhe des Helden, sagte Diotima, es gibt Entschlüsse die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich sind, und so ist der Deine. —

Wir gingen zurück, wie nach der ersten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Ackermann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe gingen, liege nur ruhig, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Jüglinge wieder.

Du fragst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit sehn; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.

---

## D r i t t e s   B u c h .

*μη θυναι, τον απαντα νικα λογον. τοδ' επι φανη  
βηναι κειθεν, οθεν περ ηκει, πολυ δευτερον ως ταχιςα.*  
SOPHOCLES.

### Hyperion an Bellarmin.

Wir lebten in den letzten schönen Momenten des Jahrs,  
nach unserer Rückkunft aus dem Attischen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbst, voll milden  
Feuers, eine Festzeit für die Erinnerung an Leiden und  
vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die  
Farbe des Abendroths, nur die Fichte und der Lorbeer standen  
in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde  
Vögel, andere schwärmten im Weinberg und im Garten, und  
ernteten fröhlich, was die Menschen übrig gelassen. Und das  
himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle  
Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals  
nenne ohne Freude und Dank, die oft in tiefem Leide mit  
einem Blicke mich geheilt, und von dem Unmuth und den Sor-  
gen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all' unsere liebsten Pfade, Diotima und  
ich; entschwundene selige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mai's; wir hätten die  
Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre  
verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüthen, eine freu-  
dige Lebensflamme, entlebigt alles gröbern Stoffs.

Ach! es war alles so voll Lust und Hoffnung, rief Diotima,  
so voll unaufhörlichen Wachsthum und doch auch so mühe-  
los, so selig ruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht  
weiter denkt.



Daran, rief ich, erkenn' ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zögern in ihrer mächtigen Eile.

Und es ist dem Glücklichen so lieb, dies Zögern, rief Diotima; weißt Du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brücke, nach starkem Gewitter, und das rothe Berggewässer schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt' in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da that es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grün nicht auch so wegstog, wie der Bach, und der schöne Frühling uns so still hielt, wie ein zahmer Vogel; aber nun ist er dennoch über die Berge.

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So sollt' auch unsre eigne Seligkeit dahingehn, und wir sehen's voraus.

O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schicksal so entgegen reißt, wenn auch das Göttliche sich demüthigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen theilen!

### Hyperion an Bellarmin.

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hause gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung schien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurück, gedankenvoll, voll überwallenden heroischen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen ging. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

Es regt sich, Hyperion, schrieb er mir, Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus <sup>1</sup>; die Griechen sollen frei sehn, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre thun, die Griechen werden frei sehn, und mir ist herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu thun gibt. Ich mochte den Tag nicht sehn, so lang es noch so weit nicht war.

<sup>1</sup> Im Jahr 1770.

Bist Du noch der Alte, so komm! Du findest mich in dem Dorfe vor Koron, wenn Du den Weg von Mistra kömmt. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhause am Walde.

Die Menschen, die Du in Smyrna bei mir kennen lerntest, hab' ich verlassen. Du hattest recht mit Deinem feinern Sinne, daß Du in ihre Sphäre nicht tratest.

Mich verlangt, uns Beide in dem neuen Leben wieder zu sehn. Dir war bis jetzt die Welt zu schlecht, um ihr Dich zu erkennen zu geben. Weil Du nicht Knechtsdienste thun mochtest, thatest Du nichts, und das Nichtsthun machte Dich grämlich und träumerisch.

Du mochtest im Sumpfe nicht schwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See!

Das soll uns wohl thun, einzig Geliebter!

So schrieb er. Ich war betroffen im ersten Moment. Mir brannte das Gesicht vor Scham, mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, so schmerzt' es mich, übersog zu sehn von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um so begieriger die künftige Arbeit an's Herz. —

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedenslustig, zu himmlisch, zu träg! — Alabanda steht in die Welt, wie ein edler Pilot, Alabanda ist fleißig und sucht in der Woge nach Beute; und dir schlafen die Hände im Schooß? und mit Worten möchtest du ausreichen, und mit Zauberformeln beschwörst du die Welt? Aber deine Worte sind wie Schneeflocken, unnütz, und machen die Luft nur trüber, und deine Zaubersprüche sind für die Frommen, aber die Ungläubigen hören dich nicht. — Ja! sanft zu sehn, zu rechter Zeit, das ist wohl schön; doch sanft zu sehn zur Unzeit, das ist häßlich, denn es ist feig! — Aber Harmodius! Deiner Myrthe will ich gleichen, deiner Myrthe, worin das Schwert sich verbarg. Ich will umsonst nicht müßig gegangen sehn, und mein Schlaf soll werden, wie Del, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

## Hyperion an Bellarmin.

Diotima's Erblassen, da sie Alabanda's Brief las, ging mir durch die Seele. Drauf fing sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzurathen, und wir sprachen manches hin und wieder. O ihr Gewaltthamen! rief sie endlich, die ihr so schnell zum Aeußersten seyd, denkt an die Nemesis!

Wer Aeußerstes leidet, sagt' ich, dem ist das Aeußerste recht.

Wenns auch recht ist, sagte sie, Du bist dazu nicht geboren.

So scheint es, sagt' ich; ich hab' auch lange genug gesäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden, um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich ein Bewußtseyn? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier gerade in solcher Arbeit muß ich es erbeuten.

Das ist eitel Uebermuth! rief Diotima; neulich warst Du bescheidner, neulich, da Du sagtest, ich muß noch ausgehn, zu lernen.

Liebe Sophistin! rief ich, damals war ja auch von ganz was anderem die Rede. In den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewigjungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt, dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jetzt nicht geschickt. Aber ein Schwert zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jetzt nicht. Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben und diesen Platz erobern wir gewiß.

Du wirst erobern, rief Diotima, und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat Dir erzwingen und dann sagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt sehn, all' das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht sehn selbst in Dir! Der wilde Kampf wird Dich zerreißen, schöne Seele, Du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüd' am Ende fragen: wo seyd ihr nun, ihr Ideale der Jugend?

Das ist grausam, Diotima, rief ich, so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich fest zu halten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tödtet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golbe die Farbe der Sonne, daß man ins

Feuer es wirft! Das, das gibt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich aufmacht und die Ratter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Reime vergiftet! — Altern sollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schaal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbothe von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabsah in die Thäler von Attika!

Lieber! Lieber! rief Diotima, sey doch still! ich sage Dir kein Wort mehr. Du sollst gehen, sollst gehen, stolzer Mensch! Ach! wenn Du so bist, hab' ich keine Macht, kein Recht auf Dich.

Sie weinte bitter und ich stand, wie ein Verbrecher, vor ihr. Vergib mir, göttliches Mädchen! rief ich, vor ihr nieder gesunken, o vergib mir, wo ich muß! Ich wähle nicht, ich sinne nicht. Eine Macht ist in mir und ich weiß nicht, ob ich es selbst bin, was zu dem Schritte mich treibt. Deine volle Seele gebietet Dir's, antwortete sie. Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, Du gehst, denn es ist größer. Handle Du; ich will es tragen.

### Hyperion an Bellarmin.

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich gesehn, wie seit unserer Liebe das verschwiegne Leben aufgegangen war in Blicken und lieblichen Worten und ihre genialische Ruhe war mir oft in glänzender Begeisterung entgegen gekommen.

Aber wie so fremd wird uns die schöne Seele,\* wenn sie nach dem ersten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Man kannte fast das selige Kind nicht mehr, so erhaben und so leidend war sie geworden.

O wie manchenmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinweg zu weinen im Schmerz um sie, und stand bewundernd auf und selber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge gestiegen aus der gepreßten Brust. Es war ihr zu enge geworden im Busen voll Wünschen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens

so herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine sichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrscht' in ihr. Sie war ein höheres Wesen. Sie gehörte zu den sterblichen Menschen nicht mehr.

O meine Diotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen sollte?

### Hyperion an Bellarmin.

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, versprach mir eine starke Partei, hoffte bald den Korinthischen Isthmus zu besetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu fassen. Aber das Schicksal wollt' es anders und machte seine Arbeit unnütz, ehe sie ans Ziel kam.

Er riet mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Peloponnes hinab zu reisen, und durchaus so unbemerkt als möglich. Meinem Vater sollt' ich unterwegs schreiben, meint' er; der bedächtige Alte würde leichter einen geschehenen Schritt verzeihn, als einen ungeschehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne, aber wir opfern die eignen Gefühle so gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.

Ich zweifle, fuhr Notara fort, ob Du wirst auf Deines Vaters Hülfe in solchem Falle rechnen können. Darum geb' ich Dir, was nebenbei doch nöthig ist für Dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und zu wirken. Kannst Du einst, so zahlst Du mir es zurück, wo nicht, so war das meine auch Dein. Schäme des Gelds Dich nicht, setzt' er lächelnd hinzu; auch die Rösse des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.

### Hyperion an Bellarmin.

Nun kam der Tag des Abschieds.

Den Morgen über war ich oben in Notara's Garten geblieben, in der frischen Winterluft, unter den immergrünen Cypressen und Cedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug wie eine Wolke, mich höher.

Diotima's Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zusammen leben möchten. Die Guten hatten sich alle meiner und Diotima's gefreut und das Göttliche in unserer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. Sie sollten nun mein Scheiden auch mir segnen.

Ich ging hinab. Ich fand das theure Mädchen am Herd. Es schien ihr ein heilig priesterlich Geschäft, an diesem Tage das Haus zu besorgen. Sie hatte alles zurecht gemacht, alles im Hause verschönert und es durft' ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch übrig waren im Garten, hatte sie eingesammelt, Rosen und frische Trauben hatte sie in der späten Jahreszeit noch zusammen gebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt; da ich heraufkam, trat sie mir leis' entgegen, die bleichen Wangen glühten von der Flamme des Herds und die ernstesten groß gewordenen Augen glänzten von Thränen. Sie sah, wie michs überfiel. Gehe hinein, mein Lieber, sagte sie; die Mutter ist drinnen und ich folge gleich.

Ich ging hinein. Da saß die edle Frau und streckte mir die schöne Hand entgegen — kommst Du, rief sie, kommst Du, mein Sohn! Ich sollte Dir zürnen, Du hast mein Kind mir genommen, hast alle Vernunft mir ausgerebet, und thust, was Dich gelüstet und gehst davon; aber vergebt es ihm, ihr himmlischen Mächte! wenn er Unrecht vorhat; und hat er Recht, so so zögert nicht mit eurer Hülfe dem Lieben! Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir schwiegen eine Weile. Wir ehrten die trauernde Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, sich ihrer zu überheben in Reden und stolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten hat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hatte die großen Seelen oft mit feurer Achtung genannt und gesagt, sie wären Halbgötter, so gewiß, wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schicksal von Sparta sey heroischer, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieser Menschen sey das Abendroth des griechischen Tages, wie Theseus und Homer die Aurore desselben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle stärker und höher.

Glücklich, rief einer von den Freunden, wenn sein Leben wechselt zwischen Herzensfreude und frischem Kampf.

Ja! rief ein anderer, das ist ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele sind und wir uns ganz erhalten mit Lust und Arbeit.

O ich möchte mit Dir, rief Diotima mir zu.

Es ist auch gut, daß Du bleibst, Diotima! sagt' ich. Die Priesterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrst die heilige Flamme, Du bewahrst im Stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei Dir.

Du hast auch Recht, mein Lieber, das ist besser, sagte sie, und ihre Stimme zitterte und das Aetherauge verbarg sich ins Tuch, um seine Thränen, seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

O Bellarmin! es wollte mir die Brust zerreißen, daß ich sie so schamroth gemacht. Freunde! rief ich, erhaltet diesen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich sie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich sie vermisse.

Seh ruhig, Hyperion! fiel Notara mir ein.

Ruhig? rief ich; o ihr guten Leute! ihr könnt oft sorgen, wie der Garten blühen und wie die Ernte werden wird, ihr könnt für euren Weinstock beten, und ich soll ohne Wünsche scheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?

Nein, o Du Guter! rief Notara bewegt, nein! ohne Wünsche sollst Du mir von ihr nicht scheiden! nein, bei der Götterunschuld eurer Liebe! meinen Segen habt ihr gewiß.

Du mahnst mich, rief ich schnell. Sie soll uns segnen, diese theure Mutter, soll mit euch uns zeugen — komm Diotima! unsern Bund soll Deine Mutter heiligen, bis die schöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt.

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blick erröthend, festlich lächelnd sank auch sie an meiner Seite nieder.

Längst, rief ich, o Natur! ist unser Leben Eines mit dir, und himmlisch jugendlich, wie du und deine Götter all', ist unsre eigne Welt durch Liebe.

In deinen Hainen wandelten wir, fuhr Diotima fort, und waren, wie du, an deinen Quellen saßen wir und waren, wie

du, dort über die Berge gingen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du.

Da wir uns ferne waren, rief ich, da, wie Harfengelispel, unser kommend Entzücken uns erst tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akkorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du und nun auch, da wir scheiden, und die Freude stirbt, sind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum soll ein reiner Mund uns zeugen, daß unsre Liebe heilig ist und ewig, so wie du.

Ich zeug' es, sprach die Mutter.

Wir zeugen es, riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchstes Herz; ich fühlte mich reif zum Abschied. Jetzt will ich fort, ihr Lieben! sagt' ich, und das Leben schwand von allen Gesichtern. Diotima stand, wie ein Marmorbild und ihre Hand starb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her getödtet, ich war einsam und mir schwindelte vor der gränzenlosen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

Ah! rief ich, mir ist's brennend heiß im Herzen, und ihr steht alle so kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauses neigen ihr Ohr? — Diotima! — Du bist stille, Du stehst nicht! — o wohl Dir, daß Du nicht stehst!

So geh nur, seufzte sie, es muß ja seyn; geh nur, Du theures Herz!

O süßer Ton aus diesen Wonnelippen! rief ich, und stand wie ein Betender, vor der holden Statue — süßer Ton! noch Einmal wehe mich an, noch Einmal tage, liebes Augenlicht!

Rede so nicht, Lieber! rief sie, rede mir ernster, rede mit größerem Herzen mir zu!

Ich wollte mich halten, aber ich war wie im Traume.

Wehe! rief ich, das ist kein Abschied, wo man wiederkehrt.

Du wirst sie tödten, rief Notara. Stehe, wie sanft sie ist, und Du bist so außer Dir.

Ich sah sie an und Thränen stürzten mir aus brennendem Auge.

So lebe denn wohl, Diotima! rief ich, Himmel meiner Liebe, lebe wohl! — Lasset uns stark seyn, theure Freunde!



theure Mutter! ich gab dir Freude und Leid. Lebt wohl! Lebt wohl!

Ich wandte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne gingen herauf am Himmel. Wir standen still unter dem Hause. Ewiges war in uns, über uns. Bart, wie der Aether, umwand mich Diotima. Thörichter, was ist die Trennung? flüsterte sie geheimnißvoll mir zu, mit dem Rächeln einer Unsterblichen.

Es ist mir auch jetzt anders, sagt' ich, und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.

Beides ist, erwiederte sie, und beides ist gut.

Vollendete! rief ich, ich spreche wie Du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sey das Zeichen zwischen mir und Dir, so lange die Lippen verstummen.

Das sey er! sprach sie mit einem langsamen, nie gehörten Tone — es war ihr letzter. Im Dämmerlichte entschwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum letztenmale mich umwandt' und die erlöschende Gestalt noch einen Augenblick vor meinem Auge zückte und dann in die Nacht verschied.

### Hyperion an Bellarmin.

Warum erzähl' ich Dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ist's nicht genug, einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib' ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Athemzug des Lebens unserm Herzen werth bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unfre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Locken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen des Schicksals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe nun so viel Frieden in mir, um ruhig

zu bleiben, bei jedem Blick ins menschliche Leben. O Freund! am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus. Du wirst's nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, Du solltest sogar meinen Briefen es ansehen, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis Du es glaubst.

Hier sind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abschied von Kalaurea geschrieben. Sie sind das Liebste, was ich dir vertraue. Sie sind das wärmste Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm sagen sie Dir wenig. Desto mehr von meinem eigneren Leben und das ist's ja, was Du willst. Ach und Du mußt auch sehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie Dir sagen, das sagt Diotima nur.

#### Hyperion an Diotima.

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abschieds, meine Diotima! gestärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geist sich auf.

Ich schreibe Dir von einer Spitze der Epidaurischen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe Deine Insel, Diotima! und dort hinaus mein Stadium, wo ich fliegen oder fallen muß. O Peloponnes! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unfrem Heere, wie mit rauschenden Hittigen.

Meine Seele ist voll von Thatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Thäler blickt mein Auge hinaus, als sollt' es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir seyn, denn ich fühl' auch unsere Trennung kaum. Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit Delner in himmlischer Freiheit und das Schicksal waltet über unsre Liebe nicht mehr.

#### Hyperion an Diotima.

Ich bin jetzt mitten im Peloponnes. In derselben Hütte, worin ich heute übernachtete, übernachtete ich einst, da ich, bei-

nahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glücklich auf der Bank vor dem Hause und lauschte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätscher des nahen Brunnens, der unter blühenden Akazien sein silbern Gewässer ins Becken goß.

Jetzt bin ich nicht minder glücklich. Ich wandere durch dies Land, wie durch Dodona's Hain, wo die Eichen tönten von ruhmweissagenden Sprüchen. Ich sehe nur Thaten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreist, und noch ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schließ — so lange schlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und stumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächerischer Kräfte ist das Bergvolk hier herum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwind's wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Dithem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden, Diotima. Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht seyn. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt die Vernunft, sie steht aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.

### Hyperion an Diotima.

Morgen bin ich bei Alabanda. Es ist mir eine Lust, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nöthig ist. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch so gerne und frage: wie wird er seyn?

Der königliche Jüngling! warum bin ich später geboren? warum sprang ich nicht aus Einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterschied nicht leiden, der zwischen uns ist. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Lina, und träumte nur von feinesgleichen noch erst, da er schon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen Elementen schon rang? trieb's denn in mir nach Thatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will schnell seyn. Beim

Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen sich selbst, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geschäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich bestehen vor Dir? Wie war Dir's möglich, so ein thatlos Wesen zu lieben?

### Hyperion an Diotima.

Ich hab' ihn, theure Diotima!

Leicht ist mir die Brust und schnell sind meine Sehnen, ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe uns reizt, hinein zu springen und das übermüthige Blut im frischen Bade zu fühlen. Aber das ist Geschwäg. Wir sind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir sind freier umeinander und doch ist's alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie sonst.

O wie hatten die alten Tyrannen so recht, Freundschaften, wie die unsere, zu verbieten! Da ist man stark, wie ein Halbgott und duldet nichts Unverschämtes in seinem Bezirke! —

Es war des Abends, da ich in sein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit bei Seite gelegt, saß in einer mond hellen Ecke am Fenster und pflegte seiner Gedanken. Ich stand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, sah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich halten mochte. Nun, wie geht es? rief er. So ziemlich! sagt' ich. Aber das Heucheln war umsonst. Meine Stimme war voll geheimen Frohlockens. Was ist das? fuhr er auf; bist Du's? Ja wohl, Du Blinder! rief ich, und flog ihm in die Arme. O nun! rief Alabanda endlich, nun soll es anders werden, Hyperion!

Das denk' ich, sagt' ich und schüttelte freudig seine Hand.

Kennst Du mich denn noch, fuhr Alabanda fort nach einer Weile, hast Du den alten, frommen Glauben noch an Alabanda? Großmüthiger! mir ist es nimmer indeß so wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.

Wie? rief ich, fragt dieß Alabanda? Das war nicht stolz gesprochen, Alabanda. Aber es ist das Zeichen dieser Zeit, daß die alte Heroennatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menschenherz, wie eine Waise, um einen Tropfen Liebe sich kümmeret.

Lieber Junge! rief er; ich bin eben alt geworden. Das ichlasse Leben überall und die Geschichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna Dich in die Schule bringen wollte. —

O es ist bitter, rief ich; auch an diesen wagte sich die Todesgöttin, die Namenlose, die man Schicksal nennt.

Es wurde Licht gebracht und wir sahn von neuem mit leisem liebendem Forschen uns an. Die Gestalt des Theuren war sehr anders geworden seit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewigleben= des Auge vom abgeblühten Gesichte mich an.

Guter! rief Alabanda mit freundlichem Unwillen, da ich ihn so ansah, laß die Wehmuthsblicke, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehne mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit Dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, Du bist freier und stärker, wie ehmal's und stehe! das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und Du kommst, wie ein glücklich Gewitter — o es ist herrlich, daß Du da bist!

Stille! sagt' ich, Du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Thaten sind.

Ja wohl! rief Alabanda freudig, erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger. Wird's denn bald angehn? sagt' ich.

Es wird, rief Alabanda, und ich sage Dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mag's doch reichen bis an die Spitze des Thurms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüthen und rogen, bis er berstet und stürzt! — und stoße Dich nur an unsern Bundesgenossen nicht. Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut sehn! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Peloponnes erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eigenes Leben.

Ein eignes Leben, rief ich, ein neu, ein ehrsam's Leben. Sind wir denn wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ist's denn nun? wie bist du denn zur Magd geworden, griechische freie

Natur? wie bist du so herab gekommen, väterlich Geschlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einst nur die Kopie war? — Aber höre mich, Joniens Himmel! höre mich, Vaterlandserbe, die du dich halbnackt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleidest, ich will es länger nicht dulden!

O Sonne, die uns erzog! rief Alabanda, zusehn sollst du, wenn unter der Arbeit uns der Muth wächst, wenn unter den Schlägen des Schicksals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer sich bildet.

Es entzündete einer den andern.

Und daß nur kein Flecken hängen bleibe, rief ich, keine Bosse, womit uns das Jahrhundert, wie der Pöbel die Wände, bemalt! O, rief Alabanda, darum ist der Krieg auch so gut —

Recht, Alabanda, rief ich, so wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geist, und keine Krücke und kein wächserner Flügel hilft. Da legen wir die Sklavenskleider ab, worauf das Schicksal uns sein Wappen gedrückt.

Da gilt nichts eitles und anergzwungenes mehr, rief Alabanda, da gehn wir schmucklos, fessellos, nackt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele.

Zum Ziele, rief ich, wo der junge Freistaat dämmt und das Pantheon alles Schönen aus griechischer Erde sich hebt.

Alabanda schwieg eine Weile. Eine neue Rösche stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.

O Jugend! Jugend! rief er, dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin sehr freudig, Himmel der Nacht, fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenster trat, wie eine Nebenlaube überwölbest du mich, und deine Sterne hängen wie Trauben herunter.

### Hyperion an Diotima.

Es ist mein Glück, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Thorheit um die andere fallen, so voll ist meine Seele, so berauscht der Mensch mich, der wunderbare, der stolze, der nichts liebt, als mich und alle Demuth, die in ihm ist, nur auf

mich häuft. O Diotima! dieser Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mir's abgebeten, was er mir in Smyrna gethan.

Wer bin ich denn, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich sagen darf: sie sind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwischen euch steh', und euch, wie meine Beute, umfasse.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhig große Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glücke, vor euch?

Eben, während ich schrieb, erhielt ich Deinen Brief, Du Liebe.

Traure nicht, holdes Wesen, traure nicht! Spare Dich, unversehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfesten! Diotima! dem glühenden Festtag der Natur, dem spare Dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Siehst Du Griechenland nicht schon?

O siehst Du nicht, wie, froh der neuen Nachbarschaft, die ewigen Sterne lächeln über unsern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unser Volk lustwandelnd am Ufer steht, der schönen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals seinen Lieblingen, auf fröhlicher Woge.

Seelenvolles Mädchen! Du bist so schön schon jetzt! wie wirst Du dann erst, wenn das ächte Klima Dich nährt, in entzückender Glorie blühen!

### Diotima an Hyperion.

Ich hatte die meiste Zeit mich eingeschlossen, seit Du fort bist, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draußen.

In holder Februarluft hab' ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte Dir. Es hat auch mir noch wohlgethan, das frische Erwärmen des Himmels, noch hab' ich sie mitgeföhlt die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu seiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Ist es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum thun wir es dennoch?

Vergieb mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch Dich, ich habe andre Freuden, ist es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Muthiger! Lieber! sollt' ich weilen, wenn Du glänzeſt? ſollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegesluſt Dir in allen Sehnen erwacht? Hätt' ich eh'mals gehört, ein griechiſcher Jüngling mache ſich auf, das gute Volk aus ſeiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entſtammte, wieder zu bringen, wie hätt' ich aufgeſtaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürſtet nach dem Wilde des Theuren? und nun er da iſt, nun er mein iſt, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! iſt es denn nicht wirklich? iſt er der Herrliche nicht, und iſt er nicht mein! o ihr Schatten ſeligſer Zeit! ihr meine trauten Erinnerungen!

Iſt mir doch, als wär' er kaum von geſtern, jener Zauberabend, da der heil'ge Fremdling mir zum erſtenmale begegnete, da er, wie ein trauernder Genius, hereinglänzt' in die Schatten des Waldes, wo im Jugendtraume das unbekümmerte Mädchen ſaß — in der Mailuft kam er, in Joniens zaubriſcher Mailuft, und ſie macht' ihn blühender mir, ſie lockt' ihm das Haar, entfaltet' ihm, wie Blumen, die Lippen, löſt' in Lächeln die Wehmuth auf, und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtetet ihr aus dieſen Augen mich an, aus dieſen berauſchenden Quellen, wo im Schatten umſchirmender Bogen ewig Leben ſchimmert und wallt!

Gute Götter! wie er ſchön ward mit dem Blick auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve daſtand, nur daß ihm die lieben Arme, die beſcheiden, nieder ſanken, als wären ſie nichts! und wie er drauf empor ſah im Entzücken, als wär' ich gen Himmel entſlogen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmuth lächelt' und erröthete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Thränen ſein Phöbusauge durchſtrahlte, um zu fragen, biſt Du's? biſt Du es wirklich?

Und warum begegnet' er ſo frommen Sinnes, ſo voll lieben Aberglaubens mir? warum lockt' er erſt ſein Haupt geſenkt, warum war der Götterjüngling ſo voll Scheuns und Trauerns?



Sein Genius war zu selig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu fassen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun ist's anders! mit den Leiden ist's aus! Er hat zu thun bekommen, er ist der Kranke nicht mehr! —

Ich war voll Seufzens, da ich anfing Dir zu schreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So spricht man über Dir sich glücklich. Und siehe! so soll's auch bleiben. Lebe wohl!

### Hyperion an Diotima.

Wir haben noch zu gutem Ende Dein Fest gefeiert, schönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmlischer Tag. Das holde Frühjahr weht' und glänzte vom-Orient her, entlockt' uns Deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüthen entlockt, und alle seligen Geheimnisse der Liebe entathmeten mir. Eine Liebe, wie die unsre, war dem Freunde nie erschienen, und es war entzückend, wie der stolze Mensch aufmerkte und Auge und Geist ihm glühte, Dein Bild, Dein Wesen zu fassen.

O, rief er endlich, da ist's wohl der Mühe werth, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!

Sa wohl, mein Alabanda, sagt' ich; da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Thaten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für dies und das, und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen, und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimniß mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menscheng Geist, der langabwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Aether grüßt. — Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders sehn; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das kleinste, das alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter! Lieb' und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und auch kein

Augenblick darf Einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit.

### Hyperion an Diotima.

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rücken mit unserem Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf.

Nun hat die Schwermuth all' ein Ende, Diotima, und mein Geist ist fester und schneller, seit ich in lebendiger Arbeit bin, und steh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn' ich. Da geh' ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tausend hellen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich aufthun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern ist, wie ein Bienen-schwarm, dagegen.

Der Mensch kanns nicht verläugnen, daß er einst glücklich war, wie die Hirsche des Forsts, und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urmelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menschen zahm gemacht; und noch, statt Mauern und todtm Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfing.

Diotima! mir geschieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe, und, wie aus der Erde gewachsen, einer um den andern aufsteht und dem Morgenlicht' entgegen sich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme empor steigt, wo die Mutter sitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquickende Speise kocht, indeß die Rosse, den Tag witternd, schnauben und schrein, und der Wald ertönt von allerschütternder Kriegsmusik, und rings von Waffen schimmert und rauscht — aber das sind Worte, und die eigne Lust von solchem Leben erzählt sich nicht.

Dann sammelt mein Haufe sich um mich her, mit Lust, und es ist wunderbar, wie auch die Ältesten und Trügigsten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter und mancher erzählt, wie's ihm erging im Leben und mein Herz

schwimmt oft von mancherlei Schicksal. Dann fang' ich an, von besseren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn sie des Bundes gedenken, der uns einigen soll, und das stolze Bild des werdenden Freistaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es ist ein freudiger Geist in den Worten und er ergreift auch immer meine Menschen, wie Göttergebot. O Diotima! so zu sehn, wie von Hoffnungen da die starre Natur erweicht und all' ihre Pulse mächtiger schlagen und von Entwürfen die verbüsterete Stirne sich entfaltet und glänzt, so da zu stehn in einer Sphäre von Menschen, umrungen von Glauben und Lust, das ist doch mehr, als Erd' und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu schaun.

Dann üb' ich sie in Waffen und Märschen bis um Mittag. Der frohe Muth macht sie gelehrt, wie er zum Meister mich macht. Bald stehn sie dicht gedrängt in macedonischer Ruh' und regen den Arm nur, bald fliegen sie, wie Strahlen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Haufen, wo die geschmeidige Kraft in jeder Stelle sich ändert und jeder selbst sein Feldherr ist, und sammeln sich wieder in sicherem Punkt — und immer, wo sie gehn und stehn in solchem Waffentanze, schwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernstere Wahlplatz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer scheint, wird Rath gehalten im Innern des Walds und es ist Freude, so mit stillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schicksal. Wir lassen Widerstand nach unserem Willen entstehen, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüstet sind. Oder sehen wir zu und scheinen furchtsam und lassen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht; auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Fassung, und das ist meine Panacee. Doch halten die erfahreneren Aerzte nichts auf solche alles heilende Mittel.

Wie wohl ist dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Lust auf muntern Rossen die sonnenrothen Hügel umschweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Lust in den Mähnen unserer Thiere spielt, und das freundliche Säuseln in unsere Gespräche sich mischt, indeß wir hinaus sehn in die Fernen von Sparta, die unser Kampfpriest sind! und wenn wir

nun zurück sind und zusammenstehen in lieblicher Rühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unser spärlich Mahl bescheint und mitten in unsrer lächelnden Stille die Geschichte der Alten, wie eine Wolke, aufsteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie selig ist's da, in solchem Momente sich die Hände zu reichen!

Dann spricht wohl Alabanda noch von Manchem, den die Langeweile des Jahrhunderts peinigt, von so mancher wunderbaren krummen Bahn, die sich das Leben bricht, seitdem sein grader Gang gehemmt ist, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit seinen Reisen, seiner eignen Sehnsucht in das innere Asien hinein — das sind nur Nothbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue Deine Welt! mit uns! denn unsre Welt ist auch die Deine.

Auch die Deine, Diotima, denn sie ist die Kopie von Dir. O Du, mit deiner Elysiumsstille, könnten wir das schaffen, was Du bist!

### Hyperion an Diotima.

Wir haben jetzt dreimal in Einem fort gestegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer sich durchkreuzten, wie Blitze, und alles Eine verzehrende Flamme war. Navarin ist unser und wir stehen jetzt vor der Feste Mistra, dem Ueberreste des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer Albanischen Horde entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkischen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage seitdem den griechischen Helm.

Und nun möcht' ich Dich sehen, o Mädchen! sehen möcht' ich Dich und Deine Hände nehmen und an mein Herz sie drücken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß ist! bald! in einer Woche vielleicht ist er befreit, der alte, edle, heilige Peloponnes.

O dann, Du Theure! lehre mich fromm sehn! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich sollte schweigen, denn was hab' ich gethan? und hätt' ich etwas gethan, wovon ich sprechen möchte, wie viel ist dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke schneller ist, wie die Zeit? Ich wollte so gern, es wäre umgekehrt, und die Zeit und die That

überflöge den Gedanken, und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem seiner Blicke lacht die kommende Welt mich an, und daran stüß' ich noch die Ungeduld so ziemlich.

Diotima! ich möchte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Plataea. Ist nicht wahr? Ist nicht dem Herzen das genesende Leben mehr werth, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erst wenn die Jugend hin ist, lieben wir sie, und dann erst, wenn die verlorne wiederkehrt, beglückt sie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas stehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauscht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und streue sie in seine glänzenden Wellen und sag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einsamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

### Diotima an Hyperion.

Ich habe die Briefe erhalten, mein Hyperion, die Du unterwegs mir schreibst. Du ergreift mich gewaltig mit allem, was Du mir sagst, und mitten in meiner Liebe schaudert mich oft, den sanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieses rüstige Wesen verwandelt zu sehn.

Wirst Du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge Dir. Ich glaube, wenn Du mich hassen könntest, würd' ich auch da sogar Dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, Dich zu hassen und so blieben unsre Seelen sich gleich und das ist kein eitelübertrieben Wort, Hyperion.

Ich bin auch selbst ganz anders, wie sonst. Mir mangelt der heitre Blick in die Welt und die freie Luft an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um so lieber an die großen Geister der Vorwelt, und wie sie geendet haben auf Erden, und die hohen Spartanischen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei ver-

geß' ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen ist, oft hör' ich ihren Siegeslärm durch den Peloponnes herauf mir näher brausen und näher, oft seh' ich sie, wie eine Katarakte, dort herunterwogen durch die Epidaurischen Wälder und ihre Waffen fernher glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, sie begleitet, o mein Hyperion! und Du kömmt geschwinde nach Kalaurea herüber, und grüßest die stillen Wälder unserer Liebe, grüßest mich, und flegst nun wieder zu Deiner Arbeit zurück; — und denkst Du, ich fürchte den Ausgang? Liebster! manchmal will's mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Frost ab. —

Lebe wohl! vollende, wie es der Geist Dir gebet! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion, um des schönen, neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie Du sagtest, einst in unser Rechtsbuch eingeschrieben werden die Gesetze der Natur, und wo das Leben selbst, wo sie, die göttliche Natur, die in kein Buch geschrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde sehn wird. Lebe wohl.

### Hyperion an Diotima.

Du hättest mich besänftigen sollen, meine Diotima! hättest sagen sollen, ich möchte mich nicht übereilen, möchte dem Schicksal nach und nach den Sieg abnöthigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! stille zu stehn, ist schlimmer, wie alles. Mir trocknet das Blut in den Adern, so dürst' ich, weiter zu kommen und muß hier müßig stehn, muß belagern und belagern, den einen Tag, wie den andern. Unser Volk will stürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüther zum Mauth erschigen und wehe dann unsern Hoffnungen, wenn das wilde Wesen aufgährt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, so muß Mistra sich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier ist's mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin ungeduldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es ist ein furchtbarer Muthwill unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich so viel aus meiner Laune

make. Und das alte Lacedämon ist ja doch wohl werth, daß man ein wenig Sorge leidet, eh man es hat.

### Hyperion an Diotima.

Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Mistra, die Unschuldigen, oder irren sie hilflos herum und ihre todte Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich hab's auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der That! es war ein außerordentlich Projekt, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn, und ich wills auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein lezt Bewußtseyn mir zerreißt.

Denkst Du, ich tobe? Ich habe eine ehrsame Wunde, die einer meiner Getreuen mir schlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, so riss' ich die Binde von ihr, und so ränne mein Blut, wohin es gehört, in diese trauernde Erde.

Diese trauernde Erde! die nackte! so ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, so ich schmücken wollte mit allen Blumen des griechischen Lebens!

O es wäre schön gewesen, meine Diotima!

Nennst Du mich muthlos? Liebes Mädchen! es ist des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wüthende Haufen herein; wie eine Seuche, tobt die Raubgier in Morea und wer nicht auch das Schwerdt ergreift, wird verjagt, geschlachtet, und dabei sagen die Rasenden, sie sechten für unsre Freiheit. Andre des rohen Volks sind von dem Sultan bestellt und treibens, wie jene.

Eben hör' ich, unser ehrlos Heer sey nun zerstreut. Die Feigen begegneten bei Tripolissa einem Albanischen Haufen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weil's aber nichts zu plündern gab, so liefen die Elenden alle davon. Die Russen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und so bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einsam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten sah in Mistra, hat er alles andre vergessen, seine Hoffnungen, seine Siegslust, seine Verzweiflung. Der Ergrimimte, der unter die Blünderer stürzte, wie ein strafender Gott, der führte nun so sanft mich aus dem Getümmel, und seine Thränen neigten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich seitdem lag, und ich freue mich nun erst recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, so läg' er jetzt bei Tripolissa im Staub.

Wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht. Das Schicksal stößt mich ins Ungewisse hinaus, und ich hab' es verdient; von Dir verbannt mich meine eigene Scham und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe Dir ein Griechenland versprochen, und Du bekommst ein Klaglied nun dafür. Sey selbst Dein Trost!

#### Hyperion an Diotima.

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man spricht wohl gerne, man plaudert, wie die Vögel, so lange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am Ende?

Glaube mir und denk', ich sag's aus tiefer Seele Dir: die Sprache ist ein großer Ueberfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meers. — Doch was ich eigentlich Dir schreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde seinen Rahmen und der Mann sein Tagwerk haben muß, so will ich noch auf eine Zeitlang Dienste nehmen bei der Russischen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu thun.

O theures Mädchen! es ist sehr finster um mich geworden!

#### Hyperion an Diotima.

Ich habe gezaubert, gekämpft. Doch endlich muß es seyn. Ich sehe, was nothwendig ist, und weil ich es sehe, so soll



es auch werden. Mißdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß Dir rathen, daß Du mich verlässest, meine Diotima.

Ich bin für Dich nichts mehr, Du holdes Wesen! Dies Herz ist dir verflochten, und meine Augen sehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen sind verdorrt; der Liebe süßer Hauch quillt mir im Busen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben sich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen seinen Wellen. Da, da hat mich das Schicksal abgeerntet. — Soll ich Deine Liebe, wie ein Almosen, besitzen? — Ich bin so gar nichts, bin so ruhmlos, wie der ärmste Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebelle, und mancher Grieche in Morea wird von unsern Heldenthaten wie von einer Diebsgeschichte seinen Kindeskindern künftighin erzählen.

Ach! und Eines hab' ich lange Dir verschwiegen. Feierlich verließ mein Vater mich, verwies mich ohne Rückkehr aus dem Hause meiner Jugend, will mich nimmer wieder sehen, nicht in diesem, noch im andern Leben, wie er sagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worin ich mein Beginnen ihm geschrieben.

Nun laß Dich nur das Mitleid nimmer irre führen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht — es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gesein mit süßen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat so wenig zu gewinnen, als ich selbst. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätte ein besser Loos verdient. Er ist so sanft geworden und so still. Das will mir oft das Herz zerreißen. Aber einer erhält den andern. Wir sagen uns nichts; was sollten wir uns sagen? aber es ist denn doch ein Segen in manchem kleinen Liebesdienste, den wir uns leisten.

Da schläft er und lächelt genügsam, mitten in unfrem Schicksal. Der Gute! er weiß nicht, was ich thue. Er würd' es nicht dulden. Du mußt an Diotima schreiben, gebot er mir, und mußt ihr sagen, daß sie bald mit Dir sich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber er weiß nicht, daß ein Herz, das so verzweifeln lernte, wie seines und wie meines, der Geliebten nichts mehr ist. Nein! nein! Du fändest ewig keinen Frieden bei Hyperion, Du müßtest untreu werden, und das will ich Dir ersparen.

Und so lebe denn wohl, Du süßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte Dir sagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauschen die Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele Dir zeigen und sagen: dahin rette Dich! Aber o Himmel! könnt' ich dies, so wär' ich auch ein andrer, und so müßt' ich auch nicht Abschied nehmen — Abschied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich thue. Ich wähnte mich so gefaßt, so besonnen. Jetzt schwindelt mir, und mein Herz wirft sich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß seyn und das Ach! der Natur ist hier umsonst. Ich bin's Dir schuldig, und ich bin ja ohnedies dazu geboren, heimatlos und ohne Ruhestätte zu seyn. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch Einmal möcht' ich wiederkehren an Deinen Busen, wo es auch wäre! Aetheraugen! Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an Deinen Lippen hängen, Du Liebliche! Du Unausprechliche! und in mich trinken Dein entzückend heilig süßes Leben — aber höre das nicht! ich bitte Dich, achte das nicht! Ich würde sagen, ich sey ein Verführer, wenn Du es hörtest. Du kennst mich, Du verstehst mich. Du weißt, wie tief Du mich achtest, wenn Du mich nicht bedauerst, mich nicht hörst.

Ich kann, ich darf nicht mehr — wie mag der Priester leben, wo sein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volkes! o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen.

## Hyperion an Diotima.

Ich habe lange gewartet, ich will es Dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus Deinem Herzen gehofft, aber Du schweigst. Auch das ist eine Sprache Deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr, die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine letzte Freude, daß wir unzertrennlich sind, wenn auch kein Laut von Dir zu mir, kein Schatten unsrer holden Jugendtage mehr zurückkehrt!

Ich schaue hinaus in die abendröthliche See, ich strecke meine Arme aus nach der Gegend, wo Du ferne lebst und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz ist in dem Abschied, den wir von Dir nehmen.

Ihr lieben Ionischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Xina, ihr seyd mir all' im Auge, so fern ihr seyd, und mein Geist fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewässer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert, ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda ging in den Tagen der Hoffnung, ihr scheint mir wieder, wie damals, und ich möcht' hinüber schiffen ans Land und den Boden küssen und den Boden erwärmen an meinem Busen, und alle süßen Abschiedsworte sammeln vor der schweigenden Erde, eh' ich auffliege ins Freie.

Schade, Schade, daß es jetzt nicht besser zugeht unter den Menschen, sonst blieb' ich gern auf diesem guten Stern. Aber ich kann dies Erdenrund entbehren, das ist mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtschaft dulden, sagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht schöner sprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben widerräth die Knechtschaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimath führen, mich an.

Seit langer Zeit ist mir die Majestät der schicksallosen Seele gegenwärtiger, als alles andre, gewesen; in herrlicher Einsamkeit

hab' ich manchmal in mir selber gelebt; ich bins gewohnt geworden, die Außendinge abzuschütteln, wie Flocken von Schnee; wie sollt' ich denn mich scheun, den sogenannten Tod zu suchen? hab' ich nicht tausendmal mich in Gedanken befreit, wie sollt' ich denn anstehn, es Einmal wirklich zu thun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen? sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weiß da gefüttert wird?

Wir sind wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neste jagt, daß sie im hohen Aether nach Beute suchen.

Morgen schlägt sich unsre Flotte und der Kampf wird heiß genug sehn. Ich betrachte diese Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaschen; und ich werde wohl finden, was ich wünsche; Wünsche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle sich leicht. Und so hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und sehe, daß unter Menschen keine Mühe vergebens ist.

Fromme Seele! ich möchte sagen, denke meiner, wenn Du an mein Grab kommst. Aber sie werden mich wohl in die Meersfluth werfen, und ich seh' es gerne, wenn der Rest von mir da untersinkt, wo die Quellen all' und die Ströme, die ich liebte, sich versammeln, und wo die Wetterwolke aufsteigt, und die Berge tränkt und die Thale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann sehn wir uns wieder?

Es ist unmöglich, und mein innerstes Leben empört sich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde Jahrtausende lang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um Dir Einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was sich gleich ist, findet sich bald.

Große Seele! Du wirst Dich finden können in diesem Abschied und so laß mich wandern! Grüße Deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich Dir zum erstenmale begegnete und die fröhlichen Bäche, wo wir gingen und die schönen Gärten von Angele, und laß, Du Liebe! Dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl.

## V i e r t e s   B u c h .

### Hyperion an Bellarmin.

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einst gewechselt, für Dich abschrieb. Nun schreib' ich wieder Dir, mein Bellarmin! und führe weiter Dich hinab, hinab bis in die tiefste Tiefe meiner Leiden, und dann, Du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geschrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten sich in den Kanal, zwischen die Insel Chios und die Asiatische Küste hinein, geflüchtet, und standen am festen Lande hinauf bei Tschesme. Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Türken. Das grim-mige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel er-higt, es war ein rachetrunknes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hingen bald mit ihrem Tauwerk aneinander fest; das müthende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein zärtlich schei-dender, fühlte zum letztenmale sich in allen seinen Sinnen mein Geist. Und nun, voll heißen Unmuths, daß ich Besseres nicht wußte, denn mich schlachten zu lassen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Thränen im Auge, stürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Russen, die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblicken auch nicht Einer übrig. Ich stand allein da, voll Stolzes, und warf mein

Leben, wie einen Bettlerpfennig, vor die Barbaren, aber sie wollten mich nicht. Sie sahen mich an, wie einen, an dem man sich zu versündigen fürchtet, und das Schicksal schien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchster Nothwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich stürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeschifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört ich nachher die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seyen in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das Türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern fest hing, brannt' es mit auf.

Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze Türkische Flotte verbrannt — so rothen die Tyrannen sich selbst aus.

### **Hyperion an Bellarmin.**

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zuckenden Blitzen, unterbrochen. Das Erste, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr, nicht einen Augenblick von mir gewichen, hatte fast allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geschäftigkeit, mit tausend zärtlichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: o lebe, mein Lieber! daß ich lebe!

Es war ein glücklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öffnete, und mit den Thränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reich' ihm die Hand hin, und der Stolz küßte sie mit allem Entzücken der Liebe. Er lebt, rief er, o Retterin! o Natur! du gute, alles heilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlässest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie Dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufging,

und donnernd, in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinauf riß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört' ich bald von Dir und flog Dir nach, sobald wir mit dem Feinde vollends fertig waren.

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verloren gegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Römernatur hab' ich nimmer gefunden. Der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt, und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tages.

### Hyperion an Bellarmin.

Es war in den schönen Tagen des Herbsts, da ich von meiner Wunde halb genesen zum erstenmale wieder ans Fenster trat. Ich kam mit stilleren Sinnen wieder ins Leben, und meine Seele war aufmerksamer geworden. Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütenregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller zärtlicher Geist in dieser Jahreszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfing mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elbstum hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt, nun that mein Auge sich auf mit aller Freude des Wiedersehens und die selige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Thränen flossen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und schauernd flog ein frisches Herz mir aus dem alten Unmuth auf. O heilige Pflanzenwelt! rief ich, wir streben und sinnen, und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächst doch

sorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Noth zu sorgen, sind die Menschen gemacht, das übrige giebt sich selber. Und doch — ich kann es nicht vergessen, wie viel mehr ich gewollt.

Laß Dir genug sehn, Lieber! daß Du bist, rief Alabanda, und störe Dein stilles Wirken durch die Trauer nicht mehr.

Ich will auch ruhen, sagt' ich. O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreißen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Duells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Aether, der die Sterne beseelt, und hier auch diese Bäume umathmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab' ich den Nacken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! — Du lächelst, Alabanda? o wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast Du so gelächelt, wann Dein Knabe vor Dir plauderte, im trunkenen Jugendmuth, indeß Du da, wie eine stille Tempelsäule, standst, im Schutt der Welt, und leiden mußttest, daß die wilden Ranken meiner Liebe Dich umwuchsen — sieh! wie eine Binde fällt's von meinen Augen und die alten goldenen Tage sind lebendig wieder da.

Ach! rief er, dieser Ernst, in dem wir lebten und diese Lebenslust!

Wenn wir jagten im Forst, rief ich; wenn in der Meersfluth wir uns badeten, wenn wir sangen und tranken, wo durch den Lorbeerschatten die Sonn' und der Wein und Augen und Rippen uns glänzten — es war ein einzig Leben und unser Geist umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unser jugendlich Glück. Drum läßt auch keiner von dem andern, sagte Alabanda.

O ich habe Dir ein schwer Bekenntniß abzulegen, sagt' ich. Wirßt Du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von Dir! daß ich gewaltsam meinen Tod gesucht! war das nicht herzlos? rasend? ach und meine Diotima! sie soll mich lassen, schrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht — und da schrießt Du, rief er, daß Du in der Schlacht Dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen ihr zu schreiben, daß Du lebst.



Bester Alabanda! rief ich, das ist Trost! Ich schreibe gleich und schicke meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt. —

Und den andern Brief, wo vom Entsagen die Rede war, versteht, vergibt die gute Seele Dir leicht, setzt' er hinzu.

Vergiebt sie? rief ich; o ihr Hoffnungen alle! ja! wenn ich noch glücklich mit dem Engel würde!

Noch wirst Du glücklich sehn, rief Alabanda; noch ist die schönste Lebenszeit Dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn er's erleben kann.

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunkeln Erde, sproßten Sterne aus dem Schooße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

### Hyperion an Bellarmin.

Einige Augenblicke darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. Ein Brief, Hyperion! rief er; ich schraff zusammen und flog hinzu.

Wie lange, schrieb Diotima, mußt' ich leben ohne ein Zeichen von Dir! Du schriebsst mir von dem Schicksalstage in Misitra und ich antwortete schnell; doch allem nach erhieltst Du meinen Brief nicht. Du schriebsst mir bald darauf wieder, kurz und düster, und sagtest mir, Du sehest gesonnen, auf die Russische Flotte zu gehn; ich antwortete wieder, doch auch diesen Brief erhieltst Du nicht; nun harret' auch ich vergebens, vom Mai bis jetzt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir sagt, ich möchte Dir entsagen, Lieber!

Du hast auf mich gerechnet, hast mirs zugetraut, daß dieser Brief mich nicht beleidigen könnte. Das freut mich herzlich, mitten in meiner Betrübnis.

Unglücklicher, hoher Geist! ich habe nur zu sehr Dich gesagt. O es ist so ganz natürlich, daß Du nimmer lieben willst, weil Deine größern Wünsche verschmachten. Mußt Du denn nicht die Speise verschmäh'n, wenn Du daran bist, Durstes zu sterben?

Ich mußte es bald; ich konnte Dir nicht Alles sehn. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit Dir lösen? konnt' ich die Flamme der Brust Dir stillen, für die kein Quell fließt und kein Weinstock wächst? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale Dir reichen?

Das willst Du. Das bedarfst Du, und Du kannst nicht anders. Die gränzenlose Unmacht Deiner Zeitgenossen hat Dich um Dein Leben gebracht.

Wem einmal, so, wie Dir, die ganze Seele beleidiget war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie Du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den Tod erfuhr, wie Du, erholt allein sich unter den Göttern.

Glücklich sind sie alle, die Dich nicht verstehen! Wer Dich versteht, muß Deine Größe theilen und Deine Verzweiflung.

Ich fand Dich, wie Du bist. Des Lebens erste Neugier trieb mich an das wunderbare Wesen. Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an und kindisch furchtlos spielt' ich um deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten Dich; böser Mann! nur, um Dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß Du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich Dir in Dein geliebtes Herz sah.

In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte sonst wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer sey doch wohl so ernst und unerbittlich nicht; es ist so selten, daß ein Mensch mit dem ersten Schritt ins Leben so mit Einemmal, so im kleinsten Punkt, so schnell, so tief das ganze Schicksal seiner Zeit empfand, und daß es unausstilgbar in ihm haftet, dies Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen, das, mein Theurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

Nun, im Schutt des heitern Athens, nun ging mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Todten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenschen drunten sind, nun sah' ichs auch zu wörtlich und zu wirklich Dir aufs Angesicht geschrieben, nun gab ich Dir auf ewig Recht.

Aber zugleich ersiehst Du mir auch größer. Ein Wesen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwickelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling siehst Du mir. Zu wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal, sagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um so unergründlich mächtiger ist er. Von Dir, von Dir nur hofft' ich alle Genesung. Ich sah Dich reisen. Ich sah Dich wirken. O der Verwandlung! Von Dir gestiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern, und heilige Gespräche hörte, wie einst, der Athorn des Ilissus wieder.

Den Ernst der Alten gewann in Deiner Schule der Genius unserer Jünglinge bald, und seine vergänglichen Spiele wurden unsterblicher, denn er schämte sich, hielt für Gefangenschaft den Schmetterlingsflug. —

Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun ist er ein Feldherr. Allzugenügsam hätte der ein eitel Lied gesungen; nun ist er ein Künstler. Denn die Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt hattest Du aufgethan vor ihnen in offenem Kampf; die Räthsel Deines Herzens hattest Du ihnen zu lösen gegeben; so lernten die Jünglinge Großes vereinen; lernten verstehn das Spiel der Natur, das seelenvolle, und vergaßen den Scherz. — Hyperion! Hyperion! hast Du nicht mich, die Unmündige, zur Muse gemacht? So ergings auch den andern.

Ach! nun verließen so leicht sich nicht die geselligen Menschen; wie der Sand im Sturme der Wildniß irrten sie untereinander nicht mehr; noch höhnte sich Jugend und Alter, noch fehlt' ein Gastfreund dem Fremden, und die Vaterlandsgeossen sonderten nimmer sich ab, und die Liebenden entleideten alle sich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfrischten sie sich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnißvoll aus deiner Tiefe quellen und den Geist erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menschen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündniß unter ihnen. Denn Du, Hyperion! hattest Deinen Griechen das Auge geheilt, daß sie das Lebendige sahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze schlief, die Begeisterung hattest Du entzündet, daß sie fühlten die stille, stete Begeisterung der Natur und ihrer reinen Kinder. Ach! nun mahnen die Menschen die schöne Welt nicht mehr, wie

Raien des Künstlers Gedicht, wenn sie die Worte loben und den Nutzen drin ersahn. Ein zauberisch Beispiel wurdest du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewig jungen Götter Glück war alles Menschenthun, wie einst, ein Fest; und zu Thaten geleitete, schöner als Kriegsmusik, die jungen Helden Helios' Licht.

Stille! stille! Es war mein schönster Traum, mein erster und mein letzter. Du bist zu stolz, Dich mit dem bübischen Geschlechte länger zu befassen. Du thust auch recht daran. Du führtest sie zur Freiheit, und sie dachten an Raub. Du führst sie siegend in ihr altes Lacedämon ein, und diese Ungeheuer plündern; und verflucht bist Du von Deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildniß, keine Höhle ist sicher genug für Dich auf dieser griechischen Erde, die Du, wie ein Heiligthum, geachtet, die Du mehr, wie mich, geliebt.

O mein Hyperion! ich bin das sanfte Mädchen nicht mehr, seit ich das alles weiß. Die Entrüstung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde sehen mag und unablässig zittert mein beleidigtes Herz.

Wir wollen uns trennen. Du hast Recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne sie der Sklavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieser Dürre vor den Augen weg.

Lebe wohl! Du theurer Jüngling! geh Du dahin, wo es Dir der Mühe werth scheint, Deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl Einen Wahlplatz, eine Opferstätte, wo Du Dich entledigen magst. Es wäre Schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, so vergingen. Doch wie Du auch ein Ende nimmst, Du kehrest zu den Göttern, kehrest ins heil'ge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon Du ausgingst, und das ist ja Dein Verlangen nur und auch das meine.

So schrieb sie mir. Ich war erschüttert bis ins Mark, voll Schrecken und Lust, doch sucht' ich mich zu fassen, um Worte zur Antwort zu finden.

Du willst ein, Diotima? schrieb' ich, Du willst mein Entsagen? konntest es begreifen? — Treue Seele! darein konntest Du Dich schicken? Auch in meine finstern Irren konntest Du Dich finden, himmlische Geduld! und gabst Dich hin, verbüßtestest Dich aus Liebe, glücklich Schooskind der Natur! und wardst mit

gleich und heiligste durch Deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienst Du?

Aber nun sey es auch des Trauerns genug, Du Liebe! Du bist mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich Dir zu Deinem Lichte folgen, zu Deiner Anmuth laß uns wieder kehren, schönes Herz! o Deine Ruhe laß mich wieder sehen, selige Natur! vor Deinem Friedensbilde meinen Uebermuth auf immer mir entschlummern.

Nicht wahr, Du Theure! noch ist meine Rückkehr nicht zu spät, und Du nimmst mich wieder auf und kannst mich wieder lieben, wie sonst? nicht wahr, noch ist das Glück vergangner Tage nicht für uns verloren?

Ich hab' es bis aufs Aeußerste getrieben. Ich habe sehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die sie mir gegeben, wie einen Knechtlohn, weg geworfen und ach! wie tausendmal undankbarer an Dir, Du heilig Mädchen! das mich einst in seinen Frieden aufnahm, mich, ein scheu zerrissnes Wesen, dem aus tief gepreßter Brust sich kaum ein Jugendschimmer stahl, wie hie und da ein Grasshalv auf zertretenen Wegen. Hattest Du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht Dein? wie konnt' ich denn — o Du weißt es, wie ich hoffe, noch nicht, hast noch den Unglücksbrief nicht in den Händen, den ich vor der Schlacht Dir schrieb? Da wollt' ich sterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu thun. Aber wie kann das heilig seyn, was Liebende trennt? wie kann das heilig seyn, was unsers Lebens frommes Glück zerrüttet? — Diotima! schöngebornes Leben! ich bin Dir jetzt dafür in Deinem Eigensten um so ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig ist auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inseln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

Höre mich nun, Geliebte!

In Griechenland ist meines Bleibens nicht mehr. Das weißt Du. Bei seinem Abschied hat mein Vater mir so viel von seinem Ueberflusse geschickt; als hinreicht, in ein heilig Thal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde so viel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

Willst Du, so komm' ich gleich und führ' an treuem Arm Dich und Deine Mutter, und wir küssen Kalaurea's Ufer und trocknen die Thränen uns ab, und eilen über den Isthmus hinein ans Adriatische Meer, von wo ein sicher Schiff uns weiter bringt.

O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimniß unsers Herzens ruhn, wie das Edelgestein im Schacht, im Schooße der himmelragenden Wälder, da wird uns sehn, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Götterlosen nicht nahn, und wir werden stehn am Duell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indeß die Pflanze aus dem Mittagschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und Deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Thau die zarten Arme baden, und die Nachtlust kühlend sie umathmet und durchbringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all' ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnensünglings, wie aus Liebe schüchtern nach — und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett, unser Thal mit warmem Lichte füllt, und still die goldne Fluth durch unsre Bäume rinnt, und unser Haus umwallt, und die lieblichen Zimmer Deine Schöpfung Dir verschönt, und Du in ihrem Sonnenglanze gehst und mir den Tag in Deiner Grazie segnest, Liebe! wenn sich dann, indeß wir so die Morgenwonne feiern, der Erde geschäftig Leben, wie ein Opferbrand, vor unsern Augen entzündet, und wir nun hingehn um auch unser Tagwerk, um von uns auch einen Theil in die steigende Flamme zu werfen, wirst Du da nicht sagen: wir sind glücklich, wir sind wieder, wie die alten Priester der Natur, die heiligen und frohen, die schon fromm gewesen, eh' ein Tempel stand.

Hab' ich genug gesagt? entscheide nun mein Schicksal, theures Mädchen, und bald! — Es ist ein Glück, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her; und daß ich noch aus meinem Dienste nicht entlassen bin; ich könnte sonst nicht bleiben, ich müßte selbst fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße Dich bestürmen. —

Ach Diotima! bange, thörichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch — ich kann es nicht denken, daß auch diese Hoffnung scheitern soll.

Bist Du denn nicht zu groß geworden, um noch wiederzu-  
kehren zu dem Glück der Erde? verzehrt die heftige Geistes-  
flamme, die an Deinem Leiden sich entzündete, verzehrt sie nicht  
alles Sterbliche Dir?

Ich weiß es wohl, wer leicht sich mit der Welt entzweit,  
versöhnt auch leichter sich mit ihr. Aber Du, mit Deiner Kin-  
derstille, Du, so glücklich einst in Deiner hohen Demuth, Dio-  
tima! wer will Dich versöhnen, wenn das Schicksal Dich empört?

Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für Dich in  
mir? von allen Herzenslauten ruft Dich keiner mehr zurück, ins  
menschliche Leben, wo Du einst so lieblich mit gesenktem Fluge  
Dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Dies  
Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt  
der Wehmuth stiller Thau vom Himmel Deiner Augen.

Und denkst Du unsrer goldenen Tage nicht mehr? der hold-  
seligen, göttlichmelodischen? säuseln sie nicht aus allen Hainen  
von Kalaurea Dich an?

Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich  
habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem  
Himmelsfinne hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem  
Brande gerettet. Unser Leben, unser's ist noch unverletzt in mir.  
Sollt' ich nun hingehn und auch dies begraben? Soll ich ruhe-  
los und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre?  
Hab' ich darum lieben gelernt?

O nein! Du Erste und Du Letzte! Mein warst Du, Du  
wirfst die Meine bleiben.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in  
lieblich wärmender Sonn', und um uns spielte der Wind mit abge-  
fallenen Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertönt'  
im Wald' ein stürzender Baum, vom Landmann gefällt, und  
neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige  
Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glücke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausgerebet! so sicher war er selbst hierüber. Auch er war heiter; nur in andrem Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende seiner Freuden, sah mit allen seinen Rechten an die Welt, mit seiner ganzen sieg'rischen Natur sich unnütz, wirkungslos und einsam, und das ließ er so geschehn, als wär ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlassung aus dem Kriegsdienst, um die wir beide bei der Russischen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu thun war, was der Mühe werth schien. Ich konnte nun Paros verlassen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reise gesund genug. Ich wollte nicht auf Diotima's Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaura mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte sich seine Farbe, und er sah wehmüthig mich an. So leicht wird's meinem Hyperion, rief er, seinen Alabanda zu verlassen?

Verlassen? sagt' ich, wie denn das?

O über euch Träumer! rief er, stehest Du denn nicht, daß wir uns trennen müssen?

Wie sollt' ichs sehen? erwiedert' ich; Du sagst ja nichts davon; und was mir hie und da erschien an Dir, das wie auf einen Abschied deutete, das nahm ich gerne für Laune, für Herzensüberfluß —

O ich kenn' es, rief er, dieses Götterspiel der reichen Liebe, die selber Noth schafft, um sich ihrer Fülle zu entladen und ich wollt', es wäre so mit mir, Du Guter! aber hier ist's Ernst!

Ernst? rief ich, und warum denn?

Darum, mein Hyperion, sagt' er sanft, weil ich Dein künft'ig-Glück nicht gerne stören möchte, weil ich Diotima's Nähe fürchten muß. Glaube mir, es ist gewagt, um Lebende zu leben, und ein thatlos Herz, wie meines nun ist, hält es schwerlich aus.

Ach guter Alabanda! sagt' ich lächelnd, wie mißkennest Du Dich! Du bist so wachsern nicht und Deine feste Seele springt



so leicht nicht über ihre Gränzen. Zum erstenmal in Deinem Leben bist Du grillenhaft. Du machtest hier bei mir den Krankenwärter und man sieht, wie wenig Du dazu geboren bist. Das Stillstehen hat Dich scheu gemacht —

Siehst Du? rief er, das ist's eben. Wird' ich thätiger leben mit euch? und wenn es eine Andre wäre! aber diese Diotima! kann ich anders? kann ich sie mit halber Seele fühlen? sie, die um und um so innig Eines ist, Ein göttlich ungetheiltes Leben? Glaube mir, es ist ein kindischer Versuch, dies Wesen sehn zu wollen ohne Liebe. Du blickst mich an, als kenntest Du mich nicht? Bin ich doch selbst mir fremd geworden, diese letzten Tage, seit ihr Wesen so lebendig ist in mir.

D warum kann ich sie Dir nicht schenken? rief ich.

Laß das! sagt' er. Tröste mich nicht, denn hier ist nichts zu trösten. Ich bin einsam, einsam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus.

Große Seele! rief ich, muß es dahin mit Dir kommen?

Sei zufrieden! sagt' er. Ich sing schon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war und stark und schnell der Geist und alle Glieder mir wurden bei rauher Kost, in muthiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Mast's hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seevogel nach hinaus sah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unsre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd', und ich an meines Hauptmanns Seite stand mit hellem Blick — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Liniote mir nun am Smyrner Strande begegnete, mit seinem Ernste, seiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgethaut war von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut ist, um beherrscht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann, und neue seelenvollere Kräfte mir keimten zum Genuße der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles was ich hofft' und hatte, war an Dich gekettet; ich riß Dich an mich, wollte mit Gewalt Dich in mein Schicksal ziehn, verlor Dich, fand Dich wieder, unsre Freundschaft nur war meine Welt, mein Werth, mein Ruhm; nun

istß auch damit aus, auf immer, und all mein Daseyn ist vergebens.

Ist denn das wahr? erwidert' ich mit Seufzen?

Wahr, wie die Sonne, rief er, aber laß das gut sehn! es ist für alles gesorgt.

Wie so, mein Mabanda? sagt' ich.

Laß mich Dir erzählen, sagt' er. Ich habe noch nie Dir ganz von einer gewissen Sache gesprochen. Und dann — so stillt es auch Dich und mich ein wenig, wenn wir sprechen von Vergangnem.

Ich ging einst hülflos an dem Hafen von Triest. — Das Kaperschiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor gescheitert, und ich hatte kaum mit Wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und trocknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Thoren sah' ich heitere Gesellschaft in den Gärten, ging hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kannt' ich nicht. Ich glühte dabei vor Scham und Schmerz, mein Unglück so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. Vergebt mir, sagt' ich, da ich fertig war mit meinem Liebe; ich komme so eben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu thun, als ihr zu singen. Ich hatte das, so gut es ging, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln! Da! kauf einen Schleiffstein dir dafür und lerne Messer schärfen, und wandre so durchs feste Land. Der Rath gefiel mir. Herr! das will ich in der That; erwidert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den Uebrigen beschenkt und ging und that, wie mir der Mann gerathen hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich schärft', und wie aus mancher harten Noth mir Lebensmuth und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude Dir gesagt.

Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk mit Lust, doch wurd' es endlich mir verbittert.

Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben aussehn mochte, man bildete sich ein, ich treib' im Stillen ein gefährliches Geschäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben und ich trat mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rückkehr an zur Helmath, der ich einst entlaufen war. Schon war ich in Triest und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befiel mich von der harten Reise eine Krankheit und mein kleiner Reichthum ging darüber auf. So ging ich halbgenesen traurig an dem Hafen von Triest. Mit Einmal stand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner sich angenommen hatte. Er freute sich sonderbar, mich wieder zu sehen, sagte mir, daß er sich meiner oft erinnert und fragte mich, wie mirs indeß ergangen sey. Ich sagt' ihm alles. Ich sehe, rief er, daß es nicht umsonst war, Dich ein wenig in die Schule des Schicksals zu schicken. Du hast dulden gelernt, Du sollst nun wirken, wenn Du willst.

Die Rede, sein Ton, sein Händedruck, seine Miene, sein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Wesen, das von manchem Leiden jetzt gerade entzündbarer, als je, war, und ich gab mich hin.

Der Mann, Hyperion, von dem ich spreche, war von jenen einer, die Du in Smyrna bei mir sahst. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Gesellschaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernstesten Männer wies und sagte: dies ist der Bund der Nemesis. Berauscht vom großen Wirkungskreise, der vor mir sich aufthat, übermacht' ich feierlich mein Blut und meine Seele diesen Männern. Bald nachher wurde die Versammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo sich zu erneuern und ein jeder trat den angewiesenen Weg an, den er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigegeben, die Du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandst.

Der Zwang, worin ich lebte, folterte mich oft, auch sah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Thatenlust fand kahle Nahrung. Doch all' dieß reichte nicht hin,

um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenschaft zu Dir verleitet mich endlich. Ich hab's Dir oft gesagt, ich war wie ohne Lust und Sonne, da Du fort warst; und anders hatt' ich keine Wahl; ich mußte Dich aufgeben, oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst Du.

Aber alles Thun des Menschen hat am Ende seine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trifft die Nemesis nicht.

Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Liebblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelste Sehnen nicht das freiste seyn? — Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und Du siehst, es braucht sie.

Huldige dem Genius Einmal und er achtet Dir kein sterblich Hinderniß mehr und reißt Dir alle Bande des Lebens entzwei.

Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundschaft würd' ich brechen um der Liebe willen. Um Diotima's willen würd' ich Dich betrügen und am Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht Eines wären. Aber es soll nicht seinen Gang gehn; soll ich büßen, was ich that, so will ich es mit Freiheit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die sollen mich haben.

Sprichst Du von Deinen Bundesbrüdern? rief ich; o mein Alabanda! thue das nicht!

Was können sie mir nehmen, als mein Blut? erwiedert' er. Dann faßt' er sanft mich bei der Hand. Hyperion! rief er, meine Zeit ist aus, und was mir übrig bleibt ist nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und fasse Glauben an mein Wort! Ich weiß so gut, wie Du, ich könnte mir ein Daseyn noch erkünsteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt ist, mit den Brosamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht; auch nicht die Deine. Brauch' ich mehr zu sagen? Sprech' ich nicht aus Deiner Seele Dir? Ich dürste nach Lust, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von selbst und hält im alten Kreise nicht mehr. Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohnedies gastfreundlicher die Inseln des

Lichts! — Dich wundert die Rede? Liebster! alle Scheidenden sprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenroths?

Große Seele, rief ich, muß ich Mitleid für Dich tragen?

Ich fühl' an seiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte solches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellarmin! doch fühl' ich auch die Größe aller Freuden, solch ein Götterbild in Augen und Armen zu haben. Ja! stirb nur, rief ich, Dein Herz ist herrlich genug, Dein Leben ist reif, wie die Trauben am Herbsttag. Geh, Vollendeter! ich ginge mit Dir, wenn es keine Diotima gäbe.

Hab' ich Dich nun? erwiedert' Alabanda, sprichst Du so? wie tief, wie seelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt! — Er schmeichelt, rief ich, um das unbesonnene Wort zum zweitenmale mir abzulocken! gute Götter! um von mir Erlaubniß zu gewinnen zu der Reise nach dem Blutgericht!

Ich schmeichle nicht, erwiedert' er mit Ernst, ich hab' ein Recht, zu thun, was Du verhindern willst, und kein gemeines! ehre das!

Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederschlug und ich schämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu sagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, sie können es nicht. Es ist zu sinnlos, solch ein herrlich Leben hin zu schlachten, wie ein Opferthier, und dieser Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für seine eigne Reise gesorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinaus gegangen waren, um noch einmal allein zusammen zu sehn.

Weißt Du, sagt' er unter andrem, warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden.

So etwas hab' ich nie von Dir gehört, erwiedert' ich.

Was wär' auch, fuhr er fort, was wär' auch diese Welt, wenn sie nicht wär' ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus

eignem frohem Triebe die Lebendigen von Anbeginn in ihr zusammen wirkten in Ein vollstimmig Leben, wie hölzern wäre sie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre sie?

So wär' es hier im höchsten Sinne wahr, erwiedert' ich, daß ohne Freiheit alles todt ist.

Ja wohl, rief er, wächst doch kein Grassalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm ist! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchsten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerstörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, so mag er sein Gefäß zerschlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in seinem Keime sehn, erhaben über alle Macht, und alle Kunst, und darum unverleglich, ewig.

Jeder hat seine Mysterien, lieber Hyperion! seine geheimern Gedanken; dies waren die meinen; seit ich denke.

Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins und wenn Du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn Du bis ins Mark es zerschlägst und sein Wesen entfliegt Dir fliegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt sich; unsre Schiffe sind wach. O mein Hyperion! ich hab' es überwunden; ich hab' es über mich vermocht, das Todesurtheil über mein Herz zu sprechen und Dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schone mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell sehn! komm! —

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er so begann.

O um Deiner Treue willen, Alabanda! rief ich, vor ihm nieder geworfen, muß es, muß es denn sehn? Du übertäubtest mich unredlicher Weise, Du riffest in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht so viel Besinnung liehest Du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehst Du?

Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz! erwiedert' er; wir sehn vielleicht uns dennoch einmal wieder.

Wiedersehn? erwiedert' ich; so bin ich ja um einen Glauben reicher! und so werd' ich reicher werden und reicher an Glauben, und am Ende wird mir alles Glaube sehn.

Lieber! rief er, laß uns still sehn, wo die Worte nichts

helfen! laß uns männlich enden! Du verderbst die letzten Augenblicke Dir.

Wir waren so dem Hafen näher gekommen.

Noch Eines! sagt' er, da wir nun bei seinem Schiffe waren. Grüße Deine Diotima! Liebt euch! werdet glücklich, schöne Seelen!

O mein Alabanda! rief ich, warum kann ich nicht an Deiner Stelle gehn?

Dein Beruf ist schöner; erwiedert' er; behalt' ihn! ihr gehört Du, jenes holde Wesen ist von nun an Deine Welt — ach! weil kein Glück ist ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schicksal, an, und laß die Liebenden in ihrer Freude! —

Sein Herz fing an, ihn zu überwältigen und er riß sich von mir und sprang ins Schiff, um sich und mir den Abschied abzukürzen. Ich fühlte diesen Augenblick, wie einen Wetterschlag, dem Nacht und Todtenstille folgte, aber mitten in dieser Vernichtung raffte meine Seele sich auf, ihn zu halten, den theuren Scheidenden und meine Arme zückten von selbst nach ihm. Weh! Alabanda! Alabanda! rief ich, und ein dumpfes Lebewohl hört' ich vom Schiffe herüber.

### Hyperion an Bellarmin.

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen sollte, noch bis zum Abend sich auf, nachdem Alabanda schon den Morgen seinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blickte still, von den Schmerzen des Abschieds müd', in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstag der langsam sterbenden Jugend überzählte mein Geist und irre, wie die schöne Taube, schwebt' er über dem Künftigen. Ich wollte mich stärken, ich nahm mein längst vergessenes Lautenspiel hervor, um mir ein Schicksalslied zu singen, das ich einst in glücklicher unverständiger Jugend meinem Adamas nachgesprochen.

Ihr wandelt droben im Licht

Auf weichem Boden, selige Genien!

Glänzende Götterlüfte

Rühren euch leicht,  
Wie die Finger der Künstlerin  
Heilige Saiten.

Schlaflos, wie der schlafende  
Säugling, athmen die Himmlischen;  
Reusch bewahrt  
In bescheidener Knospe,  
Blühet ewig  
Ihnen der Geist,  
Und die seligen Augen  
•      Blicken in stiller  
Ewigar Klarheit.

Doch uns ist gegeben,  
Auf keiner Stätte zu ruhn,  
Es schwinden, es fallen  
Die leidenden Menschen  
Blinblings von einer  
Stunde zur andern,  
Wie Wasser von Klippe  
Zu Klippe geworfen,  
Jahr lang ins Ungewisse hinab.

So sang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

So bist Du noch auf Erden? schrieb sie, und siehest das Tageslicht noch? Ich dachte Dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als Du nachher wünschtest, den Brief erhalten, den Du vor der Schlacht bei Ischesme schriebst und so lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, Du habst dem Tode Dich in die Arme geworfen, ehe Dein Diener ankam mit der frohen Botschaft, daß Du noch lebest. Ich hatt' auch ohnedies noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich Dich wußte, sey mit aller Mannschaft in die Luft geflogen.

Aber, o süße Stimme! noch hört' ich Dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und Deine schöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom unsers künftigen Glücks, hat einen Augenblick auch mich getäuscht.

Lieber Träumer, warum muß ich Dich wecken? warum kann



ich nicht sagen, komm, und mache wahr die schöne Lage, die Du mir verheißest! Aber es ist zu spät, Hyperion, es ist zu spät. Dein Mädchen ist verweltet, seitdem Du fort bist, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt, und nur ein kleiner Rest ist übrig. Entsetze Dich nicht! Es läutert sich alles Natürliche, und überall windet die Blüthe des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe sich los.

Liebster Hyperion! Du dachtest wohl nicht, mein Schwanenlied in diesem Jahre zu hören.

#### Fortsetzung.

Bald, da Du fort warst, und noch in den Tagen des Abschieds fing es an. Eine Kraft im Geiste, vor der ich erschrock, ein innres Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und schwand, wie Nachtlampen im Morgenroth — soll ichs sagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeisterrung einen Tempel bauen unter den Felsen des alten Parnas, und, eine neue Pythia, die schlaffen Völker mit Göttersprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlassnen allen hätte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, so mächtig war der Geist des Lebens in mir! Doch müder und müder wurden die sterblichen Glieder und die ängstigende Schwere zog mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner stillen Laube hab' ich um der Jugend Rosen geweint! sie welkten und welkten, und nur von Thränen färbte Deines Mädchens Wange sich roth. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da stand einst Deine Diotima, Dein Kind, Hyperion, vor Deinen glücklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen sich friedlich zusammen in ihr; nun ging sie, eine Fremdlingin unter den Knospen des Mai's, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen, nickten ihr freundlich, sie aber konnte nicht trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abschied um den andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

Ach! oft mit schwerer süßer Mühe bin ich noch, so lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo Du bei Notara

gewohnt, und habe von Dir mit dem Freunde gesprochen, so leichtem Sinne, als möglich war, damit er nichts von mir Dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit Dir hinab sah, und hinaus in die offene Natur, ach! wo ich stand, von Deinen Händen gehalten, von Deinen Augen umlauscht, im ersten, schauernden Erwärmen der Liebe, und die überwältigende Seele auszugießen wünschte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Leid, und, wie ein scheuer Vogel, irrte mein Blick und wagte es kaum, die schöne Erde anzusehn, von der ich scheiden sollte.

#### Fortsetzung.

So ist's mit Deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod Dir nicht! Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele Schuld daran.

Soll ich sagen, mich habe der Gram um Dich getödtet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieser Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Gestalt und Anmuth; Deinem Lieblichen zur Ehre stirbst du, konnt' ich nun mir sagen. —

Oder ist mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeisterungen unserer Liebe und hält sie darum mir nun, wie ein übermüthiger Jüngling, in der bescheidenen Heimath nicht mehr? sprich! war es meines Herzens Leppigkeit, die mich entzweite mit dem sterblichen Leben? ist die Natur in mir durch Dich, Du Herrlicher! zu stolz geworden, um sich länger gefallen zu lassen auf diesem mittelmäßigen Sterne? Aber hast Du sie fliegen gelehrt, warum lehrst Du meine Seele nicht auch, Dir wiederzukehren? Hast Du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hütetest Du mir es nicht? — Höre mich, Lieber! um Deiner schönen Seele willen! klage Du Dich über meinen Tod nicht an!

Konntest Du dann mich halten, als Dein Schicksal Dir denselben Weg wies? und, hättest Du im Heldenkampfe Deines Herzens mir geprediget: — laß dir genügen, Kind! und schied' in

die Zeit dich — wärst Du nicht der eitelste von allen eiteln gewesen?

Fortsetzung.

Ich will es Dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, Dein Geist war in mich übergegangen; aber das hätte schwerlich geschadet, und nur Dein Schicksal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch Dich, sie wäre durch Dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, Du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, Du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in Deine umfangenden Arme gebannt; ach! Einer Deiner Herzensblicke hätte mich fest gehalten, Eine Deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen, gesunden Kinde gemacht; doch da Dein eigen Schicksal Dich in Geistesensamkeit, wie Wasserfluth auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, Dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sey aufgefliegen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

Ich habe viele Worte gemacht, und stillschweigend starb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus und das Vaterland rang. Was konnt' ich aber bessers in den besten meiner letzten Lebenstage thun? — Auch treibt mich's immer, mancherlei zu sagen. Stille war mein Leben; mein Tod ist be-  
redt. Genug!

Fortsetzung.

Nur Eines muß ich Dir noch sagen.

Du müßtest untergehn, verzweifeln müßtest Du, doch wird der Geist Dich retten. Dich wird kein Lorbeer trösten und kein Myrthenkranz; der Olymp wird's, der Lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne Dir blüht. Die schöne Welt ist Dein Olymp; in diesem wirst Du leben, und mit den heiligen Wesen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit diesen wirst Du freudig sehn.

O seyd willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefver-

mißten, Verkannten! Kinder und Älteste! Sonn' und Erd' und Aether mit allen lebenden Seelen, die um euch spielen, die ihr umspielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesversuchenden Menschen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die Götterfamilie, nehmt in die Heimath der Natur sie auf, aus der sie entwichen! —

Du kennst dies Wort, Hyperion! Du hast es angefangen in mir. Du wirst's vollenden in Dir, und dann erst ruhn.

Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechisch Mädchen zu sterben.

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Noth nur dienen und den Genius verschmähn, und Dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheun die Götterfreiheit, die der Tod uns gibt!

Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so groß? — Ich werde sehn. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammen hält? wie sollt ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu sehn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

Ich werde sehn; ich frage nicht, was ich werde. Zu sehn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es gibt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle

wollen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Afforde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Aeltesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengotts und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniß feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen, den majestätischen Zug geleiten.

Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

Trauernder Jüngling! bald, bald wirst Du glücklicher sehn. Dir ist Dein Lorbeer nicht gereift und Deine Myrthen verblühten, denn Priester sollst Du sehn der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen Dir schon.

O könnt' ich Dich sehn in Deiner künftigen Schöne! Lebe wohl.

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worin er mir schrieb:

Den Tag, nachdem sie Dir zum letztenmal geschrieben, wurde sie ganz ruhig, sprach noch wenig Worte, sagte dann auch, daß sie lieber möcht' im Feuer von der Erde scheiden; als begraben sehn, und ihre Asche sollten wir in eine Urne sammeln, und in den Wald sie stellen, an den Ort, wo Du, mein Theurer! ihr zuerst begegnet wärst. Bald darauf, da es anfang, dunkel zu werden, sagte sie uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht', und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir sie athmen. Da es dann ganz still wurde und ich nichts mehr hörte, ging ich hin zu ihr und lauschte.

O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unsre Klagen weckten sie nicht mehr.

Es ist ein furchtbares Geheimniß, daß ein solches Leben

sterben soll und ich will es Dir gestehn, ich selber habe weder Sinn noch Glauben, seit ich das mit ansah.

Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schläfrig Leben, wie das unsre nun ist.

Die Fliegen abzuwehren, das ist künftig unsre Arbeit und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürrn Feigenwurzel, das ist endlich unsre Freude. Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, scheint mir eine Lust, doch alt zu werden, da wo alles alt ist, scheint mir schlimmer, denn alles. —

Ich möchte fast Dir rathe, mein Hyperion! daß Du nicht hierher kommst. Ich kenne Dich. Es würde Dir die Sinne nehmen. Uebrigens bist Du nicht sicher hier. Mein Theurer! denk' an Diotima's Mutter, denk' an mich und schone Dich!

Ich will es Dir gestehn, mir schaudert, wenn ich Dein Schicksal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer trockne nicht die tiefern Quellen, nur den seichtesten Regenbach aus. Ich habe Dich in Augenblicken gesehen, Hyperion! wo Du mir ein höher Wesen schienst. Du bist nun auf der Probe, und es muß sich zeigen, wer Du bist. Leb' wohl.

So schrieb Notara; und Du fragst, mein Bellarmin! wie jetzt mir ist, indem ich dies erzähle?

Bester! ich bin ruhig, denn ich will nichts bessers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt' ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sehn, wie ein Kind und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! werth ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sehn, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein andrer Gefährte, denn er. —

Damals schrieb ich an Notara, als ich wieder anfang aufzuleben, von Sicilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerst gebracht:

Ich habe Dir gehorcht, mein Theurer! bin schon weit von euch und will Dir nun auch Nachricht geben; aber schwer wird mir das Wort; das darf ich wohl gestehen. Die Seligen, wo

Diotima nun ist, sprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Trauernden, ist auch die Rede am Ende.

Einen schönen Tod ist meine Diotima gestorben; da hast Du recht; das ist auch, was mich aufweckt, und meine Seele mir wiedergibt.

Aber es ist die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabnen, wenn sie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimatlichen Insel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verschließt, ach! dennoch, dennoch, wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft an's Vergang'ne mich mehr.

Ja! es ist alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir sagen, muß damit die Seele mir binden, daß sie ruhig bleibt, sich nicht erhitze in ungereimten, kindischen Versuchen.

Es ist alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, schöne Gottheit, wie du um Adonis einst geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder, und meines Herzens Wort hat seine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

O Gott! und daß ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wüthenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und, daß sie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

Wär' es nur nicht gar zu trostlos, allein sich unter die närrische Menge zu werfen und zerrissen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut sich nur nicht schämen, mit dem Knechtsblut sich zu mischen! o gäb es eine Fahne, Götter! wo mein Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren sie verbluten könnte, all die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist! Noch besser wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neu versammelten Agora unsers Volks mit großer Lust den großen Kummer stillen; aber davon schweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an Alles denke.

Ach Notara; auch mit mir ist's aus; verleidet ist mir meine eigene Seele, weil ich ihr's vorwerfen muß, daß Diotima todt ist, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben sie doch meine Diotima mir vergiftet!

Und nun sage mir, wo ist noch eine Zuflucht? — Gestern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebenslust sich da hinab warf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müssen am Feuer sich wärmen, sagt' ein Spötter ihm nach.

O wie gerne hätt' ich solchen Spott auf mich geladen! aber man muß sich höher achten, denn ich mich achte, um so ungerufen der Natur an's Herz zu fliegen, oder wie Du es sonst noch heißen magst, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab' ich keinen Namen für die Dinge und es ist mir alles ungewiß.

Notara! und nun sage mir, wo ist noch Zuflucht?

In Kalaurea's Wäldern? — Ja! im grünen Dunkel dort, wo unsre Bäume, die Vertrauten unsrer Liebe stehn, wo, wie ein Abendroth, ihr sterbend Laub auf Diotima's Urne fällt und ihre schönen Häupter sich auf Diotima's Urne neigen, mäßig alternd, bis auch sie zusammensinken über der geliebten Asche, — da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

Aber Du räthst mir, weg zu bleiben, meinst, ich sey nicht sicher in Kalaurea und das mag so sehn.

Ich weiß es wohl, Du wirst an Alabanda mich verweisen. Aber höre nur! zertrümmert ist er! verwittert ist der feste, schlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne auflesen und damit ein lustig Feuer sich machen. Er ist fort; er hat gewisse gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geschickt sind, jedem abzuhelpen, dem das Leben etwas schwer aufliegt; zu diesen ist er auf Besuch gegangen, und warum? weil sonst nichts für ihn zu thun ist, oder, wenn Du alles wissen willst, weil eine Leidenschaft am Herzen ihm nagt, und weißt Du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glücklich — armer Alabanda! nun gehört sie dir und mir!

Er fuhr nach Osten hinaus, und ich, ich schiffe nach Nordwest, weil es die Gelegenheit so haben will. —



Und nun lebt wohl, ihr Alle! all' ihr Theuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all', ihr Leidenden!

Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelsen und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt — und ach! ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermuth anhub, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Thäler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr sonst die selige Gestalt gesehn, ihr Bäume, wo sie sich erheitert, ihr Frühlinge, wo sie gelebt, die Holde mit den Blumen, scheidet, scheidet nicht aus mir! doch, soll es seyn, ihr süßen Angedenken! so erlöschet auch ihr und laßt mich, denn es kann der Mensch nichts ändern und das Licht des Lebens kommt und scheidet, wie es will.

### Hyperion an Bellarmin.

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathlose blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und schöne Seelen ihm begegneten — Wie anders ging es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Armutlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — daß, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrisser wäre, wie die Deutschen. Handwerker stehst Du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gefesselte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände

und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, in dessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich erschöpfen, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur seyn, mit Ernst, mit Liebe muß er das seyn, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Aechterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos seyn für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassnen Unnatur auf solchem Volke. —

Die Tugenden der Alten seyen nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem müßigen Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönerm gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage Dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herab gewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gefest, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne

warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergift und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach' und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwätz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all' ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgenthau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß sie seyn, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt! —

Es ist auch herzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler steht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht, wie der Dulder Ulf, da er in Bettlersgestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volk' heran; Du siehst sie sieben Jahre später, und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grassalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren

Proteuskünften den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter, schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es ist auf Erden alles unvollkommen, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlassenen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und übervoll von kalter, stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Bruderschaft den Städten und den Häusern bringt.

Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austerlebens willen, alle Schmach, weil Höheres sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk' und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Ueppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kommt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kommt! —

Genug! Du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in Deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

## Hyperion an Bellarmin.

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt' es nie so ganz erfahren jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, Du Lieber! — wenn ich im Grase ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinspfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die lustigen, umschifft' und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber, vom süßen Schlummer gesättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Thäler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttliche heitre, den gewohnten Pfad daher kam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all' ihre Kinder wieder sich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu theilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Thal hinein gerieth,

zur Wiege des Duells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatten war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säufelte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen, wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken —

O Sonne, o ihr Lüfte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sehn, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sehn! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich gethan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne sehd, ihr Todten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld', an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felsen und überhängender Blüthenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimathlichen Aether lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. Diotima, rief ich, wo bist du, o wo bist du? Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen, die der irre Menscheng Geist mißkennt!

Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

O liebes Wort aus heil'gem Munde, rief ich, da ich wieder erwacht war, liebes Räthsel, saß' ich dich?

Und Einmal sah' ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig

war und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es aufsteigt und die Asche hinter sich läßt —

„O du, so dacht' ich, mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschen dingen den Traum und sage, „nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, „es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen „Flammen!

„Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, „daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Göt- „ter, die Lebendigen, die Seligstollen!

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte von dir, o laß „sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, „o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine „Gipfel umathme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich „und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Saamkorn „herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und „ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist un- „sere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstlich von „außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lie- „ben den Aether doch all' und innigst im Innersten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und „die Thränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind „wir, stimmen zusammen in deinem Wohlklang, Natur! wer reiht „den? wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! „du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist „denn der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der „leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch „alles aus Luft, und endet doch doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der „Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte „findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Andern und einiges, „ewiges, glühendes Leben ist Alles.“

So dacht' ich. Nächstens mehr.

# D r u c k f e h l e r.

## Erster Band.

### Erste Abtheilung.

45. 3. 8 v. o. lies Liebe statt Lebe.  
 — 55. — 11 v. u. l. reinem st. reifem.  
 — 115. — 13 v. o. l. breitet st. bereitet.  
 — 133. — 5 v. u. l. furchtbar,  
     Ein kräft'ger Gegner; glaub' es u. f. w.  
 — 139. — 3 v. u. l. nur st. mir.  
 — 140. — 10 v. u. l. hört' st. hör'.  
 — 146. — 7 v. o. l. Du allein st. Du, allein.  
 — 153. — 9 v. u. l. lad' er st. laden.  
 — 159. — 16 v. o. l. wart's st. ward's.  
 — 164. — 20 v. o. l. seinem st. seinen.  
 — 179. — 5 v. o. l. Bis st. Bist.  
 — — — 8 v. u. l. öffnet' st. öffnet.  
 — 184. — 17 v. o. l. senden, st. senden.  
 — 190. — 10 v. u. l. Einer st. einer.  
 — 194. — 6 v. o. l. Ich ihn nicht wieder st. Ich ihn wieder.  
 — 197. — 9 v. o. l. glänzt' st. glänzt.  
 — 200. — 6 v. o. l. Wogenwüste st. Wogewüste.  
 — 202. — 3 v. o. l. froher st. früher.  
 — 209. — 5 v. o. l. abelt st. abelt'.  
 — 211. — 2 v. u. l. jetzt zu einsam sich st. jetzt, zu einsam sich,

### Zweite Abtheilung.

37. 3. 5 v. o. lies dacht' statt dachte'.  
 — 60. — 15 v. o. l. laß st. laß.  
 — 76. — 2 v. o. l. ἐν διασπορῶν ἐαυτῶ.  
 — 84. — 2 v. o. l. ἀναῖρα — ἐκεῖ — ὅθεν — ἤκει — ὡς.  
 — 123. — 15 v. u. l. Zimmer, Deine st. Zimmer Deine.  
 — 127. — 3 v. o. l. Seufzen. st. Seufzen?  
 — — — 11 v. u. l. Rächeln: da! st. Rächeln! da!  
 — 130. — 8 v. o. l. größte st. GröÙe.  
 — 138. — 12 v. u. l. scheiden, als st. scheiden; als.  
 — 144. — 11 v. u. l. Guten, sie st. Guten, Sie.





**Friedrich Hölderlin's**  
**sämmtliche Werke**

herausgegeben

von

**Christoph Theodor Schwab.**

**Zweiter Band.**

**Nachlaß und Biographie.**



**Stuttgart und Tübingen.**

**J. G. Cotta'scher Verlag.**

**1846.**

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

## Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

### Hölderlins Briefwechsel.

Briefe Hölderlins an die Seinigen und seinen Jugendfreund Nast	Seite 3
Briefe an Neuffer	89

### Vermischte Briefe.

Hölderlin an Schiller	133
Schiller an Hölderlin	140
Hölderlin an Schiller	141
Schiller an Hölderlin	147
Hölderlin an Schiller	148
Hegel an Hölderlin	153
Hölderlin an einen Ungenannten	154
Hölderlin an Schelling. (Concept)	156

### Jugendgedichte.

Das menschliche Leben	163
Männerjubiläum	164
Gustav Adolph	166
Reppeler	167
An Thills Grab	168
An die Ruhe	169
Melodie, an Lida	171
Hymne an die Liebe	173
Lied der Liebe	175
Lied der Freundschaft	177
An die Stille	180
Meine Genesung	181

## VI

	Seite
Hymne an die Muse . . . . .	183
Hymne an die Freiheit . . . . .	187
Hymne an die Göttin der Harmonie . . . . .	190
Hymne an die Menschheit . . . . .	195
Hymne an die Schönheit . . . . .	198
Hymne an die Freundschaft . . . . .	202
Hymne an den Genius der Jugend . . . . .	206
Hymne an die Freiheit . . . . .	210
Ranton Schwyz . . . . .	214
Einladung . . . . .	217
Diotima . . . . .	218
Patmos. An den Landgrafen von Hessen-Homburg . . . . .	222

### Prosaisches.

Fragment von Hyperion . . . . .	231
Grund zum Empebokles . . . . .	253

Hölderlins Leben . . . . .	263
----------------------------	-----

### Gedichte aus der Zeit des Irrsinns.

Chiron . . . . .	337
Thränen . . . . .	339
Blödigkeit . . . . .	339
Ganymed . . . . .	340
Halbte des Lebens . . . . .	341
Lebensalter . . . . .	341
Der Winkel von Hart . . . . .	342
Der Frühling . . . . .	342
Der Kirchhof . . . . .	343
Der Spaziergang . . . . .	343
Das fröhliche Leben . . . . .	344
Der Herbst . . . . .	345
Der Winter . . . . .	346
Der Frühling . . . . .	347
Der Sommer . . . . .	347
Höhere Menschheit . . . . .	347

### Anhang.

Der Homerische Achill. Fragment . . . . .	351
An Landauer . . . . .	351

# Hölderlin's Briefwechsel.



# **Briefe Hölderlin's**

an die

**Seinigen und seinen Jugendfreund Raft.**





## Hölderlin an Mast.

Maulbronn, 1788.

Lieber Bruder!

Da leg' ich meinen Dffian weg, und komme zu Dir. Ich habe meine Seele geweidet an den Selben des Varden, habe mit ihm getrauert, wann er trauerte über sterbende Mädchen.

Und so — war ich gestimmt — um etliche Augenblicke ganz für Dich zu sehn.

Lange, lange schon ist's freilich, daß wir nichts mehr von einander hören — und denke, Bruder, die ganze Vakanz war ich kaum eine Meile von Dir und konnte — unmöglich hin — nicht auf einen halben Tag. Da saß ich ganze vier Wochen am Todtenbette meiner Tante in Gröningen, und lernte dulden — von ihr! und jetzt Bruder, jetzt ist sie todt!

O Bruder! sie soll so ganz mein seliger Vater gewesen sehn, ich hab' ihn nie gekannt, ich war drei Jahr alt, als er starb, aber ein herrlicher Mann muß er gewesen seyn, wenn er war, wie sie. Wann sie so unter den unaussprechlichsten Schmerzen trauernd zum Himmel sah, und sie in todesnahen Stunden die Sprache verlor, und ich für sie betete — und sie dann schnell wieder aus ihrem Nötheln aufwachte, und staunte, daß sie noch auf der Erde sey. — Bruder! Bruder da ließ sich viel lernen! Und als ich wieder hieher reiste, und auf Nimmersehen von ihr Abschied nahm, und sie sagte — „wann wir uns auf dieser Welt nimmer sehen, so finden wir uns in jener.“ O! diese Worte vergeß' ich nie! Es ist des Menschen seligster Gedanke, der Gedanke an die Ewigkeit — Wenn ich oft so düster zu meiner Louise komme, und über Menschen klage — und mir für die Zukunft bange wird — da mahnt sie mich an die Ewigkeit — und das sind selige Stunden.

Meine Gedichte sind wirklich auf der Wanderschaft; — wann sie wieder ohne blutige Köpfe nach Haus kommen — und (sie) ihr Hr. Papa Hölderlin nicht aus väterlicher Vorsicht wieder ein halb Jahr ins Pult einsperret, (denn es sind gar zu dumme Jungen) nun ja! wann dieß nicht ist, sollen sie auch nach Leonberg marschiren.

Auf Pfingsten, Bruder, — wann Dir Dein Hölderlin lieb ist — wann Du ihn noch 'mal sehen willst — (am nächsten Herbst muß ich geradenwegs nach Haus, und dann nach Tübingen) lieber, lieber Bruder! im Namen aller Maulbronner Lieben bitt' ich Dich, komme! Deine verehrungswürdige Freundin bitt' ich — sag's ihr nur, ich bitte gehorsamst, daß sie ihrem Rast sage, er möchte seinen Freund doch nicht so umsonst hoffen lassen.

Seh so gut, und schick mir den Pfeffer, und Brutus und Cäsar. . . .

O wann Du nur gewiß kommst! Nur diesmal lasse mich nicht vergebens hoffen — Ich bin ja  
Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an seine Mutter.

Von Tübingen während seiner Studienzeit.

Liebste Mama!

Sie haben mich ganz beschämt mit Ihrer Güte. Ich bin noch so weit hinter Ihnen zurück im Guten, und Sie geben mir so viele Gelegenheit, Ihnen nachzuahmen. Verzeihen Sie, liebe Mama! wenn mir ein Wort in meinem vorigen Briefe entfallen ist, das der kindlichen Ehrfurcht zuwider seyn mag. — Mit der Verlängnung der Reise nach Nürtingen ist es mein ganzer Ernst. Ich konnte doch in der kurzen Zeit meines Aufenthalts selten recht um Sie seyn, und auf längere Zeit bekomme ich doch keine Erlaubniß. Wenn's aber möglich ist, komm' ich noch diesen Monat. — Hier haben Sie meine gestern (als am

Sonntage) abgelegte Predigt. Ich war diesmal ein wenig weitläufiger, als in meiner ersten. Ich führte gerne eine Materie aus, deren genaue und richtige Erkenntniß mir täglich wichtiger wird. Derjenige Theil derselben in welchem gesagt wird, ohne Glauben an Christum finde, wenn man die Sache genau prüfe, gar keine Religion, keine Gewißheit vom Gott und Unsterblichkeit statt, ist es, womit ich mich seit einiger Zeit anhaltender als sonst beschäftige. Ich glaube, es gibt viele gute Christen, die nicht von jenem Sage nach seinem ganzen Umfange überzeugt sind, nicht als ob sie nicht glauben, wenn der Sag ihnen entwickelt wird, sondern weil sie nicht in Lagen kommen, wo sie die ganze Nothwendigkeit der christlichen Religion von jener Seite kennen lernen. Erlauben Sie, liebe Mama! daß ich Ihnen sage, wie ich nach und nach dahin gebracht wurde. Ich studirte denselben Theil der Weltweisheit, der von den Beweisen der Vernunft für das Daseyn Gottes und von seinen Eigenschaften, die wir aus der Natur erkennen sollen, mit einem Interesse dafür, dessen ich mich nicht schäme, wenn es gleich auf einige Zeit mich auf Gedanken führte, die Sie vielleicht unruhig gemacht hätten, wenn Sie sie gekannt hätten. Ich ahnete nämlich bald, daß jene Beweise der Vernunft für's Daseyn Gottes, und auch für Unsterblichkeit, so unvollkommen wären, daß sie von scharfen Gegnern ganz oder doch wenigstens nach ihren Haupttheilen würden umgestoßen werden können. In dieser Zeit fielen mir Schriften über und von Spinoza, einem großen edeln Manne aus dem vorigen Jahrhundert, und doch Gottesläugner nach strengen Begriffen, in die Hände. Ich fand, daß man, wenn man genau prüft, mit der Vernunft, der kalten vom Herzen verlassenen Vernunft auf seine Ideen kommen muß, wenn man nämlich alles erklären will. Aber da blieb mir der Glaube meines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben ist, übrig. Zweifeln wir aber nicht gerade an dem am meisten, was wir wünschen? (wie ich auch in meiner Predigt sage). Wer hilft uns aus diesen Labyrinthen? — Christus. Er zeigt durch Wunder, daß er das ist, was er von sich sagt, daß er Gott ist. Er lehrt uns Daseyn der Gottheit und Liebe und Weisheit und Allmacht der Gottheit so

deutlich. Und er muß wissen, daß ein Gott, und was Gott ist, denn er ist aufs innigste verbunden mit der Gottheit. Ist Gott selbst.

Das ist seit einem Jahre der Gang meiner Erkenntnisse von der Gottheit.

Meiner lieben Niece und Karl, der mir doch auch wieder etwas schicken soll, tausend Grüße. — Es soll mich freuen, wenn der liebe Onkel Pfarrer in Löchgau wird. Vielleicht ist dieß das Plätzchen, wo ich einmal etliche ruhige Vikariatsjahre leben kann. — Für das überschickte bezeige ich meinen tausendfachen Dank. . . .

Ich bin

Ihr

gehorsamster Sohn  
Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Von Tübingen, in der letzten Zeit von Hölderlins Universitätsaufenthalt.

Das war brav, lieber Karl, daß Du mir auch einmal wieder schreibst. Daß Du Theil nehmen würdest an meiner Freude über die neue Bekanntschaft, konnt' ich vermuthen. Ich werd's auch nie vergessen, wie lieb wir uns hatten, als Buben, und als Jünglinge. Sieh! lieber Karl, das dacht' ich auch, als Du über Mangel eines Freundes klagtest. Ich kenn' es wohl, dieses Erwachen des jugendlichen Herzens, ich habe sie auch gelebt, die goldnen Tage, wo man sich so warm und brüderlich an alles anschließt, und wo einem doch die Theilnahme an Allem nicht genügt, wo man Eines will, Einen Freund, in dem sich unsere Seele wiederfinde und freue. Soll ich Dir's gestehen, ich bin bald über diese schöne Periode hinaus. Ich hange nicht mehr so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden auch in der eingeschränktesten Erfahrung. Aber ich liebe die große schöne

Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und thätig, unsere Enkel werden besser seyn als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmenden Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage. Diese Keime von Aufklärung, diese stillen Wünsche und Bestrebungen Einzelner zur Bildung des Menschengeschlechts werden sich ausbreiten und verstärken, und herrliche Früchte tragen. Sieh! lieber Karl! Dies ist, woran nun mein Herz hängt. Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche, und meiner Thätigkeit — dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden. Und so, glaub' ich, geschieht es, daß ich mit etwas weniger Wärme an einzelne Menschen mich anschließe. Ich möchte ins Allgemeine wirken, das Allgemeine läßt uns das Einzelne nicht gerade hintansetzen, aber doch leben wir nicht so mit ganzer Seele für das Einzelne, wenn das Allgemeine einmal ein Gegenstand unserer Wünsche und Bestrebungen geworden ist. Aber dennoch kann ich noch Freund eines Freundes seyn. Vielleicht kein so zärtlicher Freund wie ehemals, aber ein treuer, thätiger Freund. O! und wenn ich eine Seele finde, die, wie ich, nach jenem Ziele hinstrebt, die ist mir theuer, über alles theuer. Und nun, Herzensbruder! jenes Ziel, Bildung, Besserung des Menschengeschlechts, jenes Ziel das wir in unserm Erdenleben vielleicht nur unvollkommen erreichen, das aber doch um so leichter erreicht werden wird von der bessern Nachwelt, je mehr auch wir in unserem Wirkungskreise vorbereitet haben — jenes Ziel, mein Karl! lebst, ich weiß es, vielleicht nur nicht klar auch in Deiner Seele. Willst Du mich zum Freunde; so soll jenes Ziel das Band seyn, das von nun an unsere Herzen fester, unzertrennlicher, inniger vereinigt. O! es gibt viele Brüder, aber Bruder, die solche Freunde sind, gibts wenige. Lebe wohl. Der lieben Mama tausend herzliche Grüße.

Dein

Fritz.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Waltershäusen bei Weiningen, den 21. Mai 1794.

Lieber Bruder!

Das war brav, daß Du mir einmal Deine Existenz und Dein brüderliches Andenken kund thatest. Ich dachte schon oft indeß an Dich, seit der Stunde, wo wir uns auf dem Felde schieden, und so lange nicht scheiden konnten.

Jetzt scheint mir die Entfernung immer so himmelweit, und ich meine oft, ich müßte geschwind einen Flug zu euch Lieben wagen. Aber bis dahin mögen wir wohl noch um manchen Tag älter werden.

Ich zweifle, ob ich meine gegenwärtige Lage so schnell verlassen werde. Ich habe Muße zur Selbstbildung, auch Veranlassung von außen, und, wenn die Tage gut sind, gelten mir meine übrigen Beschäftigungen für Erholungsstunden. Es ist noch ungewiß, ob ich nächsten Winter nicht so wohl in Weimar als in Jena zubringen werde. Beides ist mir, wie Du Dir denken kannst, höchst angenehm. Hier leb' ich sehr still. Ich erinnere mich nur weniger Perioden aus meinem Leben, die ich immer so mit gleicher Fassung und Ruhe zugebracht hätte.

Du weißt es, Bruder! welch' ein Werth darin liegt, daß man sich durch nichts zerstreut. Du hast dieses Glück auch. Genieß' es! Wenn einem auch nur Eine Stunde vom Tage übrig bleibt, zu freier Thätigkeit des Geistes, wo man seine angelegentlichsten edelsten Bedürfnisse besorgen kann, so ist's viel, wenigstens genug, um sich für die übrige Zeit zu stärken und zu erheitern.

Bruder! halte Dein besseres Selbst empor, und laß es durch nichts niederdrücken, durch nichts! Es liegt mir sehr viel daran, zu wissen, welche Richtung Dein Geist nimmt. Sey so gut, Lieber, und benachrichtige mich, so oft Du kannst, davon. Von meinen eignen Beschäftigungen will ich Dir nächstens Rechenschaft geben. Ich habe jetzt Etwas unter den Händen, wovon ich nicht sprechen mag, bis ich damit im Reinen bin.

Kannst Du die neuesten Stücke von Schillers *Ithalia*, oder *Erwalds Urania*, oder auch der schwäbischen *Flora* auffinden,

so siehe nach meinem Namen, und denke meiner! Es sind aber meist Kleinigkeiten, die Du dort finden wirst. Meine einzige Lektüre aber ist Kant für jetzt. Immer mehr enthüllt sich mir dieser herrliche Geist.

Es freut mich sehr für euch, daß die liebe Fr. Großmama da ist. Tausend herzliche Empfehlungen. Sie ist doch wieder ganz wohl? Daß meine kleine Nichte so wacker gedeiht, war auch eine recht angenehme Nachricht für mich.

Nach Blaubeuren will ich schreiben. Die liebe Mutter wird von der Frau von Kolb gebeten, mit dem Kirschengeist zu warten, bis die heurigen Kirschen gereift sind, und es dann in Krügen und einem Kästchen zu schicken. Mein Fritz ist wieder ganz wohl, und macht mir immer viel Freude. Ich fand nicht leicht so ein gutes Kind.

Behüt' euch Gott! ihr Lieben!

Euer

Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Waltershausen, den 21. August 1794.

Ich bin Dein Schuldner von lange her, lieber Bruder! Aber in dem Vertrage, den unsere Herzen gestiftet, steht ja nicht geschrieben, daß wir mit einander viele Worte machen, und recht lange Briefe schreiben sollen, sondern daß wir Männer werden, und nur unter dieser Bedingung uns gegenseitig als Brüder anerkennen wollen. Unter rastloser Thätigkeit reist man zum Manne, unter dem Bestreben, aus Pflicht zu handeln, auch wenn sie nicht viel Freude bringt, auch wenn sie eine sehr kleine Pflicht scheint, wenn sie nur Pflicht ist, reist man zum Manne; unter Verläugnung der Wünsche, unter Entsagung und Ueberwindung des selbstsüchtigen Theils unseres Wesens, dem es nur immer recht bequem und wohl seyn soll, unter stillem Harren, bis ein größerer Wirkungskreis sich aufthut, und unter der Ueberzeugung, daß es auch Größe sey, seine Kräfte auf einen engen Wirkungskreis einzuschränken, wenn



Gutes dabei herauskömmt, und kein größerer Wirkungskreis sich aufthut; unter einer Ruhe, die keine Schwachheit der Menschen empörte, und kein eitler Prunk derselben, keine falsche Größe, keine vermeintliche Demüthigung in Verwirrung setzt, die nur durch Schmerz und Freude über das Wohl oder Weh der Menschheit, nur durch das Gefühl eigener Unvollkommenheit unterbrochen wird, reißt man zum Manne; unter dem unablässigen Bestreben seine Begriffe zu berichtigen und zu erweitern, unter der unerschütterlichen Maxime, in Beurtheilung aller möglichen Behauptungen und Handlungen, in Beurtheilung ihrer Rechtmäßigkeit und Vernunftmäßigkeit schlechterdings keine Autorität anzuerkennen, sondern selbst zu prüfen, unter der heiligen unerschütterlichen Maxime, sein Gewissen nie von eigener oder fremder Austerphilosophie, von der stockfinstern Aufklärung, von dem hochwohlweisen Unsinne beschwagen zu lassen, der so manche heilige Pflicht mit dem Namen Vorurtheil schändet, aber eben so wenig sich von den Thoren oder Bösewichtern irre machen zu lassen, die unter dem Namen der Freigeisterei und des Freiheitschwinds einen denkenden Geist, ein Wesen, das seine Würde und seine Rechte in der Person der Menschheit fühlt, verdammen möchten oder lächerlich machen, unter all' diesem, und vielem andern reißt man zum Manne. Wir müssen große Forderungen an uns machen, Bruder meines Herzens! Wollten wir sehn, wie die Armseligen, denen es so wohl ist in dem Bewußtseyn ihres kleinen Werths? Glaube mir, mir wird sonderbar zu Muth, wenn ich der Hoffnungen gedenke, die man sich vom folgenden Jahrhundert macht, und die verkrüppelten, kleingeistlichen, rohen, anmaßlichen, unwissenden, trägen Jünglinge dagegen stelle, deren es überall so viele gibt, und die alsdann ihre Rolle spielen sollen. Die wenigen, die noch eine Ausnahme machen, müssen sich ermuntern und unterstützen. Noch etwas! Es ist jetzt noth, daß man sich sagt: sey klug, sprich nichts, so wahr es auch ist, wenn Du sicher bist, es wird kein Zweck dadurch erreicht. Opf're nie Dein Gewissen der Klugheit auf. Aber sey klug. Es ist ein goldner Spruch: Werft eure Perlen nicht vor die Schweine. Und was Du thust, thue es nie in der Hitze. Ueberdenke kalt! und führe mit Feuer aus! — Ich bin gewiß, daß Du mit mir darin einig bist, daß

Brüder so mit einander sprechen müssen. Beigelegter Brief ist von der Majorin an unsere liebe Mutter. Es ist ein Beweis, wie selten man seine Schuldigkeit thut, bei der Erziehung, wenn ein Erzieher, der im Allgemeinen nach Ueberzeugung und Gewissen handelt, bei tausend Fehlern, die er macht, als etwas Seltnes betrachtet wird.

Letzten Sonntag war ich auf dem Gleichberge, der sich eine Stunde von Römheld über die weite Ebene erhebt. Ich hatte gegen Osten das Fichtelgebirge (an der Gränze von Franken und Böhmen), gegen Westen das Gebirge, das die Gränze von Franken und Hessen, gegen Norden den Thüringer Wald, der die Gränze von Franken und Thüringen macht, gegen mein liebes Schwaben hinein, südwestlich, den Staigermwald am Ende meines Horizonts. So studirt' ich am liebsten die Geographie der beiden Halbkugeln, wenn es seyn könnte! Schreibe mir doch auch recht viel von Deinen Beschäftigungen, von den sorglichen oder freudigen Tagen der lieben Mutter, von den Umständen aller der theuren Unsrigen, von meinen Bekannten, von H., B., G., u. kurz von allen, die Du kennst, und die mich nur einigermaßen interessiren können. Grüße mir alle bei Gelegenheit recht herzlich! —

Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu seyn. Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewiß! Amen.

Dein

Fritz.

### Hölderlin an seine Mutter.

Waltershausen, 1794.

Endlich, liebe Mutter! kann ich den Wunsch, mich mit Ihnen zu unterhalten, einmal wieder befriedigen. Ich bin glücklich, wenn es Ihnen und den lieben Meinigen allen so gut geht, wie mir. Ich bin gesünder, als je, thue, was ich zu thun habe, mit Lust, und finde für das Wenige, was ich thun kann,

eine Dankbarkeit, die ich nie erwarten konnte. Meine Lage ist in der That sehr günstig; im freundschaftlichen Umgange mit guten geistreichen Menschen, bei ungestörter Thätigkeit, bei wohlthätigen Freuden des Geistes und Herzens, bei der zuvorkommenden Gefälligkeit, womit man die kleinste Bequemlichkeit, die ich wünsche, mir verschafft, bei den Aussichten auf eine meiner Bildung noch günstigere Lage müßte ich wirklich großen Geschmack am Klagen finden, wenn ich jetzt nicht Sie versicherte, daß ich sehr zufrieden sey.

Meine Zeit ist getheilt in meinen Unterricht, in die Gesellschaft mit meinem Hause, und in eigne Arbeiten. Mein Unterricht hat den besten Erfolg. Es ist gar keine Rede davon, daß ich auch nur Einmal die gewaltsame Methode zu brauchen nöthig hätte, eine unzufriedene Miene sagt meinem lieben Fritz genug, und nur selten braucht er mit einem ernstern Worte bestraft zu werden. Wenn wir in Gesellschaft zusammen sind, wird meist vorgelesen, abwechselungsweise bald von Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherze, wenn es jedem gelegen ist, davon gesprochen. Wenn ich aber über einer eignen Arbeit etwas zerstreut bin und Gesichtser schneide, so weiß man schon, wie's gemeint ist, und ich brauche nicht unterhaltend zu seyn, wenn ich nicht in der Laune bin. Daß dies ganz nach meinem Sinne ist, können Sie sich denken. Die Zeit, die mir zu meiner eignen Beschäftigung übrig bleibt, ist mir jetzt theurer, als je. Ich werde wahrscheinlich nächsten Winter in Weimar, im Birkel der großen Männer, die diese Stadt in sich hat, zu bringen. Ich werde da außer meinem Zöglinge noch einen Sohn von dem Consistorialpräsident Herder unterrichten, und in dessen Hause logiren. Auch mit Goethe und Wieland will mich die Frau von Kalb, die von allen diesen die vertrauteste Freundin ist, bekannt machen. Nächsten Sommer werd' ich dahin abreisen, und den jungen Herder hieher abholen, und dann mit diesem und meinem Fritz auf den Herbst vielleicht auf lange Zeit ohne die Eltern nach Weimar ziehen. Auch werd' ich nächstens im Namen der Frau von Kalb nach Nürnberg reisen, wenn die Person, die ich dort sprechen solle, nicht schon abgereist ist.

Heute haben wir den Herzog von Meiningen zu Gäste, und ich soll, wie die Majorin sagt, mit ihm Bekanntschaft machen. Vielleicht kann ich auch den Abend, ehe der Brief mit dieser Gelegenheit fort muß, noch etwas von ihm schreiben.

Mittags.

Ich suchte mit guter Gelegenheit auf einige Augenblicke wegzukommen, um mich noch so viel möglich mit Ihnen zu unterhalten. Sie können denken, welch ein Kontrast es ist, sich an den Herd der Mutter hinzudenken — unmittelbar nach solchen Paradesunden. Der Gedanke an meine Heimath thut mir jetzt unaussprechlich wohl, so gut mir's unter diesen Menschen ergeht. Ich finde überall, daß ein Prophet in seinem Vaterlande wenig gilt, und in der Ferne zu viel! Ich muß oft lachen, wenn ich daran denke, wie ich sonst so scheu und bescheiden war, und jetzt, nothgedrungen, um nicht für einen Binsel zu gelten, mir eine Grace geben muß, sollt' es auch nur sehn, um dem Hause keine Schande zu machen. Machen Sie sich immer lustig über diese Bekehrung, liebe Mutter! Mein schwäbisches Herz soll, hoffentlich, auch unter solchen Umständen bleiben, wie es war. — Nur Eine Stunde möcht' ich einmal wieder um Sie sehn, nur Eine! und um meinen Karl und meine Schwester, und die andern Lieben. Ueberall hin tausend Grüße und Empfehlungen!

Der Herzog von Meiningen contrastirt gar sehr zu den andern Menschen aus dieser Region. Er ist ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, aber noch ein Jüngling an Sozialität, und Mittheilungsgabe. Er ist sehr populär. Er trägt abgeschnittene Haare, und scheint überhaupt auf das eigentliche Ceremonienwesen wenig zu halten. —

Nächste Woche schreib' ich auch an Herrn Schwager. Ich würde Sie bedauern, liebste Mutter, wenn Sie auf Ostern die Gesellschaft des Herrn Schwagers und der lieben Nide entbehren müßten. Mein Karl soll mir doch auch schreiben. Ich denke tausendmal an ihn. Ich hoffe nicht, daß er sein Versprechen, als Freiwilliger die Flinte zu tragen, soll halten müssen. Ich habe auch hier schon von ihm gesprochen, von seinem Fleiß, und allen seinen Anlagen zum brauchbaren Manne. Ich gehe immer

mit dem Gedanken um, ihm ein angenehmeres und seiner Bildung günstigeres Plätzchen zu verschaffen. Was hat er jetzt für Pläne? wird er wohl nach Markgröningen kommen? — Jetzt noch eine Commission! Sie mag Ihnen wohl nicht ganz angenehm sehn, aber ich konnte sie nicht wohl ablehnen. Die Frau Majorin wünschte sechs Maas Kirschegeist aus Schwaben zu haben. Sie will Ihnen das Geld für den Kirschegeist sowohl als für den Transport zustellen, der Kirschegeist müßte aber freilich von einer guten Sorte sehn. Hier kann man keinen haben. Die Frau Majorin will Ihnen nächstens selbst schreiben, wie sie sagte. Ich bedaure, daß das Papier schon voll ist.

Leben Sie wohl, liebste Mutter!

Ewig Ihr

Fritz.

### Hölderlin an seine Mutter.

Jena, den 22. Februar 1795.

Liebste Mutter!

Nehmen Sie den innigsten Dank meines Herzens für Ihre selbstne unveränderliche Güte. Es war eine der schönsten Stunden meines Lebens, die mir Ihr letzter Brief gab. Ihr Herz, das mir ewig ein Muster bleiben wird, ist in jeder Zeile so unverkennbar, und es ist der schönste Lohn für mich, wenn ich einst dieses Herz erfreuen kann durch Früchte, die der Pflege würdig waren. Ich glaub' es Ihnen gerne, daß Ihnen die unüberdachten Aeußerungen meines vorletzten Briefes unangenehm sehn mußten. Verzeihen Sie, entschuldigen Sie mich mit meiner damaligen gedrückten Lage. Glauben Sie, liebste Mutter! daß es in manchen Rücksichten das Beste war, daß ich mich nicht, wie es beinahe geschehen wäre, von der Majorin erbitten ließ, und blieb. Selbst die jetzigen Zeitumstände, die Sie wünschen ließen, daß ich mein Verhältniß fortgesetzt hätte, sind mitunter ein Grund, der meine Veränderung rechtfertigt. Auch könnten meine Aussichten für jetzt nicht günstiger sehn. — — — Schiller nimmt sich meiner so wahrhaft väterlich an, daß ich

dem großen Manne neulich selbst gesehen mußte, ich wußte nicht, wie ich's verdiente, daß er so sehr sich für mich interessire. Er gibt ein neues Journal heraus, mit andern Mitarbeitern, unter welchen jetzt aufzutreten, ich mich ohne den größten Uebermuth nicht für würdig halten könnte. Für den Bogen werden ihm fünf Louisd'or bezahlt. Nun fragte er mich neulich, wie es mit meinem hiesigen Aufenthalt stehe? Ich sagte ihm, daß ich von Ihnen einen recht freundlichen Brief bekommen hätte, der mich hoffen ließe, daß ich wohl bis nächsten Herbst würde bleiben können. Dann sagt' er mir: wir müssen sehen, wie wir es machen, daß Sie Ihrer Familie so wenig als möglich lästig sind, sprach manches im Allgemeinen, und sagte mir endlich, ob ich nicht ungefähr das und das für seine Horen (sein Journal) ausarbeiten möchte, von vier Bogen könnt' ich bequem ein halb Jahr leben. Nun kommt's darauf an, ob mirs gelingt, etwas zu liefern, was taugt, und so würde ich bis zu Ende des nächsten halben Jahres eine ziemliche Einnahme haben, vielleicht noch früher. Die Arbeit, die ich bisher unter den Händen hatte, geht mir gut von statten. Es wäre freilich zu viel Glück, wenn er diese ausnähme. Ich muß aber zweifeln, weil sie zwei Bände stark wird, und er doch nicht gerne ein Bruchstück nehmen wird, auch deswegen nicht wohl das Ganze aufnehmen kann, weil in seinem vorigen Journale, wo er es weniger genau nahm, schon ein Bruchstück davon gedruckt ist, also ein Theil der Arbeit von ihm zum zweitenmale aufgetischt werden müßte. Uebrigens werd ich ihm auf sein Begehren die Arbeit, wovon nach Ostern der erste Band fertig sehn wird, vorlegen. Ich habe indeß durch einen Freund bei einem Verleger die Anfrage thun lassen, unter welchen Bedingungen er geneigt wäre das Manuscript anzunehmen. Ich machte zur Bedingung, daß ich nach Empfang des Manuscripts, und nicht erst, wenn das Buch gedruckt wäre, bezahlt würde, denn sonst würde ich das Geld erst bis zu Ende des nächsten halben Jahres bekommen; und erwarte baldige Antwort. Auch wär' ich geneigt, eine neue Hofmeisterstelle bei Justizrath Brun in Kopenhagen, wo ich eine Reise nach Italien und in die Schweiz machen könnte, anzunehmen, wenn, indeß ich von hier aus vorgeschlagen werde, nicht ein anderer mir zuvorgekommen ist, und Sie, liebste Mutter,

es gut heißen. In jedem Falle versichere ich Sie, daß ich überhaupt keine günstige Hofmeisterstelle abweisen werde. Die Hoffnungen, die mir vielleicht in Jena erfüllt werden könnten, verderb' ich mir durch eine temporäre Entfernung nicht. Auch sind diese Hoffnungen mir eben nicht so sehr an's Herz gewachsen. Es würde mir auch wohl thun, in mein Vaterland zurückkehren zu können, auf einen Posten, der meiner Natur nicht unangenehm wäre. — O meine Mutter! Sie fragen, ob ich Sie lieb habe, könnten Sie in mein Herz sehen! Ich bin gewiß, daß mir diese innige Anhänglichkeit an Sie bleiben wird, so lang ich das Gute lieben werde. Ich denke so manchen lieben Abend, wenn ich ausruhe von meiner Arbeit: säßest du jetzt am Tische neben den Deinigen! Das goldne Wiedersehn! — Sie fragen mich, wie weit Nürnberg von Jena, und Jena von Waltershausen und von Weimar entfernt wäre. Von Nürnberg mag Jena wohl sechzig Stunden entfernt sehn, von Waltershausen dreißig, nach Weimar hat man vier Stunden. Nächste Woche will ich, wenn ich nicht verhindert werde, zu Fuße hinüber! Das Wetter hinderte mich indeß. Ich bin gottlob jetzt so gesund, als ich es lange nicht war. Ich packte mich immer wohl ein während der Kälte, um nicht so viel Holz zu brauchen. Es ist hier ziemlich theuer, und meist von Tannen. Jetzt haben wir heitere Tage. Meine Baarschaft reicht wohl noch bis nach den Osterfeiertagen hin. Sollt' ich bis dahin kein Geld vom Buchhändler bekommen, so würd' ich bitten, liebste Mutter, wenn es Ihnen nicht zu ungelegen wäre, mir sieben bis zehn Karolin zu schicken. Ich gebe Ihnen zugleich mein Ehrenwort, daß ich dann nie um einen Heller mehr Sie berauben will, daß ich schlechterdings, weil ich es für Pflicht halte, das Geld nicht nehmen werde, ohne Ihre Versicherung, daß ich es als einen Theil dessen, was ich künftig von Ihnen empfangen werde, anzusehen habe; auch versichere ich Sie, daß ich es Ihnen schreiben will, sobald ich hoffen kann, vom Buchhändler schon nach Ostern Geld zu erhalten, wo ich dann vor der Hand Ihnen nicht lästig zu sehn genöthigt wäre, und daß ich nicht um so viel gebeten hätte, wenn ich nicht noch einen kleinen Posten in Meiningen zu bezahlen hätte. — —

### Hölderlin an seine Mutter.

Jena, den 12. März 1795.

Es wird mich Verlängnung kosten, liebste Mutter! den Brief diesmal so abzukürzen, wie ich es wohl genöthiget seyn werde; aber es würde mich auch eben so schwer ankommen, Ihren goldenen lieben Brief nicht sogleich zu beantworten, so wenige Zeit mir dazu noch übrig ist. Sie sind besorgt um mich, theure Mutter! und ich habe keine Sorge, als Ihnen süße Tage zu machen, so wahr Sie einzig sind und Ihre Güte! Es ist der erste meiner Wünsche, diese Güte vergelten zu können; werd' ichs je können? Ich hab' es mir heilig geschworen, von nun an nicht müde zu werden im Fortschritte zu reinem Guten und Wahren, und in diesem Fortschritte bin ich Einer Hülfe gewiß. Sie kennen diese. Es ist mein fester, ernstler Glaube, wie der Ihrige, der Vater der Geister und der Natur versagt keiner redlichen Bemühung seinen Beistand. Wenn wir dahin trachten und ringen, wohin ein göttlicher Trieb in der Tiefe unserer Brust uns treibt, dann ist alles unser! Selbst der Widerstand ist ein Werkzeug der ewigen Weisheit, uns fest und stark zu bilden im Guten. — Ich lebe sehr stille, ganz nach meinem Wunsche. Ein Besuch bei Schillern, der ohne Aufhören mich mit Freundschaft und recht väterlicher Güte überhäuft, gibt mir mehr Genuß und Stärkung, als jede andere Gesellschaft. Er hat an Gotta in Tübingen in meinem Namen geschrieben, ob er mein Werkchen in Verlag nehmen wolle, und ich erwarte alle Tage Antwort. Auch meine sonstige Lebensart läßt mich sehr zufrieden. Ich finde, daß man sehr glücklich seyn kann bei eingeschränkten Verhältnissen. Auch kann ich Sie versichern, liebste Mutter! daß ich bei meiner Arbeit immer dafür sorge, daß ich auch für den andern Tag Kräfte und Heiterkeit übrig behalte. Auch hänge ich nicht leidenschaftlich an dem Gedanken, hier mich etabliren zu können. Glauben Sie, daß es mich einen großen Kampf kosten würde, wenn ich eine Lage erwählen sollte, die mich nöthigen würde, einen großen Theil meines künftigen Lebens ohne Ihren Umgang, liebste Mutter! und entfernt von den andern lieben Meinigen zuzubringen. Und wir leben ja, wie mein Karl schrieb, nicht um zu glänzen, wir



Leben um wohlzuthun. — Wie mich die Briefe gefreut haben! Mein Bruder ist ein edler Mensch. O meine Mutter! hätten Sie nichts, als diesen reingestimmten strebenden Jüngling zum Sohne, Sie wären reicher, als Tausende. Wie soll es meinem Herzen ein Fest werden, ihn wiederzusehen! Ich muß ihm viel schreiben. Ich bin sein Schuldner von langer Zeit. Sie werden erlauben, daß ich das nächstemal den Brief an ihn richte. Auch meiner lieben Rikke will ich schreiben. Es ist einer meiner schönsten Tage, den ich heute hatte, bei Empfang all der herzlichen Briefe! Meine Schwester meinte es herzlich gut, daß sie mir rieth, an's liebe Vaterland mich zu halten. Ich werd' auch wohl nicht ewig ausbleiben. — Ob Schiller die Vokation angenommen hat, oder nicht, weiß ich selbst nicht. Er erklärte sich nicht deutlich, und so geradezu fragen konnt' ich auch nicht. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß er hier bleiben wird, weil er von neuem sich ein Haus gemiethet hat. — Wenn ich eine Hofmeisterstelle nehme, so muß sie sehr günstig seyn. Riethammer war auch, seit er sich in Jena aufhielt, eine Zeit lang in Gotha Hofmeister, und er wurde bei seiner Rückkehr nur um so besser aufgenommen.

Leben Sie wohl, beste Mutter! Tausend Grüße und Empfehlungen an alle! Ewig

Ihr

gehorsamer Sohn  
Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Jena, den 13. April 1795.

Ich bin Dein Schuldner von lange her, lieber Bruder. Aber die Freude, die Du mir durch die mannigfaltigen Aeußerungen Deines brüderlichen reinen Herzens machtest, läßt sich in keinem Falle durch Worte vergelten. Ueberhaupt weiß ich nicht, wie ich so viele Liebe verdienen soll, die ich von allen den theuren Meinigen erfahre.

Die Güte unserer lieben Mutter beschämt mich so unendlich. Wäre sie auch nicht unsere Mutter, und widerführe diese Güte nicht mir, ich müßte doch ewig mich freuen, daß eine

solche Seele auf Erden ist. O mein Karl! wie sehr wird unsere Pflicht uns erleichtert! Es müßte kein menschlich Herz in uns sehn, wenn die Theilnahme einer solchen Mutter uns nicht unendlich stärkte in unserem geistigen Wachsthum. — Ich glaube Du bist auf dem rechten Wege, lieber Bruder! In Deinem Herzen ist das uneigennütige Gefühl der Pflicht, Dein Geist entwickelt sich dieses Gefühl mit Hülfe anderer edeln Geister, deren Schriften Deine Freunde sind, das Gefühl Deines Herzens wird reingedachter unbestechlicher Grundsatz, der Gedanke tödtet es nicht, es wird gesichert, befestiget durch den Gedanken. Auf diesen Gedanken der Pflicht d. h. auf den Grundsatz: der Mensch soll immer so handeln, daß die Gesinnung aus der er handelt, zum Gesetz für alle gelten könnte, und er soll so handeln, lediglich weil er soll, weil es das heilige unabänderliche Gesetz seines Wesens ist (wie jeder finden kann, der sein Gewissen, das Gefühl jenes Gesetzes, das sich bei einzelnen Handlungen äußert, mit unpartheiischem Auge prüft), also auf jenes heilige Gesetz unserer Moralität gründest Du die Beurtheilung Deiner Rechte; jenem heiligen Gesetze immer näher zu kommen, ist Dein letzter Zweck, das Ziel all Deines Bestrebens, und dieses Ziel hast Du mit allem gemein, was Mensch heißt; was nun als Mittel nothwendig ist zu jenem höchsten Zweck, alles, was Dir unentbehrlich ist zur nie vollendeten Vervollkommenung Deiner Sittlichkeit, darauf hast Du ein Recht; das Unentbehrlichste ist hiebei natürlich Freiheit des Willens (wie könnten wir Gutes thun, wenn wir das Gute nicht wollen könnten? was aus Zwang geschieht, ist nicht die Handlung eines guten Willens, also nicht gut im eigentlichen Sinn, vielleicht nützlich, aber nicht gut, vielleicht legal, aber nicht moralisch); und so kann durchaus keine Deiner Kräfte auf eine Art eingeschränkt werden, wodurch sie minder oder mehr zu Deiner Bestimmung untauglich gemacht würde, und so auch kein Produkt Deiner Kräfte, und so oft Du eine solche Einschränkung Deiner Kräfte, oder ihrer Produkte nicht zulässest, so oft behauptest Du ein Recht, sey es mit Worten oder mit der That. Natürlich hat also jeder Mensch gleiche Rechte in diesem Sinne; keinem, er sey wer er will, wenn er nur Mensch ist, kann der Gebrauch seiner Kräfte oder ihrer Produkte auf

eine Art streitig gemacht werden, die ihn mehr oder weniger hinderte, seinem Ziele, der höchstmöglichen Sittlichkeit, näher zu kommen. —

Weil aber dieses Ziel auf Erden unmöglich, weil es in keiner Zeit erreicht werden kann; weil wir uns nur in einem unendlichen Fortschritte ihm nähern können, so ist der Glaube an eine unendliche Fortdauer nothwendig, weil der unendliche Fortschritt im Guten unwidersprechliche Forderung unsers Gesetzes ist, diese unendliche Fortdauer ist aber nicht denkbar ohne den Glauben an einen Herrn der Natur, dessen Wille dasselbe will, was das Sittengesetz in uns gebietet, der also unsere unendliche Fortdauer wollen muß, weil er unsern unendlichen Fortschritt im Guten will, und der, als der Herr der Natur, auch Macht hat, wirklich zu machen, was er will. Natürlich ist dies menschlich von ihm gesprochen, denn der Wille und die That des Unendlichen sind Eines. Und so gründet sich auf das heilige Gesetz in uns der vernünftige Glaube an Gott und Unsterblichkeit, auch an die weise Lenkung unserer Schicksale, insofern sie nicht von uns abhängig sind; denn so gewiß der höchste Zweck höchstmögliche Sittlichkeit ist, so nothwendig wir diesen Zweck als den höchsten annehmen müssen, so nothwendig ist uns der Glaube, daß die Dinge, da wo unseres Willens Macht nicht hinreicht, sie gehen wie sie wollen, dennoch zu jenem Zwecke zusammen, d. h. von einem heiligen weisen Wesen, das die Macht hat, wo die unsrige nicht hinreicht, zu jenem Zwecke eingerichtet seyen. Ich sehe, daß ich noch manches zu sagen hätte, aber ich breche ab, weil ich Dir auch gerne, so gut es sich mit wenigen Worten thun läßt, eine Haupteigenthümlichkeit der Fichte'schen Philosophie mittheilte. „Es ist im Menschen ein Streben in's Unendliche, eine Thätigkeit, die ihm schlechterdings keine Schranke als immerwährend, schlechterdings keinen Stillstand möglich werden läßt, sondern immer ausgebauter, freier, unabhängiger zu werden trachtet, diese ihrem Triebe nach unendliche Thätigkeit ist beschränkt; die ihrem Triebe nach unendliche unbeschränkte Thätigkeit ist in der Natur eines Wesens, das Bewußtseyn hat (eines Ich, wie Fichte sich ausdrückt), nothwendig, aber auch die Beschränkung dieser Thätigkeit ist einem Wesen, das Bewußtseyn hat, noth-

wendig, denn wäre die Thätigkeit nicht beschränkt, nicht mangelhaft, so wäre diese Thätigkeit alles, und außer ihr wäre nichts, litte also unsere Thätigkeit keinen Widerstand von außen, so wäre außer uns nichts, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtseyn; wäre uns nichts entgegen, so gäbe es für uns keinen Gegenstand; aber so nothwendig die Beschränkung, der Widerstand und das vom Widerstande bewirkte Leiden zum Bewußtseyn ist, so nothwendig ist das Streben in's Unendliche, eine dem Triebe nach gränzenlose Thätigkeit in dem Wesen, das Bewußtseyn hat, denn strebten wir nicht, unendlich zu seyn, frei von aller Schranke, so fühlten wir auch nicht, daß etwas diesem Streben entgegen wäre, also fühlten wir wieder nichts von uns verschiedenes, wir wüßten von nichts, wir hätten kein Bewußtseyn.“ — Ich habe mich so deutlich gemacht, als mir nur immer möglich war, bei der Kürze, mit der ich mich ausdrücken mußte. Zu Anfang dieses Winters, bis ich mich hinstudirt hatte, machte mir die Sache manchmal ein wenig Kopfschmerzen, um so mehr, da ich durch Studium der Kantischen Philosophie gewöhnt war, zu prüfen, ehe ich annahm. — Nießhammer hat mich auch gebeten, an seinem philosophischen Journale mitzuarbeiten, und so habe ich diesen Sommer über ein ziemlich Stückchen Arbeit vor mir. Mein Werkchen, von dem ich schon schrieb, hat Gotta in Tübingen, auf Schillers Veranlassung, in Verlag genommen, wie viel er mir bezahlen wird, soll, so will es Schiller, ausgemacht werden, wenn Gotta hieher kommt, welches ungefähr in vierzehn Tagen geschehen wird. Ich hoffe, unserer lieben guten Mutter nun nicht so leicht mehr beschwerlich fallen zu müssen. Ich dank' ihr für das Uberschickte mit allem Danke meines Herzens; ich werd' es nie vergessen, daß ich in meiner jetzigen Lage mit solcher Güte unterstützt wurde.

Schiller wird wohl hier bleiben. Wahrscheinlich laß' ich mich nächsten Herbst, wenn ich bleibe, hier examiniren. Das ist die einzige Bedingung, die mir die Erlaubniß gibt, Vorlesungen zu halten. Um den Professorstitel ist's mir nicht zu thun, und die Professorsbesoldung ist hier nur bei sehr wenigen beträchtlich. Viele haben gar keine. — Ich habe noch einiges von einer kleinen Lustreise zu erzählen, die ich machte, weil das

Bedürfniß einer Bewegung nach dem beständigen Sitzen den Winter über sehr groß bei mir war, und ich gerade noch ein paar französische Thaler übrig hatte. Aber ich spare es für einen Brief an meine liebe Nide. — Die schöne versprochene Weste werd ich mit großem Dank annehmen. Vielleicht nimmt es aber die liebe Mutter nicht ungütig, wenn ich das Geständniß thue, daß ich noch unverarbeiteten Westenzug — ein Geschenk, das ich in Waltershausen mitnahm, im Koffer habe, hingegen Beinkleider nothwendig brauche. Nicht wahr, Lieber! ich bin etwas indiscret? Ich muß der lieben Nide nächsten Mittwoch schreiben, heute reicht die Zeit nicht mehr hin.

Lebe wohl, tausend herzliche Grüße an Alle.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 11. Januar 1796.

Ich kann Dir jetzt nicht schreiben wie ich wünschte, lieber Karl! Ich möcht' es nicht gerne einen Tag länger anstehen lassen, Nachricht von meiner Lage zu geben, und habe doch eben jetzt keine Stunde, wo ich unzerstreut mein Innres Dir mittheilen könnte. Davon, von mir, im eigentlichen Verstande, brauchst Du auch für jetzt noch keine Nachricht; denn es hat sich in diesem Sinne nichts verändert, wird sich auch, der Hauptsache nach, wie ich meine, nicht leicht etwas ändern; aber um mich ist indeß manches vorgegangen, wovon das Neueste ist, daß ich nun wirklich mein Verhältniß angetreten, daß ich, nach meinem, freilich noch nicht festen, unwiderruflichen Urtheil, die besten Menschen zu Freunden, und an den Kindern dieser Menschen Zöglinge habe, wie man sie wohl nicht leicht wieder finden dürfte, wenn man Unbefangenheit, reine Natur, ohne Rohheit, sucht, daß ich in keinem Stücke genirt bin bei meinem Verhältniß. — —

Von sehr interessanten Menschen, die ich kennen lernte, besonders während meines Aufenthalts in Homburg, bei Sinklair, der Dich grüßen läßt, von mancher Freude, mancher Bemerkung

kung, überhaupt von meinem bisherigen mannigfaltigen Leben geb' ich Dir vielleicht ein andermal Rechenschaft.

Ich denke an Dich in stillen Augenblicken, ich fühle, daß wir immer mehr Freunde werden. Lieber! Freundschaft ist ein großes Wort, faßt sehr viel in sich.

Was macht die liebe Mutter? ich freue mich über mein gutes Schicksal, weil ich denke, daß es zu ihrer Erheiterung beitragen wird. — Gerne schrieb' ich noch an meine theure Mutter, aber ich habe heute nicht einen Augenblick mehr übrig. Sie soll doch ja nicht glauben, als wär' es Mangel an der brüderlichen Liebe, die sie gewiß immer in mir gefunden haben wird. Ich habe dieser Tage etliche Briefe zu schreiben, und der an meine Schwester wird der erste seyn. Sollten Briefe an mich angekommen seyn, oder ankommen, so sey so gut, sie mir so bald als möglich zuzuschicken. Paquete schickst Du mir unfrankirt.

Ich wohne noch in der Stadt Mainz, einem Gasthose, weil mein Zimmer in G's. Hause noch nicht ganz zurecht gemacht ist. Adressire die Briefe dahin.

Leb wohl, lieber Bruder! Laß uns einander treu bleiben!  
Dein

Hölderlin.

---

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 11. Februar 1796.

Lieber Bruder!

Ich danke Dir ganz herzlich für die brüderliche Theilnahme an meinem Schicksale, wie auch unserer lieben Mutter. Du hast mich in bösen Tagen gesehen und Geduld mit mir gehabt, ich wollte nun auch, Du könntest die fröhlichere Periode mit mir theilen.

Es war auch Zeit, daß ich mich wieder etwas verjüngte, ich wäre in der Hälfte meiner Tage zum alten Manne geworden. Mein Wesen hat nun wenigstens ein paar überflüssige Pfunde

an Schwere verloren und regt sich freier und schneller, wie ich meine.

Deus nobis hæc otia fecit. Du wirst mir das gönnen, Lieber! wirst nicht gerade deswegen denken, daß meine alte Liebe rosten werde über meinem neuen Glück. Aber Glück wirst Du meine Lage auch nennen, wenn Du selbst siehst und hörst, und das kann ich, wenigstens, was die Reisekosten und Logis und Kost in Frankfurt betrifft, sehr bald und sehr leicht möglich machen.

Von weiteren Planen sprech' ich mit Dir, wenn ich mehr in dieser Rücksicht mich umgesehen habe. Ich war schon wieder in Homburg auf Einflär's dringendes Bitten. Er geht wahrscheinlich an den Berliner Hof, um da als Geschäftsmann von der Pique auf zu dienen, betrachtet dies aber nur als eine nicht unzweckmäßige Vorübung für bessere Tage. Er läßt Dich herzlich grüßen.

Ich bedaure Dich, Lieber! daß Deine zum Theil wirklich alberne Lage Dir böse Launen abnöthigt. Vergiß Dich in Ideen: das ist freilich ein kurzer Rath, ein kalter Trost, aber gewiß Deiner und meiner würdig. Glaube, mein Karl! daß ich Alles für Dich thun werde, was ich kann, und denke, daß Du doch in hiesiger Gegend Menschen hast, die Dich zu schätzen wissen. Werde nur nicht müde. — Ich arbeite jetzt einzig an den philosophischen Briefen, deren Plan Du kennst, um sie an Professor Niethammer zu schicken, der mich an mein Versprechen mahnte und mich um Aufträge bat in dem Briefe, den Du mir überschicktest.

Weißt Du nichts Neues von meinem Roman? Hat Schiller noch nichts an mich geschickt?

Seh so gut, mir meine Flöte, sicher gepackt, zu schicken. Sie muß noch in Nürtingen liegen.

Was macht denn unser guter Fripon? Das Thier liegt mir sonderbar am Herzen, das macht, daß er mir Freude machte in Stunden, wo ich über die Menschen trauerte. Es ist ein herzlich tröstend Gefühl, die Verwandtschaft, in der wir stehen mit der weiten frohen Natur, zu ahnden und so viel möglich, zu verstehen. Auf den Sommer werd' ich mich wohl auch einmal auf Botanik legen. Ueber meine Erziehungsgeschäfte und über ihre Freuden ein andermal.

Der lieben Mutter nochmal tausend Dank für Ihre guten mütterlichen Aeußerungen. Schreib' mir auch von Ihr, von Ihrer Gesundheit, Ihrer Gemüthsstimmung.

Dein

Frig.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., Frühjahr 1796.

Lieber Karl!

Deine Besorgnisse waren ganz ungegründet. Ich habe Deinen Brief nicht gleich bei der Hand und die Zeit ist zu kurz, um ihn zu suchen, sonst wollt' ich Deine Zweifel Dir umständlich lösen.

Du fragst mich über meine Gemüthsstimmung, über meine Beschäftigungen. Die erste ist aus Licht und Schatten gewebt, wie überall, nur daß die Massen oft stärker, abstechender sind bei mir. Meine Beschäftigungen sind um so mehr sich gleich. Ich dichte, unterrichte meine Kinder, und lese zuweilen ein Buch. Ich verlasse auch meine Tagesordnung sehr ungern. Wer es nie entbehrt hat, wie ich, der weiß nicht, wie viel ein Tag, wo man so hinarbeitet, und ruhigen Gemüthes bleibt, werth ist. Den Meisten ist das Leben zu schläfrig. Mir ist es oft zu lebendig, so klein auch der Kreis ist, worin ich mich bewege. Es war mir noch vor wenig Jahren unbegreiflich, daß irgend eine Situation, die unsere Kraft zurückhält, in irgend einer Rücksicht, eine günstige genannt werden könne. Jetzt fühl' ich manchmal, welch ein Glück darin liegt, wenn ich sie mit andern vergleiche, die uns oft zu viel aus uns entfernen, die für uns das sind, was der Mühsamen für die Acker, die zu viel Kraft aus uns ziehen und uns für die Folgezeit unbrauchbar machen.

Laß Dein Leben immerhin so unbedeutend bleiben, wie es ist! Es wird noch Bedeutung genug bekommen. Ich wollte Dir manches vorräsonniren. Aber die Nacht ist wunderschön. Der Himmel und die Luft umgibt mich, wie ein Wiegenlied, und da schweigt man lieber. Mein Hyperion hat mir schon



manches schöne Wort eingetragen. Ich freue mich, bis ich vollends mit ihm zu Ende bin. Ich habe den ganzen detaillirten Plan zu einem Trauerspiele gemacht, dessen Stoff mich hinreißt.

Ein Gedicht, der Wanderer betitelt, kannst Du auch von mir im neuesten Stücke der Horen lesen.

Einiges wirst Du auch von mir im nächsten Schillerischen Almanach finden.

Ich bin etwas müde, lieber Karl! von den Geschäften des Tags. Sey also so gut, und dispensire mich diesmal von weiteren Aeußerungen. Ich schreibe Dir bald wieder, und wacher, und wärmer! Wie immer

Dein

Fritz.

---

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 2. Juni 1796.

Lieber Bruder!

Dein letzter Brief hat mir unendliche Freude gemacht. Goethe sagt irgendwo: „Luft und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten.“ — So ist's auch mit der Wahrheit; wer sie liebt, wird sie finden; wessen Herz sich über den ängstlichen, egoistischen Gesichtskreis erhebt, in dem die meisten heranwachsen und den wir leider auf dem Fleck Erde, der uns zur Ruh' und Wanderung gegeben ist, fast überall wieder finden, wessen Gemüth nicht bornirt ist, dessen Geist ist es gewiß auch nicht im eigentlichen Sinne.

Dein Streben und Ringen macht Deinen Geist immer stärker und gelenker, lieber Karl! Du scheinst mir tiefer zu gehen und nach mehr als einer Seite Dich zu richten.

Dies ist denn auch die wahre Gründlichkeit, nämlich: vollständige Kenntniß der Theile, die wir begründen und in Eins zusammen begreifen müssen, und tiefe bis ans äußerste Ende des Wissens durchbringende Kenntniß des Begründenden und Begreifenden. Die Vernunft, kann man sagen, legt den Grund,

der Verstand begreift. Die Vernunft legt den Grund mit ihren Grundsätzen, den Gesetzen des Handelns und Denkens, insofern sie bloß bezogen werden auf den allgemeinen Widerstreit im Menschen, nämlich auf den Widerstreit des Strebens nach Absolutem und des Strebens nach Beschränkung. Jene Grundsätze der Vernunft sind aber selbst wieder begründet durch die Vernunft, indem sie von dieser bezogen werden auf das Ideal, den höchsten Grund von Allem; und das Sollen, das in den Grundsätzen der Vernunft enthalten ist, ist auf diese Art abhängig vom (idealistischen) Seyn. Sind nun die Grundsätze der Vernunft, welche bestimmt gebieten, daß der Widerstreit jenes allgemeinen, sich entgegengesetzten Strebens soll vereinigt werden (nach dem Ideal der Schönheit), sind diese Grundsätze im Allgemeinen ausgeübt an jenem Widerstreit, so muß jede Vereinigung dieses Widerstreits ein Resultat geben, und diese Resultate der allgemeinen Vereinigung des Widerstreits sind dann die allgemeinen Begriffe des Verstandes, z. B. die Begriffe von Substanz und Accidens, von Wirkung und Gegenwirkung, Pflicht und Recht u. Diese Begriffe sind nun dem Verstande eben das, was der Vernunft das Ideal ist; so wie die Vernunft nach dem Ideale ihre Gesetze, so bildet der Verstand nach diesen Begriffen seine Maximen. Diese Maximen enthalten die Kriterien und Bedingungen, unter welchen irgend eine Handlung oder ein Gegenstand jenen allgemeinen Begriffen muß unterworfen werden. Z. B. ich habe das Recht, eine Sache, die nicht unter Disposition eines freien Willens steht, mir zuzueignen. Allgemeiner Begriff: Recht. Bedingung: sie steht unter der Disposition eines freien Willens. Die dem allgemeinen Begriffe unterworfenen Handlung: Zueignung einer Sache.

Ich schreibe Dir dieses hin, wie man sich eine flüchtige Zeichnung oder sonst etwas in den Brief legt, zu einer viertelstündigen Unterhaltung.

Daß Dir Dein Schicksal oft schwer aufliegt, das glaub' ich Dir gerne, liebes Herz! Sey ein Mann und siege. Die Knechtschaft, die von allen Seiten auf unser Herz und unsern Geist in früher Jugend und im Mannesalter hineindringt, die Mißhandlung und Erstickung unserer edelsten Kräfte gibt uns auch

das herrliche Selbstgefühl, wenn wir dennoch unsere besseren Zwecke durchführen. Ich will auch das Meinige thun. Eine andere Stelle kann und will ich Dir nicht verschaffen. Du brauchst jetzt schlechterdings Muße; Du mußt Dir selbst leben können, ehe Du für Andere lebst. Aus dieser Rücksicht schlag' ich Dir, gegen meine sonstigen Aeußerungen, nach reiferer Ueberlegung, vor, daß Du eine Universität besuchst. Wenn mich mein wankelmüthiges Schicksal in meiner gegenwärtigen Lage erhält, kann ich zu Ende des nächsten Winters ganz gut 200 fl. entbehren; die schick ich Dir und Du gehst nach Jena und kannst, wie ich glaube, jedes Jahr auf dieselbe Summe, wohl auch auf etwas mehr, bei mir rechnen, und den kleinen Zuschuß, dessen Du noch benötigt seyn dürftest, wird Dir unsere liebe Mutter nicht versagen. Danke mir nur nicht, meine Ueberzeugung gebietet es mir, und die Erfüllung eines Gebots läßt ja nicht wohl eine andere Vergeltung zu, als die, daß wir unseren Zweck erreichen. Und wie könnten wir daran zweifeln, lieber Bruder!

Von wichtigen Bekanntschaften in dem Sinne, wie Du es meinst, kann ich Dir leider! wenig oder gar nichts schreiben.

Laß die Welt ihren Gang gehn, wenn er nicht aufgehalten werden kann, wir gehn den unsern.

Ich hoffe diesen Sommer mehr zu thun, als bisher. Der Trieb, aus unserem Wesen etwas hervorzubringen, was zurückbleibt, wenn wir scheiden, hält uns doch eigentlich einzig ans Leben fest.

Freilich sehnen wir uns oft auch, aus diesem Mittelstand von Leben und Tod überzugehn in's unendliche Sehn der schönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, wovon wir ausgingen. Aber es geht ja Alles seine stete Bahn, warum sollten wir uns zu früh dahinstürzen, wohin wir verlangen.

Die Sonne soll uns doch nicht beschämen. Sie gehet auf über Bösen und Guten; so können ja auch wir eine Weile unter Menschen und ihrem Thun und in unserer eigenen Schranke und Schwachheit verweilen. — Für Deinen Freund H. will ich sorgen, wenn es möglich ist. Sinklär, den ich erst neulich wieder besuchte, läßt Dich herzlich grüßen. Er trauert, wie wir.

Fichte hat ein Naturrecht herausgegeben, diesen Augenblick bekomme ich es vom Buchhändler, kann es also noch nicht

beurtheilen. Uebrigens glaub' ich Dir dennoch mit gutem Grunde rathen zu können, daß Du es kaufst.

Tausend Grüße an unsere liebe Mutter und übrigen Verwandten und Freunde!

Leb' wohl, mein Karl!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., im Juni 1796.

Du bist glücklich, mein Karl, durch das, was Du Dir selbst bist, und ich wollte, Du sähest das ein, wie ich. Du würdest weniger den Mangel empfinden, der von außen Dich umgibt. Sieh'! deswegen finden auch die meisten Menschen überall wunderschöne Dinge, wundergroße, wundererfreuliche Dinge, weil sie alles, was begegnet, an ihrer innern Armuth und Beschränktheit messen, weil sie sogar nicht verwöhnt sind durch sich selbst. Weil sie sich selbst zum Sterben Langeweile machen, dünkt's ihnen überall so amüsam, und weil sie fühlen, es sey so eigentlich nicht so sehr der Mühe werth, daß sie das Glück begünstige, sind sie auch so äußerst dankbar gegen dieses, und nennen auch höflicher Weise das weise und gerechte Schicksal gnädig.

(Bei Gelegenheit! ich möchte doch wissen, was eigentlich Gnade wäre?) — Aber wenn Du schon Dir selbst sehr viel bist, so bedarfst Du deswegen auch der rechten Pflege für Dein Herz und Deinen Geist. Genuß der Wahrheit und der Freundschaft! Könnt' ich ihn so voll und stark und rein Dir geben, als Du es werth bist! Aber Einer ist nicht Alles, und ich bin ohne- dieß wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist, und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat, und nun mit Mühe wieder in frischen Boden gesetzt und kaum durch ausgesuchte Pflege vom Verdorren gerettet, aber doch hie und da noch immer welk und krüpplich ist und bleibt. Ich werde deswegen ganz

gewiß, so lang ich lebe, allem aufbieten, um, so weit es von mir abhängt, und Du meiner bedürfen magst, Dein Leben auch andermwärts Dir angenehm, d. h. den Bedürfnissen Deines edlern Wesens angemessen zu machen.

Ich kann unmöglich glauben, daß unsere theure Mutter den soliden Gründen, die ich ihr vorlegen werde, ihren Beifall versagen und ihren Willen und Segen Dir nicht zu einer Reise nach Jena geben wird.

Du wirst die Wahrheit finden und doch wenigstens einen ganzen Freund, wie ich hoffe! Den Plan zu Deinem Studium möcht' ich zuvor von Dir selbst hören, um ganz in Beziehung auf Deinen eigenthümlichen Wunsch und Charakter meinen Vorschlag zu machen. Es läßt sich im Allgemeinen Vieles plaudern, aber, um nützlich zu seyn, müssen wir einander auch auf das, was jeder besonders ist und hat, aufmerken.

An Ausichten kann es Dir zur rechten Zeit nicht fehlen. Du magst ein Fach ergreifen, welches Du willst, so bin ich gewiß, daß Du es darin nicht bei der Mittelmäßigkeit wirst bewenden lassen, und Männer, die im Kameralfach oder in der Rechtspflege und Wissenschaft mehr als mittelmäßig, sind eben ihrer Seltenheit wegen jetzt überall zum Lehrstuhl oder zum Geschäftsleben äußerst gesucht.

In jedem Falle kannst Du Hofmeister werden so gut wie ich, und glücklich seyn, und all' die Lumpereien des politischen und geistlichen Württembergs und Deutschlands und Europa's auslachen so gut wie ich.

Den 10. Juni 1796.

So weit hatt' ich neulich geschrieben. Jetzt bin ich auf frappante Art unterbrochen. Die Kaiserl. Armee ist jetzt auf ihrer Retirade von Weizlar her begriffen, und die Gegend von Frankfurt dürfte wohl zunächst einen Haupttheil des Kriegsschauplatzes abgeben. Ich reise deswegen mit der ganzen Familie noch heute nach Homburg ab, wo sich Verwandte meines Hauses befinden. Herr G. bleibt allein hier. Es wird wichtige Auftritte geben. Man sagt, die Franzosen seyen in Württemberg. Ich hoffe, die Sache wird wenigstens denen, die mich da zunächst angehn, nicht sehr viel reelles Uebel bringen. Sey ein Mann,

Bruder! Ich fürchte mich nicht vor dem, was zu fürchten ist, ich fürchte mich nur vor der Furcht. Sage das der lieben Mutter. Beruhige sie! Wär' ich nicht auf diese Art pflichtmäßig nützlich, ich käme zu Euch. Muth und Verstand braucht jetzt Jeder. Eile und Angestlichkeit sind jetzt nicht mehr gangbare Münzen.

Lebt wohl, Ihr Lieben alle!

Euer

Frig.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Kassel, den 6. August 1796.

Ich hoffe, mein Karl, daß es wegen der Posten jetzt möglich ist, Dir einmal wieder Nachricht zu geben und dann auch solche wieder von Dir zu erhalten; denn Du kannst Dir leicht denken, daß es in mancher Rücksicht für mich großes Bedürfniß ist, die besondern Umstände von den großen Begebenheiten, die sich bei Euch zugetragen haben, und besonders alles, was meine theure Familie dabei betrifft, genau zu wissen.

Ich würde mich wohl mehr mit beunruhigenden Wahrscheinlichkeiten plagen, wenn nicht die Phantasie auch in den Rheingegenden mit dem Kriege vertrauter würde.

Unsere gute Mutter bedaur' ich herzlich, und bin besorgt für sie, weil ich weiß, wie viel sie unter solchen Umständen durch ihren Sinn und ihre Demuth leidet.

Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuern Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken.

Es ist doch was ganz leichters, von den griechischen Donnerkeulen zu hören, welche vor Jahrtausenden die Perser aus Attika scheuderten über den Hellespont hinweg bis hinunter in das barbarische Susa, als so ein unerbittlich Donnerwetter über das eigne Haus hinzulehen zu sehen.

Freilich seht ihr auch nicht unentgeltlich dem neuen Drama zu. Doch, mein' ich, seht ihr noch so ziemlich gut hinweg-

gekommen. Eben heute las ich in der Zeitung, daß General St. Cyr über Tübingen, Reutlingen und Blaubeuren den Oesterreichern nachgeeilt sey, und bin dadurch in Unruhe gesetzt wegen unserer lieben Schwester und ihrem Hause; auch bin ich bange wegen der Condé'schen Unthiere, die noch die Erde verunreinigen und so häßlich unter Euch haufen. Schreibe doch nach Empfang dieses Briefs auf der Stelle, lieber Karl! Meiner Lage fehlt nichts, als Ruhe und die Meinigen. Ich lebe seit drei Wochen und drei Tagen sehr glücklich hier in Kassel; wir reisten über Hanau und Fulda — ziemlich nahe bei dem französischen Kanonendonner, doch noch immer sicher genug, vorbei. Ich schrieb Dir an dem Tage meiner Abreise, daß wir nach Hamburg gingen, aber der hiesige Ort ist in so manchen Rücksichten interessant für Madame G., daß sie beschloß, sich einige Zeit hier aufzuhalten, da wir hier angekommen waren. (Sie läßt die liebe Mutter und Dich grüßen und rath Euch, Eure Lage so heiter als möglich anzusehen.) Auch Herr Heinse, der berühmte Verfasser des Ardinghello, lebt mit uns hier. Er ist wirklich ein durch und durch trefflicher Mensch. Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat.

Wir haben auch hier seit einiger Zeit unsere Schauspiele, nur daß sie friedlicher waren, als die Guern. Der König von Preußen war bei dem hiesigen Landgrafen auf Besuch und wurde ziemlich feierlich bewirthet.

Die Natur, die einen hier umgibt, ist groß und reizend. Auch die Kunst macht einem Freude; der hiesige Augarten und der weiße Stein haben Anlagen, die unter die ersten in Deutschland gehören. Auch haben wir Bekanntschaft mit braven Künstlern gemacht.

Die Gemäldegallerie und einige Statuen im Museum machten mir wahrhaft glückliche Tage. Nächste Woche reisen wir ins Westphälische, nach Driburg (einem Bad in der Nähe von Paderborn) ab. Ich lege Dir die Adresse bei, unter der ich Deinen Brief sicher erhalte. Wird es Friede, so sind wir mit Anfang des Winters in Frankfurt.

Leb' wohl, mein Karl! Gib keine Deiner rechtmäßigen Hoffnungen auf! Schreibe mir bald und viel und genau und ja auch dabei aus Deinem Herzen.

Grüße unsere gute Mutter und all die lieben Unsrigen  
tausendmal und versichere sie meiner herzlichsten Theilnahme.

Dein

Fritz.

### Hölzerlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 13. Oktober 1796.

Ich bin Dir nun wieder um ein gut Theil näher als vor einiger Zeit, und fühl' es. Meinen letzten Brief erhieltst Du aus Kassel. Von da reisten wir in das deutsche Böhmen, nach Westphalen, durch viel schöne Gegenden über die Weser, über kahle Berge, schmutzige, unbeschreiblich ärmliche Dörfer und noch schmutzigere, ärmlichere, holperige Wege. Das ist meine kurze und getreue Reisebeschreibung.

In unserem Bade lebten wir sehr still, machten weiters keine Bekanntschaften, brauchten auch keine, denn wir wohnten unter herrlichen Bergen und Wäldern und machten unter uns selbst den besten Circle aus. Heinse reiste und blieb mit uns. Ich brauchte das Bad ein wenig und trank das köstliche, stärkende und reinigende Mineralwasser und befand und befinde mich ungemeinlich gut davon. Was Dich besonders freuen wird, ist, daß ich sagen kann, daß wir wahrscheinlich nur eine halbe Stunde von dem Thale wohnten, wo Hermann die Legionen des Varus schlug. Ich dachte, wie ich auf dieser Stelle stand, an den schönen Sonntagnachmittag, wo wir in dem Walde bei Hahrd bei einem Krüge Obstwein auf dem Felsen die Hermannsschlacht zusammen lasen. Das waren doch immer goldne Spaziergänge, Lieber, Treuer! Sie sollen, wie ich hoffe, noch schöner seyn, wenn wir einmal wieder beisammen sind. Ich wünschte der lieben Mutter ernstliche Meinung zu vernehmen über meinen Vorschlag, den ich diesen Sommer zu Verbesserung Deiner Lage that.

Wir wollen sie nicht bestürmen; sie wird uns genau die ökonomischen Gründe sagen, die sie bestimmen, wenn sie gegen unsere Meinung ist.



Philosophie mußt Du studiren, und wenn Du nicht mehr Geld hättest, als nöthig ist, um eine Lampe und Del zu kaufen, und nicht mehr Zeit, als von Mitternacht bis zum Hahenschrei. Das ist es, was ich in jedem Falle wiederhole, und das ist auch Deine Meinung.

Professoren und Universitäten kannst Du freilich im Nothfall entbehren, aber ich möchte Dir denn doch gönnen, lieber Junge! daß Du weniger leiden müßtest, um Dein edelstes Bedürfniß zu befriedigen.

Es sollte mich so herzlich freuen, einmal in Dir den Denker und Geschäftsmann, wie es sich gehört, vereint zu sehen.

Geht es nicht nach Jena, so soll es wenigstens nach Frankfurt gehn. Du sollst Dich einmal tüchtig mit mir freun. Ich schicke Dir vor den Weihnachtsfeiertagen (denn gerade um diese Zeit wird's völlig ruhig auf den Straßen sehn); also vor den Weihnachtsfeiertagen schick' ich Dir das Reisegeld, Du kaufst Dir einen warmen Mantel, setzt Dich auf den Postwagen, bleibst einige Tage hier, besuchst den lieben Sinclair in Homburg, und dann geht's rüstig wieder in die Arbeitsstube, ohne irgend einen Aufwand.

Das, im Falle Du nicht nach Jena gehst!

Mir geht es gut. Du wirst mich weniger im revolutionären Zustand finden, wenn Du mich wieder siehst; ich bin auch sehr gesund. Ich schicke Dir hier ein Stückchen Kastmir zu einer Weste. Unsere Messe ist diesmal sehr leer. Wenn nur Württemberg und meine theure Familie auch jetzt vor neuen Ungerechtigkeiten gesichert ist! Ich mag nicht viel über die politischen Sachen sprechen. Ich bin seit geraumer Zeit sehr stille über alles, was unter uns vorgeht.

Grüße Alles! die theure Mutter und Schwestern und Großmama, und alle Andere in Löchgau und Blaubeuren besonders!

Wenn's der lieben Mutter nicht unbequem ist, bitt' ich sie, auch ein wenig das Nächstemal an mich zu schreiben. Mich verlangt, auch einmal etwas von ihr zu sehen; sie ist doch wohl und ist mir noch gut?

Dein

Friz.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., im November 1796.

Lieber Karl!

Ich kann diesmal nur das Echo Deines ersten lieben Briefes machen, nur vorerst mein herzlich Ja! sagen zu allem, was Du gesagt, und muß es auf ein Andermal ersparen, umständlicher mich über die nöthige Geistesbildung und eine zweckmäßige Lage, die jene unterstützen, und die Richtung, die jene nehmen soll, gegen Dich zu erklären.

Du hast äußerst richtig und schön in Deinen geäußerten Gesinnungen das Feuer jugendlicher Thätigkeit, die in's Unendliche geht, mit der Einschränkung derselben auf ein freies häusliches Leben gepaart. Darin besteht alle Lebensweisheit, daß wir uns nicht zu sehr ausdehnen und nicht zu sehr concentriren, und ein Mensch der bei ausgebreitetem Geiste doch mit einfachem Herzen seinen eignen Boden pflanzt und seine Kinder erzieht, also der Mensch, der Du sehr leicht werden wirst, scheint mir nach allem, was ich gedacht und erfahren, der glücklichste und der menschlichste, also der vollkommenste Mensch zu seyn. Du wirst sicher bald eine Lage finden, wo Du doch ein paar Stunden des Tages wirst Deinen Geist aus der ermüdenden Unthätigkeit, in der er freilich durch die meisten bürgerlichen Geschäfte erhalten wird, erheben können.

Wir wollen uns also trösten, bis auf bessere Zeit, die Du dann doppelt kräftig und glücklich benützen wirst, weil Du sie durch Entbehren schätzen gelernt hast. Es ist auch noch etwas, das Dich trösten muß, nämlich die unlängbare Wahrheit, daß jeder nicht gemeine Kopf die Sphäre, wo er sich findet, sie sey auch welche sie wolle, zuweilen zu enge finden muß. Ich sage zuweilen! denn er besinnt sich auch wieder und sagt sich, daß ein unendlicher Spielraum die Entwicklung des Geistes wohl noch weniger dürfte begünstigen, als ein beschränkter.

Du hast bisher mit Deiner Lage wie ein edler Kämpfer gerungen. Thue es noch eine Weile und die schlimmste Periode wird überstanden seyn.

Ueber die vorgeschlagene Reise nach Frankfurt sagst Du mir gar nichts.

Ueber Fichte's Naturrecht will ich Dir das Nächstmal schreiben. Ich möchte Dir gerne etwas Gründliches und Vollständiges sagen und habe jetzt nicht Zeit dazu.

Mein Hyperion wird wohl bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen. Zufälle haben seine Erscheinung verzögert.

Seh so gut, Lieber! und schicke mir die zwei schwäbischen Almanache, worin meine früheren Gedichte gedruckt sind, ich möchte sie gerne durchfeilen und habe kein Manuscript davon.

Lebe wohl, mein Karl! Nimm vorlieb für diesmal.

Dein

Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 19. Januar 1797.

Lieber Karl!

Die Briefe von unserer lieben Mutter und Dir waren des langen Harrens wohl werth. Es freute mich jede Sylbe darin.

Daß Deine Lage sich so günstig verändert hat, freut mich besonders. Ich glaube wirklich, daß B. der Mann ist, Dich zu schätzen und von Dir geschätzt zu werden. Du kennst ihn auch so weit, daß Du hoffen kannst, mit ihm in vernünftigen Gesprächen Deinen Geist, wo nicht zu bereichern, doch zu beleben. Er ist Mathematiker, und es wird Dir sehr wohl thun, nach Vollendung des naturrechtlichen Studiums, an die Mathematik zu gehen, die, wie Du finden wirst, die einzige Wissenschaft ist, die der möglichen wissenschaftlichen Vollkommenheit des Naturrechts an die Seite gesetzt werden kann. Ich beschäftige mich jetzt häufig mit dieser herrlichen Wissenschaft und finde, um es noch einmal zu sagen, daß diese und die Rechtslehre, wie sie werden kann und muß, die einzige in diesem Grade vollkommenen reinen Wissenschaften sind im ganzen Gebiete des menschlichen Geistes. Ich will besonders mündlich mich sehr viel gegen Dich über das Naturrecht, und dann auch über die Parallele, in die ich es gesetzt habe, erklären. Aber was mir jetzt eigentlich am Herzen liegt, ist die Hoffnung, Dich wieder zu sehen. Ich danke Dir

recht sehr, lieber Karl, daß Du mir so meinen Willen thust und kommst. Es soll Dich nicht reuen. Es wird Dein Wesen unendlich befreien, Dich einmal außer den Grenzen von Gesellschaft und Land, worin Du bisher gelebt, zu sehen. Für einen, der so eingezogen lebte, wie Du, ist eine Reise nach Frankfurt ein eben so reichhaltiger Genuß, als vielleicht für manchen Andern eine durch halb Europa. Al' meine Freuden, alles, was in meinem Herzen Jugenliches ist, will ich an Dein Herz drücken. Du wirst mich gesundern, ordentlicheren Sinnes finden. Für Dein Logis ist gesorgt. Wie gedenkst Du Deine Reise zu machen? Für jeden Fall schick' ich Dir vier Caroline. Ist's nicht genug, so sag' es gerade heraus. Für die Rückreise will ich dann schon auch wieder sorgen, wenn es noth thut.

Sage der lieben Mutter tausend Dank für ihren gütigen Brief. Ich will das Nächstemal an sie schreiben, und auch an die liebe Schwester. Jetzt hab' ich noch beinahe ein Halbdutzend Briefe zu expediren. Ueber meine Arbeiten noch immer kein Wort! Laß mir den Eigensinn, lieber Karl! Ich denke am Ende denn doch Deine brüderliche Theilnahme zu befriedigen.

Seh so gut, Lieber! Schreib' mir diesmal recht bald wieder, wenn ich schon diesmal so kurz weg schreibe, so geschieht es aus Nothwendigkeit.

Dein

Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., den 2. November 1797.

Mein Theurer!

Es ist mir unendlich viel werth, mein Wesen so wirksam und so freundlich aufgenommen in einer Seele zu finden, wie die Deine ist. Es stillt und besänftiget mich nichts mehr, als ein Tropfen lauterer, unverfälschter Liebe, so wie im Gegentheil die Kälte und geheime Unterjochungssucht der Menschen mich, bei aller Vorsicht, deren ich fähig bin, doch immer überspannt und

zu unmäßiger Anstrengung und Bewegung meines innern Lebens aufreizt. Lieber Karl! es ist ein so schönes Gedeihn in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltner Seele geschieht, und uns das stille, stete Feuer belebt, das ich besonders in den alten Meisterwerken aller Art, als herrschenden Charakter, immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in schöner Stellung sich, wenn er sich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und herstößt? Und wer vermag sein Herz in einer schönen Grenze zu halten, wenn die Welt auf ihn mit Häufen einschlägt? Je angesochtener wir sind vom Nichts, das, wie ein Abgrund, um uns her uns angähnt, oder auch vom tausendfachen Etwas der Gesellschaft und der Thätigkeit der Menschen, das gestaltlos seel- und lieblos uns verfolgt, zerstreut, um so leidenschaftlicher und heftiger und gewaltsamer muß der Widerstand von unserer Seite werden. Oder muß er nicht? Das ist's ja eben, was Du auch an Dir erfährst, mein Lieber! Die Noth und Dürftigkeit von außen macht den Ueberfluß des Herzens Dir zur Dürftigkeit und Noth. Du weißt nicht, wo Du hin mit Deiner Liebe sollst und mußt um Deines Reichthums willen betteln gehn. Wird so nicht unser Reinstes uns verunreinigt durch Schicksal, und müssen wir nicht in aller Unschuld verderben? O, wer nur dafür eine Hülfe wüßte? Kann man nur thätig sehn, kann man nur über irgend einem Stoffe sich ermüden, so ist Vieles gut. Man stellt dadurch doch immer einen Schatten des Vollkommenen vor's Auge, und das Auge weidet sich von einem Tage zum andern daran. Mit dieser Stimmung las ich ehemals Kant. Der Geist des Mannes war noch ferne von mir. Das Ganze war mir fremd, wie irgend einem. Aber jeden Abend hatt' ich neue Schwierigkeiten überwunden! das gab mir ein Bewußtseyn meiner Freiheit; und das Bewußtseyn unserer Freiheit, unserer Thätigkeit, woran sie sich auch äußere, ist recht tief verwandt mit dem Gefühl der höhern göttlichen Freiheit, das zugleich Gefühl des Höchsten, des Vollkommenen ist. Auch im Gegenstande selber, mag er noch so fragmentarisch sehn, sobald nur irgend eine Ordnung in ihn gebracht wird, ist ein Schatten des Vollkommenen. Wie fände sonst manch schönes weibliches Gemüth in seiner aufgeräumten Stube seine Welt?

Das Gedicht an den Aether mit D. unterschrieben im neuen

Schiller'schen Almanache ist von mir. Vielleicht bekommst Du's vor's Gesicht, und findest einige Befriedigung für Dein Herz darin. — Mache doch einmal einen Gang nach Baihingen zu Helfer Gonz. Es wird Dich sicher nicht reuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich denke, er wird Dich auch recht lieb gewinnen. Versichere ihn meines innigsten Andenkens, und dank' ihm in meinem Namen für den schätzbaren Gruß, den er mir durch Neuffer geschickt, und für die freundliche Aufnahme meines Hyperion. Sag' ihm, ich wartete nur die Erscheinung des zweiten Bandes ab, um das Ganze ihm zuzuschicken, und über einiges, was mir sehr am Herzen liege, bei Gelegenheit des Büchleins, ihn zu fragen. — Ich bin mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition, aber ich lasse auch künftig wenig von meinem Eigensinn nach, und hoffe, mich durchzukämpfen. Ich denke wie Klopstock:

Die Dichter, die nur spielen,  
Die wissen nicht, was sie und was die Leser sind,  
Der rechte Leser ist kein Kind,  
Er will sein männlich Herz viel lieber fühlen,  
als spielen.

Heinse, der Verfasser des Urdinghells, hat bei Dr. Schömmeling sich sehr aufmunternd über Hyperion geäußert.

Das Uebrige, was in Deinem Briefe zu beantworten ist, beantwort' ich gewissenhaft das Nächstmal und bald. Ich habe jetzt nur so viel zu schreiben. Fürchte nur nicht, irgend einen Auftrag entgelten zu müssen. Wie müßt' ich klein seyn? und wie unendlich weniger müßtest Du mir gelten? Dir bleib' ich sicher treu. Denn wir sind Brüder, wenn wir's auch nicht heißen.

Dein

Hölderlin.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt a. M., d. 12. Febr., abgegangen d. 14. März 1798.

Liebster Bruder!

Es beweist mir Deine gute Natur, daß Du unter allen Deinen Geschäften an ächtem innerem Leben doch immer gewinnst, wie ich sehe; von der andern Seite bestätigt Dein Beispiel mich in der Meinung, die ich schon oft zu Gunsten der mechanischen Arbeit wagte; daß sie weniger tödtend sey, als eine Wirksamkeit, wo im Object und in der Behandlung die Willkühr möglicher ist; daß sie den Menschen weniger zerreiße, als ein moralisch Geschäft; daß sie uns leidenschaftloser lasse, insofern die Leidenschaft doch wohl vornehmlich durch die Ungewißheit kommt, in der wir uns befinden, wenn ein unbestimmter Gegenstand uns keine bestimmte Richtung nehmen läßt. Weiß ich nur, was eigentlich zu thun ist, so werd' ich's auch mit Ruhe thun, hab' ich aber von dem Gegenstand keinen sichern und genauen Begriff, so weiß ich auch nicht, welche Kraft und welches Maß von Kraft ihm anpaßt, und muß ich denn aus Furcht, zu wenig zu thun, zu viel thun, oder aus Furcht, zu viel zu thun, zu wenig thun, d. i. leidenschaftlich handeln. Lieber Karl! es ist oft wünschenswerth, bloß mit der Oberfläche unseres Wesens beschäftigt zu seyn, als immer seine ganze Seele, sey es in Liebe oder in Arbeit, der zerstörenden Wirklichkeit auszusetzen. Aber davon überzeugt man sich nicht gerne in den Stunden des jugendlichen Erwachens, wo alle Kräfte hinausstreben nach Thaten und Freuden, und es ist auch wohl natürlich, daß wir gerne uns opfern, daß wir unsern ersten Frieden hingeben für das Glück der Welt und für den ungewissen Ruhm der Nachwelt. Aber zu eilig müssen wir nicht seyn, wir müssen zu früh nicht unsere schöne, lebendige Natur, die heimathliche Wonne unseres Herzens gegen Kampf und Eifer und Sorge vertauschen, denn der Apfel fällt, wenn er nicht krank ist, erst vom Stamme, wenn er reif ist.

Lieber Karl! ich spreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. So einer rath' nur gar zu gerne, daß man im Hafen bleiben soll, bis die beste Jahreszeit zu der Fahrt vorhanden sey. Ich habe offenbar zu früh hinausgestrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, so lang ich lebe, büßen;

schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchloser Sorgenlosigkeit ausreifen ließ.

Ich schreibe das Alles mehr um meinetwillen, weil das Herz mir voll davon ist. Du brauchst diese Predigt nicht sehr.

Shakespeare ergreift Dich so ganz; das glaub' ich. Du möchtest auch von der Art etwas schreiben, lieber Karl! ich möchte es auch. Es ist kein kleiner Wunsch. Du möchtest es, weil Du auf Deine Nation mitwirken möchtest; ich möchte es darum auch, doch mehr noch, um in der Erzeugung eines so großen Kunstwerks, meine nach Vollendung dürstende Seele zu sättigen.

Ist es Dein Ernst, als Schriftsteller auf den deutschen Charakter zu wirken und dies ungeheure Brachfeld umzuackern und anzusäen, so wollt' ich Dir rathen, es lieber in oratorischen, als in poetischen Versuchen zu thun. Du würdest schneller und sicherer zum Zweck gelangen. Ich wunderte mich schon oft, daß unsere guten Köpfe nicht häufiger darauf gerathen, eine kraftvolle Rede zu schreiben, z. B. über den Mangel an Naturfönn bei den Gelehrten und Geschäftsleuten, über religiöse Sclaverei &c. Dir liegen politische und moralische Gegenstände im Vaterlande besonders nah, z. B. Zünfte, Stadtrechte, Communalrechte &c. Zu geringfügig sind derlei Objecte gewiß nicht, und Du bist durch Deine Lokalkenntniß dazu berufen, wenigstens für den Anfang. Doch will ich mit dem Allem nichts Dir ein- und ausreden.

Ich hoffe Dich bald zu sehen und zu sprechen. Wenn es sich nur irgend thun läßt, komm' ich auf den März zu Euch Lieben. Ich suche Ruhe, mein Bruder! Die werd' ich finden an Deinem Herzen und im Umgang mit unserer theueren Familie. Bester Karl! ich suche nur Ruhe. Halte mich nicht für feig und schlaff. Meine seit Jahren so mannigfach, so oft erschütterte Natur will nur sich sammeln, um dann einmal wieder frisch an eine Arbeit zu gehn.

Weißt Du die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt. Aber so etwas sag' ich nur Dir. Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die



mir nöthig ist, mir nicht ertroge. Aber steh', Lieber, dann leb' ich wieder im Krieg, und das ist auch der Kunst nicht günstig. Laß es gut sehn! Ist doch schon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum eine.

Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten, was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtfinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe. —

Wie geht es denn in Eurer politischen Welt? Die Landtagschriften hab' ich noch nicht wieder finden können. Ich hab' sie Jemand geliehen und weiß nicht mehr, wem. Verzeih' es mir, mein Lieber! Ich halte Dich gern auf jede Art dafür schadlos.

Die Briefe, die ich Dir schicken sollte nach dem Auftrag, den Du hattest, müssen wohl in Nürtingen in Verwahrung liegen. Hier hab' ich keine. Ich kenne mein Herz und weiß, daß es so kommen mußte, wie es kam. Ich hab' in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtfinn und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der Einzige war, der sich bewarb. Nachher fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht schwer zu merken, daß mein erster tieferer Antheil in dem unverdienten Leiden, das ich duldete, erloschen war. Mit dem dritten Jahr meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Uebrige war aber flüchtig, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem solchen interesselosen Interesse lebte. Ich hab' es genug gebüßt durch eine Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das ist die reine Wahrheit, lieber Karl! Mußt Du von mir sprechen, so steh'! wie Du Dir hilfst. Betrüben möcht' ich um Alles das gute Herz nicht.

Von Deinen Angelegenheiten will ich, wie ich hoffe, bald mündlich mit Dir das Nähere besprechen. In jedem Fall ist's mir ein groß Vergnügen, daß Du so früh Dich zum gründlichen Geschäftsmann bildest.

Die Eisrhenaner werden nächstens, wie man hofft, lebendiger und reeller republikanisch sehn. Besonders soll in Mainz

dem militärischen Despotismus, der daselbst jeden Freiheitskeim zu ersticken drohte, nun bald gesteuert werden.

Nun, leb' wohl, mein Lieber! Wie immer

Dein

Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Frankfurt, den 4. Juli 1798.

Du hast mir die Brieffcheue abgelernt, lieber Karl! aber ich will Dir ein gutes Beispiel geben und wieder schreiben, ehe ich eine Antwort von Dir habe auf den Brief, den ich ungefähr um Ostern Dir schrieb. Die liebe Mutter schreibt mir, Du sehest nicht wohl und habest dabei sehr viele Geschäfte. Da kann ich mir sehr gut vorstellen, wie ungern Du an's Briefschreiben kommen magst. Man hat oft bei aller Kraft der Jugend kaum für das Nothwendige Gedanken und Geduld genug übrig, so störend und schwächend ist manchmal das Leben, und keine Zeit ist schlimmer in jeder Rücksicht, als der Uebergang vom Jüngling zum Mann. Die andern Menschen und die eigene Natur machen einem, glaub' ich, in keiner andern Lebensperiode so viel zu schaffen, und diese Zeit ist eigentlich die Zeit des Schweißes und des Jorns und der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit und der Gewitter, und die bitterste im Leben, so wie die Zeit, die auf den Mai folgt, die unruhigste im Jahr ist.

Aber die Menschen gähren, wie alles andere, was reifen soll, und die Philosophie hat nur dafür zu sorgen, daß die Gährung so unschädlich und so leidlich und so kurz, wie möglich ist, vorbeigeht. — Schwimm hindurch, braver Schwimmer, und halte den Kopf nur immer oben! Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sey noch nicht untergegangen. Mein Alabanda sagt im zweiten Bande: „Was

lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtsform frei, bleibt Eins, und wenn Du es zerreißest bis auf den Grund, und wenn Du bis ins Mark es zerschlägst, doch bleibt es eigentlich unverwundet, und sein Wesen entfliegt Dir fliegend unter den Händen u." Dies läßt sich mehr oder weniger auf jeden Menschen anwenden, und auf die Aechten am meisten. Und mein Hyperion sagt: „Es bleibt uns überall noch eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen.“ Leb' wohl, Bester, Theurer! Schreib' mir bald! Denke, daß ich Dir treu bin, wie Du mir! O, bleib' nur, wer Du bist! dem Vaterlande zu lieb und mir zu lieb.

H.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Rastadt, den 28. November 1798.

Liebster Karl!

Wir müßten uns fremd geworden sehn, wenn wir uns nicht durch die Gleichheit unserer Gefinnungen und unserer Natur unendlich und ewig nahe wären; denn wir haben wirklich diesmal länger, als zu irgend einer Zeit, unsere schöne Freundschaft ohne Nahrung gelassen. Aber die Götter, wenn sie schon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen. So müssen wir auch der Gottheit, die zwischen mir und Dir ist, doch wieder von Zeit zu Zeit das Opfer bringen; das leichte, reine, daß wir nämlich zu einander sprechen von ihr, daß wir das Ewige, was uns bindet, feiern in den lieben Briefen, die nur darum unter uns so selten sind, weil sie aus dem Herzen und nicht, wie so Manches, aus der Feder gehn. Eine lebendige Blume entsteht langsamer, als eine Blume von Taft, und so muß auch ein lebendiges Wort sich lang in unserer Brust bewegen, ehe es zum Vorschein kommt, und kann so haufenweise nicht sich geben, wie die Sachen, die man aus dem Armel schüttelt. Ich will damit nicht sagen, als wären unsere Briefe so

was Außerordentliches an Gedanken und an Witz und mannigfaltigen Begriffen und Sachen; aber etwas ist darin, was man das Zeichen aller lebendigen Aeußerungen nennen darf, das nämlich, daß sie mehr sagen, als es scheint, weil in ihnen ein Herz sich regt, das überhaupt im Leben niemals Alles sagen kann, was es sagen möchte. O, Lieber! wann wird man unter uns erkennen, daß die höchste Kraft in ihrer Aeußerung zugleich auch die bescheidenste ist, und daß das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewisse Trauer und Demuth sehn kann? Freilich im Moment des entschiedenen Kampfs ist's etwas Anders! aber davon ist hier, wie Du siehst, nicht die Rede. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mannigfaltig, seit wir gegen einander schweigen, mein Gemüth von den Veränderungen meines Lebens ist erschüttert worden. Daß ich in Homburg lebe, und wie? wirst Du aus dem Briefe gesehen haben, den ich an die liebe Mutter schrieb. Bester! wie oft hätt' ich Dir gerne geschrieben in den letzten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir selbst, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müssen, wenn ich es aussprechen wollte. In Homburg sucht' ich in beständiger Arbeit meine Ruhe wieder zu finden, und wenn ich müde war, lebt' ich meist in Sinklair's Gesellschaft. Er hat als treuer Freund an mir gehandelt. Auf seinen Vorschlag bin ich auch mit ihm hierhergegangen. Man findet hier mancherlei Menschen beisammen. Nur ist es schade, daß die diplomatische Klugheit die Gesichter und Gemüther alle in Banden hält und wenig offne gesellschaftliche Aeußerung zu Stande kömmt. Uebrigens stehen, trotz der gemeinschaftlichen Vorsicht, der Franzose und Oesterreicher und Schwabe und Hannoveraner und Sächse zc. noch genug ab.

Ich hätte sehr Dich zu sprechen gewünscht, lieber Karl! Ich hatt' auch den Plan, Dich wenigstens nach Neuenbürg oder Pforzheim zu bestellen, aber die Zeit, die ich dazu verwenden wollte, ist unter schlechtem Wetter verstrichen, und diese Woche will ich wieder nach Homburg zurück. Nächsten Frühling, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, hält mich schlechterdings nichts ab, meinem Herzen einmal den Gefallen zu thun und einige Wochen bei Euch Lieben zuzubringen. Daß ich dann ein paar Meilen weiter zu wandern habe, thut nichts, besonders in den

schönen Maitagen. Der frohe, gute, reine Lebensgeist sey mit uns Weiden indeß und erhalte und fördre uns! —

Der eigentliche Gewinn, den mir bis jetzt mein hiesiger Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebß. Muhrbeck, ein Pommeraner, der jetzt auf Reisen ist, und unter den Menschen und der Natur seine rastlose Seele zu einem kühnen philosophischen Werke beflügelt, wozu er sich jetzt noch Stoff hinwirft; Horn, preussischer Legationssecretär, ein ächtgebildeter Mensch, mit tiefem Gefühl und großem Interesse bei feiner Sitte und Socialität, ein denkender Kopf bei richtigem Sinn für Schönheit und Kunst; v. Pommereschen, ein Schwede, ganz liebenswürdige Ruhe, anspruchslos, glücklich in sich, mannigfaltig gebildet in Wissenschaften und Sprachen, männlich stolz bei hoher Gutmüthigkeit, Gestalt und Gesicht in ungestörter Schönheit; dann auch ein herrlicher Alter, Kriegsrath Schenk aus Düsseldorf, intimer Freund von Jakobi, ein reiner, heiterer, edler Charakter, klar und ideenreich; er spricht oft wie ein Jüngling in lauterer, froher Begeisterung, wenn besonders von seinem Jakobi die Rede ist, und steht so freundlich unter uns junge Leute hinein, daß wir so recht eine durch und durch harmonische Familie machen.

Laß nun auch bald wieder etwas von Dir hören, Bester! M. hat mir viel von Dir erzählen müssen, hat mir auch nachher bei seiner Rückkunft in's Württembergische geschrieben, daß er Dich besucht, wie ich's ihm aufgetragen, und wie er Dich gefunden. Nicht wahr, Du schreibst mir nun bald? Adressire Deine Briefe an M. Hölderlin bei Herrn Glaser Wagner in Homburg vor der Höhe.

Man hofft hier wieder mehr wie sonst einen baldigen Frieden. Unsern Landsmann, den Herrn Legationssecretär Gutscher, sprech' ich beinahe alle Tage. Er ist ein verständiger Mann.

Und nun gute Nacht, lieber Karl!

Dein

Hölderlin.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Somburg vor der Höhe, den 24. December 1798.

Mein Theurer!

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil ich nur mit halbem Sinn dabei gewesen wäre, denn bisher hatten mich meine Beschäftigungen, die mir durch die Unterbrechung lieber geworden waren, mehr als gewöhnlich occupirt. Es ist mir, wie Du oft gesehen hast, sehr leicht, alles liegen zu lassen, wenn Du selber vor mir bist, aber da geht es schon langsamer, wenn die allmächtige Gegenwart ihren wohlthätigen Zwang nicht ausübt.

Für Deine Briefe danke ich Dir recht sehr. Pommerschens Besuch hat mich äußerst gefreut, weil es mir wirklich ein Gewinn war, diesen in seiner Art so reinen Menschen noch einmal vor Augen zu haben und sein Bild und Wesen noch dauernder in mich aufzunehmen. Dann war es mir auch sehr darum zu thun, daß ich wieder von Euch hören konnte. Ich habe sehr an Glauben und Muth gewonnen, seit ich von Rastadt zurück bin. Ich sehe Dich selbst klarer und fester, seit ich Dich mit meinen neuen Freunden zusammen denke, und Du weißt, wie sehr das solche Verhältnisse, wie unseres ist, sichert, daß man sich begreift und recht bestimmt im Auge hat. Wo einmal der Grund gelegt ist, wie bei uns, und Einer den Andern voll und tief gefühlt hat, in dem, was er seiner Natur nach bleiben muß, unter allen möglichen Verwandlungen, da darf die Liebe das Erkenntniß nicht scheuen, und man kann wohl sagen, daß in diesem Falle mit dem Verstande der Glaube wachse. Und dann ist's freilich wahr, daß meine Seele bei sich selbst darüber frohlockt, daß es, allen Aposteln der Nothdurft zum Trost, noch mehr, als Einen gibt, wo sich in ihrem edeln Ueberfluß die Natur noch geäußert, und daß ich, außer Deinem Geist, jetzt auch noch andere rufen kann, zum Zeugniß gegen mein eigen zweifelnd Herz, das manchmal auf die Seite des ungläubigen Böbels treten will und den Gott läugnen, der in den Menschen ist. Sag' es ihnen nur, den Deinen und Meinen, daß ich manchmal an sie denke, wenn mir's seh, als gäb' es außer mir und ein paar Einsamen, die ich im Herzen trage, nichts, als meine vier

Wände, und daß sie mir sehen, wie eine Melodie, zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn einen der böse Dämon überwältigen will. Es ist die volle Wahrheit, was ich sage, aber es will mir nicht gefallen, wenn ich über ein paar treffliche Menschen so überhaupt spreche und ich fühle wohl, ich müßte jedem besonders schreiben, wenn ich mir genug thun wollte.

Ich habe diese Tage in Deinem Diogenes Laertius gelesen. Ich habe auch hier erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, daß mir nämlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist, als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es ist natürlich, denn, wenn der Mensch in seiner eigensten, freiesten Thätigkeit, im unabhängigen Gedanken selbst von fremdem Einfluß abhängt, und wenn er auch da noch immer modificirt ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft? Es ist auch gut, und sogar die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objektlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift in einander und leidet, so wie es thätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen ist eine apriorische, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weißt, so gut ein Unding, als eine positive Offenbarung, wo der Offenbarende nur alles dabei thut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird, nicht einmal sich regen darf, um sie zu nehmen, denn sonst hätt' er schon von dem Seinen etwas dazu gebracht.

Resultat des Subjektiven und Objektiven, des Einzelnen und Ganzen ist jedes Erzeugniß und Produkt, und eben weil im Produkt der Antheil, den das Einzelne am Produkt hat, niemals völlig unterschieden werden kann vom Antheil, den das Ganze daran hat, so ist auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie die Beede nur Ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbstständigen, aber eben so innig und ewig verbundenen Thei-

len besteht. Freilich muß aus jedem endlichen Gesichtspunkt irgend eine der selbstständigen Kräfte des Ganzen die herrschende sehn, aber sie kann auch nur als temporär und gradweise herrschend betrachtet werden. . . . Sollte Dein Schicksal nicht über kurz oder lange eine günstige Wendung nehmen, so geb' ich Dir mein heiligstes Bruderwort, daß ich mit allem, was ich bin und habe, Dir zu Diensten sehn werde. Indessen bitt' ich Dich, Liebster! so heiter, wie möglich, Deine Lage anzusehen. Gönn' mir die Freude, manche bittere Erfahrung auch in Deinem Namen gemacht zu haben, und fasse mir dies Wort, das ich Dir sagen will, mit Deinem hellsten Geiste auf, und glaub' es meiner Liebe: die Welt zerstört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Beleidigung geradezu ins Herz gehen lassen, und die Besten müssen schlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehen, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß sie alles, was die Menschen ihnen aus Nothdurft und Geistes- und Herzensschwäche anthun, in den ruhigen Verstand aufnehmen, statt ins gute Gemüth, das auch, wenn es gekränkt ist, von seiner Großmuth nicht lassen kann, und den armen Beleidigungen der Menschen die Ehre wiederfahren läßt, sie hoch zu nehmen. Glaube mir, der hierin gewiß nicht aus Eigendünkel, sondern aus dem tiefen Gefühle seines Mangels und aus manchen trüben Erinnerungen spricht, glaube mir, der ruhige Verstand ist die heilige Uegide, die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt. Und ich glaube, zu meinem eigenen Troste, daß dieser ruhige Verstand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einsicht seines Werths und gutwillige beharrliche Uebung kann erworben werden. Wie manches möcht' ich Dir oft mit Blut hinschreiben, wenn ich zurücksehe auf die Jahre, die ich wohl zur Hälfte in Gram und Irren verlor, und die für Dich noch unverbraucht sind, bester Karl! Es ergreift einen wunderbar, wenn man sich mit saurer Mühe und genauer Noth hindurchgerungen hat, und denkt, daß es dem andern, den man liebt, nun auch nicht leichter werden soll. Wir fürchten überhaupt das Schicksal viel weniger für uns, als für die, die unserm Herzen theuer sind. —

Eben schlägt die Glocke zwölf, und das Jahr 99 fängt an. Ein glückliches Jahr für Dich, Liebster, und alle die Unsrigen!



Und dann ein neues großes glückliches Jahrhundert für Deutschland und die Welt!

So will ich mich schlafen legen.

Den 1. Januar 1799.

Ich hatte heute meine gewöhnlichen Beschäftigungen bei Seite gelegt und bin in meinem Müßiggange in allerlei Gedanken hineingerathen über das Interesse, das jetzt die Deutschen für spekulative Philosophie, und wieder für politische Lektüre, dann auch, nur in geringerem Grade, für die Poesie haben. Vielleicht hast Du einen kleinen lustigen Aufsatz in der allgemeinen Zeitung über das deutsche Dichterkorps gelesen. Dieser war es, was mich zunächst dazu veranlaßte, und weil Du und ich jetzt selten philosophiren, so wirst Du es nicht undienlich finden, wenn ich diese meine Gedanken Dir niederschreibe.

Der günstige Einfluß, den die philosophische und politische Lektüre auf die Bildung unserer Nation haben, ist unstreitig, und vielleicht war der deutsche Volkscharakter, wenn ich ihn anders aus meiner sehr unvollständigen Erfahrung richtig abstrahirt habe, gerade jenes beiderseitigen Einflusses vorerst bedürftiger, als irgend eines andern. Ich glaube nämlich, daß sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit reduzieren. Sie sind überall *glebae addicti* und die Meisten sind auf irgend eine Art, wörtlich oder metaphorisch, an ihre Erbscholle gefesselt und wenn es so fort ginge, müßten sie sich am Ende an ihren lieben (moralischen und physischen) Erwerbnissen und Ererbnissen, wie jener gutherzige niederländische Maler zu Tode schleppen. Jeder ist nur in dem zu Hause, worin er geboren ist, und kann und mag mit seinem Interesse und seinen Begriffen nur selten darüber hinaus. Daher jener Mangel an Elasticität, an Trieb, an mannigfaltiger Entwicklung der Kräfte, daher die finstere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtsame unterwürfige blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was außer ihrer ängstlich engen Sphäre liegt; daher auch diese Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigenthum, die freilich bei den modernen Völkern sehr allgemein, aber meines Erachtens unter den Deutschen in eminentem Grade vorhanden ist. Und wie nur der in seiner

Stube sich gefällt, der auch im freien Felde lebt, so kann ohne Allgemeinsinn und offenen Blick in die Welt auch das individuelle, jedem eigene Leben nicht bestehen, und wirklich ist unter den Deutschen eines mit dem andern untergegangen, wie es scheint, und es spricht eben nicht für die Apostel der Beschränktheit, daß unter den Alten, wo jeder mit Sinn und Seele der Welt angehörte, die ihn umgab, weit mehr Innigkeit in einzelnen Charakteren und Verhältnissen zu finden ist, als zum Beispiel unter uns Deutschen, und das affectirte Geschrei von herzlosem Kosmopolitismus und überspannender Metaphysik kann wohl nicht wahrer widerlegt werden, als durch ein edles Paar, wie Thales und Solon, die mit einander Griechenland und Aegypten und Asien durchwanderten, um Bekanntschaft zu machen mit den Staatsverfassungen und Philosophen der Welt, die also in mehr als Einer Rücksicht verallgemeinert waren, aber dabei recht gute Freunde, und menschlicher und sogar naiver, als alle die mit einander, die uns bereben möchten, man dürfe die Augen nicht aufthun, und der Welt, die es immer werth ist, das Herz nicht öffnen, um seine Natürlichkeit beisammen zu behalten.

Da nun größtentheils die Deutschen in diesem ängstlich bornirten Zustande sich befanden, so konnten sie keinen heilsameren Einfluß erfahren, als den der neuen Philosophie, die bis zum Extrem auf Allgemeinheit des Interesses bringt, und das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdeckt, und wenn sie schon sich zu einseitig an die große Selbstthätigkeit der Menschennatur hält, so ist sie doch, als Philosophie der Zeit, die einzig mögliche.

Kant ist der Moses unserer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie einsame Wüste seiner Spekulation führt, und der das energische Gesetz vom heiligen Berge bringt. Freilich tanzen sie noch immer um ihre guldnen Kälber und hungern nach ihren Fleischtöpfen und er müßte wohl im eigentlichen Sinne in irgend eine Einsame mit ihnen auswandern, wenn sie vom Bauchdienst und den todten, herz- und sinnlos gewordenen Gebräuchen und Meinungen lassen sollten, unter denen ihre bessere lebendige Natur unhörbar, wie eine tief eingekerkerte, seufzt. Von der andern Seite muß die politische Lektüre eben so günstig wirken, besonders, wenn die Phänomene

unserer Zeit in einer kräftigen und sachkundigen Darstellung vor das Auge gebracht werden. Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blick in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt, und der Allgemeinsinn und die Erhebung über den eigenen engen Lebenskreis wird gewiß durch die Ansicht der weitverbreiteten Menschengesellschaft und ihrer großen Schicksale so sehr befördert, wie durch das philosophische Gebot, das Interesse und die Gesichtspunkte zu verallgemeinern, und wie der Krieger, wenn er mit dem Heere zusammenwirkt, muthiger und mächtiger sich fühlt, und es in der That ist, so wächst überhaupt die Kraft und Regsamkeit der Menschen in eben dem Grade, in welchem sich der Kreis des Lebens erweitert, worin sie mitwirkend und mitleidend sich fühlen (wenn anders die Sphäre sich nicht so weit ausdehnt, daß sich der Einzelne zu sehr im Ganzen verliert). Uebrigens ist das Interesse für Philosophie und Politik, wenn es auch noch allgemeiner und ernster wäre, als es ist, nichts weniger als hinreichend für die Bildung unserer Nation, und es wäre zu wünschen, daß der grenzenlose Mißverstand einmal aufhörte, womit die Kunst, und besonders die Poesie, bei denen, die sie treiben und denen, die sie genießen wollen, herabgewürdigt wird. Man hat schon so viel gesagt über den Einfluß der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär' es Keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst, und besonders die Poesie, ihrer Natur nach ist. Man hielt sich blos an ihre anspruchlose Außenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger, als den ganzen Charakter derselben ausmacht; man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftiger Weise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nämlich Zerstreuung, beinahe gerade das Gegentheil von dem, was sie wirkt, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr und sie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als thätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereinigt

sind, daß jeder sich vergift und die lebendige Eigenthümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt.

Du wirst verzeihen, liebster Bruder! daß ich so langsam und fragmentarisch mit meinem Briefe bin. Es wird vielleicht Wenigen der Uebergang von einer Stimmung zur andern so schwer, wie mir; besonders kann ich mich nicht leicht aus dem Raisonnement in die Poesie heraus finden, und umgekehrt. Auch hat mich diese Tage ein Brief von unserer lieben Mutter, wo sie ihre Freude über meine Religiosität äußerte, und mich unter anderm bat, unserer theuren 72jährigen Großmutter ein Gedicht zu ihrem Geburtstage zu machen, und noch manches Andere, in dem unaussprechlich rührenden Briefe so ergriffen, daß ich die Zeit, wo ich vielleicht an Dich geschrieben hätte, meist mit Gedanken an Sie und Euch Lieben überhaupt zubrachte. Ich habe auch noch denselben Abend, da ich den Brief bekommen, ein Gedicht für die I. Großmutter angefangen, und bin in der Nacht beinahe damit fertig geworden. Ich dachte, es müßte die guten Mütter freuen, wenn ich gleich den Tag darauf einen Brief und das Gedicht abschickte.<sup>1</sup> Aber die Töne, die ich da berührte, klangen so mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüths und Geistes, die ich seit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei so fühlbar, daß ich den Schlaf nachher nicht finden konnte, und den andern Tag Mühe hatte, mich wieder zu sammeln. So bin ich. Du wirst Dich wundern, wenn Du die poetisch so unbedeutenden Verse zu Gesicht bekommst, wie mir dabei so wunderbar zu Muthe seyn konnte. Aber ich habe gar wenig von dem gesagt, was ich dabei empfunden habe. Es gehet mir überhaupt manchmal so, daß ich meine lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingebe, daß kein Mensch weiß, was sie eigentlich sagen wollen, als ich.

Ich will nun sehen, ob ich noch etwas von dem, was ich Dir neulich über Poesie sagen wollte, herausbringen kann. Nicht, wie das Spiel, vereinige die Poesie die Menschen, sagt' ich; sie vereinigt sie nämlich, wenn sie ächt ist und ächt wirkt, mit all dem mannigfachen Leid und Glück und Streben und Hoffen und Fürchten mit all ihren Meinungen und Fehlern, all ihren

<sup>1</sup> Es steht unter den Gedichten in dieser Ausgabe Bd. I. S. 86.

Tugenden und Ideen, mit allem Großen und Kleinen, das unter ihnen ist, immer mehr, zu einem lebendigen tausendfach gegliederten innigen Ganzen, denn eben dies soll die Poesie selber seyn, und wie die Ursache, so die Wirkung. Nicht wahr, Lieber, so eine Panacee könnten die Deutschen wohl brauchen, auch nach der politischen philosophischen Kur; denn, alles andre abgerechnet, so hat die philosophisch=politische Bildung schon in sich selbst die Inkonvenienz, daß sie zwar die Menschen zu den wesentlichen, unumgänglich nothwendigen Verhältnissen, zu Pflicht und Recht, zusammenknüpft, aber wie viel ist dann zur Menschenharmonie noch übrig? Der nach optischen Regeln gezeichnete Vor- und Hintergrund ist noch lange nicht die Landschaft, die sich neben das lebendige Werk der Natur allenfalls stellen möchte. Aber die Besten unter den Deutschen meinen meist noch immer, wenn nur erst die Welt hübsch symmetrisch wäre, so wäre alles geschehen. O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschickter und ungeheimer, weil ich, wie die Gänse mit platten Füßen im modernen Wasser stehe, und unmächtig zum griechischen Himmel emporflüge. Nimm mir das Gleichniß nicht übel. Es ist unschicklich, aber wahr, und unter uns gehet so was noch wohl an, soll auch nur mir gesagt seyn.

Für Deine aufmunternden Aeußerungen über meine Gedichtchen, und manches andre freundliche kräftige Wort in Deinem Briefe, dank' ich Dir tausendmal. Wir müssen fest zusammenhalten in aller unserer Noth und unserem Geiste. Vor allen Dingen wollen wir das große Wort, das homo sum, nihil humani a me alienum puto, mit aller Liebe und allem Ernste aufnehmen; es soll uns nicht leichtsinnig, es soll uns nur wahr gegen uns selbst, und hellsehend und duldsam gegen die Welt machen, aber dann wollen wir uns auch durch kein Geschwätz von Affectation, Uebertreibung, Ehrgeiz, Sonderbarkeit u. hindern lassen, um mit allen Kräften zu ringen, und mit aller Schärfe und Bartheit zuzusehn, wie wir alles Menschliche an uns und andern in immer freieren und innigern Zusammenhang bringen, es sey

in bildlicher Darstellung oder in wirklicher Welt, und wenn das Reich der Finsterniß mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Noth am größten ist, und wir am nöthigsten sind. Lebe wohl!

Dein

Fritz.

### Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, im Januar 1799.

Liebste Mutter!

Ich muß mich schämen, daß ich Ihren I. Brief, der mir indeffen so viele innigglückliche Stunden und Augenblicke gemacht hat, so lange nicht beantwortet habe. Noch denselben Abend, da ich ihn erhalten hatte, schrieb ich größtentheils das nieder, was ich Ihnen für meine theure ehrwürdige Großmutter beilege, und ich habe es Ihnen recht von Herzen bei mir selber gedankt, daß Sie mich von diesem mir heiligen Geburtstage benachrichtiget haben. Der Brief an Sie sollte Tags darauf geschrieben werden, und es wäre mir selber eine Freude gewesen, wenn ich das, was ich beim Empfang des Ihrigen fühlte, Ihnen so bald wie möglich hätte sagen können. Ich wurde aber indeffen auf mancherlei Art verhindert. Zeit hätte ich wohl gehabt, aber ich mag Ihnen gerne mit unge störter Seele schreiben. Es war von keiner Bedeutung, was mich beunruhigte, und mir meine reinere Stimmung nicht ließ. Ich sage Ihnen das, damit Sie sich keine Sorge machen. Harte Behauptungen, die ich zu lesen bekam, die freilich sehr gegen mein Gemüth angingen, weil sie gegen meine unentbehrlichsten Ueberzeugungen waren, das war es größtentheils, was mich in meinem friedlichen Leben unterbrach. Es ist freilich nicht gut, daß ich so zerstörbar bin, und ein fester, getreuer Sinn ist auch mein täglichster Wunsch, und nichts erhält mich mehr in Demuth, als die Kenntniß meiner Schwäche von dieser Seite, und daß ich bei aller meiner ehrlichen Bemühung und Einsicht des Bessern und Glücklichen,

doch noch immer der alte Empfindliche bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren, die nur aus dieser Quelle entsprangen. Jetzt bin ich wohl geduldiger und lass' es Niemand entgelten und bin, wenn ich mich nicht irre, gegen andere weniger launisch, denn sonst, aber um die innere Reinheit und ruhige Wirksamkeit können mich immer noch Eindrücke bringen, die einen fester Gebildeten vielleicht nicht einen Augenblick störten. Freilich ist es jetzt auch natürlich, daß mich jeder augenblickliche Mißklang stärker trifft, wo ich kaum aus tausendfältiger Unruhe mich herausgerettet habe und nun am Wohlklang des Guten und Wahren und Schönen mich sammeln und stillen mag. Ich verspreche Ihnen und mir, mich immer zu üben, daß ich das, was ich bei ruhigem Sinne so leicht reimen kann, auch beim ersten Eindrucke so aufnehmen lerne. Ich kenne kein größeres Glück, als bescheidenes Wirken und Hoffen. Das kann aber bei einem leicht gekränkten Sinne nicht bestehen. — Ich suche auch durch mäßige Bewegung und durch Ordnung meinen Körper zu befestigen, weil ich einsehe, daß mitunter auch die Ursache in ihm liegt. Ich bin zwar gesund und jetzt gesunder als sonst, und leide am Kopf und in den Eingeweiden nimmer, wie gewöhnlich, aber ich finde doch, daß meine Nerven zu reizbar sind. Ich sage das besonders auch, weil Sie sich mit dieser zärtlichen Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigen. — Daß Sie meine Aeußerungen über Religion mit dieser schönsten aller Freuden aufgenommen haben, zeugt mir so ganz von dem Gemüth, das nur im Höchsten seine Beruhigung findet. Ich glaub' es Ihnen wohl, theuerste Mutter! wie es Ihnen das Andenken an mich erleichtern und erheitern muß, wenn Sie die besten Gefühle einer Menschenseele in mir wissen und sich daran halten können in den Zweifeln und Sorgen, mit denen sich auch die Besten einander betrachten müssen, und je lieber sie sich sind, je mehr, denn wir kennen ja kaum uns selbst, und so bekannt, als wir uns selber sind, wird uns doch niemals ein anderes. Ich behalte mirs vor, Ihnen bei mehrerer Ruße ein vollständiges Glaubensbekenntniß abzulegen, und ich wollte, ich dürfte überall meines Herzens Meinung so offen und rein herausagen, als ich bei Ihnen kann. Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer unserer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel

ein kaltes, geist- und herztödtendes Geschwätz machen, die mag ich freilich nicht zu Zeugen meines innigen, lebendigen Glaubens haben. Ich weiß wohl, wie jene dazu gekommen sind, und weil es ihnen Gott vergibt, daß sie Christum ärger tödten, als die Juden, weil sie sein Wort zum Buchstaben, und ihn, den Lebendigen, zum leeren Götzenbilde machen, weil ihnen das Gott vergibt, vergeb' ichs ihnen auch. Nur mag ich mich und mein Herz nicht da bloß geben, wo es mißverstanden wird, und schweige deswegen vor den Theologen von Profession (d. h. vor denen, die nicht frei und von Herzen, sondern aus Gewissenszwang und von Amtswegen es sind) eben so gerne, wie vor denen, die gar nichts von all dem wissen wollen, weil man ihnen von Jugend auf durch den todten Buchstaben und durch das schreckende Gebot,<sup>1</sup> zu glauben, alle Religion, die doch das erste und letzte Bedürfniß der Menschen ist, verleidet hat. Liebste Mutter! wenn unter diesen Zeilen ein hartes Wort ist, so ist's gewiß nicht aus Stolz und Haß geschrieben, sondern nur, weil ich keinen andern Ausdruck fand, wodurch ich mich so kurz wie möglich hätte verständlich machen können. Es mußte alles so kommen, wie es jetzt überhaupt, und in der Religion besonders ist, und es war mit der Religion fast so wie jetzt, da Christus in der Welt auftrat. Aber gerade wie nach dem Winter der Frühling kommt, so kam auch immer nach dem Geistesstode der Menschen neues Leben, und das Heilige bleibt immer heilig, wenn es auch die Menschen nicht achten. Und es gibt wohl manchen, der im Herzen religiöser ist, als er sagen mag und kann, und vielleicht sagt auch mancher unsrer Prediger, der nur die Worte nicht finden kann, mit seiner Rede mehr, als andere dabei vermuthen, weil die Worte, die er braucht, so gewöhnlich und so tausendfältig gemißbraucht sind. Nehmen Sie indeß mit diesen ungeheuchelten Aeußerungen vorlieb, bis ich eine Stunde

<sup>1</sup> Glaube kann nie geboten werden, so wenig als Liebe. Er muß freiwillig und aus eigenem Triebe seyn. Christus hat freilich gesagt: wer nicht glaubet, der wird verdammt, d. h. so viel ich die Bibel verstehe, streng beurtheilt werden, und das ist natürlich, denn dem bloß pflicht- und rechtmäßig guten Menschen kann nichts vergeben werden, weil er selber alles in die That setzt, aber damit ist gar nicht gesagt, daß man ihm den Glauben aufzwingen solle.



gewinne, wo ich mit meiner ganzen Seele schreiben kann. — Ich stimme ganz mit Ihnen darin überein, liebste Mutter! daß es gut für mich seyn wird, wenn ich künftig das anspruchloseste Amt, das es für mich geben kann, mir zu eigen zu machen suche, vorzüglich auch darum, weil nun einmal die vielleicht unglückliche Neigung zur Poesie, der ich von Jugend auf mit redlichem Bemühen durch sogenannt gründlichere Beschäftigungen immer entgegen strebte, noch immer in mir ist und nach allen Erfahrungen, die ich an mir selber gemacht habe, in mir bleiben wird, so lange ich lebe. Ich will nicht entscheiden, ob es Einbildung oder wahrer Naturtrieb ist. Aber ich weiß jetzt so viel, daß ich tiefen Unfrieden und Mißmuth unter anderm auch dadurch in mich gebracht habe, daß ich Beschäftigungen, die meiner Natur weniger angemessen zu seyn schienen, z. B. die Philosophie, mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieb und das aus gutem Willen, weil ich vor dem Namen eines leeren Poeten mich fürchtete. Ich wußte lange nicht, warum das Studium der Philosophie, das sonst den hartnäckigen Fleiß, den es erfordert, mit Ruhe belohnt, warum es mich, je uneingeschränkter ich mich ihm hingab, nur immer um so friedensloser und selbst leidenschaftlicher machte; und ich erkläre mir es jetzt daraus, daß ich mich in höherm Grade, als es nöthig war, von meiner eigenthümlichen Neigung entfernte, und mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit, nach seinem lieben Geschäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen. Nennen Sie das keine Schwärmerei! Denn warum bin ich denn friedlich und gut, wie ein Kind, wenn ich ungestört mit süßer Muße dies unschuldigste aller Geschäfte treibe, das man freilich, und dies mit Recht, nur dann ehrt, wenn es meisterhaft ist, was das meine vielleicht auch aus dem Grunde noch lange nicht ist, weil ichs vom Knabenalter an niemals in eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andre, was ich vielleicht zu gutmüthig gewissenhaft meinen Verhältnissen und der Meinung der Menschen zu lieb trieb. Und doch erfordert jede Kunst ein ganzes Menschenleben, und der Schüler muß alles, was er lernt, in Beziehung auf sie lernen, wenn er die Anlage zu ihr entwickeln und nicht am Ende gar ersticken will. — Sie sehen, liebste Mutter! ich mache

Sie recht zu meiner Vertrauten, und ich fürchte nicht, daß Sie mir diese ehrlichen Geständnisse übel auslegen werden. Es gibt so wenige, vor denen ich mich öffnen mag. Warum sollt' ich denn mein Sohnesrecht nicht benützen, und Ihnen zu meiner Beruhigung meine Anliegen nicht sagen. Und glauben Sie nur nicht, daß ich Absichten dabei habe. Ich mag Ihnen nur gerne mit voller Wahrheit schreiben, und da müssen Sie mich eben haben, wie ich bin. Ich wollte eigentlich sagen, daß ich auch aus dem Grunde wohl thun würde, ein recht einfaches Amt ins Künftige zu suchen, weil sich ein anderes nicht wohl mit meinen Lieblingsbeschäftigungen reimen ließe. Es hat es mancher, der wohl stärker war, als ich, versucht, ein großer Geschäftsmann oder Gelehrter im Amt, und dabei Dichter zu seyn. Aber immer hat er am Ende eines dem andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut, er mochte das Amt um seiner Kunst willen, oder seine Kunst um seines Amtes willen vernachlässigen; denn wenn er sein Amt aufopferte, so handelte er unehrlich an Andern, und wenn er seine Kunst aufopferte, so sündigte er gegen seine von Gott gegebene natürliche Gabe, und das ist so gut Sünde und noch mehr, als wenn man gegen seinen Körper sündigt. Der gute Gellert, von dem Sie in Ihrem lieben Briefe sprechen, hätte sehr wohl gethan, nicht Professor in Leipzig zu werden. Wenn er es nicht an seiner Kunst gebüßt hat, so hat er es doch an seinem Körper gebüßt. Muß ich also ein Amt annehmen, wie es denn wohl nicht anders thunlich ist, so glaub' ich eine Pfarrstelle auf dem Dorfe (recht weit von der Hauptstadt und von den hohen geistlichen Herren weg) wird das Beste für mich seyn. Und warum nicht lieber in dem Lande, wo Sie sind und die Meinigen, als unter Fremden?

Uebrigens ist es mir lieb, wenn es noch einige Jahre ansteht, und wenn ich hier mit dem Buche, an dem ich schreibe und mit meinem Gelde zu Ende bin, so will ich eben wieder Hofmeister werden. Der schwedische Legations-Sekretär vom Pommereschen, dessen Bekanntschaft ich, wie Sie wissen, in Rastadt machte und der mich auf seiner Rückreise neulich hier besuchte, machte mir beim Abschiede das Offert, ob er mir nicht in seiner Gegend (in schwedisch Pommern, in der Gegend von Wismar) für eine Hofmeisterstelle sorgen sollte. Sein Vater, der,

wenn ich nicht irre, Gouverneur in Stralsund ist, besorgt gewöhnlich für seine Bekannten derlei Stellen. Ich möchte es nicht geradezu ablehnen, um auf alle Fälle einen Ausweg zu haben, besonders da er mir für eine solche Stelle sorgen will, wo ich mit einem jungen Menschen die Universität besuche. Ein Zuwachs an Weltkenntniß (die Kenntniß des deutschen Volks ist besonders jedem, der ein deutscher Schriftsteller werden will, so nothwendig, wie dem Gärtner die Kenntniß des Bodens) ist ja die einzige Entschädigung, die mir dieses mühsame Verhältniß gewähren kann, und die Entfernung der Gegend, die auf einer Universität jedoch so sehr groß nicht seyn würde, scheint mir eher vortheilhaft als nachtheilig auf die paar Jahre, wo ich noch nicht auf das ruhige Leben unter den Meinigen rechnen kann. Uebrigens bin ich noch nicht entschlossen, und es bieten sich vielleicht indeß noch günstigere Gelegenheiten von der Art an. Ueberhaupt geh' ich eine solche Stelle nur unter gewissen festen Bedingungen ein, die mich so viel wie möglich vor Verdruß und Verlegenheiten sichern sollen. Und wenn ich eingesehen habe, daß ein solcher Zustand für mich noch auf einige Zeit nothwendig ist, und nicht zu vermeiden, so werd' ich wohl auch Geduld und Vorsicht dazu bringen. Als Vikarius würde ich von meinem Pfarrer dependiren, und da ich diese Lage noch gar nicht gelernt habe, würde sie mir wohl nicht leichter werden und ich müßte überdies größtentheils von Ihrer Unterstützung leben, was ich doch nicht wünsche, da Sie schon so sehr viel für mich gethan haben und mein lieber Karl es besser brauchen kann.

Ich schreibe Ihnen das alles, liebste Mutter! weil ich wohl weiß, wie sehr Sie zu wissen wünschen, woran Sie mit mir sind, und Sie werden sich es nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wenn Sie finden sollten, daß mir das Leben nicht leicht wird, da Sie selbst am Besten wissen, daß mit der Jugend das, was man Glück heißt, überall so ziemlich weggeht. Ich wenigstens mache jetzt nicht gerne größere Ansprüche auf die Welt, als, daß es mir nicht zu schwer werde, meinem Herzen und meinem Sinne getreu zu bleiben in den Umständen, die mich noch im Leben betreffen können. Sie und die lieben Meinigen möcht' ich in jedem Falle noch gerne wiedersehen, ehe ich meinen hiesigen Aufenthalt verändere, von dem ich mich freilich mit vieler Mühe trennen werde.

Ihre lieben Geschenke haben mich so sehr gefreut, daß ich nichts bessres mußte, als in der Freude zu meinen braven Hausleuten zu laufen und ihnen zu verkündigen, ich hätte auch ein Weihnachtsgeschenk bekommen. Ich danke Ihnen und der lieben Großmama recht herzlich dafür. Es ist mir nur leid, daß meine Dekonomie es mir nimmer so leicht macht, wie in Frankfurt, Ihnen auch auf diese Art meine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Auch bei meiner theuren Schwester entschuldigen Sie mich, daß ich es für jetzt eben so beim guten Willen bewenden lasse. Sie kennt auch meine Anhänglichkeit an sie, und an ihr ganzes Haus zu sehr, als daß es irgend eines Zeichens bedürfte, um ihr diese zu beweisen. Den Brief, den Sie mir von ihr geschickt haben, war mir ein Geschenk mehr. Ich sollt' ihr freilich auch längst geschrieben haben, aber da ich nach Rastadt reiste, hofft' ich sie vielleicht selber zu sehen, und indessen hatt' ich so viel zu thun, um das, was ich während der Reise versäumte, hereinzubringen, daß ich mich nächstens auf ein paar Tage hinsetzen muß, um die Briefe alle zu beantworten, die ich indessen schuldig geblieben bin, und da soll sie unter den ersten seyn.

Leben Sie nun wohl, liebste Mutter! bitten Sie die liebe Frau Großmama, das Blatt als einen kleinen Theil von den frohen und ernstern Empfindungen zu nehmen, mit denen ich im Herzen den ehrwürdigen Geburtstag gefeiert habe.

Meine herzlichen Empfehlungen an alle die Unsrigen.

Ihr

treuer Sohn  
Fritz.

### Hölderlin an seinen Bruder.

S o m b u r g, den 4. Juni 1799.

Mein Theurer!

Deine Theilnahme, Deine Treue wird meinem Herzen immer wohlthätiger; auch was Du für Dich selber bist, Dein Fleiß, die glückliche Gewandtheit, womit Dein Geist und Deine Kraft sich in Berufsgeschäft und freiere Bildung theilt, Dein Muth,

Deine Bescheidenheit gibt mir immer mehr Freude. Lieber Karl! mich erheitert nichts so sehr, als zu einer Menschenseele sagen zu können: ich glaub' an Dich! und wenn mich das Unreine, Dürstige der Menschen oft mehr stört, als nothwendig wäre, so fühl' ich mich auch vielleicht glücklicher, als andre, wenn ich das Gute, Wahre, Reine im Leben finde, und ich darf deswegen die Natur nicht anklagen, die mir den Sinn fürs Mangelhafte schärfte, um mich das Treffliche um so inniger und freudiger erkennen zu lassen, und bin ich nur einmal so weit, daß ich zur Fertigkeit gebracht habe, im Mangelhaften weniger den unbestimmten Schmerz, den es oft mir macht, als genau seinen eigenthümlichen augenblicklichen, besondern Mangel zu fühlen und zu sehen, und so auch im Bessern seine eigene Schönheit, sein charakteristisches Gute zu erkennen, und weniger bei einer allgemeinen Empfindung stehen zu bleiben, hab' ich dies einmal gewonnen, so wird mein Gemüth mehr Ruhe, und meine Thätigkeit einen stetigeren Fortgang finden. Denn wenn wir einen Mangel nur unendlich empfinden, so sind wir auch natürlicherweise geneigt, diesem Mangel nur unendlich abhelfen zu wollen, und so geräth oft die Kraft in vorkommenden Fällen in ein unbestimmtes fruchtlos ermüdendes Ringen, weil sie nicht bestimmt weiß, wo es mangelt, und wie dieser, und gerade dieser, Mangel zu berichtigen, zu ergänzen ist. So lang ich keinen Anstoß finde, in meinem Geschäft, so gehet es rüstig weg, aber ein kleiner Mißgriff, den ich gleich zu lebhaft empfinde, um ihn klar anzusehen, treibt mich manchmal in eine unnöthige Ueberspannung hinein. Und wie bei meinem Geschäft, so gehet es mir alten Knaben auch noch im Leben, im Umgange mit den Menschen. Daß sich diese von Natur gewiß nicht ungünstige Empfindungsgabe bei mir noch nicht zu einer Fertigkeit des bestimmteren Gefühls gebildet hat, kommt wohl unter anderm auch da her, daß ich zu viel Mangelhaftes und zu wenig Treffliches in Verhältnissen und Charakteren empfunden habe. — Du wirst durchaus finden, daß jetzt die menschlicheren Organisationen, Gemüther, welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, daß diese jetzt überall die unglücklicheren sind, eben weil sie seltener sind, als sonst in andern Zeiten und Gegenden. Die Barbaren um uns her

zerreißen unsere besten Kräfte, ehe sie zur Bildung kommen können, und nur die feste tiefe Einsicht dieses Schicksals kann uns retten, daß wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehen. Wir müssen das Treffliche aufsuchen, zusammenhalten mit ihm, so viel wir können, uns im Gefühle desselben stärken und heilen und so Kraft gewinnen, das Rohe, Schiefe, Ungestalte nicht bloß im Schmerz, sondern, als das was es ist, was seinen Charakter, seinen eigenthümlichen Mangel ausmacht, zu erkennen. Uebrigens, wenn uns die Menschen nur nicht unmittelbar antasten und stören, so ist es wohl nicht schwer, im Frieden mit ihnen zu leben. Nicht so wohl, daß sie so sind, wie sie sind, sondern daß sie das, was sie sind, für das Einzige halten, und nichts anderes wollen gelten lassen, das ist das Uebel. Dem Egoismus, dem Despotismus, der Menschenfeindschaft bin ich feind, sonst werden wir die Menschen immer lieber, weil ich immer mehr im Kleinen und im Großen ihrer Thätigkeit und ihrer Charaktere gleichen Urcharakter, gleiches Schicksal sehe. In der That! dieses Weiterstreben, dieses Aufopfern einer gewissen Gegenwart für ein Ungewisses, ein Anderes, ein Besseres und immer Besseres seh' ich als den ursprünglichen Grund von allem, was die Menschen um mich her treiben und thun. Warum leben sie nicht, wie das Wild im Walde, genügsam, beschränkt auf den Boden, die Nahrung, die ihm zunächst liegt, und mit der es, das Wild, von Natur zusammenhängt, wie das Kind mit der Brust seiner Mutter? da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheit, wenig Zwist, da gäb' es keine schlummerlosen Nächte u. s. w. Aber dies wäre dem Menschen so unnatürlich, wie dem Thiere die Künste, die er es lehrt. Das Leben zu fördern, den ewigen Vollendungs- gang der Natur zu beschleunigen, — zu vervollkommen, was er vor sich findet, zu idealisiren, das ist überall der eigenthümlichste unterscheidendste Trieb der Menschen, und alle seine Künste und Geschäfte, und Fehler und Leiden gehen aus jenem hervor. Warum haben wir Gärten und Felder? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Handel, Schifffahrt, Städte, Staaten, mit allem ihrem Getümmel, und Gutem und Schlimmen? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Wissen-

schaft, Kunst, Religion? weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Auch wenn sie sich untereinander muthwillig aufreiben, es ist, weil ihnen das Gegenwärtige nicht genügt, weil sie es anders haben wollen, und so werfen sie sich früher ins Grab der Natur, beschleunigen den Gang der Welt.

So gehet das Größte und Kleinste, das Beste und Schlimmste der Menschen aus Einer Wurzel hervor, und im Ganzen und Großen ist alles gut und jeder erfüllt auf seine Art, der eine schöner, der andre wilder seine Menschenbestimmung, nämlich die, das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu beschleunigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden. Man kann wohl sagen, jener ursprüngliche Trieb, der Trieb des Idealisirens oder Beförderns, Verarbeitens, Entwickelns, Vervollkommnens der Natur belebe jetzt die Menschen größtentheils in ihren Beschäftigungen nicht mehr, und was sie thun, das thun sie aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Gehorsam gegen das Herkommen, aus der Noth, in die sie ihre Vorväter hineingearbeitet und gekünstelt haben. Aber um so fortzumachen, wie die Vorväter es anfangen, auf dem Wege des Luxus, der Kunst, der Wissenschaft u. s. w., müssen die Nachkömmlinge eben diesen Trieb in sich haben, der die Vorväter beseelte, sie müssen, um zu lernen, organisirt seyn, wie die Meister, nur fühlen die Nachahmenden jenen Trieb schwächer, und er kommt nur in den Gemüthern der Originale, der Selbstdenker, der Erfinder lebendig zum Vorschein. Du siehst, Lieber, daß ich Dir das Paradoxon aufgestellt habe, daß der Kunst- und Bildungstrieb mit allen seinen Modifikationen und Abarten ein eigentlicher Dienst sey, den die Menschen der Natur erweisen. Aber wir sind schon lange darin einig, daß alle die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen. Und eben diesen Weg, den die Menschen größtentheils blindlings, oft mit Unmuth und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine unedle Art gehn, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen, das ist das Geschäft der Philosophie, der schönen Kunst, der Religion, die selbst auch aus jenem Triebe hervorgehn. Die Philosophie bringt jenen Trieb zum Bewußtseyn, zeigt ihm sein unendliches Object im Ideal,

und stärkt und läutert ihn durch dieses. Die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Object in einem lebendigen Bilde, in einer dargestellten höheren Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht, und schaffen will, d. h. in der Natur, in seiner eigenen, und in der ringsumgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geist, der entfaltet seyn will, ahnden und glauben.

Philosophie und schöne Kunst und Religion, diese Priesterinnen der Natur, wirken demnach zunächst auf den Menschen, sind zunächst für diesen da, und nur, indem sie seiner reellen Thätigkeit, die unmittelbar auf die Natur wirkt, die edle Richtung und Kraft und Freude geben, wirken auch jene auf die Natur und wirken mittelbar auf sie reell. Auch dieses wirken jene drei, besonders die Religion, daß sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Thätigkeit sich hingibt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält, daß er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Thätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat, und der ihm Stoff und Kräfte gibt; denn die Kunst und Thätigkeit der Menschen, so viel sie schon gethan hat und thun kann, kann doch Lebendiges nicht hervorbringen, den Urstoff, den sie umwandelt, bearbeitet, nicht selbst erschaffen, sie kann die schaffende Kraft entwickeln, aber die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk.

So viel über menschliche Thätigkeit und Natur. Ich wollte, ich könnte es Dir so darstellen, wie es mir in der Seele und auch vor Augen liegt, wenn ich um mich herum die Menschen und jedes seine Welt ansehe, denn es gibt mir großen Trost und Frieden, versöhnt mich besonders mit der mannigfaltigen menschlichen Geschäftigkeit, und gibt mir ein tiefes Wohlgefallen an allem Fleiße und tieferer Theilnahme an dem Treiben und an den Leiden der Menschen. Du hast nichts Kleines vor, lieber Bruder! wenn Du die Organisation einer ästhetischen Kirche darstellen willst und Du darfst Dich nicht wundern, so viel ich einsehe, wenn Dir während der Ausführung Schwierigkeiten aufstoßen, die Dir fast unübersteiglich scheinen. Die Bestandtheile des Ideals überhaupt und ihre Verhältnisse philosophisch



darstellen, würde schon schwer genug seyn, und die philosophische Darstellung des Ideals aller menschlichen Gesellschaft, der ästhetischen Kirche, dürfte vielleicht in der ganzen Ausführung noch schwerer seyn. Mache Dich nur muthig daran; am Höchsten übt sich die Kraft am Besten, und Du hast in jedem Falle den Gewinn davon, daß es Dir leichter werden wird, alle andre gesellschaftlichen Verhältnisse in dem, was sie sind und seyn können, gründlich einzusehn.

Ich bin so in das Feld unserer Lieblingsgedanken hineingerathen, daß mir keine Zeit mehr übrig bleibt, um auch noch mehr von Dir und mir zu sprechen.

Ich muß ohnedieß noch einige Zeit abwarten, um Dir etwas Bestimmteres von mir zu schreiben, und wie ich künftig zu leben gedenke, und wann ich vielleicht zu Euch kommen kann, Ihr Lieben! — O das sind gute Menschen, rief ich, vor Freude weinend, als ich Eure drei Briefe las.

Zum Schlusse will ich Dir noch eine Stelle aus meinem Trauerspiele, dem Tod des Empedokles, abschreiben, damit Du ungefähr sehen kannst, wess Geistes und Tones die Arbeit ist, an der ich gegenwärtig mit langsamer Liebe und Mühe hänge: D jene Zeit u.<sup>1</sup>

Lebe nun wohl, lieber Karl. Schreibe mir, so bald es Deine Geschäfte und die Umstände Dir gönnen wollen.

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, den 8. Juli 1799.

Liebste Mutter!

Ihre gütigen Briefe machen mir immer eine Art von Fest; wenn ich sie empfangе, und es ist mir jedesmal dabei, als wenn ich nun zu Hause wäre, bei Ihnen, und Ihre mütterliche Liebe vergegenwärtiget Sie mir und meine liebe Heimath und meine theuern Verwandten so schön, daß mir die Entfernung

<sup>1</sup> In dieser Ausgabe Hölderlins Bd. I. S. 141.

um vieles erleichtert wird. Wegen meiner Gesundheit können Sie sich nun völlig beruhigen. Ich befinde mich seit geraumer Zeit gänzlich wohl, und ein freudiger Dank für diese gute Gabe, die wir uns selbst allein nicht geben können, geleitet mich bei meinem Geschäfte und in meinen Ruhestunden.

Das Gedichtchen<sup>1</sup> hätte Sie nicht beunruhigen sollen, theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heißen, als wie sehr ich wünsche einmal eine ruhige Zeit zu haben, um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt zu haben schien. Ueberhaupt, liebste Mutter! muß ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen. Der Dichter muß, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen, wo nicht jedes Einzelne vollkommen ist, und wo Gott regnen läßt auf Gute und Böse und Gerechte und Ungerechte; er muß oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worin es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muß, und so wie der Regenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrthum und Leiden nur desto schöner und erfreulicher hervor. — Ich erkenne es mit herzlichem Dank, edle gute Mutter! daß Sie mich so auf alle Art aufmuntern, und ich verspreche es Ihnen, Ihr Segen soll nicht ohne Frucht bleiben.

Was die Reise betrifft, zu der Sie mich so gütig einladen, so werden Sie aus dem Briefe an die liebe Schwester sehen, wie sehr ich versucht bin, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und in wie weit mir es möglich seyn wird, diesen Wunsch mir zu erfüllen.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich genau zu erkundigen, auf welchem Wege Sie mir das Geld ganz sicher zustellen können, ich bitte Sie also meinen nächsten Brief noch abzuwarten, eh Sie es absenden. Eines Weiteren bin ich vor der Hand nicht bedürftig, auch wenn ich wirklich es sonst möglich machen könnte, zu Ihnen auf einige Wochen hinaufzureisen auf

<sup>1</sup> Wahrscheinlich das im Neufferischen Taschenbuch für Frauenzimmer auf 1799 erschienene und in der dortigen ersten Version noch trauriger lautende Gedicht: „Die Helmath.“

den Herbst. Nehmen Sie nochmal meinen erkenntlichsten Dank dafür! Mich hat es unendlich gefreut, daß Sie mir geschrieben haben, Sie könnten jetzt in so mancher Rücksicht ohne Sorge und in Ruhe sehn!

Meine Unpäßlichkeit soll Sie nur ja in keiner Freude stören, die Ihnen in Ihrem Alter, da Sie so viel für uns gethan, und so manches im Leben gelitten haben, so sehr zu gönnen ist. Ich bin jetzt ja gesund, liebe theilnehmende Mutter! und kann hoffen, es um so eher zu bleiben, da ich so ruhig und ohne übermäßige Anstrengung und gewaltsame Unterbrechung eine Weile leben darf. Geben Sie meinem Karl auch in meinem Namen die Hand, wenn er zu Ihnen kommt! Viele Empfehlungen an unsere lieben Verwandten! Wie gerne würde ich an der Freude theilnehmen, die ihre lieben Gäste bei Ihnen haben werden, aber die neuesten Zurüstungen zu dem Journal, die ich gar nicht aufschieben darf, um bald der Sache ganz gewiß zu seyn, lassen mich jetzt nicht wohl abkommen.

Tausend Empfehlungen an die liebe Frau Großmama.

Ich bin wie immer

Ihr

dankegebener Sohn  
Hölderlin.

---

### Hölderlin an seine Mutter.

Homburg, den 29. Januar 1800.

Liebste Mutter!

— — — Es scheint mir zweckmäßig zu seyn, daß ich ohne eigentliche Noth die jetzige Art meiner Beschäftigungen und Studien so wenig, wie möglich, durch eine neue Lebens- und Geschäftart unterbreche, da ich jetzt erst gewissermaßen eingeschirrt bin, und nach manchen Zerstreuungen und Unruhen endlich einige Festigkeit in meinem Thun gewonnen habe. Die Gründe also, die mir in diesem Augenblicke gewärtig sind, wären gegen einen Versuch, den ich ohnedies Ihnen kaum zumuthen möchte. — Nämlich, im Fall er fehlschläge, so würde dieß für

meine Ruhe, die mir so theuer ist, und für die Geduld, mit der ich mich unter den menschlichen Verhältnissen sehe, eine fast zu starke Probe seyn, denn, wie gesagt, ich fühle, daß ich noch etwas stärker werden muß, um mich derlei Demüthigungen auszusetzen, die mir wenigstens auf einige Zeit die Lust und die rechte Kraft, unter den Menschen etwas zu fördern; nehmen würden. Und ich darf Ihnen wohl gestehen, liebste Mutter! daß eben hierauf mein Leibes- und Seelenwohl, wenn ich so sagen darf, in hohem Grade beruht. Der andere Grund wäre, daß ich jetzt einigermassen geborgen bin auf einige Zeit, und daß es uns daran liegen muß, eine Laufbahn, die in keinem Falle sehr ungünstig enden kann, so lange fest zu verfolgen, bis sich irgend ein gewisser Erfolg zeigt, und es scheint mir nicht wohl möglich, meine jetzigen Beschäftigungen, die ein so gesammeltes und ungetheiltes Gemüth erfordern, jetzt gerade mit einem Amte zu vereinigen, wo ich mich erst wieder ganz einzugewöhnen und einzustudiren hätte.

Wenn Sie mir erlauben, hinzuzusetzen, daß ich nicht schlimmer als manche andere daran bin, wenn ich ein künftiges Amt mit etwas weniger Vermögen antrete, so scheint es mir wohl der Mühe werth im Nothfall indessen etwas zuzusetzen, so weit mein Einkommen nicht zureicht, besonders da ich, wenn ich gesund bleibe, auch bei einem künftigen Amte meine schriftstellerischen Arbeiten nicht ganz aufzugeben gesonnen bin, die mich freilich nie reich machen, aber auch wohl nicht so ganz ohne Dank bleiben werden.

Uebrigens überlasse ich die Sache Ihrer und meines theuern Herrn Schwagers Entscheidung, da ich, so viel es die kurze Zeit leiden wollte, meine Meinung gesagt habe, um so mehr, da ich nicht so, wie Sie, im Stande bin, zu urtheilen, ob es mir, nach den genauern Umständen, möglich seyn wird, ohne ein beträchtliches Amt meine Existenz zu sichern. Wenn ich die Ausgaben abrechne, die mir meine Kränklichkeit im vorigen Jahr gekostet hat, so finde ich, daß ich mit 500 fl. so ziemlich ausreiche, und so viel könnte ich wohl in Stuttgart oder hier verdienen. — Sie werden es mir nicht verdenken, daß ich die Sache so einseitig ansehe; was höhere Gründe und Gesichtspunkte betrifft, so glaube ich mit gutem Gewissen behaupten zu

dürfen, daß ich den Menschen mit meinem jetzigen Geschäfte wenigstens eben so viel diene und fromme, als im Predigtamte, wenn auch der Anschein dagegen sehn sollte. Ich stütze mich hierin nicht bloß auf mein eigenes Urtheil, sondern auf den ausdrücklichen und ernstlichen Dank von achtungswürdigen Personen, den sie mir über einige meiner öffentlichen Aeußerungen gesagt haben.

Meine Abreise von hier hängt indessen vorzüglich von dem nächsten Briefe ab, den mir mein Buchhändler schreiben wird. Da ich hierin der Noth diene, so werden Sie mir es nicht verdenken, wenn ich sage, daß ich hier bleiben oder nach Stuttgart ziehen werde, je nachdem ich dort oder hier ein leichteres Auskommen finde. In jedem Falle muß ich noch bis Ostern bleiben, weil ich meine Arbeiten jetzt unmöglich so weit unterbrechen kann. In ungefähr 14 Tagen kann ich Sie wohl über dieses mit Gewißheit benachrichtigen. Sollte Sinclair, der wahrscheinlich noch diese Woche nach Schwaben abreist, um einen Freund bei der kaiserlichen Armee zu besuchen, nach Blaubeuren kommen, wie er es im Sinne hat, so bitte ich Sie von meiner wahrscheinlichen Abreise nichts gegen ihn zu erwähnen, wenn er nicht davon anfängt; so lang ich nicht ganz entschieden bin, mag ich ihm nichts davon sagen, weil er mich nicht gerne gehen läßt, und ich die ganze Sache gerne kalt überdenken und beschließen möchte. Uebrigens würde mich der Abschied von diesem Orte nicht wenig kosten, und nur die Aussicht in meine geliebte Heimath und zu den Meinigen, die ich in der ganzen Welt vermissen würde, könnte mir ihn erleichtern. Ich habe hier gute, zum Theil vortreffliche Menschen kennen gelernt, und genieße mehr Attention und Theilnahme, als ein Fremder erwarten kann, der nichts zu geben hat, als hie und da eine ehrliche Meinung. — Um meine Gesundheit dürfen Sie ja nicht bange sehn, theuerste Mutter! Ich habe schon seit guter Zeit dieses kostbare Gut ungestört genossen, und es freut mich um so mehr, weil ich immer fürchtete, daß der böse kramphafte Zustand bleibend werden möchte. Am hiesigen Arzte habe ich dadurch eine gar gute Bekanntschaft gewonnen, es ist ein immer heiterer treuherziger Mann, der einen wenigstens auf Augenblicke schon durch sein gesundes menschenfreundliches Gesicht heilen

kann. Er ist der Mann für alle Hypochonder. — Der verstorbene G., von dem Sie schreiben, ist ein Onkel der Familie, bei der ich war. Mein lieber G. ist jetzt in einem Erziehungs-institute in Hanau. Ich schreibe bloß deswegen so selten von ihm, weil ich nie ohne Wehmuth an diesen vortrefflichen Knaben denken kann. Es ist recht gut für ihn, daß er aus Frankfurt weg ist, wo jeder Tag seine wahrhaft edle Natur wo nicht verdarb, doch entstellte. — Das Geld hab' ich von Meuffer erhalten, und sage Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank dafür. Im Fall einer Abreise würde ich Sie, wenn es ohne Ihre Unbequemlichkeit geschehen könnte, um etwas wenigstens bitten, nicht sowohl um der Reisekosten willen, die nicht groß seyn werden, als weil ich noch einen Conto bei dem Buchhändler in Frankfurt abzutragen habe. Meiner theuren Schwester danken Sie indessen in meinem Namen für ihren lieben Brief. Ich würde ihn noch heute selbst beantworten, wenn es mir nicht gerade ginge, wie es ihr gegangen ist, daß mir nämlich mein guter Freund, der Ofen, zu kalt werden will, und ich muß ja gehorsam seyn, und meinen dreißigjährigen Leib schonen und pflegen. Die Weste soll mir wohlstehn und wohlthun.

Tausend Empfehlungen und Grüße. Wie immer

Ihr

treuer Sohn

Hölderlin.

### Hölderlin an seine Mutter.

Stuttgart, im Juli 1800.

Liebste Mutter!

Da ich gegenwärtig sehr beschäftigt bin, um vor meinem Besuche in Neutlingen noch mit einigem fertig zu werden, so müssen Sie eben diesmal mit einigen Worten vorlieb nehmen. Meinen herzlichsten Dank für Ihre lieben Briefe! Gestern erhielt ich auch noch den, welchen Sie mir zuletzt nach Homburg geschrieben.

Wenn ich denke, wie viel stärker und gesunder ich mich seit der Veränderung meines Aufenthalts fühle, und wie sich meine jetzige Lage täglich angemessener für meine Bestimmung und sicherer zu meinem Auskommen bildet, so fühle ich eine Zufriedenheit und Ruhe, die ich lang entbehrte, und ich hoffe, es soll so bleiben, und dieser Zustand werde einen festen und frohen Dank gegen die theuern Meinigen und gegen meine Freunde in mir erhalten. Ich habe jetzt drei Anerbieten zu Lektionen, die mir alle angenehm sind.

Meine Feierstunden bringe ich in guter wohlmeinender Gesellschaft zu, und mein eigenes Geschäft gehet, wie es scheint, mir jetzt auch leichter und reiner von Herzen.

Unser guter trefflicher Karl wird nun auch wohl nicht lange mehr in Ungewißheit über seine Lage bleiben. — —

Ihr dankbarer und treuer Sohn

Hölderlin.

### Hölderlin an seine Schwester.

Stuttgart, im December 1800.

Meine Theure!

Es war freilich nicht recht, daß ich den unerwarteten Gast nicht ansagte, und ich bitte es Euch und ihm ab. Es kam aber am letzten Samstag, wo ich es hätte thun müssen, so viel zusammen, daß Du die Zerstreuung, in der ich es, redlich zu sagen, vergaß, ziemlich natürlich finden müßtest, wenn Du mich von innen und außen gesehen hättest.

Ich wurde von meinen Freunden fast unbarmherzig bestürmt, um zu bleiben, verschiedene interessante Anträge zu Unterrichtsstunden wurden mir an demselben Tage gemacht, und zugleich sollte ich unter allen den Gängen, die ich zu machen hatte, und in äußerem und innerem Tumult dem Fremden, dem ich wirklich lieb gewann, eine entscheidende Antwort geben und hatte dann über meine künftige Lage und seine Familie und ihn und mich ihm so manches zu sagen. Ich gestehe Dir, Theure! daß ich

meinen Entschluß, so sehr er meinem Herzen widersprach, doch immer mehr mit meinem Herzen zu reimen weiß. Ich habe in mir ein so tiefes dringendes Bedürfniß nach Ruhe und Stille — mehr als Du mir ansehen kannst, und ansehen sollst. Und wenn ich dieß in meiner künftigen Lage finde, so erhalte ich mein Herz meinen unvergeßlichen Verwandten und Freunden nur um so wärmer und treuer. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß auch ich, wie mancher andere, in der kritischen Lebenszeit, wo um unser Inneres her, mehr noch als in der Jugend, eine betäubende Unruhe sich häuft, daß ich, um auszukommen, so kalt und allzunüchtern und verschlossen werden soll. Und in der That, ich fühle mich oft, wie Eis, und fühle es nothwendig, so lange ich keine stillere Ruhestätte habe, wo alles was mich angeht, mich weniger nah, und eben deswegen weniger erschütternd bewegt. Hierin liegt für mich, und wie ich glaube, auch für die Meinigen, der Hauptgrund, der mich, wo manches andere auf beiden Seiten gleich war, zu meinem Entschlusse bestimmte. Ich habe Dir freilich nur obenhin gesprochen. Ich will mich mündlich erklären, so viel Du es willst. — Wir bleiben uns, liebe theure Schwester! und ihr Verwandte und Freunde meines Herzens alle! Sehr lieb wäre es mir, wenn ich unsern Karl noch sprechen könnte. Schreib' ihm dringend. Ich habe ihn lange nicht recht gesprochen. Und es wäre mir sehr gegen mein Herz, schriftlich Abschied nehmen zu müssen von ihm. Er soll mir noch die Freude machen, wenn er kann.

Ich will die Feiertage bei Dir und unserer theuern Mutter wenigstens zum Theil zubringen, und von Nürtingen aus abreisen, meine Effekten aber, wenigstens die hauptsächlichsten, die ich brauche, von hier aus wegschicken, wenn es die liebe Mutter so gut findet. Ausgaben habe ich hier wenig mehr zu machen. Ein paar Stiefel glaub' ich nöthig zu haben, das ist alles. Kann mir die liebe Mutter einige Louisdor zum Reisegeld aufreiben, so ist mir es lieber, als wenn ich sie hier entlehne. Die Reisekosten werden mir, versprochener Weise, vergütet, und wohl so reichlich, daß ich das, was ich von Geld mitnehme, heimgeben, und von dem Uebrigen noch eine Weile vorkommende Ausgaben bestreiten kann. Ich bleibe bis zu den Feiertagen vorzüglich wegen meiner Unterrichtsstunden noch hier.



— Ich schreibe nächsten Botentag wieder, und nicht so eilfertig, wie heute. Vergieb es! Es ist heute Landauers Geburtstag, und da bin ich den ganzen Morgen hie und da unterbrochen worden und soll jetzt eben zu Tisch. An Landauern sollst Du den Mann finden, der meine Bruderstelle in meiner Abwesenheit vertritt. Glaub es! was wir uns sind, und was alle unsere Lieben mir sind, ist unveränderlich.

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an seinen Bruder.

Mürtingen, vor der Abreise nach Hauptwil.

Ihreuer Karl!

Ich habe Deinen Brief erhalten, auf dem Wege von Stuttgart hieher. Landauer schickte mir ihn nach, und so traf er mich unter mancherlei Gedanken, die mir die Abreise aus Stuttgart und die offene Straße und die offene Welt eingab. Ich fühlte den ewigen Lebensmuth, der uns, voll liebenden Vertrauens, durch alle Perioden des Daseyns oft stillmahnend, oft in seiner vollen frohen Kraft hindurchführt, diesen Geist der Jugend und der Weisheit fühlt' ich einmal wieder, recht, wie er erscheinen muß, wenn wir ihn erkennen sollen, und Deine treuen frommen Abschiedsworte konnten diese Stimmung nur nachreinigen und verschönern. Wie vieles hab' ich Dir auf der Stelle, indem ich meines Weges ging, im Geiste geantwortet! Ja! ich darf es sagen, ich war voll mächtigen Trostes für Dich und mich, und ich habe diese Stimme unsers Genius noch nicht vergessen.

Von Stuttgart aus will ich Dir noch einmal schreiben. Ich werde mich noch einige Tage dort aufhalten. Indesß begnüge Dich mit diesen flüchtigen Worten und nimm zum Abschiede die stille, aber unaussprechliche Freude meines Herzens in Dein Herz — und laß sie dauern, bis sie nicht mehr so die einsame Freude von Freund und Bruder ist — Du fragst mich welche?

Diese, theure Seele! daß unsere Zeit nahe ist, daß uns der Friede, der jetzt im Werden ist, gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte; denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden.

Nicht daß irgend eine Form, irgend eine Meinung und Behauptung fliegen wird, dies dünkt mir nicht die wesentlichste seiner Gaben. Aber daß der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeist über alles in allem gehen, und daß das deutsche Herz in solchem Klima, unter dem Segen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen, und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine geheimen weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies seh' und glaub' ich, und dies ist's, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in die zweite Hälfte meines Lebens hinaus-  
 sehn läßt. — Sey denn noch froh über Deinen unschuldigen, anspruchlosen Lebensgang, Du Guter! Du bist erhalten, gespart; der Sturm gehet hinweg, sey froh, daß Du in sicherer Verborgenheit ihn fern gehört und Deine Seele rein und liebend furchtlos für die bessere Zeit bewahrt hast, und glaube mir, Du wirst die höhere Bestimmung, der Du angehörst, auf Deinem sichern Wege noch erreichen. Vergessen kannst Du jene nicht, so wenig, als ich Dich vergessen kann. Wir wollen uns öfters schreiben, auch besuchen, so oft es möglich ist. Ich bin ja von den Meinigen nur drei Tagereisen entfernt. Und wärs auch weiter, Du weißt, wie wir verbunden sind im Lieben und Glauben, Du Edler!

Ewig Dein

Fritz.

### Hölderlin an die Seinigen.

Stuttgart, vor seiner Abreise nach Hauptwil.

Kein Wort von allen Euren treuen Herzensworten, Ihr Guten! soll verloren seyn, so wie keiner der gütigen Liebesdienste.

Ich bin wohl hieher gekommen, etwas müde, wie es immer

geht, wenn das Herz voll und bewegt ist, und die Gedanken mächtiger arbeiten, und der Mensch doch auch seinen irdischen Gang gehen soll. Aber könnt' ich doch so die Lage meines Lebens immer wandeln zwischen Himmel und Erde, mit Demuth und Glauben getheilt, und so den süßen Schlaf, und die Ruhe, die wir hoffen, verdienen!

Ich will nun nimmer den Unmuth in mir Meister sehn lassen. Der Uebermuth soll aber auch sich beugen vor dem, was um uns und über uns ist. Gewiß, ich kann es nicht anders glauben, wenn ich das Meinige thue, so werd' auch ich auf dieser Erde meine Bestimmung menschenmöglich erfüllen, und nach den Prüfungstagen meiner Jugend noch zufrieden sehn.

Ich hoffe zu Ende der bevorstehenden Reise so gesund zu sehn, wie ich jetzt bin. Die Umstände nöthigen mich noch bis Samstag zu bleiben.

Mein guter Landauer will mich mit den übrigen Freunden noch bis Tübingen auf eine Art geleiten, die mir auf das Ueberige des Weges wohl thun wird. Er sagt mir, daß Sie die Meubles, so bald oder spät Sie es gut finden, hier abholen lassen können.

Findet er einen guten Käufer, so will er den Schreibtisch weggeben.

Ich werde wohl noch einmal schreiben können von hier aus. Es ist mir Bedürfniß, Euch, Ihr Theuersten, so oft ich kann, ein Wort aus dem Herzen zu sagen.

Glauben Sie mir's, meine verehrungswürdige Mutter! und Ihr, gute, theure Geschwister! das Rechte, das Unschuldige, das gründliche Herz, das ich in jedem von Euch, wie eine Stimme des Himmels, von Jugend auf, noch eh' ich wußte, was es war, erfahren habe, und nun erkenne und als den Grund alles Guten und Wahren und Gottähnlichen ehre, — dies, dies ist, was mir unvergeßlich bliebe von Euch, wenn ich auch alles andre Liebe, was eben aus diesen Herzen mir zu gut kam, je vergessen könnte!

Grüßen Sie mir alle Freunde.

Ihr

Hölderlin.

## Hölderlin an seine Schwester.

Stuttgart, vor der Abreise nach Hauptwil.

### Meine Theure!

Nun auch zum letztenmale von hier aus!

Ich bin völlig reisefertig. Alles ist gepackt und bestellt. Gestern habe ich nach Hauptwil geschrieben, und meine ganze Sorge ist nur, unter meinen Freunden mir die nöthige Heiterkeit zu erhalten.

Deine theuren unvergeßlichen Worte sollen mir erst in Hauptwil, wenn ich ruhig sehn werde, recht wohlthun.

Ich schreibe von Konstanz aus, wenn es auch nur einige Worte sind, bloß, daß wir von einander wissen. Wir verstehn uns ja so gut, daß auch das einsylbigste und flüchtigste uns das Rechte sagt, und die eigentlichste Sprache unserer Treue ersetzt.

Du weißt, wie man oft ruhig und stille sehn kann und doch das Herz voll ist. So ist es mir auch jetzt. Ich könnte keine Worte finden für alles, was ich Euch, Ihr Liebsten! täglich und stündlich sagen sollte, und so ist's besser, wenn ich mich bescheide, und noch zum Ende so trocken und unbedeutend Abschied nehme.

Lebt eben wohl, Ihr Guten, und bleibet zufrieden und freudig im Geiste, in dem Geiste, der uns auch unter den schmerzlichsten Stunden des Abschieds das ganze Glück verwandter Herzen zu fühlen gibt.

Der heitere Himmel mag uns auch, wenn es so bleiben sollte, an einander mahnen, und trösten. Den Dank für alles, was Ihr mir sehd, und an mir thatet, will ich nimmer aussprechen; aber treu und lebend in meiner Seele bewahren.

Lebe wohl, Freundin und Schwester! Küsse Deine Kinder! Laß sie Deine Freude sehn, wie sie auch die meinige sind. Unsere theure Mutter und unsern braven Bruder laß auch in meinem Namen, weil ich es nicht so nahe kann, und weil Dein Herz reich genug ist, die Liebe erfahren, die Ihnen und Dir das Leben versüßt und erleichtert und uns Kraft zu allem Guten gibt. Erwlg

Dein

Fritz.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Hauptwil, 1801.

Mein Karl!

Ich fühle es, wir lieben uns nicht mehr, wie sonst, seit langer Zeit, und ich bin daran schuldig. Ich war der erste, der den kalten Ton anstimmte. Weißt Du es noch, zu Anfang meines Aufenthalts in Homburg, erinnerst Du Dich der Briefe, die Du mir damals schriebst? Aber ein Unglaube an die ewige Liebe hatte sich meiner bemächtigt. Ich sollte auch dahinein gerathen, in diesen furchtbaren Aberglauben an das, was eben Zeichen der Seele und Liebe, aber so mißverstanden ihr Tod ist. Glaub' es, Theuerster! ich hatte gerungen bis zur tödtlichen Ermattung, um das höhere Leben im Glauben und im Schauen fest zu halten, ja! ich hatte unter Leiden gerungen, die, nach allem zu schließen, überwältigender sind, als alles andre, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten im Stande ist. — Ich sage Dir dieses nicht umsonst. — Endlich, da von mehr als einer Seite das Herz zerrissen war und dennoch festhielt, da mußte ich veranlaßt werden, nun auch mit Gedanken mich in jene bösen Zweifel zu verwickeln, deren Frage doch so leicht vor klarem Auge zu lösen ist, nämlich, was mehr gelte, das Lebendigstewige, oder das Zeitliche. Nur ein zu großes Geringschätzen alles dessen, was nothwendig ist, war auch im Stande, mich in jenen größeren Irrthum zu verleiten, in welchem ich zu sehr, und wirklich mit einem abergläubischen Ernste, alles Außerliche, das heißt, alles, was nicht im Gebiete des Herzens liegt, ansah und aufnahm. Aber ich habe so lang fortgemacht, bis ich es recht erfahren hatte; ich habe es auch erfahren und habe mich herausgerissen, um es zu sagen, daß alles hin ist, wenn die Einigkeit, die heilige, die allgemeine Liebe, der die Liebe des Bruders so leicht wird, hin ist. Es ist nur ein Streit in der Welt, was nämlich mehr sey, das Ganze oder das Einzelne? Und der Streit widerlegt sich in jedem Versuche und Beispiele durch die That, indem der, welcher aus dem Ganzen wahrhaft handelt, von selber zum Frieden geweihter und alles Einzelne zu achten darum aufgelegter ist, weil ihn sein Menschenstinn, gerade

sein Eigenstes, doch immer weniger in reine Allgemeinheit, als in Egoismus oder wie Du's nennen willst, fallen läßt.

A Deo principium. Wer dies versteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig und freudig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und zergethet in soferne in Nichts.

Und so sey denn auch unter uns, bei dieser Bundeserneuerung, die gewiß nicht Ceremonie oder Laune ist, a Deo principium.

Wie wir sonst zusammendachten, denke ich noch, nur angewandter! Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sey unter uns Gott!

Ich spreche, wie einer, der beweisen will, wie wenn der Andere nicht glaubte, und das Herz ist mir vom Leben aller Heiligliebenden immer so voll. Was ist dies? Sage mir's! Du fühlst in meine Seele. Ist's noch Unglaube? Unglaube an ein schönes Verständniß, wo man auch spricht, und klar spricht, weil man freudig spricht, aber, wo man den Freund für ausgemacht ansieht, und ihn in jeder Sylbe von neuem feiert, aber nicht so dringend ist. Ja! es ist Unglaube: aber nicht an das Herz des Andern, so fern es dem Ganzen angehört und in so fern es mir gehört. Als wenn wir uns, wir beide, uns nicht lieben müßten, wie wir beide ein Höheres lieben, das doch wohl zweier Brüder und mehr als eines solchen Paares, das Geschwister genug, das eine Welt von Menschen bedarf, um ausgesprochen zu werden und seine Ehre zu haben. Achre Seele! die Guten lassen sich nicht. Sie können nicht, so lange sie gut sind, und das Ganze, worin sie begriffen sind, gut ist. Es fehlt nur oft am Mittel, wodurch ein Glied dem andern sich mittheilt, es fehlt sehr oft noch unter uns Menschen an Zeichen und Worten. Und stehe! daß wir uns erinnern müssen, daß wir das Versäumte nachholen und sprechen müssen, laut sprechen zu einander, was wir uns sind, für was wir es sind. Ja! wer das Wort mißbraucht, wer Wort verfälschet oder nicht hält, der fehlet wohl sehr, aber gewiß der auch, der es zu wenig braucht. Ich will aber diesmal sonst nichts anderes sagen, als daß wir, wie von neuem, anfangen wollen. Künftig, je mehr wir sprechen und fühlen werden, wie kalt das Wort ist, um so mehr werden wir Seele und Treue hineinzulegen suchen,

um so mehr wird alles in uns lebendig werden, was gut ist. Die Augenblicke dann, wo es uns endlich einmal gelingt, einander etwas Rechtes herausgesagt zu haben, die Augenblicke, wo der Bruder dem Bruder, der Mann dem Mann, die menschliche Seele der menschlichen Seele als Zeuge eines Heiligen und Treudigen so gegenwärtig ist, die sind dann auch aller Hoffnung und alles Erfolges werth.

Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen. Die Religion beschäftigt mich vorzüglich. Du, in Jugendkraft und Einsamkeit, in jenem herrlichen Gefühle, worauf sich, wie ein Felsen, alles Himmlische begründet, in dem Gefühle, Deine Pflicht ins Werk zu richten, Du wirst mir auch redlich beistehen. Ein Wort der unbefangenen Seele ist so viel, und Du weißt, wie viel es gilt. Vor allem bitte ich Dich, Dich bitte ich darum, daß Du mir über alles, was die Sache näher oder ferner angeht, Deines Herzens Meinung sagst und meine Reden brüderlich aufnimmst, um mit eines Bruders Macht mir auch zu sagen: dies oder das war nicht für mich. Fester Glaube, unverbrüchliche Ehrlichkeit und so die reine freie Offenheit sey unter uns!

Was wäre das Leben, wenn es solche Blumen nicht hätte! Aber so wahrhaft und vom Himmel herab verbunden, steht man auch mit Augen eines Höhern und handelt in dem klaren Elemente, das der Geist empfängt und schafft, auch viel leichter und kräftiger, und kommt erst recht mit der Welt aus, und die noch ungeboren sind, die fühlen es künftig auch!

Die goldenen Hoffnungen, mein Karl! verlassen mich nicht, auch Dich nicht.

Lebe wohl! Und schreibe nur bald! Du fühltest ja auch die Freude zum voraus; ich traue Dir es zu und Du auch mir, daß wir uns noch sehr viel sehn werden.

Dein Bruder

♢.

## Hölderlin an die Seinigen.

Stuttgart, wahrscheinlich November 1801.

### Meine Theuern!

Ich habe diesmal so viel Dank zu sagen, daß ich lieber gar nichts sagen möchte, als so wenig, wie es wohl jetzt nothwendig ist. Glauben Sie, daß ich solcher Herzen gewiß, von solcher Theilnahme und Treue in so manchen Fällen überzeugt und immer überzeugter bin, dies ist ein Glück meines Lebens, das auch der Rede werth und mehr als manches andere ist, das ich entbehren muß, und gerne entbehre. Wenn sich meine Lage verändern sollte, so bitte ich Sie, es auch aus dem besten Gesichtspunkte anzusehn. Ich würde eine sorgenlose Existenz bei einer Beschäftigung haben, die mir zur Gewohnheit geworden ist, und hoffentlich finde ich gute Menschen. Ins abhängige Leben muß ich hinein, es sey, auf welche Art es wolle, und Kinder zu erziehen, ist jetzt ein besonders glückliches Geschäft, weil es so unschuldig ist. — —

Ihr

Fritz.

## Hölderlin an seinen Bruder.

Mürtingen, den 4. December 1801.

### Mein theurer Karl!

Ich komme Abschied zu nehmen. Aber laß uns nicht klagen! in solchen Fällen erhalte ich immer lieber den zufriedenen Geist, der das Traurige, Gott zu ehren, verschweigt, und auf das Gute sieht.

So viel darf ich gestehen, daß ich in meinem Leben nie so fest gewurzelt war ans Vaterland, im Leben nie den Umgang mit den Meinigen so sehr geschätzt, so gerne zu erhalten mir gewünscht habe!

Aber ich fühl' es, mir ist's besser, draußen zu seyn, und Du, mein Theurer, fühlst es selber, daß zum einen, wie zum



andern, zum Bleiben, wie zum Wandern, Gottes Schutz gehört, wenn wir bestehen sollen. Dich erhält in Deiner Art besonders die Geschäftigkeit. Sonst würd' es Dir zu enge werden. Mir ist noth, vorzüglich, mit der rechten Wahl das meinige zu thun. Sonst würd' ich zu zerstreut dahin gerissen.

Laß nur die alte brüderliche Liebe nicht untergehen unter uns. Das ist ein heiliges Glück, wenn bei Verschiedenheit des Lebensgangs die Menschen doch durch solche Bande, wie das unsre ist, zusammengehalten werden. Das ist der größere Sinn, der überall anfeuert und rettet. Und Männerseelen besonders bedürfen es nicht, daß eines dem andern gleiche, wenn die Liebe zwischen ihnen sehn soll. Ohne diese Offenheit des Herzens aber ist kein Glück mit ihnen. O mein Karl! Vergib mir, daß es rein sey zwischen uns!

Und so leb wohl! es wird Dir gut gehen bei den Unsrigen, da Du im Deinigen so gut bist. Denk' zuweilen auch an mich!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an seine Mutter.

Bordeaux, den 28. Januar 1802.

Endlich, meine theure Mutter, bin ich hier, bin wohl aufgenommen, bin gesund und will den Dank ja nicht vergessen, den ich dem Herrn des Lebens und des Todes schuldig bin. — Ich kann für jetzt nur wenig schreiben; diesen Morgen bin ich angekommen, und meine Aufmerksamkeit ist noch zu sehr auf meine neue Lage gerichtet, um mit Ruhe Ihnen einiges Interessante von der überstandenen Reise zu sagen. Ueberdies hab' ich so viel erfahren, daß ich kaum noch reden kann davon.

Diese letzten Tage bin ich schon in Einem schönen Frühlinge gewandert, aber kurz zuvor, auf den gefürchteten überschnitten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im rauhen Bette — da hab' ich auch ein Gebet gebetet, das bis jetzt das Beste war in meinem Leben und das ich nie vergessen werde.

Ich bin erhalten — danken Sie mit mir!

Ihr Lieben! ich grüßt' Euch wie ein Neugeborner, da ich aus den Lebensgefahren heraus war — ich warf mirs gleich vor, daß ich im letzten Briefe von Lyon aus unsere theure Großmutter nicht besonders nannte, ich sprach mit Ihnen, liebe Mutter, sahe meiner Schwester Bild, und schrieb in meinen freudigen Gedanken einen Brief an meinen Karl in hohem Tone.

Ich bin nun durch und durch gehärtet und geweiht, wie Ihr es wollt. Ich denke, ich will so bleiben, in der Hauptsache. Nichts fürchten und sich viel gefallen lassen. Wie wird mir der sichere erquickende Schlaf wohl thun! Fast wohn' ich zu herrlich. Ich wäre froh an sicherer Einsamkeit. Mein Geschäft soll, wie ich hoffe, gut gehn. Ich will mich ganz dem widmen, besonders von Anfang. Lebet wohl! Von Herzen und mit Treue

Der Eure

H.

N. S. Der Brief hat sich um einige Tage verspätet. Der Anfang meiner Bekanntschaft, meiner Bestimmung ist gemacht. Er könnte nicht besser seyn. „Sie werden glücklich seyn,“ sagte beim Empfange mein Konsul. Ich glaube, er hat Recht.

### Hölderlin an seine Mutter.

Bordeaux, am Charfreitage 1802.

Meine theure Mutter!

Verkennen Sie mich nicht, wenn ich über den Verlust unsrer nun seligen Großmutter mehr die nothwendige Fassung, als das Leid ausdrücke, das die Liebe in unseren Herzen fühlte. Ich finde, daß man ohne festen Sinn nicht wohl auskommt, ich will der Rathgeber nicht seyn für die Meinigen, aber ich meines Orts muß mein so lange nun geprüftes Gemüth bewahren und halten, und die zärtlichen guten Worte, die, wie Sie wissen, mir zu leicht vom Munde gehen, ich muß sie sparen für jetzt, ich darf nicht Sie und mich noch mehr dadurch bewegen. Das neue reine Leben, das, wie ich glaube, die Gestorbenen nach dem Tode leben, und das der Lohn ist auch für die, die, wie unsere theure

Großmutter, ihr Leben lebten in heiliger Einfalt, diese Tugend des Himmels, die nun ihr Antheil ist, nach der so lange ihre Seele sich sehnte, diese Ruhe und Freude nach dem Leiden, wird auch Euer Lohn seyn, theure Mutter, theure Schwester; für meinen Bruder und mich ist wohl auch ein edler Tod, ein sicherer Fortgang vom Leben ins Leben aufbehalten, so wie ich glaube, allen den Unsrigen. Indessen geleite uns ein treuer gewisser Geist, und der Höhe im Himmel gebe, daß wir nicht läßig seyen, und was wir thun mit Maß thun, und das Schickliche treffen in dem, was unsere Sache ist!

Mir gehet es so wohl, als ich nur wünschen darf! Ich hoffe auch das, was meine Lage mir gibt, allmählig zu verdienen, und einmal, wenn ich in die Heimath wiederkomme, der wahrhaft vortrefflichen Menschen, denen ich hier verbunden bin, nicht ganz unwürdig zu seyn.

Denket, Ihr Lieben, meiner so viel, als Ihr dadurch im Euren nicht gestört seyd. Meinem Bruder wünsche ich, daß er fortfahre mit Glück, so wie er bisher gedieh in seinem Kreise, seinen Geschäften.

Die guten Kinder werden Euch viele Freude machen, und Ihr seyd glücklich, so von lebendigen Bildern der Hoffnung, wie ich von meinen Zöglingen, umgeben zu seyn. Grüßet meine Freunde, entschuldiget mich, daß ich nicht schreibe, die weite Entfernung und meine Beschäftigungen rathen mir, für jetzt mit Briefen etwas sparsam zu seyn. Wir bleiben uns dennoch.

Euer treuer

§.

**Wahrscheinlich die Antwort auf ein Schreiben von Wohlendorf.**

Nürtingen, den 2. December 1802.

Mein Theurer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indeß in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehn; die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer

und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind.

Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.

In den Gegenden, die an die Vendée gränzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessirt, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgeföhle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt. Das Athletische der südlichen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regel, womit sie den übermüthigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten. Dies bestimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und sich ihnen mitzutheilen. Darum haben sie ihr eigenthümlich Individuelles, das lebendig erscheint, so fern der höchste Verstand im griechischen Sinne Reflexionskraft ist, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroischen Körper der Griechen begreifen; sie ist Zärtlichkeit, wie unsere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst, die auch in der höchsten Bewegung und Phänomenalisierung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten dennoch alles stehend und für sich selbst erhält, so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist. Es war mir nöthig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.

Die helmathliche Natur ergreift mich um so mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und

Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher!

Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht commentiren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen andern Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.

Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nöthig. Sonst haben wir keinen für uns selbst; sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl!

Dein

§.

**Briefe Hölderlin's**

an

**L u d w i g N e u f f e r.**



### Hölderlin an Neuffer.

Tübingen, den 28. November 1791.

Mit dem Hymnus an die Menschheit bin ich bald zu Ende. Aber er ist eben ein Werk der hellen Intervalle, und diese sind noch lange nicht klarer Himmel! Sonst hab' ich noch wenig gethan. Vom großen Jean Jacques mich ein wenig über Menschenrecht belehren lassen und in hellen Nächten mich am Orion und Sirius und dem Götterpaar Kastor und Pollux geweidet, das ist's all! Im Ernst, Lieber, ich ärgere mich, daß ich nicht bald auf die Astronomie gerathen bin. Diesen Winter soll's mein Angelegenlichstes sehn.

---

### Neuffer an Hölderlin.

Stuttgart, den 20. Juli 1793.

Hat Dir Dein Genius nicht einen freundlichen Morgengruß zugeflüstert? Mein Lieber! Fühltest Du nicht ein leises Säuseln um Dein Ohr? Lebhaft dacht' ich diesen Morgen Dein und unserer Freundschaft, die uns vereint dem schönen Ziele unserer jugendlichen Träume entgegentragen soll. Nun sollen die Keime endlich reifen und die Schale abspringen. Noch viele Blumen blühen auf der Flur der Grazien, noch manche goldne Frucht ist in Urania's himmlischen Gärten verschlossen; eine reiche Beute für den Suchenden.

So lange die labyrinthischen Gänge des Herzens noch nicht enthüllt sind, so lange es noch unzählige neue Situationen gibt, in welche der Mensch gegen den Menschen gesetzt werden kann,



so lange die Philosophie und Moral noch verschleierte Gottheiten nährt, so lange die Natur nicht in allen ihren Formen verstanden worden ist, so lange muß der Dichter noch reiches Feld zu Entdeckungen haben, wenn Imagination, Herz und Beobachtungsgabe ihm nicht versagen. Ich verstehe die vielfältige Klage nicht, man könne in unsern Zeiten nichts Neues mehr sagen. Homer und Ossian hätten vielleicht den nämlichen Ton anstimmen können. Es gibt noch unentdeckte Gegenden in dem Gebiete der Dichtkunst, aber verborgene Wege leiten zu ihnen, wo der Muth und die Kühnheit seine, dämmernde Strahlen hinwerfen. Laß uns auf unversuchten Bahnen sie entdecken. Die Schwinge der Begeisterung trägt früher über Klippen zum Zweck als ängstliche Verlegenheit. Sollten wir uns durch Versuche abschrecken lassen? Oder gar durch ein bürgerliches Urtheil der Aesthetik. Die Nachwelt soll unsere Richterin sehn, und wenn ich das nicht in prophetischer Gewißheit mir selbst weissagen kann, so reiß' ich jede Saite von meiner Leier und vergrabe sie in den Schutt der Zeit. Die höhere Ode und der Hymnus, zwei in unsern Tagen und vielleicht in allen Zeitaltern am meisten vernachlässigte Musen! In ihre Arme wollen wir uns werfen, von ihren Rüssen beseelt uns opfern. Welche Ausflüchte! Dein Hymnus an die Menschheit mag Dir zum Motto dienen! Mir gehe die Hoffnung voran. Ihre belebende Fackel wird mir die Nacht erhellen und die Klippen mich vermeiden lassen, an denen schon so Mancher scheiterte. Ich habe ihr meinen Hymnus gesungen, der mich wieder mit meinen poetischen Ahnungen ausgesöhnt hat. Durch Meisterwerke wollen wir unsere Rivalen und Feinde beschämen. Nur noch ein Jahr sollten wir bei einander wohnen wie ehemals. Jetzt könnten wir's besser benützen. Kein elendes Geschwätz sollte uns trennen. Ich freue mich sehr, Dich bald hier zu umarmen, denn ich bin gewiß, Du hältst Dein Versprechen und kommst auf den Herbst zu mir. Diese Tage sollen ganz den höhern Freuden gewidmet seyn.

Ein kleines Gedichtchen schick' ich Dir mit. Meine übrigen Arbeiten kannst Du persönlich einsehen.

Zum Beschluß noch eine doppelte Bitte. Wenn Du Deinen Hebstod eine Zeitlang entbehren kannst, so schick ihn mir. Er soll nicht verdorben werden. Theile mir Deinen Hymnus an die

Kühnheit mit. Ich bin gewiß, daß Du es thun wirst, weil ich in diesem Fall auch nicht vergebens Dich bitten lasse. Ich will ihn einige Freunde und Freundinnen lesen lassen, die ein großes Verlangen darnach tragen. Besonders ist Eine, die ich nicht nenne, darum begierig, weil Dich Matthiſſon deswegen umarmte, ob er gleich zu seiner Empfehlung keiner solchen Folie bedarf.

Ich will ihn dann in Stäublins Registratur zu seinem weitem Gebrauche niederlegen.

Lebe wohl, mein Freund! und laß mich bald der Erfüllung meiner Bitten entgegensehen.

Neuffer.

### Hölderlin an Neuffer.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Du haſt Recht, Herzensbruder! Dein Genius war mir sehr nahe diese Tage her. In der That, ich fühlte das Ewige Deiner Liebe zu mir selten mit solcher Gewißheit und stiller Freude.

So gar Dein Wesen hat mir Dein Genius seit einiger Zeit mitgetheilt, wie ich glaube. Ich schrieb unserm Stäublein von manchem seligen Stündchen, das ich jetzt habe. Sieh! das war's, daß Deine Seele in mir lebte. Deine Ruhe, Deine schöne Zufriedenheit, mit der Du auf Gegenwart und Zukunft, auf Natur und Menschen blickst, diese fühl' ich. Auch Deine kühnen Hoffnungen, womit Du auf unser herrliches Ziel blickst, leben in mir. Zwar schrieb ich an Stäublin: „Neuffers stille Flamme wird immer herrlicher leuchten, wenn vielleicht mein Strohfeuer längst verbräucht ist;“ aber dieses Vielleicht schreckt mich eben nicht immer, am wenigsten in den Götterstunden, wo ich aus dem Schoße der beseligenden Natur, oder aus dem Platanenhaine am Ilissus zurückkehre, wo ich, unter Schülern Platons hingelagert, dem Fluge des Herrlichen nachsah, wie er die dunklen Fernen der Urwelt durchstreift, oder schwindelnd ihm folgte zu der Tiefe der Tiefen, in die entlegensten Enden des Geisterlands, wo die Seele der Welt ihr Leben versendet in die tausend Pulse der Natur, wohin die ausgeströmten Kräfte zurückkehren nach ihrem

unermesslichen Kreislauf, oder wenn ich trunken vom Sokratischen Becher und Sokratischer geselliger Freundschaft am Gastmahle den begeisterten Jünglingen lauschte, wie sie der heiligen Liebe hulbigen mit süßer, feuriger Rede und der Schärfer Aristophanes darunter hineinwigelt, und endlich der Meister, der göttliche Sokrates selbst mit seiner himmlischen Weisheit sie Alle lehrt, was Liebe sey — da, Freund meines Herzens, bin ich dann freilich nicht so verzagt und meine manchmal, ich müßte doch einen Funken der süßen Flamme, die in solchen Augenblicken mich wärmt und erleuchtet, meinem Werkchen, in dem ich wirklich lebe und webe, meinem Hyperion, mittheilen können, und sonst auch noch zur Freude der Menschen zuweilen etwas ans Licht bringen.

Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch selten in dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, ein Herz gewinnen werden, und dies bestärkte mich in meinem Entwurfe eines griechischen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urtheilen, aus dem Fragmente, das ich unserm Stäublin heute schicke, ob mein Hyperion nicht vielleicht einmal ein Plätzchen ausfüllen dürfte unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten, als die wort- und abentheuerreichen Ritter. Besonders ist mir an dem Urtheil der Person gelegen, die Du nicht nennst. Ich hoffe, das Folgende soll sie und Andere mit einer harten Stelle über ihr Geschlecht, die aus der Seele Hyperions herausgesagt werden mußte, versöhnen. Urtheile selbst auch, lieber Bruder! Den Gesichtspunkt, aus dem ich dieses Fragment eines Fragments angesehen wünschte, habe ich in dem Briefe an Stäublin sogar mit langweiliger Weitläufigkeit ausgeführt. Ich wünschte Dir das Wesentlichste davon diesmal noch schreiben zu können; aber die Zeit wird wohl nicht hinreichen. Nur so viel: Dieses Fragment scheint mehr ein Gemengsel zufälliger Launen, als die überdachte Entwicklung eines festgefaßten Charakters, weil ich die Motive zu den Ideen und Empfindungen noch im Dunkeln lasse, und das darum, weil ich mehr das Geschmacksvermögen durch ein Gemälde von Ideen und Empfindungen (zu ästhetischem Genuße) als den Verstand durch regelmäßige psychologische Entwicklung beschäftigen wollte. Natürlich muß sich aber doch am Ende Alles genau auf den Charakter und die Umstände, die auf

ihn wirken, zurückführen lassen. Ob dies bei meinem Roman der Fall ist, mag die Folge zeigen.

Vielleicht hab' ich gerade das uninteressanteste Fragment gewählt. Uebrigens mußten die nothwendigsten Voraussetzungen, ohne die das Folgende noch weniger genossen werden kann als das ganze zweite Buch ohne das erste noch unvollendete, diese nothwendigen Voraussetzungen mußten eben auch dastehen. — Was Du so schön von der terra incognita im Reiche der Poesie sagst, trifft ganz genau besonders bei einem Romane zu. Vorgänger genug, wenige, die auf neues schönes Land geriethen, und noch eine Unermeßlichkeit zur Entdeckung und Bearbeitung! Das versprech' ich Dir heilig, wenn das Ganze meines Hyperions nicht dreimal besser wird als dieses Fragment, so muß er ohne Gnade ins Feuer. Ueberhaupt, wenn nicht die Nachwelt meine Richterin wird, wenn ich das mir nicht bald mit prophetischer Gewißheit sagen kann, so reiß' ich wie Du jede Saite von meiner Leier und begrabe sie in den Schutt der Zeit. Dein Lied hat mir sehr, sehr wohl gethan, besonders die letzte Strophe. Nicht wahr, lieber Bruder! diese letzte Strophe gehört zu denen, wo man den verhüllten Gottheiten der Philosophie den Schleier lüpfet? Um was ich Dich am meisten beneide, ist, wie ich Dir, glaub' ich, schon oft sagte, Deine lichtvolle Darstellung. Ich ringe darnach mit allen Kräften. Aber noch ein freundlicher Gesicht hätte der liebe Gast, Dein Lied, bekommen, wär' es in Gesellschaft Deines Hymnus gekommen. Ich möchte fast glauben, Du machest es mit diesem Hymnus wie mancher Schalk in den Kampfspielen gethan haben mag. Er ließ sich nicht sehen, bis der Gegner recht sicher in die Bahn trat, und demüthigte den armen Buben mit seinem unerwarteten Siege dann um so mehr. Komme nur! Ich bin auf Alles gefaßt. Ich schicke meinen Hymnus unserm Stäublin. Das zaubrische Licht, in dem ich ihn ansah, da ich mit ihm zu Ende war, und noch mehr, da ich ihn Euch mitgetheilt hatte, an dem unvergeßlichen Nachmittage, ist nun so ganz verschwunden, daß ich mich nur mit der Hoffnung eines baldigen bessern Gesangs über seine Mängel trösten kann. — Wie steht's denn eigentlich mit dem Journale? —

Hast Du schon an Matthiesson geschrieben? — Ich noch nicht. Hier mein Hestod.

Ach! Du hast freilich recht, daß es eine köstliche, fruchtbare Zeit seyn müßte, wenn wir wieder zusammenleben könnten wie ehemals.

Ich werde mein Möglichstes thun, um bald bei Dir zu seyn. Und nun lebe wohl!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Im März 1794.

Lieber Bruder!

Ich glaube, die Stunde, in der ich Dir schreibe, ist gerade so eine, wie man sie haben muß, um an Herzensfreunde zu schreiben. Es muß uns ein rechtes Bedürfniß werden, sich einer Seele, die einem eigen angehört, mitzutheilen, und dann ist's der Mühe werth zu schreiben.

Es war gar nicht brüderlich von mir, daß ich Dich und mich mit Zweifel und Unglauben plagte, weil Du nicht gleich schriebst. Ich kannte Dich ja. Du hast wohl etwas Lieberes als ich Dir seyn kann. Aber darum bleibst Du doch nicht weniger mein, wie Du es Anfangs warst und seyn konntest.

Verhältnisse des innern und äußern Lebens unserer Geister und Herzen, wie das Schicksal, haben einen Bund zwischen Dir und mir gestiftet, der schwerlich je zerreißen kann. Wir lernten uns so ganz kennen in unsern Schwächen und Tugenden, und blieben doch Freunde. Der Zauber der Neuheit ist längst bei uns verschwunden. Die schöne Täuschung, wo man in den ersten Stunden und Tagen des Friedens Alles gefunden zu haben meint, da wo man doch nur etwas finden kann, findet nimmer statt zwischen Dir und mir, und doch blieben wir Freunde. Wir ringen um Einen Preis, und blieben doch Freunde. Wir erkannten uns, und blieben doch Freunde. Lieber! was wollen wir mehr, um zu glauben, daß unser Bund ewig ist, und — daß wir keine kleinen Seelen sind?

Es ist sonderbar, ich habe, seit wir uns fanden, so manche Metamorphose in meinem Innern erlitten, so Manches, woran ich mit all meiner Liebe hing, Ideen und Individuen, die mich damals über Alles interessirten, haben ihre Bedeutung für mich verloren, neue Ideen, neue Individuen rissen mich hin, aber Dir ist mein Herz treu geblieben. Ich muß also doch wohl nicht so wandelbar sehn, wo wahrer Werth mein Herz einmal gewann. Von Deiner Seite wundert mich dies weniger. Dein treuer, beharrlicher Sinn ist die Wurzel all Deines Glücks und Deines Werths. Deswegen ist mir's auch so klar, daß Du einst glücklicher und größer sehn wirst als ich. Du bist auf dem rechten Wege, Bruder! Du lässest die Köpfe der Andern in ihrer Er-  
schütterung und gehest Deinen Gang.

Es ist eine große Kunst, interessanten Gegenständen nicht sein ganzes Herz hinzugeben, wenn sie andere, die man schon im Herzen hat, verdrängen würden. Dies ist Deine Kunst. Du verschliesest keinem Dinge, das schön und gut und groß ist, Dein Herz, aber räumst ihm auch nur so viel Platz ein, als dazu gehört, daß es neben andern bestehen kann. Wohl Dir! Ich wollt', ich könnt' es auch. Friedsameres inneres Leben ist doch das Höchste, was der Mensch haben kann.

Daß Du auch Deinem Virgil so ganz treu bleibst, freut mich unaussprechlich. Der Geist des hohen Römers muß den Deinen wunderbar stärken. Deine Sprache muß im Kampfe mit der feinigsten immer mehr an Gewandtheit und Stärke gewinnen. Der Dank für Deinen Kampf wird freilich ein Dank deutscher Nation sehn, indolenten Angedenkens! Aber Freunde erringt Du Dir gewiß. Ueberdies scheinen mir unsere Leute in diesen letzten Jahren doch etwas mehr an Theilnehmung an Ideen und Gegenständen, die außer dem Horizonte des Unmittelbaren liegen, gewöhnt worden zu sehn; man hat jetzt doch mehr Sinn für Schönes und Großes als je, laß das Kriegsgeschrei verhallen und die Wahrheit und Kunst wird einen seltenen Wirkungskreis erleben. Freilich ließe sich auch Manches dagegen sagen.

Und was ist's, wenn auch wir armen Schelme vergessen werden, oder nie ganz ins Andenken kommen, wenn's nur mit den Menschen überhaupt besser wird; wenn die heiligen Grund-

säße des Rechts und der reineren Erkenntniß ganz ins Andenken kommen, und ewig nimmer vergessen werden. Mich beschäftigt jetzt beinahe einzig mein Roman. Ich meine jetzt mehr Einheit im Plane zu haben, auch dünkt mir das Ganze tiefer in den Menschen hineinzugehen.

Das Gedicht für Deine Selma schick' ich wahrscheinlich über acht Tage. Der Botentag überraschte mich, ehe ich eine kleine Verbesserung damit vornehmen konnte. Ich muß Dich zum voraus um Deine Nachsicht bitten, lieber Bruder! Es wird Dir unbegreiflich erscheinen, daß man Deine Selma so schlecht besorgen könne, oder doch so mittelmäßig.

Hier inzwischen eine Kleinigkeit für Dich. Sie ist das Produkt einer fröhlichen Stunde, wo ich an Dich dachte. Du sollst einmal etwas Besseres haben. Du kannst so das kleine Ding ja mir halb zur Strafe, halb zum Lohn in die Einsiedlerin transportiren, oder wohin Du willst.

#### An Neusser.

Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder,  
Noch altert nicht mein kindisch fröhlich Herz,  
Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder  
Noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer Augenweide  
Der blaue Himmel und die grüne Flur,  
Mir reicht die Gütliche den Taumelkelch der Freude,  
Die jugendliche freundliche Natur.

Getroßt! es ist der Schmerzen werth, dies Leben,  
So lang uns Armen Gottes Sonne scheint,  
Und Silber besserer Zeit um unsre Seele schweben,  
Und ach! mit uns ein freundlich Auge weint. —

Lebe wohl!

Hölderlin.

## Hölderlin an Neuffer.

Lieber Bruder!

Mit jedem Briefe von Dir wird mir die gegenseitige Mittheilung unseres Wesens und seiner Zustände unentbehrlicher. Mit wahren Antheil bedaure ich den Unfall, der Deine edle Geliebte und mit ihr Dich traf.<sup>1</sup> Ihr werdet da erst ganz gefühlt haben, was Ihr einander seht. Es ist der innerste Wunsch meines Herzens, daß dieses schöne Band sich erhalte in dieser seltenen Innigkeit. Wenn ich mir träume, daß mir wohl auch einmal ein solches Weib werden könnte und mein häuslicher Herd recht nahe bei Dir und Deinem Mädchen wäre, so kann ich wohl manchmal dem ewigen Sehnen von einer Stelle der Welt zur andern, von einer Wirksamkeit zur andern seine gehörige Schranke setzen, oder vielmehr es besser verstehen, um so mehr, da ich so klar sehe aus meiner jetzigen Lage, wie ein enger, stiller Gesichtskreis und Wirkungskreis, wenn man nur einmal ganz vertraut mit ihm geworden, unsere Kräfte in unablässiger Thätigkeit und, eben weil die Mannigfaltigkeit von Gegenständen nicht ermüdet und zerstreut, uns um so stärker und reiner erhält, wie auch da manche schöne Freude, die man bei flüchtigem Vorüberreifen nicht bemerken konnte, verborgen liegt. Uebrigens, wie es das heilige Schicksal will! Wir können nicht Berge zu Thälern und Thäler zu Bergen machen. Aber wir können uns auf dem Berge des weiten Himmels und der freien Luft und der stolzen Höhe, und im Thale der Ruhe und Stille freuen und mit den Lieblichkeiten und Herrlichkeiten, die wir von oben herab übersehen hätten, um so vertrauter werden. Noch besser! Gibt's auf dem Berge für uns zu thun, so klimmen wir hinauf, können wir pflanzen und bauen im Thal, so bleiben wir da.

Verzeih' das, lieber Bruder! Aber man kann so einen zufälligen Gedanken nicht leicht schnell wieder verlassen, wenn er ein wenig gleichartig ist mit unserem Wesen, und gerathet so ins Schwärmen hinein. — Zu der Stelle Deines Briefs, wo Du über Unfruchtbarkeit Deines Geistes Dich äuserst, schreib' ich Dir eine Stelle aus Herders Lithon und Aurora ab: „Was

<sup>1</sup> Der Tod ihres Vaters



wir Ueberleben unserer selbst nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der Acker, damit er desto reicher trage, so erstirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten verlässet das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt und unrühmlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurück und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher Genius!" Mach' mir die Freude, Lieber, und schreibe bald, daß ich zum Theil Dir so was gewesen sey. Deine Uebersetzung des Catilina interessirt mich um so mehr, da ich noch vom vorigen Jahre, wo ich ihn las, mit ihm bekannt bin. Es ist recht ein Geschäft zu seiner Zeit, Du hast Recht, das Uebersetzen ist eine heilsame Gymnastik für die Sprache. Sie wird hübsch geschmeidig, wenn sie sich so nach fremder Schönheit und Größe, oft auch nach fremden Launen, bequemen muß. Aber, so sehr ich Dich bewundere, daß Du mit solcher Beharrlichkeit das Mittel zu Deinem Zwecke vorbereiten kannst, so werd' ich Dir doch einen Fehdebrief schicken, wenn Du nach Vollendung beider Arbeiten, die Du jetzt unter den Händen hast, eine neue der Art anfängst.

Die Sprache ist Organ unseres Kopfs, unseres Herzens, Zeichen unserer Phantasieen, unserer Ideen, und muß sie gehorchen. Hat sie nun zu lange in fremden Diensten gelebt, so denk' ich, ist fast zu fürchten, daß sie nie mehr ganz der freie, reine, durch gar nichts als durch das Innere, so und nicht anders gestaltete Ausdruck unseres Geistes werde. Ich würde mich gerne näher darüber erklären, lieber Bruder! wenn ich jetzt durch den abgehenden Boten nicht getrieben würde. — Diesen Nachmittag wurd' ich im Schreiben durch die Majorin unterbrochen. Sie sah, daß ich an Dich schrieb und trug mir auf, Dir recht herzlich zu danken für Deinen Gruß, Dir zu schreiben, daß sie an die Fortdauer unserer Freundschaft mehr als bei irgend einer glaube, nach Allem, was sie von uns wisse, denn wenn einmal Wesen zu diesem Zweck sich die Hand reichen, daß sie durch Antheil an Allem, was Geist und Gemüth interessire, an Allem, was das Seyn erhöhe, erwidere, verherrliche, sich stärken und emporhelfen, dann sehen sie auf ewig verbunden, denn ihre Liebe sey

wie der Fortschritt ihrer Vervollkommenung unendlich. Dies ist beinahe wörtlich, was sie sagte. Ferner — wenn Deiner gedacht werde, so dürfen ja auch in diesem Gespräche die Unzertrennlichen nicht geschieden werden, und so begleite Dich immer auch Röschen — sie möchte den Menschen sehen, der sich nicht freue über eine solche in unsern Tagen so seltene Liebe u. s. w. Ich glaube, Du kannst aus diesen Worten, die ich getreu ausrichtete, einen Theil ihres Wesens ahnden. — Mein Junge ist recht guter Art, ehrlich, fröhlich, lenksam, mit gut zusammenstimmenenden, auf keine Art excentrischen Geisteskräften, und vom Köpfschen bis auf die Füße bildschön. — Ich würde Dir gerne auch noch etwas von mir, von meinem Roman, meinen kantisch-ästhetischen Beschäftigungen, einer Reise übers Rhöngebirge ins Fulderland, die ich neulich machte, und sonst von Manchem erzählen, wenn ich nicht genöthigt wäre zu schließen. Weißt Du nicht, ob Stäudlin mein Gedicht an die Kühnheit in die Urania geschickt hat? Ich wünschte es zu wissen, um vielleicht andern Gebrauch davon zu machen.

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Meuffer.

Waltershausen, den 25. August 1794.

Könnt' ich Dir helfen, Freund meiner Seele! Gott weiß es! ich gäbe mein Leben gerne darum. Meine Freude ist hin, ich werde mitten unter dem, was mich umgibt, von Deinem Grame gemahnt, und ich weiß nicht, wie ichs ertragen könnte, wenn nicht Du Dich wenigstens rettetest.

Lieber! Du mußt, Du wirfst Deinen Geist emporhalten, es komme was da will. Du gehörst der Menschheit, Du darfst sie nicht verlassen. Durch große Freude, und großen Schmerz reißt der Mensch zum Manne. Eine Zukunft, wie der Held im Kampfe sie erwarten kann, wartet Deiner. Du wirfst nicht gefühllos durchs Leben gehn, das königliche Bewußtseyn, namenlosen Schmerz bezwungen zu haben, wird Dich geleiten, Du

wirfst emporringen in die Region des Unvergänglichen, Du wirst unter den Menschen bleiben, und Mensch seyn, aber ein göttlicher Mensch.

Lieber! Unvergesslicher! Du gehörst auch mir. Unter allem, woran mein Herz hing mit Hoffnung einer Dauer, dauerte mir bisher einzig der Bund mit Dir. Ich weiß keine Seele, an die ich glaubte, wie an Dich. Ich war auch nie so reich, wie Du. Ich war nie glücklich durch Liebe, weiß nicht, ob ich es je werde, aber ich war oft unaussprechlich glücklich durch Dich, und hoff' es immer mehr zu werden auf diesem Wege. Kennst Du mich nimmer, bin ich Dir nichts mehr, mein Bruder? Laß uns zusammen aushalten in dieser finstern Zone, zusammenwirken, und nur vom Siege unser Herz nähren. Ich schwöre Dir's, zunächst der Menschheit, soll nichts auf Erden ein Recht auf mich haben wie Du, ich werde Dein seyn, wie Deine Seele, und wenn ich vor keinem Sterblichen mich beuge, so will ich's und werd ich's ewig vor Dir. Welten erobern, Staaten einreißen, und aufbauen wird mir nie so groß dünken, als solchen Schmerz zu überwinden.

Gönne mir den Trost meines Lebens, und Dir den Triumph aller Triumphe! Ich lasse Dich nicht. Ich werd' es ohne Ende Dir zurufen, und ich würd' es sagen, wenn ich von Deiner und ihrer Leiche käme, der Schmerz kann mich zu Boden werfen, aber überwältigen kann er mich nicht, so bald ich will.

Laß sie vorangehen, wenn es so seyn soll, auf dem unendlichen Wege zur Vollendung! Du eilst ihr nach, wenn Du auch noch Jahre hier verweilst. Der Schmerz wird Deinen Geist beflügeln, Du wirst mit ihr gleichen Schritt halten, ihr werdet verwandt bleiben, wie ihr es seyd, und was sich verwandt ist, findet sich doch wohl wieder.

Und wirst Du mich anhören? Ich hoffe noch, Es wird mir durch den Tod ihres Vaters, durch euer Verhältniß, das bei tausend Seligkeiten, doch gewiß auch manchen stillen Kummer herbeiführt, wahrscheinlich, daß vielleicht diese scheinbare Schwind sucht die Wirkung eines tief leidenden Gemüths seyn könnte. Ist es das, so kann ich ruhiger seyn.

Ich beschwöre Dich, schreibe mir mit nächstem Posttage wieder, so wenig es auch seyn mag, nur wie es steht mit ihr und Dir.

Wird es nicht anders, so hält mich schlechterdings nichts, ich eile und komme, und bitte Dich auf den Knien, Dein zu schonen. Gelingt mir gar nichts, so hoff ich doch durch ein paar herzliche Tage Deinen Gram in etwas zu unterbrechen, und auch das ist mir schon Grundes genug, zu kommen.

O mein Neuffer! wär ich schon bei Dir! ich habe keine Ruhe. Könnt ich doch mit nächstem Briefe von Dir etwas heiterer werden. Vergiß nicht, daß Du es bist, der leidet, und daß ich es bin, der mit Dir trägt.

Des Himmels Segen über die duldende Heilige!

Ewig

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Waltershausen, den 10. Oktober 1794.

— — — Ich suche mich emporzuhalten so gut es geht, und wenn mir nur die Sonne in meine Fenster scheint, steh ich meist heiter auf, und benutze dann, so gut ich kann, ein paar Morgenstunden, die einzigen, wo ich eigentlich Ruhe habe. Die meisten vergingen mir diesen Sommer über meinem Roman, wovon Du die fünf ersten Briefe diesen Winter in der Thalia finden wirst, ich bin nun mit dem ersten Theile beinahe ganz zu Ende. Fast keine Zeile blieb von meinen alten Papieren. Der große Uebergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes vom Affekte zur Vernunft, aus dem Reiche der Phantasie ins Reich der Wahrheit und Freiheit scheint mir immer einer solchen langsamen Behandlung werth zu seyn. Ich freue mich übrigens doch auf den Tag, wo ich mit dem Ganzen im Reinen seyn werde, weil ich dann unverzüglich einen andern Plan, der mir beinahe noch mehr am Herzen liegt, den Tod des Sokrates, nach den Idealen der griechischen Dramen zu bearbeiten versuchen werde. Lyrisches hab' ich seit dem Frühling noch wenig geleistet, das Gedicht an das Schicksal, das ich noch zu Hause anfang, vorigen Winter beinahe ganz unänderte, und um Ostern in einem Briefe an Schiller einschloß, scheint dieser sehr gut aufgenommen zu haben, nach dem, was er mir sagte in der

Antwort auf meinen letzten Brief, wo ich ihm das Fragment von Hyperion schickte. Er hat es für einen Almanach bestimmt, wovon er künftig der Herausgeber seyn wird, und ich will ihm auf sein Begehren noch einiges dazu schicken. Es wird von der Fruchtbarkeit meiner Natur abhängen, ob ich für den Reinhardtschen Almanach und die Akademie, und das Gonzische Museum Dir etwas werde schicken können, ich möchte Dir nicht gerne Schande machen, es wäre auch sehr lieblich, wenn ich Dein brüderliches Anerbieten so belohnen wollte, mit flüchtigen Produkten möcht' ich also Dich nicht gerne belästigen. Vielleicht kann ich Dir einen Aufsatz über die ästhetischen Ideen schicken; weil er als ein Kommentar über den Phädrus des Plato gelten kann, und eine Stelle desselben mein ausdrücklicher Text ist, so wär' er vielleicht für Gonz brauchbar. Im Grunde soll er eine Analyse des Schönen und Erhabenen enthalten, nach welcher die Kantische vereinfacht, und von der andern Seite vielseitiger wird, wie es schon Schiller zum Theil in seiner Schrift über Anmuth und Würde gethan hat, der aber doch auch einen Schritt weniger über die Kantische Gränzlinie gewagt hat, als er nach meiner Meinung hätte wagen sollen. Lächle nicht! Ich kann irren, aber ich habe geprüft, und lange mit Anstrengung geprüft. — Jetzt bin ich an einer Umarbeitung meines Gedichts an den Genius der Jugend. — Wahrscheinlich werd' ich mit Anfang des Novembers nach Jena abreisen. Man sieht, daß mein Physisches, mit meinen andern Kräften, etwas Noth leidet in meiner Lage, und schickt mich auf ein halb Jahr mit meinem Zögling, dem es auch in einigen Rücksichten nöthig ist, dahin, um mich zu behalten. Ich will sehen, wie es gehen wird. Genuß erwart' und will ich wenig; aber etwas soll es, wie ich denke, zu meiner Bildung beitragen. Tausend Dank für den gütigen Gruß von Deinem edeln Mädchen; ich erwiedere ihn von ganzer Seele. Dein Gedicht machte mir viele Freude, die vorlezte Strophe besonders als Poesie, und als Erguß Deines Herzens. Die Majorin läßt dich grüßen. „Dein Gruß habe sie recht sehr erfreut!“

Ich muß aus Mangel an Zeit schließen, ehe ich es will.

Dein

Hölderlin.

## Hölderlin an Meusser.

Jena, im November 1794.

Ich bin nun hier, wie Du siehst, lieber Bruder! und ich habe Ursache, mich darüber zu freuen, nicht so wohl, weil ich hier bin, als weil mich mein Hierseyn in dem Glauben bestätigt, daß es uns leicht wird etwas durchzusetzen, sobald wir nur nicht ans Ziel getragen seyn, sondern mit eigenen Füßen gehen wollen, und es nicht achten; wenn zuweilen ein hartes Steinchen die Sohle drückt. Ich weiß gar wohl, daß es ein größeres Ziel giebt, und größere Mühe, mehr Arbeit und mehr Gewinn; aber zu großen Dingen hat man in dieser Welt auch selten mehr als kleine Beispiele.

Ich habe jetzt den Kopf und das Herz voll von dem, was ich durch Denken und Dichten, auch von dem, was ich pflichtmäßig, durch Handeln, hinausführen möchte, letzteres natürlich nicht allein. Die Nähe der wahrhaft großen Geister, und auch die Nähe wahrhaft großer selbstthätiger muthiger Herzen schlägt mich nieder und erhebt mich wechselsweise, ich muß mir heraushelfen aus Dämmerung und Schlummer, halbentwickelte, halberstorbene Kräfte sanft und mit Gewalt wecken und bilden, wenn ich nicht am Ende zu einer traurigen Resignation meine Zuflucht nehmen soll, wo man sich mit andern Unmündigen und Unmächtigen tröstet, die Welt gehen läßt wie sie geht, dem Untergange und Aufgange der Wahrheit und des Rechts, dem Blühen und Welken der Kunst, dem Tod und Leben von allem, was den Menschen, als Menschen interessirt, wo man dem allem aus seinem Winkel mit Ruhe zusieht, und wenn's hoch kommt, den Forderungen der Menschheit seine negative Tugend entgegenstellt. Lieber das Grab, als diesen Zustand! Und doch hab' ich oft beinahe nichts anders im Prospect. Lieber alter Herzensfreund! In solchen Augenblicken vermiss' ich oft recht Deine Nähe, Deinen Trost, und das sichtbare Beispiel Deiner Festigkeit. Ich weiß, daß auch Dich zuweilen der Muth verläßt, ich weiß, daß es allgemeines Schicksal der Seelen ist, die mehr, als thierische Bedürfnisse haben. Nur sind die Grade verschieden. Eine Stelle, die ich heute in dem Vorberichte zu den Wielandschen sämtlichen Werken zufällig ansah, brennt mir noch im Herzen. Es

heißt da: die Muse Wielands habe mit dem Anfange der deutschen Dichtkunst angefangen, und ende mit ihrem Untergange! Allerliebste! Nenne mich einen Kindskopf! aber so was kann mir eine Woche verderben. Sey's auch! Wenn's seyn muß, so zerbrechen wir unsre unglücklichen Saitenspiele und thun, was die Künstler träumten! Das ist mein Trost. — Nun auch was von hier. Fichte ist jetzt die Seele von Jena. Und gottlob! daß er's ist. Einen Mann von solcher Tiefe und Energie des Geistes kenn' ich sonst nicht. In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Prinzipien dieses Wissens, und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen, und mit gleicher Kraft des Geistes die entlegensten kühnsten Folgerungen aus diesen Prinzipien zu denken und trotz der Gewalt der Finsterniß sie zu schreiben und vorzutragen, mit einem Feuer und einer Bestimmtheit, deren Vereinigung mir Armen ohne dies Beispiel nur vielleicht ein unauflösliches Problem geschehen hätte, — dies, lieber Neuffer! ist doch gewiß viel, und ist gewiß nicht zu viel gesagt von diesem Manne. Ich hör' ihn alle Tage, sprech' ihn zuweilen. Auch bei Schiller war ich schon einigemale, das erstemal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt, und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas besonders ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn begrüßt' ich ihn, und war einzig im Innern und Aeußern mit Schiller beschäftigt; der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente, und sprach kein Wort. Ich fühlte es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenbläß geworden. Er wandte sich drauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unsers Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsylbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen

über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die aber gewichtig genug waren, um noch etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Klubb der Professoren, was meinst Du? Daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sey. Der Himmel helfe mir, mein Unglück, und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist' ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit, und seine Unterhaltung, worin sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unheil, das mir das erstemal begegnete, vergessen ließ. Auch bei Niethammer bin ich zuweilen. Das nächstemal mehr von Jena. Schreibe mir jetzt auch bald, lieber Bruder!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Jena, den 19. Januar 1795.

Ich habe Dir viel zu schreiben, lieber Bruder! —

Ich habe Dir vorerst zu sagen, daß ich mein bisheriges Verhältniß verlassen habe, und nun als ein unabhängiger Mensch hier lebe.

Du fühlst wohl mit mir, daß ich meinen Muth zu diesem Schritte ziemlich zusammen nehmen mußte. Du gibst mir deinen Segen dazu, das weiß ich. Ich hätt' ihn schwerlich gethan, wenn zu dem gerechten Wunsche einmal einen ernstlichen Versuch mit mir zu machen, nicht die besondern Umstände meiner bisherigen Lage gekommen wären. Ich schrieb Dir noch vor meiner Abreise von Waltershausen, wie sehr ich durch mein Erziehergeschäft in meiner Selbstbildung gestört wurde. Ich litt mehr, lieber Neuffer! als ich schreiben mochte. — — Wir kamen hieher, ich verläugnete beinahe meine Wünsche, den hiesigen Aufenthalt zu benützen, ganz nur, um das Neufferste an meinem



Böglinge zu versuchen; ich wagte meine Gesundheit durch fortgesetzte Nachtwachen, denn das machte sein Uebel nöthig, und ich wollte auch so den verlorenen Tag zum Theil ersetzen; oft schien es mir zu gelingen, aber es folgten nur traurigere Recidive, und ich fing auch an, auf eine gefährliche Art an meinem Kopfe zu leiden, durch das öftere Wachen, wohl auch durch den Verdruß. In diesen trüben Tagen überraschte mich Dein Brief, und er that mir unaussprechlich wohl, so sehr Deine Glückwünsche zu meiner damaligen Empfindung kontrastirten. Schillers Umgang hielt mich auch noch empor. Zu Ausgange des Dezembers kam die Majorin hieher, uns abzuholen, weil sie unvermuthet sich entschlossen hatte, in eine Stadt zu ziehen, und so unsern hiesigen Aufenthalt nimmer nothwendig fand. Wir reisten nach Weimar ab, und ich hätte da manche goldne Stunde besser genossen, wenn nicht meine Gesundheit und mein Gemüth so hart angegriffen gewesen wäre.

Ich kam zu Herder, und die Herzlichkeit, womit mir der edle Mann begegnete, machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck. Seine Darstellungsart verläugnet sich auch in seinem Gespräche nicht. Doch glaubt' ich auch eine Simplicität an ihm zu bemerken, und eine Leichtigkeit, die man im Verfasser der Geschichte der Menschheit nicht vermuthen sollte, wie mich dünkt. Ich werde wohl noch öfter zu ihm kommen. Auch mit Goethen wurde ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle. Das kannst Du Dir denken. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause; aber nachher bei der Majorin. Ruhig, viel Majestät im Blicke, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn, und eben so bitterm Zuge im Gesichte, und dann wieder von einem Funken seines noch lange nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagte sonst, er sey stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unser Einen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben. Noch gestern sprach ich ihn hier im Klubb. Auch mit Maler Meyer, seinem beständigen Gesellschafter, einem einfachen, ehrlichen Schweizer, aber strengen Künstler, unterhielt ich mich in Weimar und hier recht fröhlich. — Hast Du Goethens neuen Roman Wilhelm Meister

gelesen? — Nur Goethe konnt' ihn schreiben. Besonders wirft Du Dich über das Ständchen vor Marianens Hause und das Gespräch über die Dichter freuen. — Aber ich vergesse meine eigene Geschichte. Ich hatte schon bei unserer Abreise von hier der Majorin erklärt, und diese hatte es Schillern gesagt, daß ich Lust hätte zu bleiben. Die Majorin und Schiller baten mich zu dringend, die Probe noch Einmal zu machen, da jetzt Aerzte mitwirkten, als daß ich nicht hätte dadurch bestimmt werden sollen. Da aber die Sache in Weimar nicht besser wurde und da ein Hofmeister für den Kleinen auch nicht so sehr Bedürfnis ist, weil er da sonst Unterricht haben kann, und im Uebrigen ohnedies meine Hülfe und Aufsicht lange nicht hinreichend ist bei den jetzigen Umständen, so erbot sich die Majorin von selbst, meinem Jammer ein Ende zu machen; ich nahm sie beim Worte, sie wollte aber nicht, daß ich so plötzlich ginge; ich stellte ihr vor, daß ich meiner Gesundheit so bald möglich Ruhe schaffen, auch mein unterbrochenes Kollegium bei Fichte noch hören möchte, und sie gab endlich nach, versah mich noch mit Gelde auf ein Viertelsjahr, will sonst alles thun, um mir einen längern Aufenthalt hier möglich zu machen, bat mich, ja alle Monate ein paarmal hinüber zu kommen und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edeln Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich. — Ich wollte Dir Rechenschaft von meinem Schritte geben, und war darum so umständlich. Ich arbeite jetzt den ganzen Tag für mich, gehe nur Abends in Fichte's Kollegium, und so oft ich kann, zu Schillern. Er nimmt sich meiner recht treulich an. Wie es ferner werden wird, weiß ich selbst nicht. Es fehlt mir hier nichts, als Du, mein Bruder! Wann werden wir uns wieder sehen? Glaube mir, ich fühle oft, daß ich an nichts so unveränderlich hänge, wie an Dir. Ich finde das nirgends, was Du mir bist. Und hab' ich in meinem Leben wahr aus dem Grunde des Herzens gesprochen, so ist es jetzt. Ich möcht' auch oft bei Dir sehn, um Dich, so viel ich könnte, zu erheitern. Daß diese edle Liebe so trübe Tage haben soll!

Grüße Dein Mödchen; sage ihr, daß ich ein recht fröhliches Fest feiern wolle, wenn ich ihre völlige Genesung erfahre. Auch sonst solltest Du Deinen alten Muth nicht fahren lassen, lieber Bruder. Ich ängstige mich auch oft genug. Aber Du gabst mir

doch sonst so ein gut Beispiel. Ein Stück Deiner Aeneide wirst Du in der neuesten Thalia finden. Schillers neues Journal, die Horen, werden in dieser Art das erste Werk in Deutschland sehn. Ich bitte Dich, das, was Du mir von der ernstesten Satyre schriebst, ja nicht aufzugeben. Schiller sagt auch, man müsse jetzt das Publikum recht in Indignation setzen, um darauf zu wirken. Er sprach mit Theilnahme von der Hastlosigkeit, womit Du an Deiner Aeneide arbeitest, zeigte mir auch die Episode von Nisus und Euryalus in Gonzens Journal. Laß Dich doch durch Bos nicht abschrecken. Tritt kühn heraus, und laß die Leute sich wundern über den Menschen, der sich mit Boszen messen wollte. Desto besser für Dich! Willst Du mir Gedichte schicken für den künftigen Schiller'schen Almanach? Ich begreife nicht, wo er die, die ich ihm noch in Schwaben in Deinem Namen gab, hingebraucht haben könnte, und vermuthe, daß er sie für den Almanach spart. Er hat mir aufgegeben, Dich zu grüßen.

Woltmann, der hier seit Kurzem Professor der Geschichte, und wie Du Dich erinnerst, Verfasser einiger Gedichte im Bürger'schen Almanach ist, lernte ich gestern auch kennen. Er ist ein leichtes, zierliches Wesen, ganz im Göttinger Style. — Auch Niethammer, der sehr freundschaftlich gegen mich ist, läßt Dich grüßen.

Ich sehne mich ungewöhnlich nach einer Zeile von Dir. Erhalte mir einen Theil Deines Herzens! Ich kann ihn nie entbehren, im Leben nie! Ewig

Dein

Hölderlin.

---

### Hölderlin an Neuffer.

Jena, den 28. April 1795.

Lieber Bruder!

Ich hoffte immer auf eine recht gute Stunde, wo ich Dir einmal wieder mich ganz und alle die kleinen Schicksale, die mich in Bewegung erhalten, mittheilen wollte. Aber ich glaube wohl,

daß ich mir diese Freude bis dahin werde sparen müssen, wo wir uns wieder sehen. Ich hätt' auch wohl bald' geschrieben, wenn mich nicht eine vergnügliche Reise in meiner glücklichen Einförmigkeit unterbrochen hätte. Ich war zu Ende des Winters nicht ganz gesund, aus Mangel an Bewegung, vielleicht auch, weil ich die Nectar- und Ambrosiakost, die man in Jena findet, noch nicht genug ertragen konnte; ich half mir durch einen Spaziergang, den ich über Halle nach Dessau, und von da über Leipzig zurück machte. Ich kann Dich nicht mit Reisebeobachtungen plagen; ich mochte das Wesen nie recht leiden, wahrscheinlich, weil ich keine Gabe dazu habe; ich bin meist mit dem Totaleindruck zufrieden, und denke auch da, wo mir etwas aufstößt, es sey mißlich, so im Vorübergehen ein Urtheil zu fällen; besonders ist unser einem nicht zu trauen, der alle Tage, die Gott gibt, durch eine andere Brille sieht, die ihm, wer weiß woher? aufgesetzt wird. Bei Heydenreich und Götschen war ich recht vergnügt. Heydenreich scheint ein feiner, kluger Mensch zu seyn, und alle Erfahrungen der Welt gemacht zu haben. Götschen hat bei einer in seiner Lage seltenen Kultur des Verstandes und Geschmacks eine noch felt'ere Herzlichkeit und Unbefangtheit übrig behalten.

Jetzt genieß' ich den Frühling. Ich lebe auf einem Gartenhause auf einem Berge, der über der Stadt liegt, und wovon ich das ganze herrliche Thal der Saale überschau' . Es gleicht unserm Neckarthale in Tübingen, nur daß die Jenischen Berge mehr Großes und Wunderbares haben. Ich komme beinahe gar nicht unter die Menschen. Zu Schillern mach' ich immer noch meinen Gang, wo ich jetzt meist Göthen antreffe, der sich schon ziemlich lange hier aufhält. Schiller läßt Dich grüßen und um einige Gedichte in seinen Almanach bitten. Du möchtest sie nur mir schicken. Ich freue mich unendlich, daß Du Dich wieder wohl fühlst, Dein letzter Brief machte den vorhergehenden schamroth; ich nehme die Freude, die Dir Heyne machte, als wäre sie mir wiederfahren — wir wollen mit Eigensinn aushalten, nicht wahr, Lieber? wir wollen uns durch keine Noth der Welt aus dem Wege treiben lassen, den uns unsere Natur wies. Ich begreife jetzt, wie Du so gerne übersetzen magst. Schiller hat mich veranlaßt, Ovids Phaeton in Stenzen für seinen Almanach

zu überlegen, und ich bin noch von keiner Arbeit mit solcher Heiterkeit weggegangen, als bei dieser. Man ist nicht so in Leidenschaft, wie bei einem eigenen Produkte, und doch beschäftigt die Musik der Versifikation den Menschen ganz, der andern Reize, die so eine Arbeit hat, nicht zu gedenken.

Skandalisire Dich ja nicht an meinem Roman! Ich schreibe das Werkchen aus, weil es einmal angefangen, und besser als gar nichts ist, und tröste mich mit der Hoffnung, bald mit etwas anderem meinen Kredit zu retten.

Diesen Sommer wenigstens werd' ich ganz in Ruhe und Unabhängigkeit leben. Aber wie der Mensch ist! es fehlt ihm immer etwas, auch mir, — und das bist Du, vielleicht auch ein Wesen wie Dein Möschen ist. Es ist sonderbar — ich soll wahrscheinlich nie lieben, als im Traume. War das nicht bisher mein Fall? und seit ich Augen habe, lieb' ich gar nicht mehr. Es ist nicht, als wollt' ich mich von alten Bekanntschaften lossagen — gelegentlich! Du wolltest mir einmal von L. schreiben — thue es doch! — aber halte das gegen Deine Liebe, und ihre Freuden und Schmerzen und bedaure mich! Ist Dein gutes edles Mädchen wieder ganz gesund? Ihr müßt himmlische Tage unter einander haben. Es ist doch das Einzige, was von Glück auf Erden sich findet, das Glück, zu lieben, wo man sich achtet, und erprobt hat. Ich glaube, Du wirst mich frömmere und theilnehmender finden, wenn wir einmal wieder beisammen sind, und Du mir wieder halbe Nächte von Deinem Möschen erzählst.

Gott erhalte Sie und Dich so, wie Ihr seht! — Wie geht es Dir sonst, lieber Bruder? Wir sind zu wenig umständlich in dem, was wir uns von einander sagen. Aber ich glaube, es ist so mit allem Brieffschreiben. Nächsten Herbst komm' ich sicher, wär' es auch nur auf einige Tage. Ich muß einmal wieder erwarmen bei Dir und meiner lieben Familie. — Lieber Bruder! ich wollte Dir allerlei schreiben, aber ich bin in einen Ton hineingekommen, aus dem ich für heute schwerlich mehr herauskäme. Ich würde mich nur wiederholen, würde mich auch vielleicht zu sehr erweichen. Nächstens mehr!

Dein

Hölderlin.

## Hölderlin an Meusser.

Nürtingen, 1795.

— — — Hast Du Schillers Gedicht in den Horen gelesen? Schreibe mir doch Dein durchgängiges Urtheil darüber. Du darfst mich nicht schonen. Die Trunkenheit, womit ich davon sprach, war noch kein Urtheil. Eben das scheint mir die Sache des Geschmacks zu seyn, daß er die unwillkürliche Sensation, die man bei einem Kunstgegenstande erfährt, hinterher untersucht und bestätigt oder für zufällig erklärt und verwirft.

Mit meinem spekulativen pro und contra glaub' ich immer näher ans Ziel zu kommen. Ich habe mein glücklich müßig Leben so gut genügt als möglich. — Es geht uns wie den jungen Roffen. Wie wir zusammen unsere Wege anfangen, fliegen wir oder glaubten doch zu fliegen, und jetzt wär' es oft beinahe Noth, daß man Sporen und Peitsche brauchte. Freilich werden wir auch so ziemlich mit Stroh gefüttert. — Wir wollen aber doch das Beste hoffen.

Lebe wohl, Lieber. Schreibe mir bald wieder.

Dein

Hölderlin.

## Hölderlin an Meusser.

Frankfurt am Main, den 15. Januar 1796.

Lieber Bruder!

Ich hätte Dir nicht wohl ohne Zerstreuung schreiben können, wenn ich nicht bis jetzt gewartet hätte; auch jetzt noch wirfst Du die Folgen des Umherirrens, des unsteten, getheilten Interesses, das einem so eine Lage unwillkürlich gibt, an mir finden. Ich weiß wohl, daß es einmal Zeit wäre, mich weniger durch Neuheit beunruhigen zu lassen, aber ich mußte wieder finden, daß bei aller Vorsicht, das Unbekannte für mich sehr leicht mehr wird, als es wirklich für mich seyn kann, daß ich bei einer jeden neuen Bekanntschaft von irgend einer Täuschung ausgehe,

Hölderlin's Werke. II.

8

daß ich die Menschen nie verstehen lerne, ohne einige goldene kindische Ahnungen aufzuopfern.

Ich weiß, daß ich in Deinen Augen nichts verliere durch dieses demüthige Geständniß.

Glaube übrigens deswegen nicht, als wäre meine neue Lage nicht so, daß man nicht gewissermaßen damit zufrieden seyn könnte.

Ich lebe, wie es scheint, unter sehr guten und wirklich, nach Verhältniß, seltenen Menschen; sie könnten wohl noch mehr seyn, ohne daß ich das obige zurücknehmen müßte.

Du verstehst mich gewiß, wenn ich Dir sage, daß unser Herz auf einen gewissen Grad immer arm bleiben muß. Ich werde mich auch wohl noch mehr daran gewöhnen, mit Wenigem fürlieb zu nehmen, und mein Herz mehr darauf zu richten, daß ich der ewigen Schönheit mehr durch eigenes Streben und Wirken mich zu nähern suche, als daß ich etwas, was ihr gleiche, vom Schicksal erwartete. Du hast wohl recht, mit Deiner treuen Lehre, die Du mir manchmal gabst, daß man deswegen die fröhlichen Stunden des Lebens nicht von sich weisen soll, daß auch das Lachen, was doch sicher kein hohes Glück ist, gut sey für den Menschen; aber Du fühlst wohl, daß sich das nicht leicht lernt; es ist Naturgabe, die ich gewiß nicht verwerfen würde, wenn ich sie hätte. — Es war für mich Bedürfniß, Lieber! Dir das mitzutheilen, was gerade mein Gemüth beschäftigte, und so wirfst Du nicht zürnen, daß ich nicht von was anderem sprach. — — — Lebe wohl!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Frankfurt a. M., im März 1796.

Ich wunderte mich nicht, daß Du so lange nicht schreibst. Ich weiß ja, wie das geht; man möchte gerne dem Freunde etwas sagen, was man nicht gerade eine Woche später zurücknehmen muß, und doch wiegt uns die ewige Ebb' und Fluth hin und her, und was in der einen Stunde wahr ist, können wir

ehrlicher Weise in der nächsten Stunde nicht mehr von uns sagen, und indeß der Brief ankommt, den wir schreiben, hat sich das Leid, das wir klagten, in Freude, oder die Freude, die wir mittheilten, in Leid verwandelt, und so ist's mehr oder weniger mit den meisten Aeußerungen unsers Gemüths und Geistes; die Augenblicke, wo wir Unvergängliches in uns finden, sind so bald zerstört, das Unvergängliche wird selbst zum Schatten, und kehrt nur, zu seiner Zeit, wie Frühling und Herbst, lebendig in uns zurück. Das ist's, warum ich wenigstens nicht gerne schreibe. — — —

Mir geht es so gut, wie möglich. Ich lebe sorgenlos, und so leben ja die seligen Götter.

Daß Schiller den Phaëton nicht aufnahm, daran hat er nicht Unrecht gethan, und er hätte noch besser gethan, wenn er mich gar nie mit dem albernen Problem geplagt hätte; daß er aber das Gedicht an die Natur nicht, daran hat er meines Bedünkens nicht recht gethan. Uebrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Almanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen, und so wird Dein Unglück so wenig kümmern, wie meines.

Seh glücklich, Lieber! und nehme es geduldig an, wenn bei großer Freude großer Schmerz ist!

Dein

Hölderlin.

---

Frankfurt a. M., den 10. Juni 1796.

Hätt' ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft, wie trübe Gefäße für goldenen Wein. Zur Roth schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber steht man ihn doch im krystallinen Glase.

Ich möchte wissen, wie Dir's jetzt gerade geht. Ich wollt', es ginge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich



konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ichs sehe, möcht' ich lachen über all' mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet: Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleibet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit seinem Frühlingslichte. Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht scheinen, so unbegreiflich wie den Kindern.

Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken und eben deswegen läßt so wenig sich von ihr sagen.

Vielleicht gelingt mirs hie und da, einen Theil ihres Wesens in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen, und da soll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine festliche durchaus ungestörte Stunde seyn, wenn ich von ihr schreiben soll. —

Daß ich jetzt lieber dichte, als je, kannst Du Dir denken. Du sollst auch bald wieder etwas von mir sehen.

Was Du mir mittheiltest, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es gelesen, hat sich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen.

O sey glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Lust bildet den Menschen am Besten. Aber das Schusterleben, wo man Tag für Tag auf seinem Stuhle sitzt, und treibt, was sich im Schläfe treiben läßt, das bringt den Geist vor der Zeit in's Grab.

Ich kann jetzt nicht schreiben. Ich muß warten, bis ich weniger mich glücklich und jugendlich fühle.

Leb wohl, treuer, geprüfter ewiglieber Freund! Könnt' ich

ans Herz Dich drücken! das wäre jetzt die wahre Sprache für  
Dich und mich!

Dein

Hölderlin.

Frankfurt a. M., den 16. Februar 1797.

Mein Theurer!

Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Woge trug mich fort, mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.

Und noch ist es so! noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsfuss ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnaenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich sonst betrifft, so bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher.

Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig sehn wirst, umständlicher von meinem Glücke mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe schon oft genug geweint und gezürnt über unsere Welt, wo das Beste nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde schickt, sich nennen darf. Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des vorigen Winters machte.

Den Sommer über hab' ich in Kassel und in einem Westphälischen Bade, in der Gegend der alten Hermannschlacht gelebt, größtentheils in Gesellschaft von Heinse, den Du als Verfasser des Ardinghello kennst. Er ist ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie so eine gränzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden.

Von meinem Hyperion wird der erste Band bis nächste Ostern erscheinen. Zufällige Umstände verzögerten die Herausgabe so lange. Meine Auswanderung aus Frankfurt und die Zerstreuungen der Reise waren Schuld, daß ich nicht zu rechter Zeit in den Schillerschen Almanach etwas schicken konnte. Nächstes Jahr hoff' ich auch wieder an Deiner Seite zu erscheinen, Lieber! Dein Lied, das ich von Dir darin fand, ist sehr ausgearbeitet. Schreibe mir recht viel von Deinen Arbeiten, Deinem Geschmack, Deiner Stimmung! Wir wollen wieder schneller die Briefe wechseln.

Hegels Umgang ist sehr wohlthätig für mich. Ich liebe die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist.

Ich wollte Dir so viel schreiben, bester Neuffer! aber die armen Momente, die ich habe dazu, sind so sehr wenig, um das Dir mitzutheilen, was in mir waltet und lebt! Es ist auch immer ein Tod für unsere stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möchte ich Dir zeigen und so brauchte es keine Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Bärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Theurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil.“ Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meeresgrund hinab

und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.

Dein

Hölderlin.

Frankfurt a. M., den 10. Juli 1797.

Liebster Neuffer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben. Es ist auch oft unmöglich. Indesß ich Dir sagen will: so ist es! ist es schon anders geworden. Das Schicksal treibt uns vorwärts und im Kreis herum, und wir haben so wenig Zeit, bei einem Freunde zu verweilen, wie einer, mit dem die Rösse davon gegangen sind. Aber der Genuß ist auch um so größer, wenn man wieder stille hält, und dem vertrauten Herzen zu sagen sucht, woran man ist, und so sich selber wieder sagen lernt, woran man ist. — Du fehlst mir oft, mein Bester! Philosophiren, Politisiren, u. s. w. läßt sich mit Manchem. Aber die Zahl der Menschen, denen man sich sein Schwächstes, und sein Stärkstes offenbart, die mag man nicht so leicht verdoppeln. Ich hab' es auch fast ganz verlernt, so ganz vertrauend einem Freunde mich zu öffnen. Ich möchte bei Dir sitzen, und erst an Deiner Treue wieder recht erwarmen — dann sollt' es wohl von Herzen gehn! — O Freund! ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehen, daß ich glaube, ich sey besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurtheilt von andern und mir in meinem zwei und zwanzigsten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gib mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Haß. Aber ich kann Dir nicht gefallen mit derlei unbestimmten Aeußerungen, deswegen bin ich lieber stille.

Auch Du bist glücklicher gewesen als Du bist. Doch hast Du Ruhe. Und ohne sie ist alles Leben so gut wie der Tod. Ich möchte sie auch haben, mein Lieber!

Du hast die Harfe, wie Du schreibst, eine Zeitlang an der Wand hängen gehabt, das ist auch gut, wenn man ohne Gewissensbisse es thun kann. Dein Selbstgefühl ruht auch noch auf anderer glücklicher Thätigkeit; und so bist Du nicht vernichtet, wenn Du nicht Dichter bist. Mir ist sonst alles Mögliche, was ich allenfalls treiben könnte, verleidet, und die einzige Freude, die ich mir selber gebe, ist die, daß ich mir zuweilen ein paar Zeilen, die ich aus warmer Seele hinschrieb, in dem ersten Augenblicke wohlgefallen lasse; aber wie vergänglich diese Lust ist, weißt Du selber. Meine Amtsgeschäfte haben ihrer Natur gemäß ein zu geheimes Resultat, als daß ich meine Kraft in ihnen fühlen könnte.

Willst Du mir nicht schreiben, ob und wie der erste Band von meinem Hyperion bei euch aufgenommen wird, und was Dein specielles Urtheil darüber ist?

Ich habe das Gedicht an Diotima, das ich Dir das Legtemal schickte, schon für Schillern bestimmt, ich kann es also nicht wohl in dem Langischen Almanache drucken lassen, und weil das Exemplar, das Du hast, das correcteste ist, und ich keine Abschrift davon habe, so bitt' ich Dich im Zutrauen auf Deine Nachsicht, mir eine Copie davon, sobald Dir nur möglich ist, zu schicken, weil es fast zu spät seyn würde, es an den Mann zu bringen. Du würdest mir Freude machen, wenn Du etwas von dem Deinen beilegest.

Lebe wohl, mein Lieber! Wie immer

Dein

Hölderlin.

Hölderlin an Messier.

Frankfurt a. M., im August 1798.

Es freut mich, Bester! daß Du so fürlieb genommen hast mit meinen Kleinigkeiten. In einer Zeit, wo mir das Schicksal, das ich auch im Unglück liebe, diese Liebe vielleicht mit Ruh' und Heiterkeit vergelten wird, da will ich auch Dir kräftiger dienen. Du mußt es wissen, daß ich Dir, der mich zuerst das

Glück der Freundschaft wahr und gründlich lehrte, alles geben will und muß, was Männer von sich fordern können, Geist und That und herzliche Gefälligkeit. Mein Theurer! ehrst Du denn die Zeiten unserer wechselseitigen Bärtlichkeit auch so wie ich? — Ich glaube, daß die Menschen, die sich einmal liebten, wie wir uns geliebt, auch eben darum alles Schönen fähig sind und alles Großen, und es werden müssen, wenn sie sich nur recht verstehen und durch den Blunder, der sie aufhält, muthig sich hindurcharbeiten. Ich weiß es wohl, daß ich noch nichts bin, und vielleicht, ich werde nie nichts werden. Aber hebt das meinen Glauben auf? und ist mein Glaube darum Einbildung und Eitelkeit? Ich denke nicht. Ich werde sagen, daß ich mich nicht recht verstanden habe, wenn hienieden mir nichts Treffliches gelingt. Uns selber zu verstehen! das ist's, was uns empor bringt. Lassen wir uns irre machen an uns selbst, an unserm *Ψέον*, oder wie Du's nennen willst, dann ist auch alle Kunst und alle Müß' umsonst. Drum ist's so viel werth, wenn wir fest zusammenhalten und einander sagen, was in uns ist; drum ist es unser eigner größter Schade, wenn wir uns aus ärmllicher Rivalität u. trennen und vereinzeln, weil des Freundes Zuruf unentbehrlich ist, um mit uns wieder eins zu werden, wenn unsere eigene Seele, unser bestes Leben uns entleidet worden ist durch die Albernheiten der gemeinen Menschen und den eigensinnigen Stolz der andern, die schon etwas sind.

Hier noch einige Gedichtchen.

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Somburg vor der Höhe, den 12. November 1798.

Liebster Neuffer!

Ich habe meine Lage verändert, seit ich Dir das Letztmal schrieb und habe im Sinne, einige Zeit hier in Somburg zu privatistiren. Es ist etwas über einen Monat, daß ich hier bin, und ich habe indessen ruhig bei meinem Trauerspiel im Umgang

mit Sinclair und im Genuß der schönen Herbsttage gelebt. Ich war durch mancherlei Leiden so zerrissen, daß ich das Glück der Ruhe wohl den guten Göttern danken darf.

Ich bin sehr begierig auf Nachrichten von Dir und auf Deinen Almanach; ich werde aber wohl noch warten müssen, wenn ich ihn nicht selbst bei Dir hole, nicht, weil ich Dich für nachlässig halte, sondern weil Deine Briefe erst in vier Wochen mich hier wieder treffen werden.

Mein Freund Sinclair reist nämlich in Angelegenheiten seines Hofes nach Rastadt und macht mir unter sehr vortheilhaften Anerbietungen den Vorschlag, ihm dahin Gesellschaft zu leisten. Ich kann dies durch Sinclairs Generosität beinahe ganz ohne Verlust in meiner kleinen Dekonomie, auch ohne meine Beschäftigungen sehr zu unterbrechen, ins Werk stellen, und es wäre demnach sonderbar gewesen, wenn ich nicht darein gewilliget hätte. Heute noch oder morgen reisen wir ab. Vielleicht, daß ich von Rastadt aus einen Gang ins Württembergische mache. Sollte dies nicht möglich werden, so würd' ich Dich in einem Briefe von Rastadt aus bitten, wenn Dich die Umstände nicht hindern, auf einen bestimmten Tag in Neuenbürg einzutreffen, wo ich dann hinkäme, um Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu haben. Es sollte mir unendlich lieb seyn über alles, was uns gemeinschaftlich interessirt, einmal wieder mit Dir sprechen zu können. — Das Lebendige in der Poesie ist jetzt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele darnach und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an Einem und dem Andern fehlt und ich doch aus den poetischen Irren, in denen ich herumwandle, mich nicht herauswinden kann. Ach! die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurückgeschenkt, und daran leid' ich noch immer. Es gibt zwar ein Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann — die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehen, als mich trennen von der süßen Heimath der Musen, aus der mich bloß der Zufall ver-

schlagen hat. Weißt Du mir einen guten Rath, der mich so schnell wie möglich auf das Wahre bringt, so gib mir ihn. Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten, und das Alles aus einem Grunde; ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehen. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willst. Und doch sind, wenn ich nicht irre, die Pedanten sonst so kalt und lieblos, und mein Herz ist doch so voreilig mit den Menschen und den Dingen unterm Monde sich zu verschwiftern. Ich glaube fast, ich bin aus lauter Liebe pedantisch, ich bin nicht scheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigensucht gestört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Theilnahme gestört zu werden, mit der ich mich gern an etwas Anderes schließe; ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags, und diese Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf Zerstörendes mich traf, empfindlicher als Andere aufnahm, und diese Empfindlichkeit scheint darin ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältniß mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht fest und unzerstörbar genug organisiert war. Das sehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es sehe? Ich glaube so viel. Weil ich zerstörbarer bin als mancher Andere, so muß ich um so mehr den Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vortheil abzugewinnen suchen, ich muß sie nicht an sich, ich muß sie nur insofern nehmen, als sie meinem wahrsten Leben dienlich sind. Ich muß sie, wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird. Ich muß sie in mich aufnehmen, um sie gelegentlich (als Künstler, wenn ich einmal Künstler seyn will und seyn soll) als Schatten zu meinem Lichte aufzustellen, um sie als untergeordnete Töne wieder zu geben, unter denen der Ton meiner Seele um so lebendiger hervorspringt. Das Reine kann sich nur darstellen im Unreinen, und versuchst Du das Edle zu geben ohne Gemeines, so wird es als das Allerunnatürlichste, Ungereimteste dastehen, und zwar darum, weil das Edle selber, so wie es zur Aeußerung kommt, die Farbe des Schicksals trägt, unter dem es ent-



stand, weil das Schöne, so wie es sich in der Wirklichkeit darstellt, von den Umständen, unter denen es hervorgeht, nothwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich ist, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, daß man eben die Umstände, die ihm nothwendig diese Form gaben, hinzunimmt. So ist z. B. der Charakter des Brutus ein höchst unnatürlicher, widerstänniger Charakter, wenn man ihn nicht mitten unter den Umständen steht, die seinem sanften Geiste diese strenge Form aufnöthigen. Also ohne Gemeines kann nichts Edles dargestellt werden; und so will ich mir immer sagen, wenn mir Gemeines in der Welt aufstößt. Du brauchst es ja so nothwendig wie der Töpfer den Leimen, und darum nimm es immer auf und stoß' es nicht von Dir und scheue nicht dran. Das wäre das Resultat. Indem ich mir von Dir einen Rath erbitte und deswegen meine Fehler, die Dir freilich in gewissem Grade schon bekannt sind, recht bestimmt darstellen, auch mir selber zum Bewußtseyn bringen wollte, bin ich weiter hineingerathen, als ich dachte, und daß Du meine Grübeleien ganz begreifst, so will ich Dir gestehen, daß ich seit einigen Tagen mit meiner Arbeit ins Stocken gerathen bin, wo ich dann immer aufs Räsonniren ver falle. Vielleicht veranlassen Dich meine flüchtigen Gedanken zu weiterem Nachdenken über Künstler und Kunst, besonders auch über meine poetischen Hauptmängel und wie ihnen abzuhelpen ist, und Du bist so gut und theilst es mir bei Gelegenheit mit.

Lebe wohl, liebster Neuffer!

Dein

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Homburg vor der Höhe, den 3. Juli 1799.

Ich habe nicht ganz Wort gehalten, Lieber! und Du erhältst das Versprochene um eine Woche später, als ich dachte. Ich war genöthiget, auf einige Tage zu verreisen, wo ich dann auch unsern braven Jung gesprochen habe, der sich jetzt besonders wohl befindet

Er will mir seinen Oßian in das Journal geben. Als Text zum Kommentar mögen einige Stücke vortrefflich dienen.

Ich will Dir bei Gelegenheit, wenn es Dich interessiren sollte, einiges über die Methode und Manier sagen, in der ich die *Emilie* geschrieben habe. Du kannst Dir wohl denken, daß ich bei der Eilsfertigkeit, womit ich dabei zu Werke gehen mußte, die Dichtart, die ich schon ziemlich lange projektirt habe, nicht so ausdrücken konnte, wie ich es wünschte, und wie es nöthig wäre, um die Vortheile fühlbar zu machen, die sie wahrscheinlich hat, besonders bei Stoffen, die nicht eigentlich heroisch sind. Es ist mir gar nicht um den Schein des Neuen dabei zu thun; aber ich fühle und sehe immer mehr, wie wir zwischen den beiden Extremen, der Regellosigkeit — und der blinden Unterwerfung unter alte Formen und der damit verbundenen Gezwungenheit und falschen Anwendung schwanken. Glaube deswegen nicht, Lieber! daß ich willkürlich mir eine eigene Form vorseze und ausklügle; ich prüfe mein Gefühl, das mich auf dieses oder jenes führt, und frage mich wohl, ob eine Form, die ich wähle, dem Ideal, und besonders auch dem Stoffe, den sie behandelt, nicht widerspreche. Freilich kann ich dann im Allgemeinen Recht haben, aber in der Ausführung um so leichter in Mißtritte gerathen, weil ich nur mir selber folge, und mich an kein sinnlich Muster halten kann. Aber es ist eben keine andere Wahl; so wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern ist, so müssen wir, nach meiner Ueberzeugung, die alten klassischen Formen verlassen, die so innig ihrem Stoffe angepaßt sind, daß sie für keinen andern taugen. Wir sind es nun freilich gewohnt, daß z. B. eine Liebesgeschichte, die nichts weiter ist als dies, in der Form des Trauerspiels vorgetragen wird, die doch bei den Alten ihrem innern Gange nach und in ihrem heroischen Dialog zu einer eigentlichen Liebesgeschichte gar nicht paßte. Behält man den heroischen Dialog bei, so ist es immer, als ob die Liebenden zankten. Verläßt man ihn, so widerspricht der Ton der eigentlichen Form des Trauerspiels, die dann auch freilich überhaupt nicht streng beibehalten wird, aber deswegen auch ihren eigentlichen poetischen Werth und ihre Bedeutung bei uns verloren hat. Man will aber auch nur rührende, erschütternde Stellen und Situationen, um die Bedeutung und den Eindruck des Ganzen

bekümmern sich die Verfasser und das Publikum selten. Und so ist die strengste aller poetischen Formen, die ganz dahin eingerichtet ist, um ohne irgend einen Schmuck fast in lauter großen Tönen, wo jeder ein eignes Ganze ist, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und in dieser stolzen Verläugnung alles Accidentellen das Ideal eines lebendigen Ganzen, so kurz und zugleich so vollständig und gehaltreich wie möglich, deswegen deutlicher, aber auch ernster, als alle andere bekannte poetische Formen darstellt — die ehrwürdige tragische Form ist zum Mittel herabgewürdigt worden, um gelegentlich etwas Glänzendes oder Zärtliches zu sagen. Was konnte man aber auch mit ihr anfangen, wenn man den Stoff nicht wählte, zu dem sie paßte, und mit welchem gepaart, sie Sinn und Leben allein behielt. Sie war todt geworden, wie alle andere Formen, wenn sie die lebendige Seele verloren, der sie wie ein organischer Gliederbau dienten, aus der sie sich ursprünglich hervorbildeten, wie z. B. die republikanische Form in unsern Reichsstädten todt und sinnlos geworden ist, weil die Menschen nicht so sind, daß sie ihrer bedürften, um wenig zu sagen.

So wie nun die tragischen Stoffe gemacht sind, um in lauter großen selbstständigen Tönen, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und mit möglichster Ersparniß des Accidentellen ein Ganzes voll kräftiger, bedeutender Theile darzustellen; so sind die sentimentalen Stoffe, z. B. die Liebe, ganz dazu geeignet, zwar nicht in großen und stolzen, festen Tönen, und mit entscheidender Verläugnung des Accidentellen, aber mit dieser zarten Scheue des Accidentellen, und in tiefen, vollen, elegisch bedeutenden, und durch das Sehnen und Hoffen, das sie ausdrücken, vielsagenden Tönen, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und das Ideal eines lebendigen Ganzen zwar nicht mit dieser angestregten Kraft der Theile, und diesem hinreißenden Fortgang, mit dieser schnellen Kürze, aber geflügelt, wie Psyche und Amor ist, und mit inniger Kürze darzustellen, und nun fragt sich nur, in welcher Form sich dieses am leichtesten und natürlichsten und eigentlichsten bewerkstelligen läßt, so daß der schöne Geist der Liebe seine eigne poetische Gestalt und Weise hat.

Verzeihe mir, wenn ich Dir mit diesem unbestimmten Raisonement Langeweile mache. Ich lebe so sehr mit mir allein,

daß ich oft jetzt gerne in einer müßigen Stunde mit einem unbefangenen Freunde schriftlich mich über Gegenstände unterhalten möchte, die mir nahe liegen, und das macht mich dann, wie Du siehst, geschwätziger, als vielleicht dem Andern angenehm ist. Ich habe Dir freilich so gut als nichts gesagt und mehr mit mir selber gesprochen, als zu Dir.

Es freut mich herzlich, wenn Du Dich immer mehr der Poesie hingibst. Das Zeitalter hat eine so große Last von Einbrücken auf uns geworfen, daß wir nur, wie ich täglich mehr fühle, durch eine lange bis ins Alter fortgesetzte Thätigkeit und ernste immer neue Versuche vielleicht dasjenige am Ende produciren können, wozu uns die Natur zunächst bestimmt hat, und was vielleicht unter andern Umständen früher, aber schwerlich so vollkommen gereift wäre. Wenn uns Pflichten, die uns beiden wahrhaft heilig sind, aufrufen, so bringen wir dann auch der Nothwendigkeit ein schönes Opfer, wenn wir die Liebe zu den Mäusen verläugnen, wenigstens auf eine Zeit lang.

Es muß Dir einen glücklichen Abend gemacht haben, da Dein Lustspiel aufgeführt wurde, und Du Dich unter den heitern Zuschauern als die erste bewegende Kraft fühltest. Ist es gedruckt und kann ich es wohl in Frankfurt zu kaufen bekommen?

Ich wünsche Deinem Taschenbuche recht viele glückliche Mitarbeiter. Solltest Du mit einer Anzahl von Beiträgen unzufrieden seyn, und lieber noch die Lücke durch mich ausgefüllt seyn, so widme ich Dir gerne noch acht Tage, natürlich nur im Nothfall, sonst wäre dies eine anmaßliche Aeußerung von mir. Einige Gedichte von mir schicke ich Dir noch mit Beiträgen von noch einem jungen Dichter. Die von Böhlenhoff, die ich Dir hier beilege, sind wohl nicht ohne Interesse für Dein Publikum und Du kannst ja noch eine Auswahl treffen, wenn es Dir gut dünkt.

Seh so gut und Sorge dafür, daß die Intervalle, die in dem Manuscript von der Emilie zwischen den Jamben gelassen sind, richtig abgedruckt werden.

Stoße Dich nicht an dem Titel; es thäte ja Noth, mehr Vorreden zu schreiben, als Gedichte, und wenn ich durch ein paar Worte gewissermaßen solch eine Vorrede ersparen kann, und dem Leser bedeuten, daß dies nur ein Moment aus Emiliens

Leben ist, und der Dichter überhaupt alle Biographie so viel möglich in einen Hauptmoment concentriren muß — warum soll ich es nicht?

So flüchtig ich diesen Versuch geschrieben habe, so darf ich Dir doch sagen, daß ich mir bewußt bin, Weniges ohne dramatischen oder allgemein poetischen Grund gesagt zu haben.

Gute Nacht, Lieber! Grüße mir Herrn Steinkopf, überhaupt meine Freunde und Bekannten in Stuttgart, und thue mir den Gefallen, mir auch Einiges von ihnen zu schreiben, und schreibe mir bald wieder!

Hölderlin.

### Hölderlin an Neuffer.

Heidelberg vor der Höhe, den 4. December 1799.

#### Mein Theurer!

Vor Allem bezeuge ich Dir meinen Antheil an dem Tode Deiner guten Mutter, den ich erst durch Dein Gedicht erfahren mußte. Du wußtest, wie sehr ich diese seltene Frau ehrte, und es war deswegen fast nicht recht, daß Du mir nichts davon schriebst. Ich weiß aber selber sehr wohl, wie in manchen Fällen dem Manne das Stillschweigen heilsamer ist, als die Mittheilung eines Leids. Du darfst mir auch wohl glauben, daß ich die ungelegene Veränderung in Deinem Amte mit Dir fühle, und daß ich es um so mehr bedaure, da ich Dir so gerne die unge störte Freude an dem Erfolge Deiner poetischen Beschäftigungen gegönnt hätte. Es ist fast, als müßte man durchaus kein Glück theurer zahlen, als das schriftstellerische, besonders Dichter. — Du fragst mich um Rath, lieber Neuffer! Wie gerne sagte ich Dir etwas Sicheres und wie gerne sorgte ich selber Dir für eine Auskunft! Aber Du weißt es ohne mich, wie sehr ich für meinen Theil Rath und Freundeshülfe bedürfte. Ich gestehe Dir, daß ich nach und nach finde, wie es jetzt fast unmöglich ist, bloß von der Schriftstellerei zu leben, wenn man nicht gar zu dienstbar hierin seyn und sein Auskommen auf Kosten der Reputation

finden will. Und so bin ich unentschlossen, ob ich über kurz oder lang Vikar oder wieder Hofmeister oder Hausinformator werden will. Das Letztere scheint mir fast das Beste. Wenn sich auch ein weniger bescheidener Posten für mich zeigen sollte, so weiß ich nicht, ob ich davon Gebrauch machen sollte, da ich weder die Schriftstellerei dem Amte, noch das Amt der Schriftstellerei aufopfern möchte, und darum wählte ich gerne einen Posten, der keinen großen Aufwand von Kräften und nicht so viel Zeit erforderte. Weißt und findest Du etwas Besseres für Dich, so soll es mich gewiß freuen, und ich weiß nicht, ob Du bei Deinen Connexionen in Stuttgart nicht einen erwünschten Ausweg, z. B. eine Reise auf Consistoriums Kosten solltest Dir verschaffen können. Dies Letztere wäre dann gewiß in jeder Rücksicht nach Deinem Sinne und Deinem Plan. Fällt mir irgend etwas bei, das mir vortheilhaft für Dich scheint, oder zeigt sich eine Gelegenheit, die ich günstig für Deine Wünsche finde, so theile ich es Dir gewiß mit.

Ueber Deine neuesten Gedichte sage ich Dir nur so viel, daß sie sich durch treue, phrasenlose Darstellung des innern oder äußern Lebens, das ihnen zum Grunde liegt, auszeichnen. Und Du weißt selbst, wieviel dadurch gesagt ist. Besonders der Traum scheint dann auch das Idealischpoetische mit Simplicität zu vereinigen. Die Veränderungen im Hymnus an die Ruhe gefielen mir besonders durch die Klarheit, die sie bei ihrer Bedeutenheit haben. Wäre ich nur näher bei Dir, daß wir manchmal ein vernünftig Wort zusammen sprechen könnten über unsere edle Kunst! denn, im Vertrauen gesagt, ich finde immer mehr, wie vortheilhaft und wie erleichternd die wahre Erkenntniß der poetischen Formen für die Aeußerung des poetischen Geistes und Lebens ist, und ich muß erstaunen, wie wir so umhertreiben mögen, wenn ich den sichern, durch und durch bestimmten und überdachten Gang der alten Kunstwerke ansehe. Ich will Dir's auch nur gestehen, daß ich ein wenig mit Dir gezürnt habe, über die ziemlich leichten Aeußerungen, die Du mich diesen Sommer einmal (bei Gelegenheit der Emilie) hören ließeßt in Betreff der Poesie. Verstehe mich wohl, Lieber! Es war nicht wegen der Emilie, die auch leichtsinnig genug hingeworfen ist aus Nothwendigkeit und Dienstfertigkeit, es war um der Kunst willen,

die Du mir schaltst. Halte mich für einen kalten Theoristen, wenn Du willst. Ich weiß, was ich meine, und bin gänzlich mit Dir einig, wenn Du unsere faden aus einseitigen Begriffen zusammengeflackten ästhetischen Compendien ins Feuer haben willst. Göbe mir nur ein Gott so viel gute Stimmung und Zeit, daß ich ausdrücken könnte, was ich einsehe und fühle. — Wie sehr ich die Progresse Deines Taschenbuchs zu schätzen weiß, und wie meine eignen schriftstellerischen Affairen stehen, kannst Du aus dem Briefe an unsern Freund Steinkopf hören, wenn Du willst. Ich muß abbrechen, denn es ist schon spät. Laß Dir's bald gut gehen, alter Freund! und tröste Dich indeß mit den Mäusen und, wenn Dir's frommt, auch mit der ungeheuchelten Treue

Deines

H.

---

**Vermischte Briefe**  
**von und an Hölderlin.**





## Hölderlin an Schiller.

Ohne Datum. Von 1794.

In einer Stunde, worin die Nähe eines großen Mannes mich sehr ernst machte, versprach ich, der Menschheit Ehre zu machen in meinem jetzigen, durch die Folgen so ausgebreiteten Wirkungskreise. Ich versprach es Ihnen. Ich lege Ihnen Rechenschaft ab.

Meinen Jüngling zum Menschen zu bilden, das war und ist mein Zweck. Ueberzeugt, daß alle Humanität, die nicht mit andern Worten Vernunft heißt, oder auf diese sich genau bezieht, des Namens nicht werth ist, dacht' ich in meinem Jüngling nicht frühe genug sein Edelstes entwickeln zu können. Im schullosen Naturstande konnt' er jetzt schon nimmer seyn, und war auch nimmer drin. Das Kind konnte nicht so gehütet werden, daß aller Einfluß der Gesellschaft auf seine erwachenden Kräfte abgeschnitten worden wäre. Wenn es also möglich war, es jetzt schon zum Bewußtseyn seiner sittlichen Freiheit zu bringen, es zu einem der Zurechnung fähigen Wesen zu machen, so mußte dies geschehen. Nun hat es zwar für jetzt, wie mir scheint, für die erweiterten moralischen Verhältnisse schwerlich eigentliche Receptivität, aber doch gewiß für die engern, worunter das des Freundes zum Freund in meinem Falle das einzige anwendbare war. Ich suchte nicht seine Günst — daß er um die meinige sich nicht bewarb, sucht' ich auch zu verhüten, und die Natur bedurfte hier keines großen Widerstandes. Ich folgte aber dem Zuge meines Herzens, der in guten Stunden mich recht innig mit der fröhlichen, regsamen und bildsamen Natur des Knaben verbrüderete. Er verstand mich, und wir wurden Freunde. An die Autorität dieser Freundschaft, die unschuldigste, die ich kenne, sucht' ich

alles, was zu thun oder zu lassen war, anzuknüpfen. Weil aber doch jede Autorität, woran der Menschen Denken und Handeln angeknüpft wird, über kurz oder lange gewisse Inkonvenienzen mit sich führt, wagt' ich allmählig den Zusatz, daß Alles, was er thue und lasse, nicht bloß um meinetwillen zu thun und zu lassen sey, — und ich bin sicher, wenn er mich hierin verstanden hat, so hat er das Höchste verstanden, was noth ist (und hat dann Sinn für ein Beispiel der verläugneten Selbstsucht, mithin für das negative Prinzip der Moralität in concreto).<sup>1</sup>

Hierauf gründen sich die Mittel zu meinem Zwecke in näherer oder entfernterer Beziehung.

Mit einem Detail will ich Ihnen nicht lästig seyn. Die tiefe Achtung gegen Sie, mit der ich aufwuchs, mit der ich so oft mich stärkte oder demüthigte, die mich auch jetzt in meiner und meines Zöglings Bildung nicht läßig werden läßt, diese Achtung läßt mich nicht zu geschwägig werden. Unendlich wird diese Achtung verstärkt durch Ihre Güte, der ich meine gegenwärtige in so mancher Rücksicht günstige Lage danke.

Die seltene Energie des Geistes, die ich an der Frau von Kalb bewundere, soll, wie ich hoffe, dem meinigen aufhelfen, um so mehr, da alles beiträgt, mich zu heitrer Thätigkeit zu stimmen. Könnt' ich doch die mütterlichen Hoffnungen dieser edeln Dame realisiren!

Sie ist seit einer Woche hier. Sie trug mir eine Empfehlung an Sie auf, mit der Versicherung, nächstens zu schreiben.

Wie sie mir sagte, hätt' ich das Glück haben können, einige Monate um Sie zu seyn. Ich fühle tief, was ich verscherzte. So viel hab' ich noch nie durch meine Schuld verloren. Lassen Sie mir meinen Glauben, edler großer Mann! Ihre Nähe hätte Wunder gewirkt in mir. — Warum muß ich so arm seyn und so viel Interesse haben um<sup>2</sup> den Reichthum eines Geistes? Ich werde nie glücklich seyn. Indessen ich muß wollen, und ich will. Ich will zu einem Manne werden. Würdigen Sie mich zuweilen

<sup>1</sup> Diese Zeilen stehen im Original nicht, wohl aber in dem uns auch vorliegenden Fragmente des Concepts, nur daß statt und — ich steht, und offenbar ein Schreibfehler ist.

<sup>2</sup> Im Concept: für.

eines aufmerksamen Blicks! Der gute Wille des Menschen ist doch nie ganz ohne Erfolg.

Ich nehme mir die Freiheit, ein Blatt beizulegen, dessen Unwerth in meinen Augen nicht so entschieden, daß ich es mir zur offenbaren Insolenz anrechnen könnte, Sie damit zu belästigen, dessen Schätzung aber eben so wenig hinreicht, mich aus der etwas hangen Stimmung zu setzen, womit ich dieses niederschreibe.

Sollten Sie das Blatt würdigen, in Ihrer Thalia zu erscheinen, so würde dieser Reliquie meiner Jugend mehr Ehre wiederfahren, als ich hoffte.

Ich bin mit der wahrsten Hochachtung

Ihr ergebenster Verehrer

M. Hölderlin.

### Hölderlin an Schiller.

Mürtingen bei Stuttgart, den 23. Juli 1795.

Ich wußte wohl, daß ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können. Ich erfahre' es jetzt mit jedem Tage lebendiger.

Es ist sonderbar, daß man sich sehr glücklich finden kann unter dem Einfluß eines Geistes, auch wenn er nicht durch mündliche Mittheilung auf einen wirkt, bloß durch seine Nähe, und daß man ihn mit jeder Meile, die von ihm entfernt, mehr entbehren muß. Ich hätt' es auch schwerlich mit all' meinen Motiven über mich gewonnen zu gehen, wenn nicht eben diese Nähe mich von der andern Seite so oft beunruhiget hätte. Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts seyn konnte. Ich sehe wohl, daß ich mit dem Schmerze, den ich so oft mit mir herumtrug, nothwendigerweise meine stolzen Forderungen büßte; weil ich Ihnen so viel seyn wollte, mußte ich mir sagen, daß ich Ihnen nichts wäre. Aber ich bin mir dann doch zu gut bewußt, was ich damit wollte, um mich nur leise darüber zu tadeln. Wär' es Eitelkeit gewesen, die so ihre Befriedigung suchte, die von einem großen

Manne, wenn er einmal dafür anerkannt ist, einen freundlichen Blick erbettelt, um sich mit der unverdienten Gabe über die eigene Armseligkeit zu trösten, der der Mann ziemlich indifferent ist, wenn er nicht für ihre kleinen Wünsche taugt, hätte mein Herz zu so einem beleidigenden Hofdienste sich erniedriget, dann freilich würd' ich mich recht tief verachten. Aber ich freue mich, daß ich so gewiß mir sagen kann, daß ich den Werth des Geistes, den ich achte, so weit ich ihn ermessen kann, in mancher guten Stunde rein empfand, und daß mein Streben, ihm recht viel zu sehn, im Grunde nichts anders war, als der gerechte Wunsch, dem Guten und Schönen und Wahren, sey es unerreichbar oder erreichbar, mit seinem Individuum zu nähern (sic), und daß man nicht gerne dabei einzig sein Richter ist, ist gewiß auch menschlich, gewiß natürlich.

Es ist sonderbar, daß ich Ihnen diese Apologie gab. Aber eben darum, weil diese Anhänglichkeit in der That mir heilig ist, such' ich sie in meinem Bewußtseyn von allem, was durch nur scheinbare Verwandtschaft sie entwürdigen könnte, zu sondern, und warum sollt' ich mich über sie nicht vor Ihnen äußern, wie sie vor mir erscheint, da sie doch Ihnen angehört?

Nur alle Monate möcht' ich zu Ihnen, und mich bereichern auf Jahre. Ich suche übrigens mit dem, was ich von Ihnen mitnahm, gut hauszuhalten und zu wuchern. Ich lebe sehr einsam, und glaube, daß es mir gut ist.

Von meinem Freund Neuffer lege ich Ihnen einige Gedichte bei. Er will sich die Freiheit nehmen, Ihnen mit noch Einem aufzuwarten, so bald er, wie er noch wünscht, es durchgearbeitet hat.

Erlauben Sie es, so schick' auch ich noch ein paar Gedichte nach.

Bei dem, was ich beilege, betrübte es mich oft, daß das erste, was ich auf Ihren unmittelbaren Antrieb vornahm, nicht besser werden sollte. Ich bin mit ewiger Achtung

Ihr Verehrer

M. Hölderlin.

## Hölderlin an Schiller.

Mürzingen bei Stuttgart, den 4. September 1795.

Sie verzeihen, verehrungswürdiger Herr Hofrath! daß ich den Beitrag, wozu Sie mir die Erlaubniß gaben, so spät und so ärmlich gebe.

Maladie und Verdruß hinderten mich, das, was ich wünschte, auszuführen.

Vielleicht zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen dies in einiger Zeit zuschicke.

Ich gehöre ja — wenigstens als *res nullius* — Ihnen an; also auch die herben Früchte, die ich bringe.

Das Mißfallen an mir selbst und dem, was mich umgibt, hat mich in die Abstraktion hineingetrieben; ich suche mir die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln, ich suche zu zeigen, daß die unnachlässige Forderung, die an jedes System gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjekts und Objekts in einem absoluten — Ich oder wie man es nennen will — zwar ästhetisch, in der intellektualen Anschauung, theoretisch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich ist, wie die Annäherung des Quadrats zum Birkel, und daß, um ein System des Denkens zu realisiren, eine Unsterblichkeit eben so nothwendig ist, als sie es ist für ein System des Handelns. Ich glaube dadurch beweisen zu können, in wie fern die Skeptiker recht haben, und in wie fern nicht.

Es ist mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie sich mir mittheilten, ohne über den trüben oder ungeschliffenen Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Aeußerung oft nimmer erkennen konnten.

Ich glaube, daß dies das Eigenthum der seltenen Menschen ist, daß sie geben können, ohne zu empfangen, daß sie sich auch „am Eise wärmen“ können.

Ich fühle nur zu oft, daß ich eben kein seltener Mensch bin. Ich friere und starre in dem Winter, der mich umgibt.

So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich.

Auf den Oktober werd' ich wahrscheinlich eine Hofmeisterstelle in Frankfurt beziehen.

Ich würde mich über mein Geschwätz vielleicht damit vor

Ihnen entschuldigen, daß ich es einigermaßen für Pflicht hielt, Ihnen von mir Rechenschaft zu geben; aber so würd' ich mein Herz verläugnen. Es ist beinahe mein einziger Stolz, mein einziger Trost, daß ich Ihnen irgend etwas und daß ich Ihnen von mir etwas sagen darf. Ewig

Ihr Verehrter

Hölderlin.

### Hölderlin an Schiller.

Cassel, den 24. Juli 1796.

Ich bin so frei, verehrungswürdiger Herr Hofrath, Ihnen einen kleinen Beitrag zur künftigen Blumenlese zu schicken. Lieber hätt' ich ihn gebracht, und mich wieder Ihrer Nähe gefreut. Sie sind gesünder, wie man mir sagt, und das ist ein Trieb mehr für mich, zu Ihnen zu wallfahrten und Sie zu sehen. Aber bis dahin muß ich wenigstens noch einige Monate geduldig sehn. Ich bin jetzt auf der Flucht mit der Familie, bei der ich seit vorigen Winter in Frankfurt sehr glücklich lebe. Es sind wirklich seltene Menschen, unter denen ich bin, und um so schätzbarer für mich, weil ich sie so zu rechter Zeit fand, weil einige bittere Erfahrungen mich wirklich gegen Verhältnisse aller Art hatten mißtrauisch gemacht.

Ich wollte Ihnen einmal wieder in meiner ganzen Bedürftigkeit erscheinen, wollte Sie um Ihre Meinung fragen über manches, was mich jetzt beschäftigt, und wollte durch allerhand Umwege ein paar freundliche Worte mir von Ihnen erbeuten; aber ich bin genöthigt abzubrechen.

Wollen Sie die Güte haben, mich der Frau Hofrätthin zu empfehlen. Ganz der

Ihrige

M. Hölderlin.

### Hölderlin an Schiller.

Frankfurt a. M., den 20. November 1796.

#### Verehrungswürdigster!

Es macht mich oft traurig, daß ich Ihnen nimmer, wie ich sonst wohl durfte, ein Wort aus meiner Seele sagen kann, aber Ihr gänzlich Verstummen gegen mich macht mich wirklich blöde, und ich muß immer wenigstens irgend eine Kleinigkeit vorschützen können, wenn ich mich dazu bringen soll, meinen Namen Ihnen wieder zu nennen.

Diese Kleinigkeit ist diesmal die Bitte, daß Sie die unglücklichen Verse, die keinen Platz finden konnten in Ihrem diesjährigen Almanache, mir wieder zur Durchsicht geben möchten; denn das Manuscript, das ich Ihnen im August von Kassel aus zuschickte, war das einzige, das ich hatte.

Möchten Sie es doch nicht für verlorne Mühe halten, Ihr Urtheil beizusetzen, denn auch hierin kann ich alles leichter ertragen, als Ihr Stillschweigen.

Ich erinnere mich noch sehr gut jedes kleinsten Zeichens Ihrer Theilnahme an mir. Sie haben mir auch, da ich noch in Franken lebte, einmal ein paar Worte geschrieben, die ich immer wiederhole, so oft ich verkannt bin.

Haben Sie Ihre Meinung von mir geändert? Haben Sie mich aufgegeben?

Verzeihen Sie mir diese Fragen. Eine Anhänglichkeit an Sie, gegen welche ich oft vergebens anging, wenn sie Leidenschaft war, eine Anhänglichkeit, die noch immer mich nicht verlassen hat, nöthigt solche Fragen mir ab.

Ich würde mich darüber tadeln, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit so verloren habe.

Ich weiß, daß ich nicht ruhen werde, bis ich durch irgend etwas Errungenes und Gelungenes wieder einmal ein Zeichen Ihrer Zufriedenheit erbeute.

Glauben Sie nicht, daß ich feire, wenn ich nicht von meinen Beschäftigungen spreche. Aber es ist schwer, gegen die Mädegeschlagenheit auszuhalten, die einem der Verlust einer Gewogenheit gibt, wie diejenige war, die ich besaß oder mir träumte.

Ich bin verlegen, scrupulös über jedes Wort, das ich Ihnen



sage, und doch bin ich sonst so ziemlich, wenn ich andern Menschen gegenüber mich finde, über jugendliche Mangellichkeit weg.

Sagen Sie mir ein freundlich Wort, und Sie sollen sehen, wie ich verwandelt bin.

Ihr wahrer Verehrer

Hölderlin.

### Schiller an Hölderlin.

Jena, den 24. November 1796.

Ich habe Sie keineswegs vergessen, lieber Freund, wie Sie denken: bloß Zerstreuungen und Geschäfte, neben meiner gewöhnlichen Brieffchen haben die Antwort auf Ihre freundschaftlichen Briefe so lange verzögert.

Ihre neuesten Gedichte kamen für den Almanach um mehrere Wochen zu spät, sonst würde ich von dem einen oder andern gewiß Gebrauch gemacht haben. Dafür, hoffe ich, sollen Sie an dem künftigen desto größern Antheil haben. Da es mir heute an Muße fehlt, diese jetzt übersandten Stücke durchzugehen, so behalte ich sie vor der Hand noch da, um meine Bemerkungen beizuschreiben.

Große Freude machte mirs, wenn ich in dem nächsten Almanach einige reife und bleibende Früchte Ihres Talents aufstellen könnte. Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn, in den schönsten Momenten des Dasehns, ruhig der Vollenbung zu reifen; fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben, verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sehn, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren, oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren.

Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt. Dieses thut Ihrem Gedicht an Dio-

tima nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge in ein einfaches Ganzes verbunden, würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben. Doch wie kann ich alles das spezificiren, was ich wünschte? Sie haben Moses und die Propheten; halten Sie sich an die schönsten Muster und bilden sich daraus die Regeln selbst, die ohne das nur Worte seyn würden.

Verzeihen Sie mir diese Aufforderungen, diese Warnungen, theilnehmende Freundschaft hat beide eingegeben.

Leben Sie recht wohl und lassen mich fleißig von sich hören.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

### Hölderlin an Schiller.

Ohne Datum. Wahrscheinlich Ende 1796 oder Anfang 1797. Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihr Brief wird mir unvergeßlich seyn, edler Mann! Er hat mir ein neues Leben gegeben. Ich fühlte tief, wie treffend Sie meine wahrsten Bedürfnisse beurtheilt haben, und ich folge um so freiwilliger Ihrem Rath, weil ich wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen hatte, den Sie mir weisen.

Ich betrachte jetzt die metaphysische Stimmung wie eine gewisse Jungfräulichkeit des Geistes, und glaube, daß die Scheue vor dem Stoffe, so unnatürlich sie an sich ist, doch als Lebensperiode sehr natürlich, und auf eine Zeit so zuträglich ist, wie alle Flucht bestimmter Verhältnisse, weil sie die Kraft in sich zurückhält, weil sie das verschwenderische, jugendliche Leben sparsam macht, so lange bis sein reifer Ueberfluß es treibt, sich in die mannigfaltigen Objecte zu theilen. Ich glaube auch, daß eine allgemeinere Thätigkeit des Geistes und Lebens nicht bloß dem Gehalte, dem Wesen nach vor den bestimmtern Handlungen und Vorstellungen, sondern daß auch wirklich der Zeit nach in der historischen Entwicklung der Menschennatur die Idee vor dem Begriffe ist, sowie die Tendenz vor der (bestimmten, regelmäßigen) That.

Ich betrachte die Vernunft als den Anfang des Verstandes, und wenn der gute Wille zaudert und sich sträubt, zur nützlichen Absicht zu werden, so sind' ich es eben so charakteristisch für die Menschennatur überhaupt, als es für Hamlet charakteristisch ist, daß es ihn so schwer ankommt, etwas zu thun, aus dem einzigen Zwecke, seinen Vater zu rächen. Ich hatte von je den Brauch, mein überflüssig Raisonement Ihnen vorzuplaudern, aber ich habe so eine Art von Eingang nöthig, um mich eigentlicher an Sie zu adressiren, und Sie sehen den Grund davon und verzeihen's.

Sie werden fragen, wie ich dazu komme, die neue Uebersetzung von Kabale und Liebe, die Ihnen der englische Uebersetzer zuschickt, durch meine Hände gehen zu lassen.

Ein Freund von mir, Sekretär Mögling aus Stuttgart, der sich mit dem württembergischen Prinzen einige Zeit in London aufhielt, besuchte mich bei seiner Rückreise, und weil er weiß, daß ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu seyn, gab er mir den Auftrag, oder eigentlich, er wollte mir die Freude lassen, es Ihnen zu übersenden. Der Verleger des Buchs, der es meinem Freunde zunächst zustellte, empfiehlt sich Ihnen ebenfalls und äußert den Wunsch, Ihre neuesten Werke sogleich bei ihrer Erscheinung zu bekommen, er habe es unternommen, eine Uebersetzung von all Ihren Schriften zu liefern.

Sollt' es Ihnen lästig seyn, diesen Wunsch selbst zu befriedigen, so würde ich es mir zur Ehre rechnen, nach Ihrer Disposition mich mit dem Verleger in Korrespondenz zu setzen.

Ich danke Ihnen innigst für Ihre gütige Aufnahme des Wanderers in die Horen. Glauben Sie, daß ich diese Ehre zu schätzen weiß! Auch freut es mich äußerst, daß Sie den Aether Ihres Almanachs würdig gefunden haben.

Ihrer Erlaubniß gemäß schick' ich Ihnen das Gedicht an die klugen Rathgeber. Ich hab' es gemildert und gefeilt, so gut ich konnte. Ich habe einen bestimmten Ton hineinzubringen gesucht, so viel es der Charakter des Gedichts leiden wollte. Ich lege Ihnen noch ein Lied bei. Es ist das umgearbeitete und abgekürzte Lied an Diotima, das Sie schon von mir besitzen. Ich nähre die Hoffnung, daß es in dieser Gestalt wohl eine Stelle in Ihrem Almanache finden dürfte.

Sie sagen, ich sollte Ihnen näher sehn, so würden Sie mir sich ganz verständlich machen können; von Ihnen bedeutet mir ein solches Wort so viel!

Aber glauben Sie, daß ich denn doch mir sagen muß, daß Ihre Nähe mir nicht erlaubt ist? Wirklich, Sie beleben mich zu sehr, wenn ich um sie bin. Ich weiß es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daß ich den ganzen andern Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken um Mittag.

Sie mögen über mich lachen; aber ich spreche Wahrheit.

Hölderlin.

### Hölderlin an Schiller.

Frankfurt a. M., den 20. Juni 1797.

Mein Brief und was er enthält, käme nicht so spät, wenn ich gewisser wäre, von dem Empfang, dessen Sie mich würdigen werden. Ich habe Muth und eigenes Urtheil genug, um mich von andern Kunststichtern und Meistern unabhängig zu machen, und in so fern mit der so nöthigen Ruhe meinen Gang zu gehen, aber von Ihnen dependir' ich unüberwindlich; und weil ich fühle, wie viel ein Wort von Ihnen über mich entscheidet, such' ich manchmal Sie zu vergessen, um während einer Arbeit nicht ängstlich zu werden. Denn ich bin gewiß, daß gerade diese Nengstigkeit und Befangenheit der Tod der Kunst ist, und begreife deswegen sehr gut, warum es schwerer ist, die Natur zur rechten Aeußerung zu bringen, in einer Periode, wo schon Meisterwerke nah' um einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein ist mit der lebendigen Welt. Von dieser unterscheidet er sich zu wenig, mit dieser ist er zu vertraut, als daß er sich stemmen müßte gegen ihre Autorität, oder sich ihr gefangen

geben. Aber diese schlimme Alternative ist fast unvermeidlich, wo gewaltiger und verständlicher als die Natur, aber eben deswegen auch unterjochender und positiver, der reife Genius der Meister auf den jüngern Künstler wirkt. Hier spielt das Kind nicht mit dem Kinde, hier ist nicht das alte Gleichgewicht, worin der erste Künstler sich mit seiner Welt befand, der Knabe hat es mit Männern zu thun, mit denen er schwerlich so vertraut wird, daß er ihr Uebergewicht vergift. Und fühlt er dies, so muß er eigenstänig oder unterwürfig werden. Oder muß er nicht? Wenigstens möcht' ich mir nicht helfen wie die schwachen Herren, die in solchem Falle, wie Sie wissen, gewöhnlich den Weg der Mathematiker einschlagen, und durch unendliche Verkleinerung das Unendliche dem Beschränkten gleich und ähnlich machen. Könnte man sich auch die Infamie verzeihen, die man an dem Besten begeht, so ist's dann doch ein gar zu schlechter Trost:  $0 = 0!$

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen den ersten Band meines Hyperions beizulegen. Sie haben sich des Büchleins angenommen, da es, durch den Einfluß einer widrigen Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt, und so dürr und ärmlich war, daß ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherm Gemüthe von Neuem angefangen, und bitte Sie um die Güte, es bei Gelegenheit durchzulesen und mich durch irgend ein Behütel Ihr Urtheil wissen zu lassen. Ich fühle, daß es unklug war, den ersten Band ohne den zweiten auszustellen, weil jener gar zu wenig selbstständiger Theil des Ganzen ist.

Möchten die Gedichte, die ich beilege, doch einer Stelle in Ihrem Musenalmanache gewürdigt werden können! — Ich gestehe Ihnen, daß ich zu sehr dabei interessirt bin, als daß ich ohne Unruhe mein Schicksal bis zur öffentlichen Erscheinung des Musenalmanachs abwarten könnte, und bitte Sie deswegen, etwas Uebrigcs zu thun, und mir mit ein paar Linien zu sagen, was Sie der Aufnahme werth gefunden haben. Wenn Sie es erlauben, schick' ich Ihnen noch eins oder zwei der Gedichte, die voriges Jahr zu spät kamen, umgearbeitet nach.

Ich erscheine freilich, wenn ich so spreche, etwas bedürftig vor Ihnen, aber ich schäme mich nicht der Aufmunterung eines edeln Geistes zu bedürfen. Ich kann Sie versichern, daß ich

mich um so weniger mit eiteln Befriedigungen tröste, und daß ich sonst sehr still bin über das, was ich wünsche und treibe.

Ich bin mit tiefer Achtung

Ihr ergebenster

M. Hölderlin.

### Hölderlin an Schiller.

Frankfurt a. M., den 30. Juni 1798.

Halten Sie es nicht für Unbescheidenheit, daß ich Ihnen wieder einige Gedichte zuschicke, wenn ich schon mich zu der Hoffnung Ihres Beifalls nicht berechtigt finde.

So sehr ich von mancher Seite niedergedrückt bin, so sehr auch mein eignes unpartheiliches Urtheil mir die Zuversicht nimmt, so kann ich es doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadel's von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle, und dessen Macht mir längst vielleicht den Muth genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist, Sie zu kennen.

Sie durchschauen den Menschen so ganz. Es wäre deswegen grundlos und unnütz, vor Ihnen nicht wahr zu sehn. Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt, und daß nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Deswegen darf ich Ihnen wohl gestehen, daß ich zuweilen in geheimem Kampfe mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen; ich würde mir solch' einen Abfall schwerlich vergeben. Und das ist auch gut; so lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden, und wenn schon der Uebergang vom Gemeinen zum Vortrefflichen noch schlimmer ist, als das Gemeine selbst, so will ich doch in diesem Falle das Schlimmere wählen.

Ihr wahrer Verehrer

Hölderlin.

## Hölderlin an Schiller.

Den 5. Juli 1799.

Die Großmuth, womit Sie mir immer begegneten, Verehrungswürdigster! und die tiefe Ergebenheit gegen Sie, die in mir nur immer reifer wird, können mir allein so viel Zuversicht geben, daß ich Sie mit einer unbescheidenen Bitte beschwere, und ich würde sie gewiß unterlassen, wenn ich mit Gewißheit voraussähe, daß sie Ihnen einen unangenehmen Augenblick machte. Vielleicht verblendet mich mein Wunsch, und die Einsicht, wie wichtig die Erfüllung derselben für mich wäre; ich habe also allen Grund, sie Ihnen zum Voraus abzubitten, wenn sie Ihnen wirklich mißfällig seyn sollte.

Wäre ich Ihrer Protection so werth, daß ich ihrer nicht bedürfte, so würde ich Sie nicht darum bitten, oder bedürfte ich ihrer so sehr, daß ich ihrer gar nicht werth wäre, so würde ich Sie auch nicht darum bitten. Aber ich glaube derselben gerade so weit bedürftig und werth zu seyn, daß die Bitte um dieselbe zu entschuldigen ist.

Ich habe im Sinne, die literarischen und poetischen Versuche, die ich unter den Händen habe, nach und nach in einem humanistischen Journale herauszugeben und fortzusetzen, und ich würde es lieber abwarten, ob mir nicht endlich ein Produkt gelänge, von dessen Werth und Glück ich gewisser seyn könnte, wenn mir die Umstände die ruhige Independenz ließen, die dazu erforderlich wäre. So muß ich Proben geben, die vielleicht mehr etwas versprechen, als leisten, und kann vor dem Publikum die Autorität eines bewährten großen Mannes nicht entbehren, wenn ich nicht verunglücken soll, so viel ich mich und die Zeit kenne.

Ich bin deswegen so frei, Sie um einige wenige Beiträge zu bitten, wenn Sie es nicht gegen Ihre Würde finden sollten, dies Zeichen Ihrer Gunst und Güte mir öffentlich zu geben.

Glauben Sie, Verehrungswürdiger! ich ehre Sie zu wahrhaft, als daß mir diese Unbescheidenheit nicht schwer geworden seyn sollte. Und ich kann sie nicht gut machen, wie ich wohl denken möchte, dadurch, daß ich nun, da die gefährliche Bitte ausgesagt ist, freier und unbefangener den Dank ausspreche, den ich Ihnen entgegenbrachte und nicht aussprechen konnte, da ich

vor Jahren Sie zum Erstenmal sah, und der durch Ihren unvergeßlichen Umgang und indessen durch jedes Zeichen Ihrer Gegenwart in der Welt nur gründlicher geworden ist,

Gibt es irgend noch ein erreichbares, würdiges Ziel für mich in der Zukunft, so kann ich erst dann Ihnen recht danken; denn nur der Dank von dem, der Ihrer in einem Grade werth geworden ist, kann Sie erfreuen, und dann könnt' ich auch wohl meine unbescheidene Bitte rechtfertigen.

Haben Sie die Güte, auch wenn Sie es für gut finden sollten, mein Vorhaben nicht so eclatant zu begünstigen, mir doch zu antworten, es sey so kurz wie es wolle, denn wenn Sie schweigen, so muß ich den Tadel meiner Unbescheidenheit über mich nehmen, und dieser möchte strenger ausfallen, als irgend einer, den Sie gegen mich äußern würden.

Sollte es Ihnen gefallen, so würde ich Ihnen das Manuscript des ersten Hefts zur Probe zuschicken.

Ich bin mit wahrster Verehrung  
der Ihrige

M. Hölderlin.

### Schiller an Hölderlin.

(Abschrift.)

Jena, den 24. [sic] 1799.

Gern, mein werthester Freund! würde ich Ihr Verlangen wegen der Beiträge zu Ihrer Zeitschrift erfüllen, wenn ich nicht so arm an Zeit und so eng an mein gegenwärtiges Geschäft gebunden wäre, daß ich selbst meinen Musenalmanach dieses Jahr ohne Beiträge lassen, oder doch sehr mager damit ausstatten werde und ihn für die Zukunft vielleicht ganz aufgebe, weil ich mich von jedem Geschäfte, das sich mit meiner absoluten Unabhängigkeit nicht verträgt, lossagen muß. Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber periodischer Schriften seit 16 Jahren gemacht, da ich nicht weniger als fünf verschiedene Fahrzeuge auf die klippenvollen Meere der Literatur geführt habe, sind so wenig günstig, tröstlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund nicht



rathen kann, ein Aehnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten. Auch selbst in Rücksicht auf das Lufrative, die wir Poeten oft nicht umgehen können, ist der Weg periodischer Werke nur scheinbar vorthellhaft; und bei einem unbedeutenden Anfänger von Verleger ohne einen gewissen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verstattet einen kleinen Stoß zu verschmerzen, ist es vollends nicht zu wagen.

Wie sehr wünschte ich, daß ich Ihnen nicht bloß meinen Rath ertheilen, sondern auch die Mittel erleichtern könnte, denselben auszuführen. Wenn Sie mich mit Ihrer jetzigen Lage bekannter machen wollen, so bin ich vielleicht eher im Stande etwas vorzuschlagen, was Ihrem Wunsche gemäß ist.

Leben Sie wohl und sehen Sie meiner treuen Ergebenheit versichert.

Der Ihrige

Schiller.

### Hölderlin an Schiller.

(Unvollendetes Concept, wahrscheinlich Antwort auf den vorhergehenden Brief, also 1799.)

Ich kann Ihnen den Dank nicht ausdrücken, Verehrungswürdigster! für die Großmuth, womit Sie mir meine unschickliche Bitte beantwortet haben, und ich darf Sie versichern, daß die gütigen Worte, womit Sie mich erfreuten, so gut reellen Gewinn (und Hülfe)<sup>1</sup> für mich sind, als irgend eine andere Hülfe, die ich wünschen konnte. Der Segen eines großen Mannes ist für die, die ihn erkennen oder ahnden, die beste Hülfe, wenigstens bedurft' ich diese von Ihnen am ersten. Ich habe seit langer Zeit darin gefehlt, daß ich Ihren Umgang, Ihre gütige Theilnahme immer erst verdienen wollte, ich entzog mich deswegen Ihrer Gegenwart und behielt mir es vor, mich Ihnen einmal zu nähern, wenn ich gerechteren Anspruch auf die Aufmerksamkeit machen könnte, deren Sie mich würdigten, und habe mich durch

<sup>1</sup> Wieder ausgestrichene Worte.

diesen falschen Stolz um den wohlthätigen Einfluß Ihrer Belehrung und Aufmunterung gebracht, deren ich weniger als Andere entbehren konnte, weil mein Muth meine Ueberzeugungen nur zu leicht durch ungünstige Einwirkungen des gewöhnlichen Lebens geirrt und geschwächt werden.

Den schätzbaren Rath, den Sie mir schon vor einiger Zeit gegeben und in Ihrem letzten Briefe wiederholt haben, ließ ich mir nicht ganz umsonst gesagt sehn und suche mich alles Ernstes in dem Tone vorzüglich auszubilden, der, ohne capricios zu sehn, meiner natürlichen, ungestörten Sinnesart am nächsten zu liegen schien,<sup>1</sup> und ich habe es mir zur Maxime gemacht, erst in irgend (einer) Art des Dichtens fest zu werden und Charakter zu gewinnen, ehe ich nach einer Gewandtheit strebe, die nur dessen Eigenthum sehn kann, der einmal einen sichern Standpunkt (gewonnen)<sup>2</sup> hat. Ich glaube jenen Ton, den ich mir vorzüglich zu eigen zu machen wünschte, am vollständigsten und natürlichsten in der tragischen Form exquiren zu können, und habe mich an ein Trauerspiel, den „Tod des Empedokles“, gemacht, und eben diesem Versuche habe ich die meiste Zeit meines hiesigen Aufenthaltes gewidmet. — Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht ohne Beschämung Ihnen dieses Geständniß thun kann, und Ihnen am wenigsten, denn seit ich die tragische Schönheit etwas gründlicher erkenne, ist mir, um nur Eines zu nennen, die Composition der Räuber in ihrem Wesentlichen und besonders die Scene an der Donau als Mitte des (Stücks) Gedichts<sup>3</sup> so groß und tief und ewig wahr erschienen, daß ich schon diese Erkenntniß für verdienstlich hielt und mir längst die Erlaubniß von Ihnen erbitten wollte, meine Gedanken einmal schriftlich auszuführen — und damit haben Sie einst angefangen — edler Meister! — Ihren Fiesko habe ich auch studirt und gerade auch wieder den innern Bau, die ganze lebendige Gestalt, nach meiner Einsicht das Unvergänglichste des Werks, noch mehr als die großen und doch so

<sup>1</sup> In diesem Satze sind ganz Linien wieder ausgestrichen und Vieles ist wieder corrigirt, so daß der Sinn unsicher und der ganze Satz zweifelhaft erscheint.

<sup>2</sup> Wieder ausgestrichen.

<sup>3</sup> Stück steht unten, Gedicht darüber.

wahren Charaktere und glänzenden Situationen und (zauberischen) magischen Spiele<sup>1</sup> der Sprache bewundert. Die übrigen stehen mir noch bevor und es wird mir wohl nicht leichter werden, den Don Carlos mit Verstand zu lesen, da er lange Zeit die Zauberwolke war, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab. Vergeben Sie, Verehrungswürdiger! wenn Sie diese Aeußerungen, die wenigstens recht buchstäblich wahr sind, nicht ganz schicklich finden sollten. Aber ich müßte nur ganz gegen Sie schweigen, oder mich sehr allgemein gegen Sie äußern; was ich auch gerne gewöhnlich gegen sie beobachte, wenn ich mir zuweilen eine Ausnahme gönnen darf.

Sie erlauben mir, Ihnen von meiner Lage etwas Genaueres zu sagen. Sie ist so, daß ich ohne ziemliche Inconvenienz wohl nicht mehr länger als einige Monate fortsetzen kann. Ich hatte durch meine kleinen schriftstellerischen Arbeiten und durch das Hofmeisterleben so viel Reichthum gewonnen, daß ich hoffen konnte, wenigstens so lange unabhängig zu leben, bis ich mein Trauerspiel zu einiger Reife gebracht hätte. Aber eine Kränklichkeit, die beinahe den ganzen Winter und noch einen Theil des Sommers dauerte, nöthigte mich eines Theils meine frugale Lebensart zu ändern, andern Theils benahm sie mir auch von meiner Zeit und meinen Kräften mehr, als dem Plane gemäß war —

### **Hölderlin an Schiller.**

Mürtingen bei Stuttgart, den 2. Juni 1801.

Ich hatte mir längst die Hoffnung gemacht, Sie einmal wieder an mich erinnern zu dürfen, Verehrtester! und ich wollte nur zuvor noch einige Papiere ausarbeiten, um Ihnen diese vorzulegen. Sie mußten mich fast aufgegeben haben und ich dachte, es sollte Ihnen nicht unangenehm seyn, zu sehen, daß mich der

<sup>1</sup> So scheint es in dem verblaßten und durchkorrigirten Concepte zu heißen.

Druck der Umstände doch nicht ganz überwunden habe, und daß ich noch einigermaßen Ihrer alten Großmuth würdig lebte und mich fortzubilden suchte.

Nun muß ich aber doch baldern schreiben, als ich es wollte. Mein Wunsch, einmal in Jena, in Ihrer Nähe zu leben, ist mir beinahe zur Nothwendigkeit geworden, und da ich für und wider die Gründe erwägt hatte, blieb mir nichts übrig, als mich von Ihnen, ohne dessen Billigung ich nichts thun kann, zu dieser Wahl autorisiren zu lassen.

Ich habe bisher gefunden, daß es mir nicht möglich ist, bei ganz unabhängiger Beschäftigung eine ganz unabhängige Existenz zu gewinnen.

Ich habe deswegen, nur selten unterbrochen, meist als Erziehler gelebt und habe, indeß ich doch größtentheils meine Pflicht that, die Unzufriedenheit Anderer, wenn ich zu ungeschickt, oder ihr drückend Mitleiden, wenn ich einmal geschickt schien, in hohem Grade erfahren.

Sehr oft, Verehrungswürdigster! dankt' ich in solchen Tagen Ihnen im Innersten, daß Sie mir eine Freude gegeben hatten in Ihrem Umgang, die noch keine böse Stunde auslöschen konnte in mir. Aber doch war mir allmählig die Geduld zur Leidenschaft geworden und ich nahm in zweifelnden Fällen immer lieber die Richtung dahin, wo es wahrscheinlicher war, daß ich die eigentlichen Zwecke meines Lebens einem fremden Dienste opfern mußte. Nun finde ich, und sehe ziemlich klar darüber, daß man wohl eine Auskunft treffen kann, wenn es versagt ist der nächsten Bestimmung zu leben, daß aber eine falsche Resignation so gut ein schlimmes Ende nehmen muß, wie allzu große Unklugheit.

Dies fällt mir jetzt mehr als sonst auf, da ich, ohne andere Dazwischenkunft, genöthiget bin, in einigen Wochen als Vikar zu einem Landprediger zu gehen. Es ist nicht, als ob ich nicht auch dieser Sphäre ihren möglichen Werth und ihre Freude gönnte. Aber ich sehe, daß die Beschäftigung und ganze Manier, die einmal zur Bedingung geworden ist, in dieser Lage doch zu sehr mit meiner Aeußerungsart contrastirt, als daß ich über diesem Widerspruche nicht am Ende alle Mittheilungsgabe verlieren müßte.

Ich habe mich seit Jahren fast ununterbrochen mit der griechischen Literatur beschäftigt. Da ich einmal daran gekommen war, so war es mir nicht möglich, dieses Studium abzubrechen, bis es mir die Freiheit, die es zu Anfang so leicht nimmt, wieder gegeben hatte, und ich glaube, im Stande zu seyn, Jüngeren, die sich dafür interessiren, besonders damit nützlich zu werden, daß ich sie vom Dienste des griechischen Buchstabens befreien und ihnen die große Bestimmtheit dieser Schriftsteller als eine Folge ihrer Geistesfülle zu verstehen gebe.

Auch bin ich veranlaßt worden, besonders über die nothwendige Gleichheit nothwendig verschiedener höchster Principien und reiner Methoden Manches zu denken, was im ganzen Zusammenhange und mit den rechten Gränzlinien dargestellt, wohl auch einiges Licht über den Bildungsfreis und die von ihr ausgeschlossenen Gebiete verbreiten könnte.

Ich bitte Sie recht sehr, Verehrtester! daß Sie dieses nothgedrungene Selbstlob mit ihrer gewohnten Güte lesen, und daß Sie nur nicht denken, wenn ich vor Ihnen so gerade und so Vieles von mir erzähle, daß ich die Bescheidenheit vor einem Größeren als ich bin hätte verläugnen gelernt.

Ich wollte Ihnen nur offen die Gründe nennen, die mich überzeugen, daß es nicht unschicklich wäre, wenn ich nach Zena ginge und da versuchte, den größeren Theil meiner Zeit zu Vorlesungen zu verwenden, die mir, so viel ich weiß, zu halten erlaubt sind.

Ich erwarte nicht gerade eine große Menge von Zuhörern, doch so viele, als bei derlei Vorlesungen gewöhnlich sind. Ich hoffe auch Niemanden damit gerade in den Weg zu treten.

Wollten Sie es widerrathen, so bin ich ruhiger auf einem andern Wege und werde sehen, wie ich mich aufrecht erhalte.

Sie werden es nicht verschmähen, durch Ihre Theilnahme meinem Lebensgange ein Licht zu leihen, weil ich doch sonst nicht auf eine eitle Art ihm eine Bedeutung zu geben suche, die er nicht hat.

Sie erfreuen ein ganzes Volk und sehen das wohl selten. So mag es Ihnen nicht ganz unwerth scheinen, in einem, der Sie ganz ehrt, eine neue Lebensfreude, die von Ihnen kam, aufgehen zu sehen.

Ich würde viel, sehr Vieles vergessen in dem Augenblicke, wo ich Sie wiedersehen und mit der Ehrfurcht grüßen könnte, mit der ich Ihnen zum Erstenmale begegnete.

Wahrhaft der

Ihrige

Hölderlin.

### Hegel an Hölderlin.

Ischugg bei Erlach, 1796.

Liebster Hölderlin!

So wird mir doch einmal die Freude, wieder etwas von Dir zu vernehmen; aus jeder Zeile Deines Briefs spricht Deine unwandelbare Freundschaft zu mir, ich kann Dir nicht sagen, wie viel Freude er mir gemacht hat, und noch mehr die Hoffnung, Dich bald selbst zu sehen und zu umarmen.

Ohne länger bei dieser angenehmen Vorstellung zu verweilen, laß mich gerade von der Hauptsache sprechen. Dein Wunsch allein, mich in der Lage zu sehen, von der Du mir schreibst, bürgt mir dafür, daß dieses Verhältniß nicht anders als vortheilhaft für mich seyn kann; ich folge also ohne Bedenken Deinem Rufe und entsage andern Ausichten, die sich mir darboten. Mit Vergnügen trete [sic] ich in die vortreffliche Familie ein, in der ich hoffen kann, daß der Antheil, den ich an der Bildung meiner zukünftigen Zöglinge nehmen werde, von glücklichem Erfolge seyn wird; den Kopf derselben mit Worten und Begriffen zu füllen, gelingt zwar gewöhnlich, aber auf das Wesentlichere der Charakterbildung wird ein Hofmeister nur wenig Einfluß haben können, wenn der Geist der Eltern nicht mit seinen Bemühungen harmonirt. — In Ansehung der ökonomischen und anderer Verhältnisse im Haus [sic] ist es zwar oft der Klugheit gemäß, sich im Voraus genau darüber zu erklären; ich glaube aber hier dieser Vorsicht entbehren zu können und überlasse es Dir, mein Interesse zu besorgen, da Du auch am besten wissen wirst, was in Frankfurt in dieser Rücksicht gewöhnlich ist, und in welchem

Verhältnisse die Bedürfnisse des Lebens und das Geld gegen einander stehen zc.<sup>1</sup>

So leid es mir thut, nicht sogleich mich auf den Weg machen zu können, so ist es mir doch unmöglich, eher als gegen das Ende des Jahrs das Haus, in dem ich mich wirklich befinde, zu verlassen; — und vor der Mitte des Jänners in Frankfurt einzutreffen. Da Du nun einmal angefangen hast, Dich für mich in dieser Sache zu interessiren, so muß ich Dir es schon noch zumuthen, das Wesentliche meines Briefs Herrn Vogel mitzutheilen und ihn dabei meiner Hochachtung zu versichern; er wird zwar selbst einsehen, daß ein Theil dessen, was Du ihm von mir magst gesagt haben, um ihm das Zutrauen einzulösen, dessen er mich würdigt, mehr auf Rechnung Deiner Freundschaft für mich zu setzen seyn werde, oder daß sich ein Freund nicht immer nach dem andern sicher beurtheilen lasse. Versichre ihn indeß, daß ich mir alle Mühe geben werde, um Deine Empfehlung zu verdienen. Wie viel Antheil an meiner geschwinden Entschließung die Sehnsucht nach Dir habe, wie mir das Bild unsers Wiedersehens, der frohen Zukunft, mit Dir zu seyn, diese Zwischenzeit vor Augen schweben wird — davon nichts. — Lebe wohl —

Dein

Hegel.

**Fragment eines Briefconcepts ohne Datum. Hölderlin an einen Ungeannten.**

Nehmen Sie meinen wahrsten Dank, Verehrungswürdiger! für die treuen Bemühungen, womit Sie eine bessere Literatur aufrecht zu halten besorgt sind, und seyen Sie versichert, daß ich Ihrer gütigen Einladung durch die besten Kräfte, die ich habe, folgen werde.

<sup>1</sup> Hier folgen Details, die kein Interesse mehr haben.

Die Gesetze, denen ich mich hiermit unterziehe, sind so rein und genau mir aus der Seele geschrieben, daß ich hoffen darf, es werde mir nicht sehr schwer werden, ihnen zu dienen. Ich glaube, den Sinn derselben gefaßt zu haben, und weiß im Allgemeinen nichts mehr hinzuzufügen. Wollen Sie mir eine Stelle bestimmen, bei der Beurtheilung poetischer Werke, so glaube ich für diese vielleicht zu taugen, da seit einigen Jahren mein Nachdenken und mein Beobachten fast ausschließlich dahin gerichtet war.

Das innigere Studium der Griechen hat mir dabei geholfen und mir statt Freundesumgang gebietet, in der Einsamkeit meiner Betrachtungen nicht zu sicher, noch zu ungewiß zu werden. Uebrigens sind die Resultate dieses Studiums, die ich gewonnen habe, ziemlich von andern, die ich kenne, verschieden. Man hat, wie Ihnen bekannt ist, die Strenge, womit die hohen Alten die verschiedenen Arten ihrer Dichtung unterschieden, häufig ganz und gar mißkannt, oder doch nur an das Aeußerliche derselben sich gehalten, überhaupt ihre Kunst vielmehr für wohlberechnetes Vergnügen gehalten, als für eine heilige Schickslichkeit, womit sie in göttlichen Dingen verfahren mußten. Das Geistigste mußte ihnen zugleich das höchste Charakteristische seyn. So auch die Darstellung desselben. Daher die Strenge und Schärfe der Form in ihren Dichtungen, daher die edle Gewaltthatigkeit, womit sie diese Strenge beobachteten bei untergeordneteren Dichtungsarten, daher die Zartheit, womit sie das Hauptcharakteristische vermieden bei höhern Dichtungsarten, eben weil das Höchstcharakteristische nichts Fremdes, Auserwesentliches, darum keine Spur von Zwang in sich enthält. So stellten sie das Göttliche menschlich dar, doch immer mit Vermeidung des eigentlichen Menschenmaßes, natürlicherweise, weil die Dichtkunst, die in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Enthusiasmus, wie in ihrer Bescheidenheit und Nüchternheit ein heiterer Gottesdienst ist, niemals die Menschen zu Göttern oder die Götter zu Menschen machen, niemals unlautere Idololatrie begehen, sondern nur die Götter und die Menschen gegenseitig näher bringen durfte. Das Trauerspiel zeigt dieses per contrarium. Der Gott und Mensch scheint Eins, darauf ein Schicksal, das alle Demuth und allen Stolz des Menschen erregt und am Ende Verehrung den



Himmliſchen einerſeits und andererseits ein gereinigtes Gemüth als Menſcheneigenthum zurüdläßt. Nach dieſen äſthetiſchen Geſinnungen, die nach ihren Aeufferungen und nach den Worten wollen, ſollen und können und wohl zu rechter Zeit geſagt ſind, würde ich die poetiſchen Werke zu würdigen ſuchen mit unerschütterlicher Gerechtigkeit in der Sache und mit möglicher Schonung der Perſon des Schriftſtellers, auch mit dem Gedanken,

---

### An Schelling. 1799.

Aufforderung zur Theilnahme an dem Journal.

Mein Theurer!

Ich habe indeß zu treu und zu ernſt an Deiner Sache und an Deinem Ruhme Theil genommen, als daß ich es mir nicht gönnen ſollte, Dich einmal wieder an mein Daſeyn zu mahnen.

Wenn ich indeſſen gegen Dich geſchwiegen habe, ſo war es größtentheils, weil ich Dir, der mir ſo viel und immer mehr bedeutete, irgend einmal in einer bedeutenderen Beziehung, oder doch in einem Grade des Werths, der Dich auf eine ſchicklichere Art an unſere Freundschaft mahnen könnte, entgegen zu kommen hoffte.

Nun treibt mich eine Bitte früher zu Dir und Du wirſt mich auch in dieſer Geſtalt nicht verkennen. Ich habe die Einſamkeit, in der [ich] hier ſeit vorigem Jahre lebe, dahin verwandt, um unzerſtreut und mit geſammelten, unabhängigen Kräften vielleicht etwas Reiferes, als bisher geſchehen iſt, zu Stande zu bringen, und wenn ich ſchon größtentheils der Poeſie gelebt habe, ſo ließ mich doch Nothwendigkeit und Neigung [mich] nicht ſo weit von der Wiſſenſchaft entfernen, daß ich nicht meine Ueberzeugungen zu größerer Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit auszubilden und ſie, ſo viel möglich, mit der jetzigen und vergangenen Welt in Anwendung und Reaction zu ſetzen

gesucht hätte. Großentheils schränkte sich mein Nachdenken und meine Studien auf das, was ich zunächst trieb, die Poesie ein, insofern sie lebendige Kunst ist und zugleich aus Genie und Erfahrung und Reflexion hervorgeht und idealisch und systematisch und individuell ist. Dies führte mich zum Nachdenken über Bildung und Bildungstrieb überhaupt, über seinen Grund und seine Bestimmung, insofern er idealisch und insofern er thätig bildend ist, und wieder insofern er mit Bewußtseyn seines Grundes und seines eigenen Wesens vom Ideal aus und insofern er instinktmäßig aber doch seiner Materie nach als Kunst und Bildungstrieb wirkt u., und ich glaubte am Ende meiner Untersuchungen den Gesichtspunkt der sogenannten Humanität (insofern auf ihm mehr auf das Vereinigende und Gemeinschaftliche in den Menschennaturen und ihren Richtungen gesehen wird als auf das Unterscheidende, was freilich eben so wenig übersehen [werden darf]), fester und umfassender gesetzt zu haben, als mir bisher bekannt war. Diese Materialien zusammen veranlaßten mich zu dem Entwurf eines humanistischen Journals, das in seinem gewöhnlichen Charakter ausübend poetisch, dann auch historisch und philosophisch belehrend wäre über Poesie, endlich im Allgemeinen historisch und philosophisch belehrend aus dem Gesichtspunkte der Humanität.

Verzeihe mir diese schwerfällige Vorrede, mein Theurer! aber die Achtung gegen Dich ließ mir nicht zu, Dir mein Vorhaben so *ex abrupto* zu verkündigen und es schien, als wär' ich Dir gewissermaßen Rechenschaft schuldig von meinen Beschäftigungen, besonders da ich leicht fürchten konnte nach meinen bisherigen Produkten, daß ich das Zutrauen, das Du ehemals in meine philosophischen und poetischen Kräfte zu setzen schienst, jetzt, da ich Dir hätte die Probe geben sollen, nicht mehr in dem vorigen Grade besitze.

Dir, der mit dieser nur zu seltenen Vollständigkeit und Gewandtheit die Natur des Menschen und seiner Elemente durchschaut und umfaßt, wird es ein Leichtes seyn, Dich auf meinen beschränkteren Gesichtspunkt zu stellen und durch Deinen Namen und Deine Theilnahme ein Geschäft zu sanctioniren, das dienen soll, die Menschen, ohne Leichtsinns und Synkretismus, einander zu nähern, indem es zwar die einzelnen

Kräfte und Richtungen und Beziehungen ihrer Natur weniger streng behandelt und urgirt, aber doch mit Achtung gegen jede dieser Kräfte und Richtungen und Beziehungen faßlich und fühlbar zu machen sucht, wie sie innig und nothwendig verbunden sind, und wie jede einzelne derselben nur in ihrer Vortrefflichkeit und Reinheit betrachtet werden darf, um einzusehen, daß sie einer andern, wenn die nur auch rein ist, nichts weniger als widerspricht, sondern daß jede schon in sich die freie Forderung zu gegenseitiger Wirksamkeit und zu harmonischem Wechsel enthält, und daß die Seele im organischen Bau, die allen Gliedern gemein und jedem eigen ist, kein einziges allein sehn läßt, daß auch die Seele nicht ohne die Organe und die Organe nicht ohne die Seele bestehen können, und daß sie beide, wenn sie abgesondert und hiermit beide aorgisch vorhanden sind, sich zu organisiren streben müssen und den Bildungstrieb in sich voraussetzen. Als Metapher durfte ich wohl dies sagen. Es sollte nichts weiter heißen, als daß das stofflose Genie nicht ohne Erfahrung und die seellose Erfahrung nicht ohne Genie bestehen können, sondern daß sie die Nothwendigkeit in sich haben, sich zu bilden und durch Urtheil und Kunst sich zu konstituiren, sich zusammen zu ordnen zu einem belebten, harmonisch wechselnden Ganzen, daß endlich die organisirende Kunst und der Bildungstrieb, aus dem sie hervorgeht, auch nicht bestehen können und nicht einmal denkbar sind ohne ihr inneres Element, die natürliche Anlage, das Genie, und ohne ihr äußeres, die Erfahrung und das historische Lernen.

Ich wollte Dir nur den allgemeinsten Charakter des Journals, das, was man seinen Geist nennt, ungefähr berühren. Ich werde versuchen in dem Vortrag und Ton so allgemein faßlich als möglich zu sehn.

Ich hielt es nicht ganz für schließlich, den Plan, den ich mir entwerfen mußte, oder auch die Materialien, die ich bereit habe, Dir bestimmter zu nennen, so sehr ich von der andern Seite versucht war, Dir, so viel es sich vor der Sache selber thun läßt, zu bezeugen, daß mein Projekt nicht ungründlich und leichtsinnig, auch vielleicht mehr zum Glücke gemacht ist, als meine bisherigen Produkte, und daß ich, so viel ich Deinen Geist und Sinn kenne und ahne, in der Tendenz wenigstens nicht gegen Dich sündigen werde.

Ich will Deine Antwort, der ich mit Hoffnung entgegen sehen werde, und Deine Gesinnungen über die Sache abwarten um dann ausführlicher, wenn Du mich auffordern solltest, mich über den Geist und die Einrichtung des Journals, so weit ich es vor mir selber entwerfen durfte, und über die möglichen und vorhandenen Materialien desselben gegen Dich zu äußern.

In jedem Falle, Freund meiner Jugend! wirst Du mir verzeihen, daß ich mich mit dem alten Zutrauen an Dich gewandt und den Wunsch geäußert habe, Du möchtest durch Deine Theilnahme und Gesellschaft in dieser Sache meinen Muth mir erhalten, der durch meine Lage und andere Umstände indessen vielfältige Stöße erlitten hat, wie ich Dir wohl gestehen darf. Ich werde Alles thun, um durch möglichste Reife meiner eigenen Beiträge und durch die gütige Theilnahme verdienstvoller Schriftsteller, mit der ich mir schmeichle, dem Journal den Werth zu geben, dessen es bedarf, wenn Du es vor Deinem Gewissen und dem Publikum sollst verantworten können, daß Du wenigstens Deinen Namen und, wenn Du mehr nicht könntest und möchtest, des Jahres einige Beiträge dazu gegeben hättest. —

Antiquar Steinkopf in Stuttgart, der sich bereitwillig und verständig gegen mich in der Sache geäußert hat, und der vielleicht eben, weil er ein Anfänger ist, um so beharrlicher und getreuer in seinem Theile sich verhält, verspricht jedem Mitarbeiter sichere Bezahlung, und ich habe es ihm zur Bedingung gemacht, jedem Mitarbeiter wenigstens ein Karolin für den Bogen zu schicken. Wenn ich schon beinahe ganz davon und dafür zu leben gedenke, so glaubt' ich dennoch für meine Person nicht weiter fordern zu dürfen, da ich noch als Schriftsteller so ziemlich ohne Glück bin und meine eingeschränkte Lebensart kein größeres Einkommen erfordert. Ich habe es aber seiner Dankbarkeit und Klugheit überlassen, bei den Mitarbeitern, in welchem Grade er will, eine Ausnahme zu machen. — Verzeih', daß ich auch davon spreche. Aber da es zur Sache gehört, so mag die Sache die Schuld tragen, daß sie ohne einen solchen Pendant nicht bestehen kann.

Habe die Güte, mein Theurer! mich wenigstens bald mit

irgend einer Antwort zu erfreuen, und glaube, daß ich wie immer und immer mehr Dich geachtet habe und achte.

Dein

Hölderlin.

N. G. Mein Verleger vereinigt seine Bitte ausdrücklich mit der meinen.

Meine Adresse ist: Bei Glaser Wagner wohnhaft in Homburg bei Frankfurt.

---

**Jugendgedichte**  
und das  
**spätere Gedicht Patmos.**



## Das menschliche Leben.

Im December 1785.

Menschen, Menschen! was ist euer Leben,  
Eure Welt, die thränenvolle Welt,  
Dieser Schauplatz, kann er Freuden geben,  
Wo sich Trauern nicht dazu gesellt?  
O! die Schatten, welche euch umschweben,  
Die sind euer Freudenleben.

Thränen, fließt! o fließet, Mitleidsthränen,  
Laumel, Reue, Jugend, Spott der Welt,  
Wiederkehr zu ihr, ein neues Sehnen,  
Banges Seufzen, das die Leiden zählt,  
Sind der armen Sterblichen Begleiter,  
O, nur allzu wenig heiter!

Banger Schauer faßt die trübe Seele,  
Wenn sie jene Thorenfreuden sieht,  
Welt, Verführung, manches Guten Hölle,  
Flieht von mir, auf ewig immer flieht!  
Ja gewiß, schon manche gute Seele hat, betrogen,  
Euer tödtend Gift gesogen.

Wann der Sünde dann ihr Urtheil tönet,  
Des Gewissens Schreckensreue sie lehrt,  
Wie die Lasterbahn ihr Ende krönet,  
Schmerz, der ihr Gebein versehrt!  
Dann steht das verirrte Herz zurücke;  
Neue schluchzen seine Blicke.



Und die Tugend bietet ihre Freuden  
 Gerne Mitleid lächelnd an,  
 Doch die Welt — bald streut sie ihre Leiden  
 Auch auf die zufrieden heitre Bahn:  
 Weil sie dem, der Tugendfreuden kennet,  
 Sein zufrieden Herz nicht gönnet.

Tausend mißgunstvolle Lästereien  
 Sucht sie dann, daß ihr die Tugend gleicht;  
 Beißend spotten dann des Neides Zungen,  
 Bis die arme Unschuld ihnen weicht;  
 Raum verfloßen etlich Freudentage,  
 Sieh, so sinkt der Tugend Waage.

Etlich' Kämpfe — Tugend und Gewissen —  
 Nur noch schwach bewegen sie das Herz,  
 Wieder umgefallen! — und es fließen  
 Neue Thränen, neuer Schmerz!  
 O du Sünde, Dolch der edlen Seelen,  
 Muß denn jede dich erwählen?

Schwachheit, nur noch etlich' Augenblicke,  
 So entfliehst du, und dann göttlich schön,  
 Wird der Geist verklärt, ein bess'res Glück  
 Wird dann glänzender mein Auge sehn;  
 Bald umgibt dich, unvollkommne Hülle,  
 Dunkle Nacht, des Grabes Stille.

### Männerjubel.

1788.

Erhab'ne Tochter Gottes, Gerechtigkeit!  
 Die du den dreimalheil'gen von Anbeginn  
 Umstrahltest, und umstrahlen wirst am  
 Tage der ernstern Gerichtsposaune.

Und du, o Freiheit! heiliger Ueberrest  
 Aus Edens Tagen! Perle der Redlichen!  
 In deren Halle sich der Völker  
 Kronen begrüßen, und Thaten schwören.

Und du, der Geisterkräfte gewaltigste!  
 Du Löwenstolze, Liebe des Vaterlands!  
 Die du auf Mordgerüsten lächelst,  
 Und in dem Blute gewälzt, noch stegest.

Wer wagt's, zu thürmen Riesengebirge sich,  
 Zu schau'n den Anfang eurer Erhabenheit?  
 Wer gründ't der Tiefen tieffste aus, nach  
 Euch sich zu beugen, vor Euch, Erhabne?

Und wir — o tönet, tönet dem Jubel nach,  
 Ihr ferne Glanzgestirbe des Uranus!  
 O beugt euch nieder, Orione!  
 Beugt euch! wir sind der Erhabnen Söhne.

Es glimmt in uns ein Funke der Göttlichen!  
 Und diesen Funken soll aus der Männerbrust  
 Der Hölle Macht uns nicht entreißen!  
 Hört es, Despotengerichte, hört es!

Ihn senkte, seine Welt zu verherrlichen,  
 Der Gott der Götter Adams Geschlecht ins Herz,  
 Daß preisen wir den Gott der Götter!  
 Hört es, ihr Knechte des Lügners, hört es!

Was überwiegt die Wonne, der Herrlichen,  
 Der Lächter Gottes würdiger Sohn zu sehn?  
 Den Stolz, in ihrem Heiligthum zu  
 Wandeln, zu dulden um ihretwillen?

Und lärmten, gleich dem habenden Ocean,  
 Despotenflüche geisend auf uns herab,  
 Vergiftete das Schnauben ihrer  
 Rache, wie Syria's Abendlüfte —

Und dräute tausendarmigter Böbel, uns  
 Zu würgen, tausendzüngigte Pfaffenwuth  
 Mit Bann den Neuerern; es lachen  
 Ihrer die Söhne der Töchter Gottes.

### Gustav Adolph.

Um 1788.

Wir wollten segnen  
 In deinem Thale, du Herrlicher,  
 Und schänden die heilige Stätte mit Fluch?  
 O Gustav, Gustav! vergieb,  
 Vergieb dem Eifer der Deinen,  
 Und neige dich freundlich herab vom Gefilde des Lohns,  
 Zu den Stimmen des dankenden Lobgesangs.

Dank dem Retter der Freiheit!  
 Dem Richter der Wittwenmörder!  
 Dank dem Sieger bei Lipsta;  
 Dank dem Sieger am Lechus;  
 Dank dem Sieger im Todesthal!

Dank und Ruhm dem Bruder des Schwachen,  
 Dem gnadelächelnden Sieger!  
 Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,  
 Dem Feind des Erobrers, dem Hasser des Stolzen,  
 Dem weichen Weiner an Lill's Grab!  
 Dank und Ruhm und Heil dem Schützer des Frommen,  
 Dem Trofner der Märtyrersthränen,  
 Dem Steuerer der Pfaffenwuth — —

O Gustav, Gustav!  
 Es verstummt der Segen der Deinen,  
 Der Segen des Ewigen lohnt dich nur,  
 Der donnernde Jubel des Weltgerichts.

## Kepler.

1789.

Unter den Sternen ergeh'et sich  
 Mein Geist, die Gefilde des Uranus  
 Ueberhin schwebt er und stunt; einsam ist  
 Und gewagt, ehernen Tritt heischt die Bahn.

Wandle mit Kraft, wie der Held einher!  
 Erhebe die Miene, doch nicht zu stolz,  
 Denn es naht, stehe es naht, hoch herab  
 Von dem Gefild, wo der Triumph jubelt, der Mann,

Welcher den Denker in Albion,  
 Den Späher des Himmels um Mitternacht  
 Ins Gefild tiefern Anschau's leitete  
 Und voranleuchtend sich wagt' ins Labyrinth,

Daß der erhabenen Themse Stolz  
 Im Geist sich beugend vor seinem Grab  
 Ins Gefild würdigern Lohns nach ihm rief:  
 „Du beginnst, Suavia's Sohn, wo es dem Blick

Aller Jahrtausende schwindelte;  
 Und ja! ich vollende, was du beginnst,  
 Denn voran leuchtetest du, Herrlicher!  
 Im Labyrinth Strahlen beschwurst du in die Nacht.

Möge vergehen des Lebens Mark,  
 Die Flamme in der Brust — ich erreile dich,  
 Ich vollend's! denn sie ist groß, ernst und groß  
 Deine Bahn, höhnet des Golds, lohnet sich selbst.“

Wonne Walhalla's! und ihn gebahr  
 Mein Vaterland? ihn, den die Themse pries?  
 Der zuerst ins Labyrinth Strahlen schuf,  
 Und den Pfad, hin an den Pol, wies dem Gestirn.

Hella's Gedonner vergäß' ich so,  
 Und ging' ich auf Ottern, ich bebte nicht,  
 In dem Stolz, daß er aus dir, Suevia,  
 Sich erhob, unser der Dank Albions ist.

Mutter der Neblichen! Suevia!  
 Du stille! dir jauchzen Neonen zu,  
 Du erzogst Männer des Lichts ohne Zahl,  
 Des Geschlechts Mund, das da kommt, huldiget dir!

### An Thills Grab.

1789.

Der Leichenreihen wandelte still hinan,  
 Und Fackelschimmer schien auf des Theuren Sarg,  
 Und du, geliebte gute Mutter!  
 Schautest entseelt aus der Jammerhütte,

Als ich, ein schwacher stammelnder Knabe noch,  
 O Vater! lieber Seliger! dich verlor,  
 Da fühl' ichs nicht, was du mir warst, doch  
 Mißte dich bald die verlass'ne Waise.

So weint' ich leisen Knabengefühles schon,  
 Der Wehmuth Thräne über dein traurig Loos,  
 Doch jetzt, o Thill! jetzt fühl' ichs ernster,  
 Schmerzender jetzt über deinem Hügel,

Was hier im Grab den Neblichen Suevia's  
 Verweist, den himmelnahenden Einsamen.  
 Und, o mein Thill, du ließt sie Waisen?  
 Eiltest so frühe dahin, du guter?

Ihr stille Schatten seines Holunderbaums!  
 Verbergt mich, daß kein Spötter die Thränen sieht  
 Und lacht, wenn ich geschmiegt an seinem  
 Hügel die bebenden Wangen trockne.

O wohl dir! wohl dir, Guter! du schläfst so sanft  
 Im stillen Schatten deines Holunderbaums.  
 Dein Monument ist er, und deine  
 Lieder bewahren des Dorfes Greisen.

O daß auch mich dein Hügel umschattete,  
 Und Hand in Hand wir schliefen, bis Ernte wird!  
 Da schielten keine Vorurtheile,  
 Lachte kein Affe des stillen Pilgers.

O Thill! ich zage, denn er ist dornenvoll  
 Und noch so fern der Pfad zur Vollkommenheit;  
 Die Starken beugen ja ihr Haupt, wie  
 Mag ihn erkämpfen der schwache Jüngling?

Doch nein! ich wag's! es streitet zur Seite ja  
 Ein felsenreuer, muthiger Bruder mir.  
 O freut euch, selige Gebeine!  
 Ueber dem Namen! Es ist — mein Neuser.

### An die Ruhe.

1789.

Vom Gruß des Hahns, vom Sichelgetön' erweckt,  
 Gelobt' ich dir, Beglückerin! Lobgesang,  
 Und stehe da, am heitern Mittag  
 Schläget sie mir, der Begeist'ung Stunde.

Erquicklich, wie die heimische Ruhebank  
 Im fernen Schlachtgetümmel dem Krieger deucht,  
 Wenn die zerfleischten Arme sinken,  
 Und der geschmetterte Stahl im Blut liegt —

So bist du, Ruhe! freundliche Trösterin!  
 Du schenkest Riesenkraft dem Verachteten;  
 Er höhnet Dominiksgeschlechtern,  
 Höhnet der zischenden Natterzunge.

Im Weilchenthal, vom dämmernden Hain umbraut,  
 Entschlummert er, von süßen Begeist'rungen  
 Der Zukunft trunken, von der Unschuld  
 Spielen im flatternden Flügelkleide.

Da weicht der Ruhe Zauber den Schlummernden,  
 Mit Muth zu schwingen im Labyrinth sein Licht,  
 Die Fahne rasch voranzutragen,  
 Wo sich der Dünkel entgegenstemmet.

Auf springt [er], wandelt ernster den Bach hinab  
 Nach seiner Hütte. Siehe! das Götterwerk,  
 Es keimet in der großen Seele.  
 Wieder ein Lenz, — und es ist vollendet.

An jener Stätte bauet der Herrliche  
 Dir, gottgesandte Ruhe! den Dankaltar.  
 Dort harret [er], wonnelächelnd, wie die  
 Scheidende Sonne, des längern Schlummers.

Denn sieh', es walt der Enkel zu seinem Grab,  
 Voll hohen Schauers, wie zu des Weisen Grab,  
 Des Herrlichen, der, von der Pappel  
 Säufeln umweht, auf der Insel schlummert.

### Melodie an Lida.

Lida, siehe! zauberisch unwunden  
 Hält das All der Liebe Schöpferhand,  
 Erd' und Himmel wandeln treu verbunden,  
 Laut und Seele knüpft der Liebe Band.  
 Lüftchen säuseln, Donner rollen nieder —  
 Staune, Liebe! staun' und freue dich!  
 Seelen finden sich im Donner wieder,  
 Seelen kennen in dem Lüftchen sich.

Am Gesträuche lullt in Liebesträume  
 Süße Trunkenheit das Mädchen ein,  
 Haucht der Frühling durch die Blüthenbäume,  
 Summen Abendsang die Käferlein:  
 Helden springen von der Schlummerstätte,  
 Grüßt sie brüderlich der Nachtorkan;  
 Hinzuschmettern die Tyrannenkette  
 Wallen sie die traute Schreckenbahn.

Wo der Todtenkranz am Grabe flüstert,  
 Wo der Wurm in schwarzen Wunden nagt,  
 Wo, vom grauen Felsenstrauch umbüßert,  
 Durch die Halde hin der Rabe klagt:  
 Wo die Lerch' im Thale froher Lieder,  
 Plätschernd die Forell' im Bache tanzt;  
 Lohnt die Seele Sympathieen wieder,  
 Von der Liebe Zauber eingepflanzt.

Wo des Geiers Schrei des Raubs sich freuet,  
 Wo der Aar dem Felsenest entbraust,  
 Wo Gemäuer ächzend niederdräuet,  
 Wo der Wintersturm in Trümmern saust,



Wo die Woge, vom Orkan bezwungen,  
Wieder auf zum schwarzen Himmel toßt,  
Trinkt das Riesenherz Begeisterungen,  
Von den Schmeicheltönen liebgeköst.

Felsen zwingt zu trauten Mitgefühlen  
Tausendstimmiger Naturgesang,  
Aber süßer tönt von Saitenspielen  
Ungewaltiger ihr Zauberklang;  
Rascher pocht im angestammten Triebe,  
Bang und süße, wie der jungen Braut,  
Jeder Aberschlag, in trunkner Liebe  
Find't das Herz den brüderlichen Laut.

Aus des Jammerers erstarrtem Blicke  
Locket Labethränen Flötenton,  
Im Gedränge schwarzer Mißgeschicke  
Schafft die Schlachttrommete Siegeslohn,  
Wie der Stürme Macht im Rosenstrauche,  
Reißt dahin der Saiten Ungeflüm,  
Rosend huldiget dem Liebeshauche  
Sanfter Melodie der Rache Grimm.

Reizender erglüht der Wangen Rose,  
Flammenathem haucht der Purpurmund,  
Hingebannt bei lispelndem Gefose  
Schwört die Liebe den Vermählungsbund;  
Niegefung'ne königliche Lieder  
Sprossen in des Sängers Brust empor,  
Stolzer schwebt des Hochgesangs Gefieder,  
Rührt der Töne Reigentanz das Ohr;

Wie sie langsam erst am Hügel wallen,  
Majestätisch dann wie Siegersgang,  
Hochgehoben zu der Freude Hallen,  
Liebe singen und Triumphgesang;

Dann durch Labyrinth hingetragen  
 Fürder schleichen in dem Todesthal,  
 Bis die Nachtgestirbe schöner tagen,  
 Bis Entzückung faucht am Göttermahl.

Ha! und wann mir in des Sanges Tönen  
 Näher meiner Liebe Seele schwebt,  
 Hingegossen in Entzückungsthränen  
 Näher ihr des Sängers Seele bebt,  
 Wahn' ich nicht vom Körper losgebunden  
 Hinzufauchzen in der Geister Land? —  
 Lida! Lida! zauberisch umwunden  
 Hält das All der Liebe Schöpferhand.

### Hymne an die Liebe.<sup>1</sup>

1792.

Froh der süßen Augenweide  
 Wallen wir auf Gottes Flur,  
 Unser Priesterthum ist Freude,  
 Unser Tempel die Natur,  
 Heute soll kein Auge trübe,  
 Sorge nicht hienieden sehn,  
 Jedes Wesen soll der Liebe  
 Frei und froh, wie wir, sich freun.

Höhnt im Stolge, Schwestern, Brüder,  
 Höhnt der scheuen Knechte Land,  
 Jubelt kühn das Lied der Lieder,  
 Festverschlungen Hand in Hand,

<sup>1</sup> So findet sich dieses Gedicht im Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1793 abgedruckt. Das nächstfolgende Lied (S. 175) ist eine ältere Version desselben.

Steigt hinauf am Rebenhügel,  
Blickt hinab ins weite Thal,  
Überall der Liebe Flügel,  
Gold und herrlich überall.

Liebe bringt zu jungen Rosen  
Morgenthau von hoher Lust,  
Lehrt die warmen Lüfte kosen  
Um der Maienblume Duft,  
Um die Oceane leitet  
Sie die treuen Erden her,  
Folgsam ihrem Winke gleitet  
Jeder Strom ins weite Meer.

An die wilden Berge reihet  
Sie die sanften Thäler an,  
Die entbrannte Sonn' erstreuet  
Sie im stolzen Ocean;  
Siehe, mit der Erde gattet  
Sich des Himmels heil'ge Lust,  
Von den Wäldern überschattet  
Beht entzückt der Mutter Brust.

Liebe wallt durch Oceane,  
Höhnt der dürrn Wüste Sand,  
Blutet an der Siegesfahne  
Sauchzend für das Vaterland.  
Liebe trümmert Felsen nieder,  
Zaubert Paradiese hin,  
Lächelnd kehrt die Unschuld wieder,  
Göttlichere Lenze blühen.

Mächtig durch die Liebe winden  
Von der Fessel wir uns los  
Und die trunkenen Geister schwinden  
Zu den Sternen frei und groß,

Unter Schwur und Kuß vergessen  
Wir die träge Fluth der Zeit.  
Und die Seele naht vermess'n  
Deiner Lust, Unendlichkeit.

## I.

Lied der Liebe.<sup>1</sup>

1789.

Engelsfreuden ahnend wallen  
Wir hinaus auf Gottes Flur,  
Wo die Jubel wiederhallen  
In dem Tempel der Natur.  
Heute soll kein Auge trübe,  
Klage nicht hienieden sehn.  
Jedes Wesen soll der Liebe  
Wonniglich, wie wir, sich freu'n.

Singt den Jubel, Schwestern, Brüder!  
Festgeschlungen Hand in Hand!  
Singt das heiligste der Lieder,  
Von dem hohen Wesenband!

<sup>1</sup> Diese Gedichte (I—IX.), die Erstlinge, die von Hölderlin im Publikum erschienen, weihte er seiner Mutter, deren Geist und Gemüthlichkeit auf ihm ruhte, mit einer Aufschrift in dem Exemplare, das er in kindlicher Liebe übergab, von seiner Hand geschrieben.

„Lassen Sie mich, liebste Mutter, das Wenige, das Sie hier von mir finden werden, Ihnen weihen. Es sind Jünglingsversuche. Sie würden, wenn auch diese Art von Gedichten unserem Zeitalter angemessener wäre, wenig Glück machen bei unsern Lesern und Leserinnen. Aber vielleicht einmal etwas Besseres! dann werd' ich stolz und dankbar sagen: Dies dank ich meiner Mutter, Ihrer Erziehung, Ihrer fortdauernden Mutterliebe, Ihrer Freundschaft zu mir!“

Steigt hinauf am Nebenhügel,  
Blickt hinab ins Schattenthal!  
Überall der Liebe Flügel,  
Wonnerauschend überall!

Liebe lehrt das Lüftchen kosen  
Mit den Blumen auf der Au,  
Lockt zu jungen Frühlingsrosen  
Aus der Wolke Morgenthau;  
Liebe ziehet Well' an Welle  
Freundlich murmelnd näher hin,  
Leitet aus der Kluft die Quelle  
Sanft hinab ins Wiefengrün.

Berge knüpft mit ehr'ner Kette  
Liebe an das Firmament,  
Donner ruft sie an die Stätte,  
Wo der Sand die Pflanze brennt;  
Um die hohe Sonne leitet  
Sie die treuen Sterne her,  
Folgsam ihrem Winke gleitet  
Jeder Strom ins weite Meer.

Liebe wallt in Wüstenelen,  
Höhnt des Dursts im dürren Sand,  
Sieget, wo Tyrannen dräuen,  
Steigt hinab ins Todtenland;  
Liebe trümmert Felsen nieder,  
Zaubert Paradiese hin,  
Schaffet Erd' und Himmel wieder  
Göttlich, wie im Anbeginn.

Liebe schwingt den Seraphsflügel,  
Wo der Gott der Götter wohnt,  
Lohnt den Schweiß am Felsenhügel,  
Wenn der Richter einst belohnt.

Wenn die Königsstühle trümmern,  
 Hin ist jede Scheidewand,  
 Edelthaten heller schimmern  
 Keiner denn der Kronen Land.

Mag uns jetzt die Stunde schlagen,  
 Jetzt der letzte Odem weh'n,  
 Brüder, drüben wird es tagen!  
 Schwestern, dort ist Wiederseh'n!  
 Jauchzt dem heiligsten der Triebe,  
 Die der Gott der Götter gab,  
 Brüder, Schwestern, jauchzt der Liebe,  
 Sie besieget Zeit und Grab.

## II.

### Lied der Freundschaft.

1790.

Frei, wie Götter an dem Mahle,  
 Sitzen wir um die Pokale,  
 Wo der edle Trank erglüht,  
 In der Abenddämm'ring Hülle,  
 Und im Herzen ernst und stille,  
 Singen wir der Freundschaft Lied.

Schwebt herab aus kühlen Lüften,  
 Schwebet aus den Schlummergrüften,  
 Helden der Vergangenheit!  
 Kommt in unsern Kreis hernieder,  
 Staunt und spricht: da ist sie wieder,  
 Unsre deutsche Herzlichkeit!

Ha, der hohen Götterstunden,  
 Wenn der Edle sich gefunden,  
 Der für unser Herz gehört!  
 Fest in Freud' und Leid zu stehen,  
 Wie im Sturm die Felsenhöhen,  
 Ist des deutschen Jünglings werth.

Froher schlägt das Herz und freier,  
 Reichet zu des Bundes Feier  
 Uns ein Freund den Becher dar;  
 Ohne Freuden, ohne Leben  
 Erntet' er Luth's Neben,  
 Als er ohne Freunde war.

Männerstolz, wenn Lästler schreien,  
 Wahrheit, wenn Despoten dräuen,  
 Seelenkraft im Mißgeschick,  
 Duldung, wenn die Schwachen sinken,  
 Liebe, Duldung, Wärme trinken  
 Freunde von des Freundes Blick.

Sanfter athmen Frühlingslüfte,  
 Süßer sind der Linde Düste,  
 Freundlicher der Eichenhain,  
 Wenn mit offnem Sinn und Herzen  
 Unter Ernst und muntern Scherzen  
 Freunde sich des Abends freu'n.

Brüder, laßt die Thoren sinnen,  
 Wie sie Günst und Dünst gewinnen,  
 Wie sie sammeln Gut und Geld;  
 Lächelnd kann's der Edle missen,  
 Sich geliebt, geliebt zu wissen,  
 Ist sein schönstes Glück der Welt.

Führt auch aus der trauten Halle  
 Einſt die Außerwählten alle  
 In die Ferne das Geſchick,  
 Wandelt er mit Gram beladen  
 Oft auf freudelosen Pfaden,  
 Wiſſend das verlorne Glück;

Wankt er, wenn ſich Wolken thürmen  
 Einſam in Gewitterſtürmen,  
 Ohne Leiter, ohne Stab,  
 Pauſcht er ſchmerzerfüllt und düſter  
 Bangem Mitternachtsgeflüſter  
 Sehnsuchtsvoll am friſchen Grab;

Dann erquicken ihn die Stunden,  
 In der Freundschaft Arm empfunden,  
 Tröstend durch Erinnerung;  
 Das Gedächtniß alter Freuden  
 Labt das Herz in bangen Leiden,  
 Gibt der Seele neuen Schwung.

Dann gedenkt er ruhig wieder  
 Mancher froh geſung'nen Lieder,  
 Und der Schwüre, treu und warm,  
 Und geweckt von ſtillem Sehnen  
 Quellen ſchwerverhalt'ne Thränen,  
 Und beſchwichtigt iſt der Harm.

Rauſcht ihm dann des Todes Flügel,  
 Schläft er ruhig unterm Hügel,  
 Wo der Freund den Kranz ihm ſicht.  
 In das Herz der Bundesbrüder  
 Säufelt noch ſein Geiſt hernieder:  
 Lebet wohl! Vergeßt mein nicht!



## III.

## An die Stille.

1790.

Dort im walddamgränzten Schattenthale  
 Schlürft' ich, schlummernd unterm Rosenstrauch,  
 Trunkenheit aus deiner Götterschaale,  
 Angeweht von deinem Liebeshauch!  
 Sieh, es brennt an deines Jünglings Wange  
 Heiß und glühend nach Begeisterung;  
 Voll ist mir das Herz vom Lobgesange,  
 Und der Fittig heischt Adlerschwung.

Steig' ich kühnen Sinns zum Hades nieder,  
 Wo kein Sterblicher dich noch ersah;  
 Schwänge sich das muthige Gefieder  
 Zum Orion auf, so wärst du da.  
 Wie ins weite Meer die Ströme gleiten,  
 Stürzen dir die Zeiten alle zu,  
 In dem Schooß der alten Ewigkeiten,  
 In des Chaos Tiefen wohnest du.

In der Wüste dürrem Schreckgesilde,  
 Wo der Hungertod des Wailers harrt,  
 In der Stürme Land, wo schwarz und wilde  
 Das Gebirg im kalten Panzer starrt,  
 In der Sommernacht, in Morgenlüften,  
 In den Hainen weht dein Schwestergruß,  
 Ueber schauerlichen Schlummergrüften  
 Stärkt die Lieblinge dein Götterfuß.

Ruhe sähest du der Heldenseele  
 In der Halle, wann die Schlacht beginnt,  
 Hauchst Begeist'ung in der Felsenhöhle,  
 Wo um Mitternacht der Denker sinnt,

Schlummer träufft du auf die düstre Zelle,  
Daß der Dülver seinen Gram vergißt,  
Lächelst traulich aus der Schattenquelle,  
Wo den ersten Kuß das Mädchen küßt.

Ha, dir träuft die wonnetrunke Zähere,  
Und Entzückung strömt in mein Gebein!  
Millionen bauen dir Altäre,  
Zürne nicht, auch dieses Herz ist dein!  
Dort im Thale will ich Wonne trinken,  
Wiederkehren in die Schattenluft,  
Bis der Göttin Arme trauter winken,  
Bis die Braut zum stillen Bunde ruft.

Keine Käufer nah'n der Schlummerstätte,  
Kühl und schattig ist's im Leichentuch,  
Abgeschüttelt ist die Sklavenkette,  
Maigesäusel wird Gewitterfluch;  
Schöner rauscht die träge Fluth der Zeiten,  
Nicht umbüßert von der Sorge Schwarm;  
Wie ein Traum entfliehen Ewigkeiten,  
Schläft der Jüngling seiner Braut im Arm.

#### IV.

### Meine Genesung.

An Lyda.

1790.

Jede Blüthe war gefallen  
Von dem Stamme; Muth und Kraft  
Fürder meine Bahn zu wallen  
War im Kampfe mir erschlaßt;

Weggeschwunden Lust und Leben,  
 Früher Jahre stolze Ruh;  
 Meinem Gramme hingegeben,  
 Wankt' ich still dem Grabe zu.

Himmel, wie das Herz vergebens  
 Oft nach edler Liebe rang,  
 Oft getäuscht des Erdenlebens  
 Traum' und Hoffnungen verschlang!  
 Ach, den Kummer abzuwenden,  
 Bat ich, freundliche Natur,  
 Oft von deinen Mutterhänden  
 Einen Tropfen Freude nur!

Ha, an deinem Göttermahle  
 Trink ich nun, Vergessenheit!  
 In der vollen Zauberschaale  
 Reichst du Kraft und Süßigkeit.  
 In Entzückungen verloren  
 Staun' ich die Umwandlung an.  
 Flur und Hain ist neugeboren,  
 Göttlich strahlt der Lenz heran.

Daß ich wieder Kraft gewinne,  
 Frei wie einst und selig bin,  
 Dank' ich deinem Himmelsfinne,  
 Lyda, süße Retterin,  
 Labung lächelte dem Müden,  
 Hohen Muth dein Auge zu,  
 Hohen Muth, wie du zufrieden,  
 Gut zu sehn und groß wie du.

Stark in meiner Freuden Fülle  
 Ball' ich fürder nun die Bahn,  
 Reizend in der Wolkenhülle  
 Flammt das ferne Ziel mich an.

Magß den Weinigern gelingen,  
 Mag die bleiche Sorge sich  
 Um die stille Klause schwingen,  
 Lyda, Lyda tröstet mich.

## V.

## Hymne an die Muse.

1790.

Schwach zu königlichem Feierliede  
 Schloß ich lang genug geheim und stumm  
 Deine Freuden, hohe Pieride,  
 In des Herzens stilles Heiligthum!  
 Endlich, endlich soll die Freude künden,  
 Wie von Liebe mir die Seele glüht,  
 Unzertrennbarer den Bund zu binden,  
 Soll dir hulbigen dieß Feierlied!

Auf den Höh'n, am ernstern Felsenhange,  
 Wo so gerne mir die Thräne rann,  
 Säufelte die frühe Knabenwange  
 Schon dein zauberischer Odem an.  
 Bin ich, Himmlische, der Göttergnaden,  
 Königin der Geister, bin ich werth,  
 Daß mich oft, des Erdentands entladen,  
 Dein allmächtiges Umarmen ehrt?

Ha, vermöcht ichs nur, dir nachzurufen,  
 Königin, in deiner Götterkraft,  
 Deines Reiches Gränze zu erschwingen,  
 Auszusprechen, was dein Zauber schafft!

Siehe, die geflügelten Aeonen  
Hält gebieterisch dein Odem an,  
Deinem Scepter huldigen Dämonen,  
Staub und Aether ist dir unterthan.

Wo der Forscher Adlerblicke beben,  
Wo der Hoffnung kühner Flügel sinkt,  
Reimet aus der Tiefe Lust und Leben,  
Wenn die Schöpferin vom Throne winkt;  
Seiner Früchte süßestes bereitet  
Ihr der Wahrheit gränzenloses Land  
Und der Liebe schöne Quelle leitet  
In der Weisheit Hain der Göttin Hand.

Was vergessen walt an Lethe's Strande,  
Was der Enkel eitle Waare deckt,  
Strahlt heran im blendenden Gewande,  
Freundlich von der Göttin auferweckt.  
Was in Hütten und in Heldenstaaten  
In der göttergleichen Väterzeit  
Große Seelen duldeten und thaten,  
Lohnt die Muse mit Unsterblichkeit.

Sieh, am Dornenstrauche keimt die Rose,  
Wenn des Lenzes holder Strahl erglüh't,  
In der Pieride Mutterschooße  
Ist der Menschheit Abel aufgeblüh't;  
Auf des Wilden krausgelockte Wange  
Drückt sie zauberisch den Götterfuß;  
Und im ersten glühenden Gesange  
Fühlt er staunend geistigen Genuß.

Liebend lächelt nun der Himmel nieder,  
Leben athmen alle Schöpfungen,  
Und im morgenröthlichen Gefieder  
Nahen freundlich die Unsterblichen:

Heilige Begeisterung erbauet  
 In dem Haine nun ein Heiligthum,  
 Und im todesvollen Kampfe schauet  
 Der Heroe nach Elfyum.

Nede steh'n und dürre die Gefilde,  
 Wo die Blüthen das Gesetz erzwingt;  
 Aber wo in königlicher Milde  
 Ihren Zauberstab die Muse schwingt,  
 Blühen schwelgerisch und kühn die Saaten,  
 Reifen, wie der Wandelsterne Lauf,  
 Schnell und herrlich Hoffnungen und Thaten  
 Der Geschlechter zur Vollendung auf.

Laß der Wonne Zähre dir gefallen,  
 Laß die Seele des Begeisterten  
 In der Liebe Taumel überwallen,  
 Laß, o Göttin, laß mich huldigen!  
 Siehe, die geflügelten Neonen  
 Hält gebieterisch dein Odem an;  
 Deinem Zauber huldigen Dämonen,  
 Ewig bin auch ich dir unterthan.

Mag der Böbel seinen Götzen zollen,  
 Mag, aus deinem Heiligthum verbannt,  
 Deinen Lieblingen das Laster grollen,  
 Mag, in ihrer Schwäche Schmerz entbrannt,  
 Stolze Lüge deine Würde schänden  
 Und dein Edelstes dem Staube weih'n,  
 Mag sie Blüthe mir und Kraft verschwenden,  
 Meine Liebe, dieses Herz ist dein!

In der Liebe volle Brust zerfloßen  
 Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf,  
 Stark und rein im Innersten genossen,  
 Wiegt der Augenblick Neonen auf.

Wehe, wem des Lebens schöner Morgen  
Freude nicht und trunkne Liebe schafft,  
Wem am Sklavenbande bleicher Sorgen  
Zum Genuße Kraft und Muth erschlaßt.

Deine Priester, hohe Pieride,  
Schwingen frei und froh den Pilgerstab!  
Mit der allgewaltigen Megide  
Lenkst du mütterlich die Sorgen ab.  
Schäumend heut die zauberische Schale  
Die Natur den Außermählten dar,  
Trunken von der Schönheit Göttermahle  
Höhnet Glück und Zeit die frohe Schar.

Frei und muthig wie im Siegesliede,  
Wallen sie der edlen Geister Bahn.  
Dein Umarmen, hohe Pieride,  
Flammt zu königlichen Thaten an!  
Laßt die Miethlinge den Preis erspähen,  
Laßt sie, seufzend für die Tugenden,  
Für den Schweiß am Joche Lohn ersuchen!  
Muth und That ist Lohn dem Edleren.

Ha, von ihr, von ihr emporgehoben,  
Blickt dem Ziele zu der trunkne Sinn!  
Hör' es, Erd' und Himmel, wir geloben  
Ewig Priesterthum der Königin!  
Kommt zu süßem, brüderlichem Bunde,  
Denen sie den Adel anerschuf,  
Millionen auf dem Erdenrunde,  
Kommt zu neuem, seligem Beruf!

Ewig seh ergrauter Bahn vergessen!  
Was der reinen Geister Aug' ermist,  
Hoffe nie die Spanne zu ermessen!  
Betet an, was schön und herrlich ist!

Kostet frei, was die Natur bereitet,  
 Folgt der Pieride treuer Hand,  
 Geht, wohin die reine Liebe leitet,  
 Liebt und stirbt für Freund und Vaterland.

## VI.

## Hymne an die Freiheit.

1790.

Wie den Ar in grauen Felsenhänge  
 Wildes Sehnen zu der Sterne Bahn,  
 Flammt zu majestätischem Gesange  
 Meiner Freuden Ungeßüm mich an.  
 Ha, das neue, nie genoß'ne Leben  
 Schaffet neuen, glühenden Entschluß!  
 Ueber Wahn und Stolz emporzuschweben,  
 Süßer, unaussprechlicher Genuß!

Seit dem Staube mich ihr Arm entrißen,  
 Schlägt das Herz so kühn und selig ihr.  
 Angeflammt von ihren Götterküssen,  
 Glüh'et noch die heiße Wange mir.  
 Jeder Laut von ihrem Zaubermunde  
 Abelt noch den neugeschaffnen Sinn.  
 Hört, o Geister, meiner Göttin Kunde,  
 Hört und huldiget der Herrscherin:

„Als die Liebe noch im Schäferkleide  
 Mit der Unschuld unter Blumen ging,  
 Und der Erdensohn in Ruh' und Freude  
 Der Natur am Mutterbusen hing,



Nicht der Uebermuth auf Richtersthühlen  
 Blind und fürchterlich das Band zerriß,  
 Tauscht' ich gerne mit der Götter Spielen  
 Meiner Kinder stilles Paradies.

„Liebe rief die jugendlichen Triebe  
 Schöpferisch zu hoher, stiller That,  
 Jeden Keim entfaltete der Liebe  
 Wärm' und Licht zu schwelgerischer Saat.  
 Deine Flügel, hohe Liebe, trugen  
 Rächelnd nieder die Olympier.  
 Jubeltöne klangen, Herzen schlugen  
 An der Götter Busen göttlicher.

„Freundlich bot der Freuden süße Fülle  
 Meinen Lieblingen die Unschuld dar,  
 Unverkennbar in der schönen Hülle  
 Wußte Jugend nicht, wie schön sie war.  
 Friedlich hausten in der Blumenhügel  
 Kühlem Schatten die Genügsamen;  
 Ach, des Haders und der Sorge Flügel  
 Raufte ferne von den Glücklichen.

„Wehe nun, mein Paradies erbehte!  
 Fluch verhieß der Elemente Wuth!  
 Und der Nächte schwarzem Schooß entschwebte  
 Mit des Geiers Blick der Uebermuth.  
 Wehe, weinend floh ich mit der Liebe,  
 Mit der Unschuld in die Himmel hin!  
 Welfe, Blume! rief ich ernst und trübe,  
 Welfe, nimmer, nimmer aufzublüh'n!

„Ked' erhub ich des Gesetzes Ruthe,  
 Nachzubilden, was die Liebe schuf.  
 Ach, gezeißelt von dem Uebermuth,  
 Fühlte Keiner göttlichen Beruf!

Vor dem Gift in schwarzen Ungewittern,  
 Vor dem Racheschwerte des Gerichts  
 Lernte so der blinde Sklave zittern,  
 Fröhnt' und starb im Schrecken seines Nichts.

„Kehret nun zu Lieb' und Treue wieder!  
 Ach, es zieht zu lang entbehrter Lust  
 Unbezwunglich mich die Liebe nieder!  
 Kinder, kehret an die Mutterbrust!  
 Ewig sey vergessen und vernichtet,  
 Was ich zürnend vor den Göttern schwur.  
 Liebe hat den langen Zwist geschlichtet,  
 Herrschet wieder, Herrscher der Natur!“

Froh und göttlich groß ist deine Kunde,  
 Königin, dich preise Kraft und That!  
 Schon beginnt die neue Schöpfungstunde,  
 Schon entkeimt die segenschwang're Saat.  
 Majestätisch wie die Wandelsterne,  
 Neu erwacht am offenen Ocean,  
 Strahlst du uns in königlicher Ferne,  
 Freies, kommendes Jahrhundert an!

Staunend kennt der große Stamm sich wieder,  
 Millionen knüpft der Liebe Band,  
 Glühend steh'n und stolz die neuen Brüder,  
 Steh'n und dulden für das Vaterland.  
 Wie der Epheu treu und sanft umwunden  
 Zu der Eichen stolzen Höh'n hinauf,  
 Schwingen, ewig brüderlich verbunden,  
 Nun am Helden Tausende sich auf.

Nimmer beugt, vom Uebermuth belogen,  
 Sich die freie Seele grauem Wahn;  
 Von der Muse zarter Hand erzogen  
 Schmiegt sie kühn an Göttlichkeit sich an,

Götter führt in brüderlicher Hülle  
 Ihr die zauberische Muse zu,  
 Und, gestärkt in reiner Freudenfülle,  
 Kostet sie der Götter stolze Ruh'.

Froh verhöhnt das königliche Leben  
 Deine Laumel, nieb're, feige Lust!  
 Der Vollenbung Ahnungen erheben  
 Ueber Glück und Zeit die stolze Brust.  
 Ha, getilget ist die alte Schande,  
 Neu erkaufst das angestammte Gut!  
 In dem Staube modern alle Bande  
 Und zur Hölle flieht der Uebermuth.

Dann am süßen, heißerrung'nen Ziele,  
 Wenn der Ernte großer Tag beginnt,  
 Wenn verödet die Tyrannenstühle,  
 Die Tyrannenknechte Moder sind,  
 Wenn im Heldebunde meiner Brüder  
 Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht,  
 Dann, o Himmelstochter, sing' ich wieder,  
 Singe sterbend dir das letzte Lied.

## VII.

### Hymne an die Göttin der Harmonie.

Urania, die glänzende Jungfrau, hält mit ihrem Zaubergürtel  
 das Weltall in tobendem Entzücken zusammen.

Ardinghelli o.

1790.

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglücken,  
 Kühn, als huldigten die Geister mir,  
 Nahet, in dein Heiligthum zu blicken,  
 Hoherhab'ne, meine Liebe dir!

Schon erglüht der wonnetrunke Seher  
 Von den Ahnungen der Herrlichkeit,  
 Ha! und deinem Götterschooße näher,  
 Höhnt des Siegers Fahne Grab und Zeit.

Tausendfältig, wie der Götter Wille,  
 Weht Begeisterung den Sänger an.  
 Uner schöpfl ich der Schönheit Fülle,  
 Gräzenlos der Hoheit Ocean.  
 Doch vor Allem hab' ich dich erkoren,  
 Lebend, als ich ferne dich ersah,  
 Lebend hab' ich Liebe dir geschworen,  
 Königin der Welt, Urania!

Was der Geister stolze Verlangen  
 In den Tiefen, in den Höh'n erzielt,  
 Hab' ich allzumal in dir empfangen,  
 Seit dich ahnend meine Seele fühlte.  
 Dir entsprossen Myriaden Leben,  
 Als die Strahlen deines Angesichts;  
 Wendest du dein Angesicht, so beben  
 Und vergeh'n sie, und die Welt ist Nichts.

Thronend auf des alten Chaos Wogen,  
 Majestätisch lächelnd winktest du,  
 Und die wilden Elemente flogen  
 Liebend sich auf deine Winke zu.  
 Troß der seligen Vermählungsstunde,  
 Schlangen Wesen nun um Wesen sich.  
 In den Himmeln, auf dem Erdenrunde  
 Sahst du, Meisterin, im Bilde dich!

Ausgegossen ist des Lebens Schale,  
 Bächlein, Sonnen treten in die Bahn,  
 Liebetrunken schmiegen junge Thale  
 Sich den liebetrunken Hügeln an;

Schön und stolz wie Göttersöhne hangen  
Felsen an der mütterlichen Brust;  
Von der Meere wildem Arm umfassen,  
Weht das Land in nie gefühlter Lust.

Warm und leise wehen nun die Lüfte,  
Liebend sinkt der holde Lenz ins Thal,  
Haine sprossen an dem Felsgeflüste,  
Gras und Blumen zeugt der junge Strahl.  
Siehe, siehe vom empörten Meere,  
Von den Hügeln, von der Thale Schooß  
Winden sich die ungezählten Heere  
Freudetaumelnder Geschöpfe los.

Aus den Hainen walt ins Lenzgefilde  
Himmlichschön der Göttin Sohn hervor,  
Den zum königlichen Ebenbilde  
Sie im Anbeginne sich erkor.  
Sanft begrüßt von Paradiesesbüsten  
Steht er wonniglichen Staunens da,  
Und der Liebe großen Bund zu stiften,  
Singt entgegen ihm Urania:

„Komm', o Sohn, der süßen Schöpfungstunde  
Auserwählter, komm' und liebe mich!  
Meine Küsse weihen dich zum Bunde,  
Hauchten Geist von meinem Geist in dich.  
Meine Welt ist deiner Seele Spiegel,  
Meine Welt, o Sohn, ist Harmonie!  
Freue dich, zum offenbaren Siegel  
Meiner Liebe schuf ich dich und sie.

„Trümmer ist der Wesen schöne Fülle,  
Knüpft sie meine starke Hand nicht an.  
Mir entströmt der Schönheit ew'ge Fülle,  
Mir der Hoheit weiter Ocean.

Danke mir der zauberischen Liebe,  
 Mir der Freude stärkenden Genuß!  
 Deine Thränen, deine schönsten Triebe  
 Schuf, o Sohn, der schöpferische Ruß!

„Herrlicher, mein Bild in dir zu finden,  
 Haucht' ich Kräfte dir und Kühnheit ein,  
 Meines Reichs Gesetze zu ergründen,  
 Schöpfer meiner Schöpfungen zu sehn.  
 Nur im Schatten wirst du mich erspähen,  
 Aber, liebe, liebe mich, o Sohn!  
 Drüben wirst du meine Klarheit sehen,  
 Drüben kosten deiner Liebe Lohn.“

Nun, o Geister, in der Göttin Namen,  
 Die uns schuf im Anbeginn der Zeit,  
 Uns, die Sprößlinge von ihrem Samen,  
 Uns, die Erben ihrer Herrlichkeit,  
 Kommt zu feierlichen Huldigungen  
 Mit der Seele ganzer Götterkraft,  
 Mit der höchsten der Begeisterungen  
 Schwört vor ihr, die schuf und ewig schafft.

Frei und mächtig wie des Meeres Welle,  
 Rein wie Bächlein in Elßthum,  
 Sey der Dienst an ihres Tempels Schwelle,  
 Sey der Wahrheit hohes Priesterthum.  
 Nieder, nieder mit verjährtem Wahne!  
 Stolz'ger Lüge Fluch und Untergang!  
 Ruhm der Weisheit unbefleckter Fahne!  
 Den Gerechten Ruhm und Siegesgesang!

Ha, der Lüge Duell, wie todt und trübe!  
 Kräftig ist der Weisheit Duell und süß!  
 Geister, Brüder! dieser Duell ist Liebe,  
 Ihn umgrünt der Freuden Paradies.

Von des Erdenlebens Land geläutert,  
 Ähnet Götterluft der zarte Sinn;  
 Von der Liebe Labetrunk geheitert,  
 Naht die Seele sich der Schöpferin.

Geister, Brüder! unser Bund erglüh  
 Von der Liebe göttlicher Magie,  
 Unbegränzte, reine Liebe zieh  
 Freundlich uns zur hohen Harmonie.  
 Sichtbar able sie die treuen Söhne,  
 Schaff' in ihnen Ruhe, Muth und That,  
 Und der heiligen Entzückung Thräne,  
 Wenn Urania der Seele naht.

Siehe, Stolz und Haber ist vernichtet,  
 Trug ist nun und blinde Lüge stumm,  
 Streng ist Licht und Finsterniß gesichtet,  
 Rein der Wahrheit stilles Heiligthum.  
 Unserer Wünsche Kampf ist ausgerungen,  
 Himmelsruh' errang der heiße Streit,  
 Und den priesterlichen Huldigungen  
 Lohnet göttliche Genügsamkeit.

Stark und selig in der Liebe leben,  
 Staunen wir des Herzens Himmel an.  
 Schnell wie Seraphim im Fluge schweben  
 Wir zur hohen Harmonie hinan.  
 Das vermag die Saite nicht zu künden,  
 Was Urania den Sehern ist,  
 Wenn von hinnen Nacht und Wolken schwinden,  
 Und in ihr die Seele sich vergißt.

Kommt, den Jubelsang mit uns zu fingen,  
 Denen Liebe gab die Schöpferin!  
 Millionen, kommt, emporzuringen  
 Im Triumph zu der Königin!

Erdengötter, werft die Kronen nieder,  
 Zuhelt Millionen fern und nah!  
 Und ihr, Orione, halt es wieder:  
 Heilig, heilig ist Urania!

## VIII.

## Hymne an die Menschheit.

1791.

»Les bornes du possible dans les choses morales sont moins étroites que nous ne pensons. — — — Les ames basses ne croient point aux grands hommes; de vils esclaves sourient d'un air moqueur à ce mot de liberté.«

J. J. Rousseau.

Die ernste Stunde hat geschlagen,  
 Mein Herz gebeut, erkoren ist die Bahn!  
 Die Wolke flieht und neue Sterne tagen  
 Und Hesperidenwonne lacht mich an.  
 Vertrocknet ist der Liebe stille Zähre,  
 Für dich geweint, mein brüderlich Geschlecht!  
 Ich opfre dir, bei deiner Väter Ehre!  
 Beim nahen Heil! das Opfer ist gerecht!

Schon wölbt zu reinerem Genuße  
 Dem Auge sich der Schönheit Heiligthum;  
 Wir kosten oft, von unserm Mutterkusse  
 Geläutert und gestärkt, Elhstum;  
 Des Schaffens süße Lust wie sie zu fühlen,  
 Belauscht sie kühn der zart gewebte Sinn,  
 Und magisch tönt von unsern Saitenspielen  
 Die Melodie der ernststen Meistlerin.



Schon lernen wir das Band der Sterne  
 Der Liebe Stimme männlicher versteh'n,  
 Wir reichen uns die Bruderrechte gerne,  
 Mit Heereskraft der Geister Bahn zu geh'n;  
 Schon höhnen wir des Stolzes Ungeberde,  
 Die Scheidewand, von Flittern aufgebaut,  
 Und an des Pflügers unentweihtem Herde  
 Wird sich die Menschheit wieder angetraut.

Schon fühlen an der Freiheit Fahnen  
 Sich Jünglinge wie Götter gut und groß,  
 Und, ha! die stolzen Wüflinge zu mahnen,  
 Bricht jede Kraft von Bann und Kette los;  
 Schon schwingt er kühn und zürnend das Gefieder,  
 Der Wahrheit unbeflegter Genius,  
 Schon trägt der Ar des Rächers Blige nieder  
 Und donnert laut und kündigt Siegesgenuß.

So wahr, von Giften unbetastet,  
 Elysens Blüthe zur Vollendung eilt,  
 Der Heldinnen, der Sonnen, keine rastet,  
 Und Drellana nicht im Sturze weilt,  
 Was unsre Lieb' und Siegeskraft begonnen,  
 Gedeiht zu üppiger Vollkommenheit,  
 Der Enkel Heer geneußt der Ernte Wonnen,  
 Uns lohnt die Palme der Unsterblichkeit.

Hinunter dann mit deinen Thaten,  
 Mit deinen Hoffnungen, o Gegenwart!  
 Von Schweiß bethaut entkeimten unsre Saaten,  
 Hinunter dann, wo Ruh' der Kämpfer harret!  
 Schon geht verherrlichter aus unsern Gräften  
 Die Glorie der Endlichkeit hervor;  
 Auf Gräbern hier Elysium zu stiften,  
 Steigt neue Kraft zu Göttlichem empor.

In Melodie den Geist zu wiegen,  
 Erhöhet nun der Saite Zauber nur;  
 Der Jugend winkt zu gleichen Meisterzügen  
 Die Grazie der göttlichen Natur;  
 In Fülle schweben lesbische Gebilde,  
 Begeisterung, vom Segensborne dir,  
 Und in der Schönheit weitem Lustgefilde  
 Verhöhnt das Leben knechtische Begier!

Gestärkt von hoher Lieb', ermüden  
 Im Fluge nun die jungen Märe nie;  
 Zum Himmel führt die neuen Lyndariden  
 Der Freundschaft allgewaltige Magie;  
 Veredelt schmiegt an thatenvoller Greise  
 Begeisterung des Jünglings Flamme sich;  
 Sein Herz bewahrt der lieben Väter Weise,  
 Wird kühn wie sie und froh und brüderlich.

Er hat sein Element gefunden,  
 Das Götterglück, sich eigner Kraft zu freu'n;  
 Den Räubern ist das Vaterland entwunden,  
 Ist ewig nun wie seine Seele sein.  
 Kein eitel Ziel entstellt die Göttertriebe,  
 Ihm winkt umsonst der Wollust Zauberhand,  
 Sein höchster Stolz und seine wärmste Liebe,  
 Sein Tod, sein Himmel ist sein Vaterland.

Zum Bruder hat er dich erkoren,  
 Geheiligt von deiner Lippe Ruß,  
 Unwandelbare Liebe dir geschworen,  
 Der Wahrheit unbeflegter Genius!  
 Emporgereift in deinem Himmelslichte,  
 Strahlt furchtbar herrliche Gerechtigkeit,  
 Und hohe Ruh' vom Heldenangefichte, —  
 Zum Herrscher ist der Gott in uns geweiht.

So jubelt, Siegsbegeisterungen,  
 Die keine Lipp in keiner Wonne sang!  
 Wir ahneten — und endlich ist gelungen,  
 Was in Aeonen keiner Kraft gelang —  
 Vom Staub ersteh'n der alten Väter Heere,  
 Der königlichen Enkel sich zu freu'n;  
 Die Himmel künden des Staubes Ehre,  
 Und zur Vollendung geht die Menschheit ein.

## IX.

## Hymne an die Schönheit.

1791.

„Die Natur in ihren schönen Formen spricht figurlich zu uns,  
 und die Auslegungsgabe ihrer Chifferschrift ist uns im moralischen  
 Gefühl verliehen.“

Kant.

Hat vor aller Götter Ohren,  
 Zauberische Muse, dir  
 Treue bis zu Orkus Thoren  
 Meine Seele nicht geschworen?  
 Lachte nicht dein Auge mir?  
 Ha! so walt' ich ohne Beben,  
 Durch die Liebe froh und kühn,  
 Zu den ernsten Höhen hin,  
 Wo in ewig jungem Leben  
 Kränze für den Sänger blüh'n.

Waltend über Orionen,  
 Wo der Pole Klang verhallt,  
 Lacht, vollendeter Dämonen  
 Priesterlichen Dienst zu lohnern,  
 Schönheit in der Urgestalt;

Dort im Glanze mich zu sonnen,  
 Dort der Schöpferin zu nah'n,  
 Flammte stolzer Wunsch mich an,  
 Denn mit hohen Siegeswonnen  
 Lohnet sie die kühne Bahn.

Keinere Begeisterungen  
 Trinkt die freie Seele schon;  
 Meines Lebens Peinigungen  
 Hat die neue Lust verschlungen,  
 Nacht und Wolke sind entflohn;  
 Wenn im schreckenden Gerichte  
 Schnell der Welten Achse bricht,  
 Hier erbleicht die Freude nicht,  
 Wo von ihrem Angesichte  
 Lieb' und stille Größe spricht.

Stiegst du so zur Erde nieder,  
 Königin im Lichtgewand,  
 Ha, der Staub erwachte wieder  
 Und des Kammers morsch Gefieder  
 Schwänge sich ins Jubelland!  
 Durch der Liebe Blick genesen,  
 Küßt' und freute brüderlich  
 Alter Groll und Hader sich,  
 Jubelnd fühlten alle Wesen  
 Auf erhöhter Stufe dich.

Schon im grünen Erdenrunde  
 Schmeckt' ich hohen Vorgenuß;  
 Lebend dir am Göttermunde  
 Trank ich früh der Weihestunde  
 Süßen, mütterlichen Kuß.  
 Fremde meinem Kinderfinne  
 Folgte mir zu Wief' und Wald  
 Die arkadische Gestalt,  
 Ha! und staunend ward ich inne  
 Ihres Zaubers Ugevalt.

In den Tiefen, in den Höhen  
 Ihrer Tochter, der Natur,  
 fand ich, Wonne zu erspähen,  
 Von der Holden außersehn,  
 Rein und selig ihre Spur;  
 Wo das Thal den Lannenhügel  
 Freundlich in die Arme schloß,  
 Wo die Quelle niederfloß,  
 In dem blauen Wasserspiegel  
 Fühlt' ich selig mich und groß.

Lächle, Grazie der Wange,  
 Götterauge, rein und mild!  
 Leiste, daß er leb' und prange,  
 Deinen Adel dem Gesange,  
 Meiner Antiphile Bild!  
 Mutter, dich erspäht der Söhne  
 Kühne Liebe fern und nah,  
 Schon im holden Schleier sah  
 Schon in Antiphilens Schöne  
 Kannt' ich dich, Urania!

Siehe, mild wie du, erlaben  
 Sinn und Herz dem Endlichen,  
 Ueber Preis und Lohn erhaben,  
 Deiner Priester Wundergaben,  
 Deiner Söhne Schöpfungen!  
 Ha, mit tausend Huldigungen,  
 Glühend, wie sich Zachus freut,  
 Kost' ich neuer Göttlichkeit  
 Söhne der Begeisterungen,  
 Kost' und jauchze Trunkenheit!

Schaar, zu großem Ziel erkoren,  
 Still und mächtig Priesterthum!  
 Lieblinge, von euch beschworen,  
 Blüht im Kreise gold'ner Horen,  
 Wo ihr walt, Elysum!

O, so lindert, ihr Geweihten!  
 Der gedrückten Brüder Last,  
 Seyd der Tyrannei verhaßt!  
 Kostet eurer Seligkeiten!  
 Darbet, wo der Schmeichler praßt!

Ha, die schönsten Keim' entfalten  
 In der Priester Dienste sich!  
 Freuden, welche nie veralten,  
 Lächeln, wo die Götter walten,  
 Diese Freuden ahnet' ich.  
 Hier im Glanze mich zu sonnen,  
 Hier der Schöpferin zu nah'n,  
 Flammte stolzer Wunsch mich an,  
 Und mit hohen Siegeswonnen  
 Lohnet sie die kühne Bahn.

Feiert, wie an Hochaltären,  
 Dieser Geister lichte Schaar!  
 Brüder, bringt der Liebe Zähren!  
 Bringt, die Göttliche zu ehren,  
 Muth und That zum Opfer dar!  
 Huldiget! von diesem Throne  
 Donnert ewig kein Gericht,  
 Ihres Reiches süße Pflicht  
 Kündet sie im Muttertone. —  
 Hört, die Götterstimme spricht:

„Mahnt im seligsten Genieße,  
 Mahnet nicht, am Innern sie  
 Nachzubilden, jede süße  
 Stelle meiner Paradiese,  
 Jede Weltenharmonie?  
 Mein ist, wenn des Bildes Adel  
 Zauberisch das Herz verschönt,  
 Daß er nied're Gier verhöhnt,  
 Und im Leben ohne Tadel  
 Keine Götterlust ersieht.

„Was im eisernen Gebiete  
 Mühsam das Gesetz erzwingt,  
 Reißt wie Hesperidenblüthe  
 Schnell zu wandelloser Güte,  
 Wenn mein Strahl ins Inn're dringt.  
 Knechte, vom Gesetz gedrungen,  
 Heischen ihrer Mühe Lohn; —  
 Meiner Gottheit großen Sohn  
 Lohnt der treuen Huldigungen,  
 Lohnt der Liebe Bonne schon.

„Rein wie diese Sterne klingen,  
 Wie melodisch himmelwärts  
 Auf der kühnen Freude Schwingen  
 Süße Preisgesänge bringen,  
 Naht sich mir des Sohnes Herz.  
 Schöner blüht der Liebe Rose!  
 Ewig ist die Klage stumm!  
 Aus des Geistes Heiligthum,  
 Und, Natur, in deinem Schooße  
 Lächelt ein Elbstum.“

## X.

### Hymne an die Freundschaft.

An Reusser und Magenau.

1791.

Rings in schwesterlicher Stille  
 Pauscht die blühende Natur;  
 Aus des tiefen Herzens Fülle  
 Tönt des Bundes Stimme nur.

Leise rauscht's im Eichenhaine,  
 Nie gefühlte Lüfte weh'n,  
 Wo in hehrem Sternenscheine  
 Wir das ernste Fest begeh'n.

Ha, in süßem Wohlgefallen  
 Schwebt um uns der Väter Schaar;  
 Abgeschiedne Freunde wallen  
 Lächelnd um den Moosaltar,  
 Und der hellen Lyndariden  
 Brüderliches Auge lacht,  
 Froh wie wir in deinem Frieden,  
 Schöne feierliche Nacht!

Heiliger und reiner tönte  
 Dieser Herzen Jubel nie,  
 Unter Schwur und Kuß verschönte,  
 Freundschaft, deine Milde fle!  
 Bürne nicht der Wonne Zähren,  
 Laß, o laß uns huldigen,  
 Schönste von Olymps Heeren,  
 Krone der Unsterblichen!

Als der Geister Wunsch gelungen,  
 Und gereift die Stunde war,  
 Da, von Ares Arm umschlungen,  
 Cytherea dich gebär,  
 Als die Heldin ohne Tadel,  
 Nun der Erde Sohn so nah',  
 Staunend, in des Vaters Adel,  
 In der Mutter Gürtel sah:

Da begann zu Sonnenhöhen  
 Nie versuchten Adlerflug,  
 Was von Göttern außersehen,  
 Lieb und Kraft im Busen trug;



Stolzer hub des Sieges Flügel,  
 Segnender der Friede sich,  
 Tauchzend grüßt' am Blumenhügel  
 Die versöhnte Sorge dich.

Siegend trug die Heldenfahne  
 In der Stürme Brausen schwamm  
 Durch die wilden Oceane,  
 Wer von deiner Weihe kam;  
 Deiner Starcken Wehre klangen  
 Bis hinab zur alten Nacht,  
 Selbst des Orkus Thore sprangen  
 Zitternd deiner Zaubermacht.

Trunken wie von Hebe's Schaale,  
 Rosen sie in ihrer Naht  
 Am ersehnten Opfermahle  
 Nach der schwülen Tage Laßt.  
 Göttern glich der Freunde Rächer,  
 Wenn die stolze Zähre sank  
 In den vollen Labebecher,  
 Den er seinem Siege trank.

Liebend stieg die Muse nieder,  
 Als sie in Arkadia  
 Dich im göttlichen Gefieder  
 Schwebend um die Hirten sah;  
 Mutterherz und Lippe brannten,  
 Feierten im Liede dich.  
 Und am süßen Laute kannten  
 Jubelnd deine Söhne sich.

Ja, in deinem Schooße schwindet  
 Jede Sorg' und fremde Lust,  
 Nur in deinem Himmel findet  
 Sättigung die arme Brust;

Frommen Kinderfinnes wiegen  
 Sich im Schooße der Natur,  
 Ueber Stolz und Liebe flegen  
 Deine Auserwählten nur.

Dank, o milde Segensrechte,  
 Für die Wonn' und Heiligkeit,  
 Für der hohen Bundesnächte  
 Süße, kühne Trunkenheit,  
 Für des Trostes Melodien,  
 Für der Hoffnung Labetrant,  
 Für die tausend Liebesmühen  
 Weinenden, entflammten Dank!

Siehe, Frücht' und Aeste fallen,  
 Felsen stürzt der Zeitenfluß!  
 Freundlich winkt zu Minos Hallen  
 Bald der stille Genius.  
 Doch es lebe, was hienieden  
 Schönes, Göttliches verblüht,  
 Hier, o Brüder! Lyndariden!  
 Wo die reine Flamme glüht!

Ha, die frohen Geister ringen  
 Zur Unendlichkeit hinan,  
 Tiefer, ahnungsvoller dringen  
 Wir in diesen Ocean.  
 Hin zu deiner Wonne schweben  
 Wir aus Sturm und Dämmerung,  
 Du, der Myriaden Leben  
 Heilig Ziel, Vereinigung!

Wo in seiner Siegesfeier  
 Götterlust der Geist genießt,  
 Süßer, heiliger und freier  
 Seel' in Seele sich ergießt,

Wo ins Meer die Ströme rinnen,  
Singen bei der Pole Klang  
Wir der Geister Königinnen  
Schönster einst Triumphgesang.

# XI.

## Hymne an den Genius der Tugend.

1792.

Heil! das schlummernde Gefieder  
Ist zu neuem Flug erwacht,  
Triumphirend fühl' ich wieder  
Lieb' und freie Geistesmacht!  
Siehe, deiner Himmelsflamme,  
Deiner Freud' und Stärke voll,  
Herrscher in der Götter Stamme,  
Bring' ich dir des Herzens Zoll.

Oa, der brüderlichen Milde,  
Die von deiner Stirne spricht!  
Solch harmonisches Gebilde  
Weidete kein Auge nicht.  
Wie um ihn die Nare schweben,  
Wie die Loth' im Fluge weht!  
Wo im ungemess'nen Leben  
Lebt so süße Majestät!

Rächelnd sah der Holbe nieder  
Auf die abgestorb'ne Flur,  
Und sie lebt und liebet wieder  
Die entschlummernde Natur;

Um die Hügel und die Thale  
 Tauch' ich nun im Vollgenuß,  
 Ueber deinem Freudenmahle,  
 Königlichem Geniuss!

Seht, wie diese Götterraue  
 Wieder lächelt und gedeiht!  
 Alles, was ich fühl' und schaue,  
 Eine Lieb' und Seligkeit!  
 Felsen hat der Falk' erschwungen,  
 Sich, wie dieses Herz, zu freu'n,  
 Und von gleicher Kraft durchdrungen,  
 Strebt und rauscht der Eichenhain.

Unter liebendem Gefose  
 Schmieget Well' an Welle sich,  
 Liebend fühlt die süße Rose,  
 Fühlt die heil'ge Myrthe dich.  
 Tausend frohe Leben winden  
 Schüchtern sich um Tellus Brust,  
 Und dem blauen Aether künden  
 Tausend Jubel deine Lust.

Doch des Herzens schöne Flamme,  
 Die mir deine Huld verlieh,  
 Herrscher in der Götter Stamme,  
 Süßer, stolzer fühl' ich sie!  
 Deine Frühlinge verblühten,  
 Manch Geliebtes welkte dir; —  
 Wie vor Jahren sie erglühten,  
 Glühen Herz und Stirne mir.

O, du lohnst die stille Bitte  
 Noch mit innigem Genuß,  
 Leitest noch des Pilgers Schritte  
 Zu der Freunde Götterfuß;

Mit den Balsamtropfen fühlen  
 Hoffnungen die Wunde doch,  
 Süße Täuschungen umspielen  
 Doch die dürren Pfade noch.

Jedem Adel hingegeben,  
 Jeder lesbischen Gestalt,  
 Huldiget das trunk'ne Leben  
 Noch der Schönheit Allgewalt.  
 Thöricht hab' ich oft gerungen,  
 Dennoch herrscht zu höchster Lust,  
 Herrscht zu süßen Weinigungen  
 Liebe noch in dieser Brust.

An der alten Thaten Heere  
 Weidet noch das Auge sich,  
 Und der großen Väter Ehre  
 Spornet noch zum Ziele mich.  
 Raftlos, bis in Pluto's Hallen  
 Meiner Sorgen schönste ruht,  
 Die erfor'ne Bahn zu wallen,  
 Fühl' ich Stärke noch und Muth.

Wo die Nektarkelche glühen  
 Seiner Siege Zeus genießt,  
 Und sein Nar von Melobieen  
 Süß berauscht das Auge schließt,  
 Wo, mit heil'gem Laub umwunden,  
 Der Heroen Schaar sich freut,  
 Fühlt noch oft, durch dich entbunden,  
 Meine Seele Göttlichkeit.

Preis, o schönster der Dämonen,  
 Preis dir, Herrscher der Natur!  
 Auch der Götter Regionen  
 Blüh'n durch deine Milde nur.

Trübte sich in heil'gem Borne  
 Ze dein strahlend Angesicht,  
 Ha, sie tranken aus dem Borne  
 Em'ger Lust und Schöne nicht!

Gos, glühend vom Genuße,  
 Durch die Liebe schön und groß,  
 Wände sich von Tithon's Kusse  
 Altern und verkümmert los;  
 Der in königlicher Eile  
 Lächelnd durch den Aether wallt,  
 Phöbus trauert' um die Pfeile,  
 Um die Kühnheit und Gestalt.

Träg zu lieben und zu hassen,  
 Ganz von ihrer Siegeslust,  
 Ihrer wilden Kraft verlassen,  
 Schlummert' Ares stolze Brust.  
 Ha, den Todesbecher tränke  
 Selbst des Donnergottes Macht;  
 Erd' und Firmament versänke  
 Wimmernd in des Chaos Nacht.

Doch in namenlosen Wonnen  
 Feiern ewig Welten dich,  
 In der Jugend Strahlen sonnen  
 Ewig alle Geister sich.  
 Mag des Herzens Muth erkalten,  
 Mag im langen Kampfe mir  
 Jede süße Kraft veralten, —  
 Neu verschönt erwacht sie dir!

## XII.

## Hymne an die Freiheit.

1792.

Wonne sang ich an des Orkus Thoren,  
 Und die Schatten lehrt' ich Trunkenheit,  
 Denn ich sah, vor Tausenden erkoren,  
 Meiner Göttin ganze Göttlichkeit.  
 Wie nach dumpfer Nacht im Purpurscheine  
 Der Pilote seinen Ocean,  
 Wie die Seligen Elysens Haine,  
 Staun' ich dich, geliebtes Wunder, an!

Ehrerbietig senkten ihre Flügel,  
 Ihres Staubs vergessend, Falk und Ar,  
 Und getreu dem diamantnen Zügel  
 Schritt vor ihr ein trotzig Löwenpaar;  
 Augenblicke, wilde Ströme standen,  
 Wie mein Herz, vor banger Wonne stumm,  
 Selbst die kühnen Boreasse schwandten,  
 Und die Erde ward zum Heiligthum.

Ha, zum Lohne treuer Huldigungen  
 Bot die Königin die Rechte mir,  
 Und von zauberischer Kraft durchdrungen,  
 Tauchzte Sinn und Herz verschönert ihr.  
 Was sie sprach, die Kaiserin der Kronen,  
 Ewig tönt's in meiner Seele nach,  
 Ewig in der Schöpfung Regionen. —  
 Hört, o Geister, was die Mutter sprach:

„Laumelnd in des alten Chaos Wogen,  
 Froh und wild, wie Evans Priesterin,  
 Von der Jugend kühner Lust betrogen,  
 Nennt' ich mich der Freiheit Königin;

Doch es winkte der Vernichtungsstunde  
 Zügelloser Elemente Streit,  
 Da berief zu brüderlichem Bunde  
 Mein Gesetz die Unermeßlichkeit.

„Mein Gesetz, es tödtet zartes Leben,  
 Kühnen Muth und bunte Freude nicht,  
 Jedem ward der Liebe Recht gegeben,  
 Jedes übt der Liebe süße Pflicht;  
 Froh und stolz im ungestörten Gange  
 Wandelt Riesenkraft die weite Bahn,  
 Sicher schmiegt in süßem Liebesdrange  
 Schwächeres der großen Welt sich an.

„Kann ein Riese meinen Nar entmannen?  
 Hält ein Gott die stolzen Donner auf?  
 Kann Despotenspruch die Meere bannen?  
 Hemmt Tyrannenspruch der Sterne Lauf?  
 Unentweiht von selbsterwählten Götzen,  
 Unzerbrechlich ihrem Bunde treu,  
 Treu der Liebe seligen Gesetzen,  
 Lebt die Welt ihr heilig Leben frei.

Mit gerechter Herrlichkeit zufrieden,  
 Flammt Orion's helle Rüstung nie  
 Auf die brüderlichen Lyndariden,  
 Selbst der Löwe grüßt in Liebe sie;  
 Froh des Götterlooses, zu erfreuen,  
 Lächelt Helios in süßer Ruh  
 Junges Leben, üppiges Gedeihen  
 Dem geliebten Erdenrunde zu.

„Unentweiht von selbsterwählten Götzen,  
 Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,  
 Treu der Liebe seligen Gesetzen,  
 Lebt die Welt ihr heilig Leben frei:



Einer, Einer nur ist abgefallen,  
Ist gezeichnet mit der Hölle Schmach,  
Stark genug die schönste Bahn zu wallen,  
Kriecht der Mensch am trägen Joche nach.

„Ach, er war das göttlichste der Wesen,  
Zürn' ihm nicht, getreuere Natur!  
Wunderbar und herrlich zu genesen,  
Trägt er noch der Heldenstärke Spur.  
Eil', o eile, neue Schöpfungsstunde,  
Lächle nieder, süße goldne Zeit,  
Und im schönen, ungetrennten Bunde  
Frei're dich die Unermeßlichkeit.“

Nun, o Brüder, wird die Stunde säumen?  
Brüder, um der tausend Jammernden,  
Um der Enkel, die der Schande keimen,  
Um der königlichen Hoffnungen,  
Um der Güter, so die Seele füllen,  
Um der angestammten Göttermacht,  
Brüder, ach, um unsrer Liebe willen,  
Könige der Endlichkeit, erwacht!

Gott der Zeiten, in der Schwüle lächeln  
Kühlend deine Tröstungen uns an!  
Süße, rosichte Gesichte lächeln  
Uns so gern auf öder Dornenbahn.  
Wenn der Schatten väterlicher Ehre,  
Wenn der Freiheit letzter Rest zerfällt,  
Weint mein Herz der Trennung bitt're Zähre  
Und entflieht in seine schön're Welt.

Was zum Raube sich die Zeit erkoren,  
Morgen steht's in neuer Blüthe da,  
Aus Zerstörung wird der Lenz geboren,  
Aus den Fluthen stieg Urania;

Wenn ihr Haupt die bleichen Sterne neigen,  
 Strahlt Hyperion im Heldenlauf. —  
 Mober, Knechte! Freie Tage steigen  
 Lächelnd über euren Gräbern auf.

Lange war zu Minos ernsten Hallen  
 Weinend die Gerechtigkeit entflohn;  
 Sieh, in mütterlichem Wohlgefallen  
 Küßt sie nun den treuen Erdensohn!  
 Ha, der göttlichen Catone Manen  
 Triumphiren in Elstum;  
 Zahllos weh'n der Jugend stolze Fahnen,  
 Heere lohnt des Ruhmes Heiligthum.

Aus der guten Götter Schooße regnet  
 Trägern Stolz nimmermehr Gewinn,  
 Ceres heilige Gefilde segnet  
 Freundlicher die braune Schnitterin,  
 Lauter tönt am heißen Nebenhügel,  
 Muthiger des Winzers Jubelruf,  
 Unentheiligt von der Sorge Flügel,  
 Blüht und lächelt, was die Freude schuf.

Aus den Himmeln steigt die Liebe nieder,  
 Männermuth und hoher Sinn gedeiht,  
 Und du bringst die Göttertage wieder,  
 Kind der Einfalt, süße Traulichkeit!  
 Treue gilt, und Freundsretter fallen  
 Majestätisch, wie die Ceder fällt,  
 Und des Vaterlandes Rächer wallen  
 Im Triumph nach der bessern Welt.

Lange schon vom engen Haus umschlossen,  
 Schlumm're dann in Frieden mein Gebein,  
 Hab' ich doch der Hoffnung Kelch genossen,  
 Mich gelabt am holden Dämmerchein!

Ha! und dort in wolkenloser Ferne  
 Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!  
 Dort, mit euch, ihr königlichen Sterne,  
 Klinge festlicher mein Saitenspiel!

## XIII.

## Canton Schwyz.

An meinen lieben Piller.

1792.

Hier in ermüdender Ruh', im bittersüßen Verlangen,  
 Da zu sehn, wo mein Herz und jeder bess're Gedank' ist,  
 Reichet doch die Erinnerung mir den zaub'rischen Becher  
 Schäumend und voll, und hoher Genuß der kehrenden Bilder  
 Weckt die schlummernden Fittige mir zu traurem Gesange.

Bruder, Dir gab ein Gott der Liebe göttliche Funken,  
 Zarten, geläuterten Sinn, zu erspäh'n, was herrlich und schön ist!  
 Stolz der Freiheit glühst Dein Herz und kindlicher Einfalt!  
 Bruder, komm' und koste mit mir des zaub'rischen Bechers.

Dort, wo der Abendstral die Westgewölke vergülDET,  
 Dorthin wende den Blick und weine die Thräne der Sehnsucht!  
 Ach! dort wandelten wir, dort flog und schwelgte das Auge  
 Unter den Herrlichkeiten umher! Wie dehnte der Busen,  
 Diesen Himmel zu fassen, sich aus! Wie brannte die Wange,  
 Süß von Morgenlüften gekühlt, als unter Gesängen  
 Zürch dem Scheidenden schwand im sanft hingleitenden Boote!  
 Lieber, wie drücktest du mir die heiße, zitternde Rechte,  
 Sahst so ernst und glühend mich an am donnernden Rheinsturz!  
 Aber selig, wie du, lag an der Quelle der Freiheit,  
 Festlich, wie du, sank keiner auf uns vom rothgen Himmel!

Ahnung schwellte das Herz. Schon war des feiernden Klosters  
 Ernste Glocke verhallt; schon schwanden die friedlichen Hütten  
 Rund am Blumenhügel unher, am rollenden Gießbach,  
 Unter Triften im Thal, wo dem Ahn' in heiliger Urzeit  
 Füglich dächte der Grund zum Erbe genügsamer Enkel.  
 Schaurig und kühl empfing uns die Nacht in ewigen Wäldern,  
 Und wir klangen hinauf am furchtbar herrlichen Hacken.  
 Nächtlicher immer ward's und enger im Riesengebirge,  
 Näher herunter hing der Pfad zu den einsamen Wallern,  
 Dicht zur Rechten donnert' hinab der zürnende Waldstrom,  
 Nur sein Donner betäubt den Sinn, die schäumenden Wogen  
 Birgt uns Felsengesträuch, und modernende Lannen am Abhang,  
 Vom Orkane gestürzt. — Nun tagte die Nacht am Gebirge  
 Schaurig und wundersam, und, Helbengeister am Lego,  
 Wälzten sich kämpfende Wolken heran auf schneeiger Heide.  
 Sturm und Frost entschwebte der Kluft. Vom Sturme getragen  
 Schrie und stürzte der Nar, die Beut' im Thale zu haschen.  
 Und der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer  
 Kam die Riesin heran, die majestätische Mythen,  
 Staunend wandelten wir vorüber. Ihr Väter der Freien,  
 Heilige Schaar, nun schau'n wir hinab, hinab, und erfüllt ist,  
 Was der Ahnungen kühnste versprach, was süße Begeisterung  
 Einst mich lehrt' im Knabengewande, gedacht' ich des hohen  
 Hirten in Mamres Hain und der schönen Tochter von Laban.  
 Ach, es kehrt so warm in die Brust! Urabiens Friede,  
 Köstlicher, unerkannter, und du, allheilige Einfalt,  
 Wie so anders doch blüht in eurem Strale die Freude!

Vor entweihendem Brunk, vor Stolz und knechtischer Stätte  
 Von den ewigen Wächtern geschirmt, den Riesengebirgen,  
 Lacht das heilige Thal uns an, die Quelle der Freiheit.  
 Freundlich winkte der See vom fernen Lager, die Schrecken  
 Seiner Arme verbarg die schwarze Kluft im Gebirge.  
 Freundlicher sah'n aus der Tiefe heraus, in blühende Zweige  
 Reizend verhüllt und kindlich froh der jauchzenden Heerde  
 Und des tiefen Grases umher, die friedsamten Hütten.  
 Und wir eilten hinab in Liebe, kosteten lächelnd  
 Auf dem Pfade des Sauerflees und erfrischenden Ampfers,

Bis der begeisterte Sohn der schwarzen italischen Traube,  
 Uns mit Lächeln gereicht in der herzerfreuenden Hütte,  
 Neues Leben in uns gebär, und die schäumenden Gläser  
 Unter Jubelgesang erklangen zur Ehre der Freiheit.  
 Lieber, wie war uns da! bei solchem Mahle begehret  
 Nichts auf Erden die Brust, und alle Kräfte gedeihen.

Lieber, er schwand so schnell, der köstliche Tag! In der kühlen  
 Dämmerung schieben wir; an den Heiligthümern der Freiheit  
 Wallten wir dann vorbei in frommer, seliger Stille,  
 Fasten sie tief ins Herz und segneten sie und schieben.

Lebt dann wohl, ihr Glücklichen dort! Im friedsamem Thale  
 Lebe wohl, du Stätte des Schwurs! Dir jauchzten die Sterne,  
 Als in heiliger Nacht der ernste Bund dich besuchte!  
 Herrlich Gebirg! wo der bleiche Tyrann den Knechten vergebens  
 Zahm und schmeichlerisch Muth gebot, zu gewaltig erhob sich  
 Wider den Troß die gerechte, die unerbittliche Rache.  
 Lebe wohl, du herrlich Gebirg! Dich schmückte der Freien  
 Opferblut, es wehrte der Thräne der einsame Vater.  
 Schlummere sanft, du Heldengebein! O, schliefen auch wir dort  
 Deinen eisernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,  
 Walthers Gefellen und Tells im schönen Kampfe der Freiheit!

Könnt' ich dein vergessen, o Land! und der göttlichen Freiheit!  
 Froher wär' ich; zu oft befällt die glühende Scham mich  
 Und der Kummer, gedenk' ich dein und der heiligen Kämpfer.  
 Ach! da lächelt Himmel und Erd' in fröhlicher Liebe  
 Mir umsonst, umsonst der Brüder forschendes Auge!  
 Doch ich vergesse dich nicht! Ich hoff' und harre des Tages,  
 Wo in erfreuende That sich Scham und Kummer verwandelt.

## XIV.

## Einladung.

Seinem Freunde Reuffer.

Dein Morgen, Bruder, ging so schön hervor,  
 Ein heitres Frühroth glänzte Dir entgegen,  
 Den wonnevollsten Lebenstag verheißend.  
 Die Musen weihten Dich zu ihrem Priester,  
 Die Liebe kränzte Dir das Haupt mit Rosen  
 Und goß die reinsten Freuden in Dein Herz.  
 Wer war wie Du beglückt? Das Schicksal hat  
 Es anders nun gemacht. Ein schwarzer Sturm  
 Verschlang des Tages Licht, der Donner rollte  
 Und traf Dein süßes Haupt; im Grabe liegt,  
 Was Du geliebt, Dein Eden ist vernichtet.

O Bruder, Bruder, daß Dein Schicksal mir  
 So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!  
 Daß Disteln hinter Blumengängen lauern,  
 Daß gift'ger Tod in Jugendadern schleicht,  
 Daß bitt're Trennung selbst den Freunden oft  
 Den armen Trost versagt, den Schmerz zu theilen!  
 Da bau'n wir Plane, träumen so entzückt  
 Vom nahen Ziel, und plötzlich, plötzlich zuckt  
 Ein Blitz herab und öffnet uns ein Grab.  
 Ich sah im Geist Dein Leiden all. Da ging  
 Ich trüben Sinns hinab am Maingestade,  
 Sah in die Wogen bis mir schwindelte,  
 Und kehrte still und voll der dunklen Zukunft,  
 Und voll des Schicksals, welches unser wartet,  
 Beim Untergang der Sonn' in meine Klause.

O Bruder, komm' nach jahrelanger Trennung  
 An meine Brust! Vielleicht gelingt es uns,

Noch einen jener schönen Abende,  
 Die wir so oft am Herzen der Natur  
 Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert,  
 Zurückzuzaubern und noch einmal froh  
 Hineinzuschauen in das Leben! Komm',  
 Es wartet Dein ein eigen Deckelglas,  
 Stiefmütterlich soll nicht mein Fäßchen fließen;  
 Es wartet Dein ein freundliches Gemach,  
 Wo unsre Herzen liebend sich ergießen!  
 Komm, eh' der Herbst der Gärten Schmuck verderbt,  
 Bevor die schönen Tage von uns eilen,  
 Und laß durch Freundschaft uns des Herzens Wunden heilen.

## XV.

## Diotima.

1797.

Lange todt und tiefverschlossen,  
 Grüßt mein Herz die schöne Welt,  
 Seine Zweige blüh'n und sprossen,  
 Neu von Lebenskraft geschwellt.  
 O, ich kehre noch ins Leben,  
 Wie heraus in Luft und Licht  
 Meiner Blumen selig Streben  
 Aus der dürrn Hülse bricht.

Wie so anders ist's geworden!  
 Alles, was ich haßt' und mied,  
 Stimmt in freundlichen Accorden  
 Nun in meines Lebens Lied;  
 Und mit jedem Stundenfluge  
 Wird' ich wunderbar gemahnt  
 An der Kindheit goldne Tage,  
 Seit ich dieses Eine fand.

Diotima, selig Wesen!  
 Herrliche! durch die mein Geist,  
 Von des Lebens Angst genesen,  
 Götterjugend sich verheißt!  
 Unser Himmel wird bestehen!  
 Unergründlich sich verwandt,  
 Hat sich, eh' wir uns gesehen,  
 Unser Innerstes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen,  
 Friedlich, wie der blaue Tag,  
 Unter meines Gartens Bäumen  
 Auf der warmen Erde lag,  
 Und in leiser Lust und Schöne  
 Meines Herzens Mai begann,  
 Säufelte wie Zephyrstöne  
 Diotimas Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,  
 Mir des Lebens Schöne schwand,  
 Da ich, vor des Himmels Tage  
 Darbend, wie ein Blinder stand,  
 Da die Last der Zeit mich beugte,  
 Und mein Leben kalt und bleich,  
 Sehrend schon hinab sich neigte  
 In der Schatten stummes Reich:

Da, da kam vom Ideale,  
 Wie vom Himmel Muth und Macht,  
 Du erschienst mit deinem Strale,  
 Götterbild, in meiner Nacht!  
 Dich zu finden, warf ich wieder,  
 Warf ich den entschlafnen Kahn  
 Von dem stummen Vorgebirge nieder  
 In den blauen Ocean. —



Nun, ich habe dich gefunden,  
 Schöner, als ich ahnend sah,  
 In der Liebe Feierstunden —  
 Hohe, Gute! bist du da.  
 O, der armen Phantasieen!  
 Dieses Eine bildest nur  
 Du in ew'gen Harmonieen,  
 Froh vollendete Natur!

Wie die Seligen dort oben,  
 Wo hinauf die Freude flieht,  
 Wo, des Daseyns überhoben,  
 Wandellose Schöne blüht,  
 Wie melodisch bei des alten  
 Chaos Zwist Urania,  
 Steht sie, göttlich rein erhalten,  
 Im Ruin der Zeiten da.

Unter tausend Huldigungen  
 Hat mein Geist, beschämt, besiegt,  
 Sie zu fassen schon gerungen,  
 Die sein Kühnstes überfliegt.  
 Sonnengluth und Frühlingsmilde,  
 Streit und Frieden wechselt hier  
 Vor dem schönen Engelsbilde  
 In des Busens Tiefe mir.

Viel der heil'gen Herzensthänen  
 Hab' ich schon vor ihr geweint,  
 Hab' in allen Lebenstönen  
 Mit der Holden mich vereint,  
 Hab', ins tiefste Herz getroffen,  
 Oft um Schonung sie gefleht,  
 Wenn so klar und heilig offen  
 Mir ihr eig'ner Himmel steht;

Habe, wenn in reicher Stille,  
 Wenn in einem Blick und Laut  
 Seine Ruhe, seine Fülle  
 Mir ihr Genius vertraut,  
 Wenn der Gott, der mich begeistert,  
 Mir an ihrer Stirne tagt,  
 Von Bewundrung übermeißert,  
 Zürnend ihr mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlisch Wesen  
 Süß im Kinderspiele mich,  
 Und in ihrem Zauber lösen  
 Freudig meine Bande sich;  
 Hin ist dann mein dürst'ig Streben,  
 Hin des Kampfes letzte Spur,  
 Und ins volle Götterleben  
 Tritt die sterbliche Natur.

Da, wo keine Macht auf Erden,  
 Keines Gottes Wink uns trennt,  
 Wo wir Eins und Alles werden,  
 Da ist nun mein Element;  
 Wo wir Noth und Zeit vergessen,  
 Und den karglichen Gewinn  
 Nimmer mit der Spanne messen,  
 Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Lyndariden,  
 Der in lichter Majestät  
 Seine Bahn, wie wir, zufrieden  
 Dort in dunkler Höhe geht,  
 Wie er in die Meereswogen,  
 Wo die schöne Ruhe winkt,  
 Von des Himmels steilem Bogen  
 Klar und groß hinunter sinkt:

O Begeisterung, so finden  
 Wir in dir ein selig Grab,  
 Tief in deine Wogen schwinden,  
 Still frohlockend, wir hinab,  
 Bis der Hore Ruf wir hören  
 Und, mit neuem Stolz erwacht,  
 Wie die Sterne wieder kehren  
 In des Lebens kurze Nacht.

### Patmos.

1803.

Nah ist  
 Und schwer zu fassen der Gott.  
 Wo aber Gefahr ist, wächst  
 Das Rettende auch.  
 In Klüften,  
 Im Finstern wohnen  
 Die Adler, und furchtlos gehen  
 Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg  
 Auf leicht gebaueten Brücken.  
 Drum, da gehäuft sind rings  
 Die Gipfel der Zeit  
 Und die Liebsten nahe wohnen auf  
 Getrenntesten Bergen,  
 So gib unschuldig Wasser,  
 O, Fittige gib uns treuesten Sinns  
 Hinüber zu geh'n und wieder zu kehren!

So sprach ich, da entführte  
 Mich schneller, denn ich vermuthet,  
 Und weit, wohin ich nimmer  
 Zu kommen gedacht, ein Genius mich  
 Vom eigenen Haus! Es dämmerten

Im Zwielicht, da ich ging,  
 Der schattige Wald  
 Und die sehnsüchtigen Bäche  
 Der Heimath, nimmer kannt' ich die Länder.  
 Doch bald in frischem Glanze,  
 Geheimnißvoll  
 Im goldnen Rauche blühte,  
 Schnell aufgewachsen  
 Mit Schritten der Sonne,  
 Mit tausend Gipfeln duftend,  
 Mir Asia auf, und geblendet sucht'  
 Ich Eines, das ich kannte, denn ungewohnt  
 War ich der breiten Gassen, wo herab  
 Vom Imolus fährt  
 Der goldgeschmückte Paktol  
 Und Taurus steht und Messagis,  
 Und voll von Blumen der Garten,  
 Ein stilles Feuer aber im Lichte  
 Blüht hoch der silberne Schnee,  
 Und unsterblichen Lebens Zeug'.  
 An unzugangbaren Wänden  
 Uralt der Cypheu wächst und getragen sind  
 Von lebenden Cedern und Lorbeern Säulen,  
 Die feierlichen,  
 Die göttlich gebauten Paläste.

Es rauschen aber um Asias Thore,  
 Hingiehend da und dort  
 In ungewisser Meerezebene,  
 Der schattenlosen Straßen genug,  
 Doch kennt die Inseln der Schiffer,  
 Und da ich hörte,  
 Der nahegelegenen eine  
 Sey Patmos,  
 Verlangte mich sehr,  
 Dort einzukehren und dort  
 Der dunkeln Grotte zu nahen.  
 Denn nicht wie Cypros,

Die quellenreiche, oder  
Der andern eine,  
Wohnt herrlich Patmos.

Gastfreundlich aber ist  
Im ärmeren Hause  
Sie dennoch.  
Und wenn vom Schiffbruch, oder klagend  
Um die Heimath oder  
Den abgeschiedenen Freund,  
Ihr naht einer  
Der Fremden, hört sie es gern und ihre Kinder,  
Die Stimmen des heißen Haines,  
Und, wo der Sand fällt und sich spaltet  
Des Feltes Fläche, die Laute,  
Sie hören ihn, und liebend tönt  
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte  
Sie einst des Gottgeliebten,  
Des Sehers, der in seliger Jugend war  
Gegangen mit  
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich; denn  
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt  
Des Jüngers, und es sahe der achtsame Mann  
Das Angesicht des Gottes genau,  
Da beim Geheimnisse des Weinstocks sie  
Zusammensaßen zu der Stunde des Gastmahls,  
Und — in der großen Seele ruhig ahnend den Tod  
Aussprach der Herr die letzte Liebe, denn nie genug  
Hatt' er, von Güte zu sagen,  
Der Worte damals, und zu erheitern, da  
Er's sahe, das Zürnen der Welt.  
Denn Alles ist gut. Darauf starb er. Vieles wäre  
Zu sagen davon. Und es sah'n ihn, wie er stehend blickte,  
Den Freudigsten, die Freunde noch zulezt.

Doch trauerten sie, da nun  
Es Abend worden, erstaunt,  
Denn Großentschiedenes hatten in der Seele

Die Männer, aber sie liebten unter der Sonne  
 Das Leben, und lassen wollten sie nicht  
 Vom Angesichte des Herrn  
 Und der Heimath. Eingetrieben war,  
 Wie Feuer im Eisen, das, und ihnen ging  
 Zur Seite der Schatten des Lieben.  
 Drum sandt' er ihnen  
 Den Geist, und feierlich bebt  
 Das Haus und die Wetter Gottes rollten  
 Ferndonnernd über  
 Die ahnenden Häupter, da schwersinnend  
 Versammelt waren die Todeshelden,

Jetzt, da er, scheidend,  
 Noch einmal ihnen erschienen.  
 Denn jetzt erlosch der Sonne Tag,  
 Der königliche, und zerbrach  
 Den geradestralenden,  
 Den Szepter, göttlich leidend, von selbst,  
 Denn wiederkommen sollt' es  
 Zu rechter Zeit. Nicht wär' es gut  
 Gewesen später und, scharf abbrechend, untreu  
 Der Menschen Werk, und Freude war es  
 Von nun an,  
 Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren  
 Die einfältigen Augen, unverwandt  
 Abgründe der Weisheit. Und es grünen  
 Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Doch furchtbar ist, wie da und dort  
 Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott.  
 Denn schon das Angesicht der theuern Freunde zu lassen,  
 Und fernhin über die Berge zu gehn  
 Allein, ist zwiefach  
 Erkennet, einstimmig  
 Wie himmlischer Geist, und nicht geweissagt war es, sondern  
 Die Locken ergriff es gegenwärtig,  
 Wenn ihnen plötzlich

Ferneilend zumal blickte  
 Der Gott, und schwörend,  
 Damit er halte, wie  
 Gebunden hinfort  
 Das Böse nennend sie die Hände sich reichten.

Wenn aber stirbt alsdann,  
 An dem am meisten  
 Die Schönheit hing, daß an der Gestalt  
 Ein Wunder war, und die Himmlischen gedeutet  
 Auf ihn, und wenn, ein Räthsel ewig für einander,  
 Sie sich nicht fassen können  
 Einander, die zusammen lebten  
 Im Gedächtniß, und nicht den Sand nur oder  
 Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel  
 Ergreift, wenn die Ehre  
 Des Halbgotts und der Seinen  
 Verweht und selber sein Angeficht  
 Der Höchste wendet  
 Darob, daß nirgend ein  
 Unsterbliches am Himmel zu sehen ist oder  
 Auf grüner Erde, was ist dies?

Es ist der Wurf des Sänmanns, wenn er sagt  
 Mit der Schaufel den Weizen  
 Und wirft ihn schwingend über die Tenne;  
 Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber  
 Ans Ende kommt das Korn.  
 Und nicht ein Uebel ist's, wenn einiges  
 Verloren geht, und wenn der Rede  
 Verhallt der lebendige Laut,  
 Denn göttliches Werk auch gleicht dem unsern,  
 Nicht Alles will der Höchste zumal,  
 Zwei Eisen trägt der Schacht,  
 Und glühende Harze der Aetna.  
 So hätt' ich Reichthum,  
 Ein Bild zu bilden und ähnlich  
 Zu schauen, wie er gewesen, den Geist.

Wenn aber einer spornte sich selbst  
 Und, traurig endend, unterwegs, da ich wehrlos wäre,  
 Mich überfiele, daß ich staunt', und von dem Gotte  
 Das Bild nachahmen möcht', ein Knecht —  
 Im Borne sichtbar sah ich einmal  
 Des Himmels Herrn, nicht, daß ich sehn sollt' etwas, sondern  
 Zu lernen. Gütig sind sie, ihr Verhaßtestes aber ist  
 So lange sie herrschen, das Falsche, und es gilt  
 Dann Menschliches unter Menschen nicht mehr.  
 Denn sie nicht walten, es waltet aber  
 Unsterbliches Schicksal, und es wandelt ihr Werk  
 Von selbst, und eilend geht es zu Ende.  
 Wenn nämlich höher gehet himmlischer  
 Triumphgang, wird genannt, der Sonne gleich  
 Von Starcken, der frohlockende Sohn des Höchsten,

Ein Lösungszeichen, und hier ist der Stab  
 Des Gefanges, niederwinkend,  
 Denn nichts ist gemein. Die Todten wecket  
 Er auf, die nicht gefangen, nicht  
 Vom Hohen sind. Es wandten aber  
 Die scheuen Augen Viele,  
 Zu schauen das Licht! Nicht wollen  
 Am scharfen Strale sie blühen,  
 Wiewohl den Muth der gold'ne Baum hält. —  
 Wenn aber, als  
 Von schwellenden Augenbraunen  
 Der Welt vergessen,  
 Stillleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen  
 Der Gnade sich freuend sie  
 Am stillen Blicke sich üben.

Und wenn die Himmlischen seht,  
 So wie ich glaube, mich lieben,  
 Wie viel mehr Dich,  
 Denn Eines weiß ich,  
 Daß nämlich der Wille  
 Des ewigen Vaters viel



Dir gilt. Still ist sein Zeichen  
 Am donnernden Himmel. Und Einer steht darunter  
 Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.  
 Es sind aber die Helden, seine Söhne,  
 Gefommen all, und heilige Schriften  
 Von ihm, und den Blic erklären  
 Die Thaten der Erde bis jetzt,  
 Ein Weltlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei, denn seine Werke  
 sind  
 Ihm alle bewußt von jeher.

Zu lang, zu lang schon ist  
 Die Ehre der Himmlischen unsichtbar,  
 Denn fast die Finger müssen sie  
 Uns führen, und schmähslich  
 Entreißt das Herz uns eine Gewalt,  
 Denn Opfer will der Himmlischen jedes.  
 Wenn aber eines versäumt wird,  
 Nie hat es Gutes gebracht.  
 Wir haben gedient der Mutter Erde  
 Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,  
 Unwissend, der Vater aber liebt,  
 Der über Allen waltet,  
 Am meisten, daß gepflegt werde  
 Der feste Buchstab, und Bestehendes gut  
 Bedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

**Profaisches.**



## I.

### Fragment von Hyperion.

1794.

Es gibt zwei Ideale unseres Daseyns: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe statt finden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind. Die excentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sehn.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne in allem und über allem sehn, und die Sentenz in der Grabchrift des Sojola:

*non coerceri maximo, contineri tamen a minimo*

kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muß sein freier Wille entscheiden.

3 ante.

Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umsonst hab' ich mein Vaterland verlassen, und Wahrheit gesucht.

Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen?

Worte fand' ich überall; Wolken, und keine Juno.

Ich hasse sie, wie den Tod, alle die armseligen Mittelbdinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose.

Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe gibt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den seligen Tagen der Kindheit?

Ach! einst sucht' ich sie in Verbrüderung mit Menschen. Es war mir, als sollte die Armuth unsers Wesens Reichthum werden, wenn nur ein Paar solcher Armen Ein Herz, Ein unzertrennbares Leben würden, als bestände der ganze Schmerz unsers Dasehns nur in der Trennung von dem, was zusammengehörte.

Mit Freud' und Wehmuth denk' ich daran, wie mein ganzes Wesen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden sollte, dafür, daß ich es wagte, mich selbst an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubt' ich den heiligen Tausch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da stand das arme Wesen, verlegen und betroffen, oft auch hämisch — es wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren, als ich, so arm, so begraben in ihr Elend, daß sie nicht wußten, wie arm sie waren, und sich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit sie sich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuschung drückte mich unaussprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehen. Es ist ein Schmerz ohne Gleichen, ein fortdauerndes Gefühl der Vernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche

Muthlosigkeit drückte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes. Dabei war ich oft sehr still und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich insgeheim von einem kleinen erkauften Besitztum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich suchte.

Mit dem Muth schwinden auch sichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war veraltet; ich fühlte, wie fein himmlisches Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählig verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir dünkte, den letzten Rest meiner verlorren Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder wenn sie einen Tropfen Freuden eingesogen hatte, die welcke dürstige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich, und freute mich, als kehrt' ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger sich die schlummernden Kräfte aufgerafft hatten, desto müder sanken sie hin, und die unbefriedigte Natur kehrt' zu verdoppeltem Schmerze zurück.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlorren Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Thierische, desto größer die Gefahr, zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber Eines hab' ich dir noch mitzutheilen, brüderliches Herz!

Ich fürchtete mich noch vor gewissen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unser Geist gleitet so leicht aus seiner Bahn; müssen wir doch oft dem Säuseln eines Blatts entgehen, um ihn nicht zu stören in seinem stillen Geschäfte!

Izt kann ich wohl manchmal spielen mit den Geistern vergangener Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überrascht in meiner Finsterniß. Sonst hätt' ich ihn noch von Ferne gefühlt, wenn die erstarrten Zweige sich regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Sonst hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehofft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählig aus meiner Seele verschwunden.

Izt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als sollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster, und kleidete mich, wie zu einem Feste. Er sollte auch mich besuchen, der himmlische Fremdling.

Ich sah, wie Alles hinausströmte ins Freie, aufs freundliche Meer von Smyrna, und sein Gestade. Sonderbare Erwartungen regten sich in mir. Ich ging auch hinaus.

Da zeigte sich recht die Allmacht der Natur. Fast jedes Gesicht war herzlicher; überall wurde offener gescherzt, und wo man sich sonst recht feierlich begrüßt hatte, bot man sich jetzt die Hände. Alles verjüngte und begeisterte der herrliche süße Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten, und Chierwein blinkte, die Myrtenlauben tönnten von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchrauschte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich suchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkürlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. —

Ein Rauschen aus einem Seitengange störte mich auf. —

Ach! mir — in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen — erschien mir Sie; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh' und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und, wie Wölken ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldnen Locken um ihre Stirne.

Mein Bellarmin! könnt' ich dir's mittheilen, ganz und lebendig, das Unausprechliche, das damals vorging in mir! — Wo

waren nun die Leiden meines Lebens, seine Nacht und Armuth? Die ganze dürftige Sterblichkeit?

Gewiß, er ist das Höchste und Seligste, was die unerschöpfliche Natur in sich faßt, ein solcher Augenblick der Befreiung! Er wiegt Aeonen unsers Pflanzenlebens auf! Tod war mein irdisches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung.

Jahre sind vorüber; Frühlinge kamen und gingen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmlischer Phantasie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das Meiste vermischte die Zeit: nur Ihr Bild ist mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt ist. Noch steht sie da vor mir, wie in dem heiligen trunkenen Momente, da ich sie fand; ich press' es an mein glühendes Herz das süße Phantom; ich höre ihre Stimme, das Rispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüthe und Saat in ewig stiller Luft sich wiegt, wo ohne des Mittags Schwüle die Ernte reift und die süße Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichere Land umgäunt, wo man von nichts weiß, als von dem ewigen Frühling der Erde und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne, und seinen freundlichen Gestirnen, so stehet es offen vor mir, das Heiligthum ihres Herzens und Geistes.

Melite! o Melite! himmlisches Wesen!

Ich möchte wohl wissen, ob sie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vielleicht. Ich werde sie wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daseyns. Gewiß! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da sehn werden? Wann kommt das große Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht!

Morgen werd' ich ruhiger erzählen.



Sante.

Der Abend jenes Tages meiner Tage ist mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeßlich. Mir war er das Schönste, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und sein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloß Sie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmlische Genien, die sich freuten über ihre Schwester auf Erden, wie sie unter uns einherging in aller Herrlichkeit der Geister, und doch so gut und freundlich war gegen alles, was um sie war.

Alles drängte sich an sie. Allen schien sich ein Theil ihres Wesens mitzutheilen. Ein neuer zarter Sinn, eine süße Traulichkeit war unter alle gekommen, und sie wußten nicht, wie ihnen geschah.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, sie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einsamen Thale des Imolus,<sup>1</sup> wohin ihr Vater, ein sonderbarer Mann, aus Verdruß über die jezige Lage der Griechen sich schon gar lange von Smyrna weg begeben hatte, um dort seines finstern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sey eine Verwandte des Gorgonda Notara.

Notara bat uns, den Abend mit ihm unter seinen Bäumen zuzubringen, und so, wie wir jetzt gestimmt waren, dachte keines gerne an ein Auseinandergehen.

Allmählig kam immer mehr Leben und Geist unter uns. Wir sprachen viel von den herrlichen Kindern des alten Joniens, von Sappho und Alcäus, und Anacreon, sonderlich von Homer, seinem Grabe zu Nio, von einer nahen Felsengrotte; am Ufer des Meles, wo der Herrliche manche Stunde der Begeisterung gefeiert haben soll, und manchem Andern; wie neben uns die freundlichen Bäume des Gartens, wo vom Hauche des Frühlings gelöst, die Blüthen auf die Erde regneten, so theilten unsre Gemüther sich mit; jedes nach seiner Art, und auch die Aermsten gaben etwas. Melite sprach manch himmlisches Wort, kunstlos, ohne alle Absicht, in lauter heiliger Einfalt. Oft, wenn ich sie sprechen hörte, fielen mir die Bilder des Dädalus ein, von denen Pausanias sagt: ihr Anblick habe bei all ihrer Einfachheit etwas Göttliches gehabt.

<sup>1</sup> So nennt Hölderlin überall den alten Imolus oder Timolus.

Lange saß ich stumm, und verschlang die himmlische Schönheit, die, wie Stralen des Morgenlichts, in mein Inneres drang, und die erstorbenen Keime meines Wesens ins Leben rief.

Man sprach endlich auch von so manchen Wundern griechischer Freundschaft, von den Dioskuren, von Achill und Patroklos, von der Phalanx der Sparter, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf- und untergingen über der Welt, unzertrennlich, wie die ewigen Lichter des Himmels.

Da wach' ich auf. Wir sollten davon nicht sprechen, rief ich.

Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme. Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauschte, und sich liebte bis zum Tode, wo man unsterbliche Kinder zeugte in der Begeisterrung der Liebe und Schönheit, Thaten für's Vaterland, und himmlische Gesänge, und ewige Worte der Weisheit, ach! wo der ägyptische Priester dem Solon noch vorwarf: „ihr Griechen seyd allezeit Jünglinge!“ Wir sind nun Greise geworden, klüger, als alle die Herrlichen, die dahin sind; nur Schade, daß so manche Kraft verschmachtet in diesem fremden Elemente!

Vergiß das zum wenigsten für heute, Hyperion! rief Notara; und ich gab ihm Recht.

Melite's Auge ruhte so ernst und groß auf mir. Wer hätte nicht alles vergessen.

Auf dem Wege nach der Stadt kam ich an ihre Seite. Ich drückte die Arme mit Macht gegen mein schauerndes Herz. Ich zwang den verwirrenden Tumult in mir, daß ich sprechen konnte.

O mein Bellarmin! Wie ich sie verstand, und wie sie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war ein wahrer Triumph der Geister über alles Kleine und Schwache, diese stille Vereinigung unsers Denkens und Dichtens.

Am Notaras Hause schieben wir. Ich taumelte fort in rasender Freude, schalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangenen Tagen, und sah mit namenlosem Stolze auf meine alten Leiden zurück.

Wie ich aber nun nach Hause kam, und vor die offenen Fenster trat, und meine verwilderten und halb verdorrten Blumen, und hinaussah zu der verfallnen Burg von Smyrna, die vor mir lag im dämmernden Lichte, wie sonderbar überfiel mich das alles!

Ach! da war ich ehemals so oft gestanden um Mitternacht, wenn ich den Schlaf nicht finden konnte auf meinem einsamen Lager, und hatte den Trümmern aus besserer Zeit und ihren Geistern meinen Jammer geklagt!

Jetzt war er wiedergekehrt, der Frühling meines Herzens. Jetzt hatt' ich, was ich suchte. Ich hatt' es wiedergefunden in der himmlischen Grazie Melites. Es tagte wieder in mir. Das hohe Wesen hatte meinen Geist aus seinem Grabe gerufen.

Aber was ich war, war ich durch sie. Die Gute freute sich über dem Lichte, das in mir leuchtete, und dachte nicht, daß es nur der Widerschein des ihrigen war. Ich fühlte nur zu bald, daß ich ärmer wurde, als ein Schatten, wenn sie nicht in mir, und um mich, und für mich lebte, wenn sie nicht mein ward; daß ich zu nichts ward, wenn sie sich mir entzog. Es konnte nicht anders kommen, ich mußte mit dieser Todesangst jede Miene, und jeden Laut von ihr befragen, ihrem Auge folgen, als wollte mir mein Leben entfliehen, es mochte gen Himmel sich wenden, oder zur Erde; o Gott! es mußte ja ein Todesbote für mich seyn, jedes Lächeln ihres heiligen Friedens, jedes ihrer Himmels- worte, das mir sagte, wie ihr an ihrem, ihrem Herzen genüge: Sie mußte ja über mich kommen, diese Verzeihsung, daß das Herrliche, was ich liebte, so herrlich war, daß es mein nicht bedurfte. Verzeih' es mir die Heilige! oft flucht' ich der Stunde, wo ich sie fand, und raste im Geiste gegen das himmlische Geschöpf, daß es mich nur darum ins Leben geweckt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit seiner Hoheit. Kann so viel Un- menschliches in eines Menschen Seele kommen?

Pyrgo in Morea.

Schlummer und Unruhe, und manche andere seltsame Erscheinung, die halb sich bildete in mir, und verschwand, ließen indeß nichts, was ich dir mittheilen wollte, zur Sprache kommen. Oft hab' ich schöne Tage. Dann laß' ich mein Inneres walten, wie es will, träumen und sinnen, lebe meistens unter freiem Himmel, und die heiligen Höhen und Thale von Morea stimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele.

Alles muß kommen, wie es kommt. Alles ist gut. Ich sollte das Vergangne schlummern lassen. Wir sind nicht fürs Einzelne, Beschränkte geschaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, daß das Dürftige, das in mir denkt und lebt, sich ausbreiten sollte, und das Unendliche umfassen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns lastet, und unserer heiligen Liebe spottet, und wie ein Lebendigbegrabner sträubt sich mein Geist gegen die Finsterniß, worin er gefesselt ist.

Ich wollte erzählen. Ich will es thun. Von außen stört mich nichts in meinen Erinnerungen. Meer und Erde schläft in der Schwüle des Mittags, und selbst die Quelle, die sonst hier unter mir rieselte, ist vertrocknet. Kein Lüftchen säuselt durch die Zweige. Ein leises Aechzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden spaltet, hör' ich zuweilen. Aber das stört wohl nicht. Auch gibt die Cyprresse, die über mir trauert, Schatten genug.

Der Abend, da ich von ihr ging, hatte mit der Nacht gewechselt, und die Nacht mit dem Tage; aber für mich nicht. In meinem Leben war kein Schlaf und kein Erwachen mehr. Es war nur Ein Traum von ihr, ein seliger schmerzlicher Traum; ein Ringen zwischen Angst und Hoffnung. Endlich ging ich hin zu ihr.

Ich erschrak, wie sie nun vor mir stand, so ganz anders, als in mir es aussah, so ruhig und selig, in der Augenügsamkeit einer Himmlischen. Ich war verwirrt und sprachlos. Mein Geist war mir entflohen.

Ich glaube nicht, daß sie es ganz bemerkte, wie sie überhaupt bei all' ihrer himmlischen Güte nicht sehr genau darauf zu achten schien, was um sie vorging.

Sie hatte Mühe, mich dahin zurückzubringen, wo wir den Abend zuvor geendet hatten. Endlich regte sich doch hie und da ein Gedanke in mir, und schloß sich fröhlich an die ihrigen an.

Sie wußte nicht, wie unendlich viel sie sagte, und wie ihr Bild zum Ueberschwenglichen sich verherrlichte, wenn das Hohe ihrer Gedanken an ihrer Stirne sich offenbarte, und der königliche Geist sich vereinigte mit der Huld des arglosen allliebenden

Herzens. Es war, als träte die Sonne hervor im freundlichen Aether, oder als stiege ein Gott hernieder zu einem unschuldigen Volke, wenn das Selbstständige, das Heilige neben ihrer Grazie sichtbar ward.

So lang ich bei ihr war, und ihr begeisterndes Wesen mich emporhub über alle Armuth der Menschen, vergaß ich oft auch die Sorgen und Wünsche meines dürstigen Herzens. Aber wenn ich weg war, dann verborg ich's mir umsonst, dann klagt' es laut auf in mir, sie liebt dich nicht! Ich zürnte und kämpfte. Aber mein Gram ließ nicht ab von mir. Meine Unruhe stieg von Tag zu Tage. Je höher und mächtiger ihr Wesen über mir leuchtete, desto düstrier und verwilderter ward meine Seele.

Sie schien mir endlich auszuweichen. Auch ich beschloß, sie nimmer zu sehen und hatt' es auch wirklich unter namenloser Peinigung meinem Herzen abgetrogt, daß ich einige Tage weglieb.

Um diese Zeit begegnete mir, da ich eben von der Ginde des Korax zurückkehrte, wohin ich vor Tagesanbruch hinausgegangen war, Notara mit seinem Weibe. Er sagte mir, daß sie zu einem benachbarten Verwandten geladen wären, und auf den Abend wieder da zu sehn gedenken. Melite, setzte er hinzu, sey zu Hause geblieben; die fromme Tochter müsse Briefe schreiben an Vater und Mutter.

Alle meine niedergedrückten Wünsche erwachten wieder. Einen Augenblick darauf ermannet' ich mich zwar, und sagte dem Sturm in mir, daß ich heute gerade sie schlechterdings nicht sehen wolle, ging aber doch an ihrem Hause vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt' ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hause, schloß die Thüre ab, warf die Kleider von mir, schlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Mastigophoros auf, und sah hinein. Aber nicht eine Sylbe nahm mein Geist in sich auf. Wo ich hinsah, war ihr Bild. Jeder Fußtritt störte mich auf. Unwillkürlich, ohne Sinn sagt' ich abgerissene Reden vor mich hin, die ich aus ihrem Munde gehört hatte! Oft streckt' ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn sie mir erschien.

Endlich ergrimmt' ich über meinen Wahnsinn, und sann mit Ernst darauf, es von Grund aus zu vertilgen, dieses tödtende Sehnen. Aber mein Geist versagte mir den Dienst. Dafür schien

es, als drängen sich falsche Dämonen mir auf, und böten mir Zaubertränke dar, mich vollends zu verderben mit ihren höllischen Arzneien.

Ernattet von dem wüthenden Kampfe sank ich endlich nieder. Mein Auge schloß sich, meine Brust schlug sanfter, und, wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, ging ihr ganzes himmlisches Wesen wieder auf in mir.

Der heilige Frieden ihres Herzens, den sie mir oft auf Augenblicke mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daß mir's ward, als wandelte ich wieder im verlassenem Paradiese der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen Scherz oder Ernst, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönnem und Gutem, ihre anspruchlose Gefälligkeit, ihr Geist mit seinen königlichen Idealen, woran ihre stille Liebe so einzig hing, daß sie nichts suchte und nichts fürchtete in der Welt — alle die lieben, seelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, ihre Stimme und ihr Saitenspiel, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo sie stand und ging, nur sie — ihre Güte und ihre Größe bezeichnete; ach! das alles und mehr ward so lebendig in mir.

Und diesem himmlischen Geschöpfe zürnt' ich? Und warum zürnt' ich ihr? Weil sie nicht verarmt war wie ich, weil sie den Himmel noch im Herzen trug, und nicht sich selbst verloren hatte, wie ich, nicht eines andern Wesens, nicht fremden Reichthums bedurfte, um die verödete Stelle auszufüllen, weil sie nicht unterzugehen fürchten konnte, wie ich, und sich mit dieser Todesangst an ein anderes zu hängen, wie ich; ach! gerade, was das Göttlichste an ihr war, diese Ruhe, diese himmlische Genügsamkeit hatt' ich gelästert mit meinem Unmuth, mit unedlem Groll sie um ihr Paradies beneidet. Durfte sie sich befassen mit solch einem zerrütteten Geschöpfe? Mußte sie mich nicht fliehen? Gewiß! ihr Genius hatte sie gewarnt vor mir.

Das alles ging mir, wie ein Schwert, durch die Seele.

Ich wollte anders werden. O! ich wollte werden wie sie. Ich hörte schon aus ihrem Munde das Himmelswort der Vergebung, und fühlte mit tausend Wonnen, wie es mich umschuf.

So eilt' ich zu ihr. Aber mit jedem Schritte ward ich unruhiger. Melite erblaßte, wie ich hereintrat. Dieß brachte mich

vollends aus der Fassung. Doch war mir das gänzliche Verstummen von beiden Seiten, so kurz es dauerte, zu schmerzhaft, als daß ich es nicht mit aller Macht zu brechen versucht hätte.

Ich mußte kommen, sagt' ich. Ich war es dir schuldig, Melite! Das Gemäßigte meines Tons schien sie zu beruhigen, doch fragte sie etwas verwundert, warum ich dann kommen mußte?

Ich habe so viel dir abzubitten, Melite, rief ich.

„Du hast mich ja nicht beleidigt.“

O Melite! wie straft mich diese himmlische Güte! Mein Unmuth ist dir sicher aufgefallen. —

„Aber beleidigt hat er mich nicht, du wolltest ja das nicht, Hyperion! Warum sollt' ichs dir nicht sagen? Getrauert hab' ich über dich. Ich hätte dir so gerne Frieden gegönnt. Ich wollte dich oft auch bitten, ruhiger zu seyn. Du bist so ganz ein Anderer in deinen guten Stunden. Ich gestehe dir, ich fürchte für dich, wenn ich dich so düster und heftig sehe. Nicht wahr, guter Hyperion! du legst das ab?“

Ich konnte kein Wort vorbringen. Du fühlst es wohl auch, Bruder meiner Seele! wie mir seyn mußte. Ach! so himmlisch der Zauber war, womit sie dieß sprach, so unaussprechlich war mein Schmerz.

Ich habe manchmal gedacht, fuhr sie fort, woher es wohl kommen möchte, daß du so sonderbar bist. Es ist so ein schmerzlich Räthsel, daß ein Geist, wie der deinige, von solchen Leiden gedrückt werden soll. Es war gewiß eine Zeit, wo er frei war von dieser Unruhe. Ist sie dir nicht mehr gegenwärtig? Könnt' ich sie dir zurückbringen, diese stille Feier, diese heilige Ruhe im Innern, wo auch der leiseste Laut vernehmbar ist, der aus der Tiefe des Geistes kommt, und die leiseste Berührung von außen, vom Himmel her, und aus den Zweigen und Blumen — ich kann es nicht aussprechen, wie mir oft ward, wenn ich so da stand vor der göttlichen Natur, und alles Irdische in mir verstummte — da ist er uns so nahe, der Unsichtbare!

Sie schwieg, und schien betroffen, als hätte sie Geheimnisse verrathen.

Hyperion! begann sie wieder, du hast Gewalt über dich; ich weiß es. Sage deinem Herzen, daß man vergebens den Frieden außer sich suche, wenn man ihn nicht sich selbst gibt. Ich habe

diese Worte immer so hoch geachtet. Es sind Worte meines Vaters, eine Frucht seiner Leiden, wie er sagt. Gib ihn dir, diesen Frieden, und sey fröhlich! Du wirst es thun. Es ist meine erste Bitte. Du wirst sie mir nicht versagen.

Was du willst, wie du willst, Engel des Himmels! rief ich, indem ich, ohne zu wissen, wie mir geschah, ihre Hand ergriff, und sie mit Macht gegen mein jammerndes Herz hinzog.

Sie war, wie aus einem Traume erschreckt, und wand sich los, mit möglichster Schonung, aber die Majestät in ihrem Auge drückte mich zu Boden.

Du mußt anders werden, rief sie etwas heftiger, als gewöhnlich. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte, wie klein ich war, und rang vergebens empor. Ach! daß es dahin kommen konnte mit mir! Wie die gemeinen Seelen, suchte ich darin Trost für mein Nichts, daß ich das Große verkleinerte, daß ich das Himmlische — Bellarmin! es ist ein Schmerz ohne Gleichen, so einen schändlichen Fleck an sich zu zeigen. Sie will deiner los seyn, dacht' ich, das ist's all! — „Nun ja, ich will anders werden!“ Das stieß ich Elender unter erzwungenem Lächeln heraus, und eilte, um fortzukommen.

Wie von bösen Geistern getrieben, lief ich hinaus in den Wald, und irrte herum, bis ich hinsank ins dürre Gras.

Wie eine lange entseßliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir, und mit höllischem Grimme vertilgt' ich jeden Rest von dem, was einst mein Herz gelabt hatte und erhoben.

Dann fuhr ich wieder auf mit wüthendem Hohngelächter über mich und Alles, tauschte mit Lust dem gräßlichen Wiederhall, und das Geheul der Eschafale, das durch die Nacht her von allen Seiten gegen mich drang, that meiner zerrütteten Seele wirklich wohl.

Eine dumpfe fürchterliche Stille folgte diesen vernichtenden Stunden, eine eigentliche Todtenstille! Ich suchte nun keine Rettung mehr. Ich achtete nichts. Ich war, wie ein Thier unter der Hand des Schlägters.

„Auch sie! auch sie!“ Das war der erste Laut, der nach langer Zeit mir über die Lippen kam, und Thränen traten mir ins Auge.

„Sie kann ja nicht anders; sie kann sich ja nicht geben,



was sie nicht haben kann, deine Armuth und deine Liebe!" Das sagt' ich mir endlich auch. Ich ward nach und nach ruhig, und fromm wie ein Kind. Ich wollte nun gewiß nichts mehr suchen, wollte mir forthelfen von einem Tage zum andern, so gut ich konnte, ich war mir selbst nichts mehr, forderte auch nicht, daß ich Andern etwas sehn sollte, und es gab Augenblicke, wo es mir möglich schien, die Einzige zu sehn, und nichts zu wünschen.

So hatt' ich einige Zeit gelebt, als eines Tages Notara zu mir kam mit einem jungen Tinioten, sich über meine sonderbare Eingezogenheit beschwerte, und mich bat, mich den andern Tag Abends bei Homers Grotte einzufinden, er habe etwas Eignes vor, dem Tinioten zu lieb, der so recht mit ganzer Seele am alten Griechenland hänge, und jetzt auf dem Wege sey, die Aeolische Küste, und das alte Troas zu besuchen; es wäre mir heilsam, setzte er hinzu, wenn ich seinen Freund dahin geleitete, er erinnere sich ohnedieß, daß ich einmal den Wunsch geäußert hätte, diesen Theil von Kleinasien zu sehn. Der Tiniote bat auch, und ich nahm es an, so wie ich Alles angenommen hätte, beinahe mit willenloser Lenksamkeit.

Der andre Tag verging unter Anstalten zur Abreise, und Abends holte Adamas, so hieß der Tiniote, mich ab, zur Grotte hinaus.

Es ist kein Wunder (begann ich, um andern Erscheinungen in mir nicht Raum zu geben, nachdem wir eine Weile am Meles auf und nieder unter den Myrten und Platanen gegangen waren), daß die Städte sich zankten über die Abkunft Homers. Der Gedanke ist so erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande gespielt habe, und die ersten Eindrücke empfangen, aus denen so ein schöner gewaltiger Geist sich allmählig entwickelte.

Du hast Recht, erwiederte er, und ihr Smyrner müßt euch den erfreulichen Glauben nicht nehmen lassen. Mir ist es heilig, dieses Wasser und dieß Gestade! Wer weiß, wie viel das Land hier, nebst Meer und Himmel, Theil hat an der Unsterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangene Auge des Kindes sammelt sich Ahnungen und Regungen aus der Beschauung der Welt, die manches beschämen, was später unser Geist auf mühsamem Wege erringt.

In diesem Tone fuhr er fort, bis Notara mit Melite und einigen Andern heran kam.

Ich war gefaßt. Ich konnte mich ihr nähern, ohne merkliche Aenderung im Innern. Es war gut, daß ich unmittelbar zuvor nicht mir selbst überlassen war.

Sie litt auch. Man sah es. Aber o Gott! wie unendlich größer!

In die Regionen des Guten und Wahren hatte sich ihr Herz geflüchtet. Ein stiller Schmerz, wie ich ihn nie bemerkt hatte an ihr, hielt die frohen Bewegungen ihres Angesichts gefangen; aber ihren Geist nicht. In unwandelbarer Ruhe leuchtete dieser aus dem himmlischen Auge, und ihre Wehmuth schloß sich an ihn, wie an einen göttlichen Tröster.

Adamas fuhr fort, wo er unterbrochen worden war; Melite nahm Theil; ich sprach auch zuweilen ein Wörtchen.

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille trauernde Afforde empfingen uns vom Felsen herab, unter den wir traten; die Saitenspiele ergossen sich über mein Inneres, wie über die todte Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magischen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verschiedenen Oeffnungen des Felsens, durch Blätter und Zweige hereinbricht, stand eine Marmorbüste des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel.

Wir saßen um sie herum, wie die Unmündigen um ihren Vater und lasen uns einzelne Rhapsodien der Ilias, wie sie jedes nach seinem Sinne sich auswählte; denn alle waren wir vertraut mit ihr.

Eine Nanie, die mein Innerstes erschütterte, sangen wir drauf dem Schatten des lieben blinden Mannes und seinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite sah fast unverwandt auf seinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Thränen der Wehmuth und der Begeisterung.

Alles war nun stille. Wir sprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir sahen uns nicht an, so gewiß von ihrem Einklang schienen alle Gemüther in diesem Augenblicke, so über Sprache und Aeußerung schien das zu gehen, was jetzt in ihnen lebte.

Es war Gefühl der Vergangenheit, die Todtenfeier von allem, was einst da war.

Erröthend beugte sich endlich Melite gegen Notara hin, und flüsterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das süße Geschöpf, nahm die Scheere, die sie ihm bot, und schnitt sich eine Locke ab.

Ich verstand, was das sollte, und that stillschweigend dasselbe.

Wem sonst als dir? rief der Tiniote, indem er seine Locke gegen den Marmor hielt.

Auch die Andern gaben, ergriffen von unserm Ernste, ihr Todtenopfer.

Melite sammelte das andere zu dem ihrigen, band es zusammen, und legte es an der Büste nieder, indeß wir Andern wieder die Mänie sangen.

Das alles diente nur, um mein Wesen aus der Ruhe zu locken, in die es gesunken war. Mein Auge verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger, als je.

Ich strengte mich umsonst an, auszuhalten. Ich mußte weggehen. Meine Trauer war wirklich gränzenlos. Ich ging hinab an den Meles, warf mich nieder auf's Gestade, und weinte laut. Oft sprach ich mir leise ihren Namen vor, und mein Schmerz schien davon besänftigt zu werden. Aber er war es nur, um desto unaufhaltsamer zurückzukehren. Ach! für mich war keine Ruhe zu finden, auf keiner Stelle der Welt! Ihr nahe zu sehn, und ferne von ihr, die ich so namenlos liebte, und so namenlos, so unaussprechlich schändlich gequält hatte, das war gleich! Beides war Hölle für mich geworden! ich konnte nicht lassen von ihr, und konnte nicht um sie bleiben!

Mitten in diesem Tumulte hört' ich etwas durch die Myrten rauschen. Ich raffte mich auf — und o Himmel! es war Melite!

Sie mußte wohl erschrecken, so ein zerstörtes Geschöpf vor sich zu sehen. Ich stürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um Ein, Ein Wort ihrer Güte. Sie erblaßte und konnte kaum sprechen. Mit himmlischen Thränen bat sie mich endlich, den edleren, stärkeren Theil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne, auf das Selbstständige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in Allen, auch in mir sey, mein Auge zu richten — was nicht aus dieser Quelle entspringe, führe zum Tode — was von ihr komme, und in sie zurückgehe, sey ewig — was Mangel und Noth vereinige,

höre auf, Eines zu seyn, so wie die Noth aufhöre; was sich vereinige in dem und für das, was allein groß, allein heilig, allein unerschütterlich seye, dessen Vereinigung müsse ewig bestehen, wie das Ewige, wodurch und wofür sie bestehe und so — hier mußte sie enden. Die Andern kamen ihr nach. Ich hätte in diesem Augenblicke tausend Leben daran gewagt, sie auszuheören! Ich habe sie nie ausgehört. Ueber den Sternen hör' ich vielleicht das Uebrige.

Nahe bei der Grotte, zu der wir wieder zurückkehrten, fing sie noch von meiner Reise an, und bat mich, die Ufer des Skamanders, und den Ida und das ganze alte Trojer Land von ihr zu grüßen. Ich beschwor sie, kein Wort mehr zu sprechen von dieser verhassten Reise, und wollte geradezu den Adamas bitten, mich loszusprechen von meinem gegebenen Worte. Aber mit all' ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu thun; sie sey so gewiß, nichts sey vermögend, Frieden und Freude zwischen ihr und mir zu stiften, wie diese Reise, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daß wir uns auf eine kleine Weile trennten, sie gestände mir, es sey ihr selbst nicht so deutlich, warum sie mich so sehr bitten müßte, aber sie müßte, und wenn es ihr das Leben kostete, sie müßte.

Ich sah sie staunend an und schwieg. Mir war, als hätt' ich die Priesterin zu Dodona gehört. Ich war entschlossen zu gehn, und wenn es mir das Leben kostete. Es war schon dunkel geworden, und die Sterne gingen herauf am Himmel.

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch stiegen aus dem Innern des Felsens, und mit majestätischem Jubel brach die Musik nach kurzen Dissonanzen hervor.

Wir sangen heilige Gesänge von dem, was besteht, was fortlebt unter tausend veränderten Gestalten, was war und ist und seyn wird, von der Unzertrennlichkeit der Geister, und wie sie Eines seyen von Anbeginn und immerdar, so sehr auch Nacht und Wolke sie scheide und aller Augen gingen über vom Gefühle dieser Verwandtschaft und Unsterblichkeit.

Ich war ganz ein Anderer geworden. Laßt vergehen, was vergeht, rief ich unter die Begeisterten, es vergeht, um wiederzukehren, es altert, um sich zu verjüngen, es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen, es stirbt, um lebendiger zu leben.

So müssen, fuhr nach einer kleinen Weile der Liniote fort, die Ahnungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes. So verblühen die schönen jugendlichen Myrten der Bormwelt, die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen, aber der Keim, der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbst. Die Einfalt und Unschuld der ersten Zeit erstirbt, daß sie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieses gehet unter, daß, was nur Gabe der Natur war, wieder aufblühe als errungenes Eigenthum der Menschheit.

Herrlich! herrlich! rief Notara.

Doch wird das Vollkommene erst im fernen Lande kommen, sagte Melite, im Lande des Wiedersehens und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen der heilige Morgen; ich denke mit Lust daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten.

Melite war ungewöhnlich bewegt. Wir sprachen sehr wenig auf unserm Rückwege. An Notara's Hause bot sie mir noch die Hand; „Lebe wohl, guter Hyperion!“ das waren ihre letzten Worte, und so entschwand sie.

Lebe wohl, Melite, lebe wohl! Ich darf deiner nicht oft gedenken. Ich muß mich hüten vor den Schmerzen und Freuden der Erinnerung. Ich bin, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann. Leb auch Du wohl, mein Bellarmin! Bist Du indeß dem Heiligthume der Wahrheit näher gekommen? Könnt' ich ruhig suchen, wie Du! —

Ach! bin ich nur dort einmal angekommen, dann soll es anders werden mit mir. Tief unter uns rauscht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir seufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterschlingt, in die stillen Höhen des Wahren und Ewigen hinaufdringt.

---

Kastri am Parnas.

Vom Gegenwärtigen ein andermal! Auch von meiner Reise mit Adamas vielleicht ein andermal! Unvergesslich ist mir besonders die Nacht vor unserem Abschiede, wo wir an den Ufern des alten Iliou unter Grabhügeln, die vielleicht dem Achill und Patroklos, und Antilochos, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangenen und künftigen Griechenlande sprachen, und manchem andern, das aus den Tiefen und in die Tiefen unsers Wesens kam und ging.

Der herzliche Abschied Melite's, Adamas Geist, die heroischen Phantasien und Gedanken, die, wie Sterne aus der Nacht, uns aufgingen aus den Gräbern und Trümmern der alten Welt, die geheime Kraft der Natur, die überall sich an uns äußert, wo das Licht und die Erde, der Himmel und das Meer uns umgibt, all das hatte mich gestärkt, daß jetzt etwas mehr sich in mir regte, als nur mein dürstiges Herz; Melite wird sich freuen über dich! sagt' ich mir oft in geheim mit inniger Lust, und tausend glühnde Hoffnungen schlossen sich an, an diesen Gedanken. Dann konnte mich wieder eine sonderbare Angst überfallen, ob ich sie wohl auch noch treffen werde, aber ich hielt es für ein Ueberbleibsel meines finstern Lebens und schlug es mir aus dem Sinne.

Ich hatte am Sigäischen Vorgebirge ein Schiff getroffen, das geradezu nach Smyrna segelte, und es war mir ganz lieb, den Rückweg auf dem Meere an Tenedos und Lesbos hin zu machen.

Ruhig schifften wir dem Hafen von Smyrna zu. Im süßen Frieden der Nacht wandelten über uns die Helden des Sternenhimmels. Raun kräuselten sich die Meereswellen im Mondenlichte. In meiner Seele war's nicht ganz so stille. Doch fiel ich gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Mich weckte das Frohlocken der Schwalben und der erwachende Lärm im Schiffe. Mit allen seinen Hoffnungen jauchzte mein Herz dem freundlichen Gestade meiner Heimath zu, und dem Morgenlichte, das über dem Gipfel des dämmernden Pagos und seiner alternden Burg, und über den Spitzen der Moskeen und dunkeln Cypressenhaine hereinbrach, und ich lächelte treuherzig gegen die Häuserchen am Ufer, die mit ihren glühenden Fenstern wie Zauber Schlösser hervorleuchteten hinter den Oliven und Palmen.

Freudig säufelte mir der Zubat in den Locken. Freudig hüpfen die kleinen Wellen vor dem Schiffe voran ans Ufer.

Ich sah, und fühlte das, und lächelte.

Es ist schön, daß der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm schon ans Herz gedrungen ist.

Ich eilte vom Hafen zu Notaras Hause. Melite war fort. Sie sey schnell abgeholt worden auf Befehl ihres Vaters, sagte mir Notara, wohin wisse man nicht. Ihr Vater habe die Gegend des Imolus verlassen, und er habe weder seinen jetzigen Aufenthalt, noch die Ursache seiner Entfernung erfahren können. Melite hab' es wahrscheinlich selbst nicht gewußt. Sie habe übrigens am Tage des Abschieds überhaupt beinahe nichts mehr gesprochen.. Sie hab' ihm aufgetragen, mich noch zu grüßen.

Mir war, als würde mir mein Todesurtheil gesprochen. Aber ich war ganz stille dazu. Ich ging nach Hause, berichtigte nothwendige Kleinigkeiten, und war sonst im Aeußern ganz wie die Andern. Ich vermied alles, was mich an das Vergangene erinnern konnte; ich hielt mich ferne von Notaras Garten und dem Ufer des Meles. Alles, was irgend mein Gemüth bewegen konnte, floh ich, und das Gleichgültige war mir noch gleichgültiger geworden. Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich suchte. Ueber den ehrwürdigen Produkten des altgriechischen Tiefsinns brütet' ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen. Unmählig war mir das, was man vor Augen hat, so fremde geworden, daß ich es oft beinahe mit Staunen ansah. Oft, wenn ich Menschenstimmen hörte, war mirs, als mahnte sie mich, aus einem Lande zu flüchten, worein ich nicht gehörte, und ich kam mir vor wie ein Geist, der sich über die Mitternachtsstunde verweilt hat, und den Hahnenschrei hört.

Während dieser ganzen Zeit war ich nie hinausgekommen. Aber mein Herz schlug noch zu jugendlich: sie war noch nicht in mir gestorben, die Mutter alles Lebens, die unbegreifliche Liebe.

Ein räthselhaft Verlangen zog mich fort. Ich ging hinaus.

Es war ein stiller Herbsttag. Wunderbar erfreute mich die sanfte Luft, wie sie die welken Blätter schonte, daß sie noch eine Weile am mütterlichen Stamme blieben.

Ein Kreis von Platanen, wo man über das felsige Gestade weg ins Meer hinaus sah, war mir immer heilig gewesen.

Dort saß ich und ging umher.

Es war schon Abend geworden, und kein Laut regte sich ringsumher.

Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht mich?

Von nun an konnt' ich nichts mehr denken, was ich zuvor dachte, die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnißvoller. Neue Gedanken, die mein Innerstes erschütterten, flammten mir durch die Seele. Es war mir unmöglich, sie festzuhalten, ruhig fortzuspinnen.

Ich verließ mein Vaterland, um jenseits des Meeres Wahrheit zu finden.

Wie schlug mein Herz von großen jugendlichen Hoffnungen!

Ich fand nichts, als dich. Ich sage das dir, mein Bellarmin! Du fandest ja auch nichts, als mich.

Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles.

Auf dem Citharon.

Noch ahnd' ich, ohne zu finden. ....

Ich frage die Sterne und sie verstummen, ich frage den Tag, und die Nacht; aber sie antworten nicht. Aus mir selbst, wenn ich mich frage, tönen mystische Sprüche, Träume ohne Deutung.

Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnißvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als schloße sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen



im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wodon ich ausging.

Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?

Da sah' ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgsam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Decke über ihn gebreitet, daß er sanft schlummere im Schatten, und ihn die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben, und riß die Decke weg, und ich sah, wie er versuchte, das freundliche Licht anzusehen, und immer wieder versuchte, bis ihn das Auge schmerzte und er weinend sein Gesicht zur Erde kehrte.

Armer Knabe! dacht' ich, andern ergehts nicht besser, und hatte mir auch beinahe vorgenommen, abzulassen von dieser verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich soll nicht!

Es muß heraus, das große Geheimniß, das mir das Leben gibt oder den Tod.

---

## II.

### Grund zum Empedokles.

#### Fragment.

Natur und Kunst sind sich im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt, die Kunst ist die Blüthe, die Vollenbung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst, wenn jedes ganz ist, was es seyn kann, und eines verbindet sich mit dem andern, ersetzt den Mangel des andern, den es nothwendig haben muß, um ganz das zu seyn, was es als Besonderes seyn kann, dann ist die Vollenbung da und das Göttliche ist in der Mitte von beiden. Der organischere, künstlichere Mensch ist die Blüthe der Natur; die aorgischere Natur, wenn sie rein gefühlt wird, vom rein organisirten, rein in seiner Art gebildeten Menschen, gibt ihm das Gefühl der Vollenbung. Aber dieses Leben ist nur im Gefühle und nicht für die Erkenntniß vorhanden. Soll es erkennbar seyn, so muß es [sich] dadurch darstellen, daß es im Uebermaße der Innigkeit sich trennt, wo sich die Entgegengesetzten verwechseln, daß das Organische, das sich zu sehr der Natur überließ und sein Wesen, Bewußtseyn vergaß, in das Extrem der Selbstthätigkeit und Kunst und Reflexion, die Natur hingegen wenigstens in ihren Wirkungen auf den reflektirenden Menschen in das Extrem des Aorgischen, des Unbegreiflichen übergeht, bis durch den Fortgang der entgegengesetzten Wechselwirkungen die beiden ursprünglich einigen sich, wie anfangs begegnen, nur daß die Natur organischer durch den bildenden, kultivirenden Menschen, überhaupt durch die Bildungstriebe und Bildungskräfte, hingegen der Mensch aorgischer, allgemeiner, unendlicher geworden ist. Dieß Gefühl gehört vielleicht zum

höchsten, was gefühlt werden kann, wenn beide entgegengesetzte, der verallgemeinerte und geistiglebendige, künstlich rein aorgische Mensch und die Wohlgestalt der Natur sich begegnen. Dieß Gefühl gehört vielleicht zum höchsten, was der Mensch erfahren kann, denn die jetzige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältniß und fühlt sich und die Natur zwiefach und die Verbindung ist unendlicher.

In der Mitte liegt der Kampf und der Tod des Einzelnen, nämlich derjenige Moment, wo das Organische seine Ichheit, sein besonderes Daseyn, das zum Extreme geworden war, das Aorgische seine Allgemeinheit, nicht, wie zu Anfang, in idealer Vermischung, sondern in realem, höchstem Kampf, ablegt, indem das Besondere auf seinem Extrem gegen das Extrem des Aorgischen sich thätig immer mehr verallgemeinern, immer von seinem Mittelpunkte sich reißen muß, das Aorgische gegen das Extrem des Besonderen sich immer mehr concentriren, immer mehr einen Mittelpunkt gewinnen und zum Besondersten werden muß; wo dann das aorgisch gewordene Organische sich selber wiederzufinden und zu sich selber zurückzukehren scheint, indem es in demselben Moment, wo es Individualität annimmt, auch zugleich das Organische auf dem höchsten Extrem des Aorgischen findet, so daß in diesem Moment, in dieser Geburt der höchsten Feindseligkeit die höchste Versöhnung wirklich zu seyn scheint. Aber die Individualität dieses Moments ist nur ein Erzeugniß des höchsten Streits; so wie also die Versöhnung dazuseyn scheint und das Organische nun wieder auf seine Art, das Aorgische auf die seinige auf diesen Moment hinwirkt, so wird auf die Eindrücke des Organischen die in dem Moment enthaltene aorgisch entsprungene Individualität wieder aorgischer, auf die Eindrücke des Aorgischen wird die in dem Moment enthaltene organisch entsprungene Allgemeinheit wieder besondere, so daß der vereinende Moment, wie ein Trugbild sich immer mehr auflöst, sich dadurch, daß er aorgisch gegen das Organische reagirt, immer mehr von diesem sich entfernt, dadurch aber und durch seinen Tod die kämpfenden Extreme, aus denen er hervorging, schöner versöhnt und vereinigt, als in seinem Leben, indem Vereinigung nun nicht in einem Einzelnen und

deswegen zu innig ist, indem das Göttliche mehr sinnlich erscheint, indem der glückliche Betrug der Vereinigung in eben dem Grade aufhört, als er zu innig und einzig war, so daß die beiden Extreme, wovon das eine, das organische, durch den vergehenden Moment zurückgeschreckt und dadurch in eine reinere Allgemeinheit erhoben, das aorgische, indem es zu diesem übergeht, für das organische ein Gegenstand der ruhigeren Betrachtung werden muß, und die Innigkeit des vergangenen Moments nun allgemeiner, gehaltener, unterscheidender, klarer hervor geht.

So ist Empedokles ein Sohn seines Himmels und seiner Periode, seines Vaterlandes, ein Sohn der gewaltigen Entgegensetzungen von Natur und Kunst, in denen die Welt vor seinen Augen erschien. Ein Mensch, in dem sich jene Gegensätze so innig vereinigen, daß sie zu Einem in ihm geworden, daß sie ihre ursprüngliche, unterscheidende Form ablegen, umkehren, daß das, was in seiner Welt für subjektiver gilt und mehr in Besonderheit vorhanden ist, das Unterscheiden, das Denken, das Vergleichen, das Bilden, das Organisiren und Organisirtseyn, in ihm selber objektiver ist, so daß er, um es so stark, wie möglich zu benennen, unterscheidender, denkender, vergleichender, bildender, organisirender und organisirter ist, wenn er weniger bei sich selber ist und in so fern er sich weniger bewußt ist, daß bei ihm und für ihn das Sprachlose Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere die Form des Bewußtseyns und der Besonderheit gewinnt. Daß hingegen dasjenige, was bei anderen in seiner Welt für objektiver gilt und in allgemeinerer Form vorhanden ist, das weniger Unterscheidende und Unterscheidbare, das Gedankenlosere, Unvergleichbare, Unbildliche, Unorganisirtere, Desorganisirende bei ihm und für ihn subjektiver ist, so daß er unterschiedener und unterscheidender, gedankenloser in der Wirkung, unvergleichbarer, unbildlicher, aorgischer und desorganischer ist, wenn er mehr bei sich selber ist und in so fern sich mehr bewußt, daß bei ihm und für ihn das Sprechen des Unausprechlichen oder Unauszusprechenden, daß bei ihm und für ihn das Besondere und Bewußte die Form des Unbewußten und Allgemeinen annimmt, daß also jene beiden Gegensätze in ihm zu Einem werden, weil sie in ihm ihre unterscheidende Form

umkehren und sich in soweit vereinigen, als sie im ursprünglichen Gefühle verschieden sind, — ein solcher Mensch kann nur aus der höchsten Entgegensetzung von Natur und Kunst erwachsen, und sowie (ideal) das Uebermaß der Innigkeit aus Innigkeit hervorgeht, so geht dieses reale Uebermaß der Innigkeit aus Feindseligkeit und höchstem Zwist hervor, wo das Aorgische nur deswegen die beschriebene Gestalt des Besonderen annimmt und sich zu versöhnen scheint mit dem Ueberaorgischen, Ueberlebendigen, weil beide sich auf den höchsten Extremen am tiefsten durchdringen und berühren und hiemit in ihrer äußeren Form die Gestalt, den Schein des Entgegengesetzten annehmen müssen.

So ist Empedokles, wie gesagt, das Resultat seiner Periode und sein Charakter weist auf diese zurück, so wie er aus dieser hervorging. Sein Schicksal stellt sich ihm dar als in einer augenblicklichen Vereinigung, die aber sich auflösen muß, um mehr zu werden. (Das Objektive in ihm wurde früh durch die hyperpolitischen, immerrechtenden und berechnenden Agrigentiner aus seiner stillen Unbefangenheit getrieben, so wie hingegen sein Kunstsin, die Kraft zu ordnen und zu organisiren, in einer eigenthümlichen und angemessenen Sphäre zu schaffen und zu bilden, zum Reformationsgeiste verallgemeinert und aorgischer wurde durch die anarchische Wildheit, die sich um ihn bewegte.)

Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjektiven thätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umständen oder durch Einsicht und Vermeidung ihres starken Einflusses zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit durchgängiger Bestimmtheit des Bewußtseyns wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blickt, ebenso scheint in seiner objektiven Natur, in seiner Passivität jene glückliche Gabe zu liegen, die auch ohne geistliches und wissenschaftliches Ordnen und Denken und Bilden zum Ordnen und Denken und Bilden geneigt ist, jene Bildsamkeit der Sinne und des Gemüths, die alles solche leicht und schnell in seiner Ganzheit lebendig aufnimmt und die der künstlichen Thätigkeit mehr zu sprechen, als zu thun gibt. Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigenthümlichen Sphäre wirken und bleiben, er sollte nicht in seiner Art und seinem Maß, in seiner eigenthümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien

Ausdruck derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volkes war, werden lassen, das Schicksal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in welchen er erwuchs, forderten nicht Gefang, wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schicksals und des Ursprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefaßt wird, wenn sich die Zeit noch nicht zu sehr davon entfernt hat; das Schicksal seiner Zeit forderte auch nicht eigentliche That, die zwar unmittelbar wirkt und hilft, aber auch einseitiger, je weniger sie den ganzen Menschen exponirt, es erfordert ein Opfer, wo der ganze Mensch das Wirkliche und Sichtbare wird, worin das Schicksal seiner Zeit sich aufzulösen scheint, wo die Extreme sich in Einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, aber eben deswegen zu innig vereinigt sind und in einer idealischen That das Individuum deswegen untergeht und untergehen muß, weil an ihm sich die vorzeitige, aus Noth und Zwist hervorgegangene sinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schicksals auflöste, das sich aber niemals sichtbar und individuell auflösen kann, weil sonst das Allgemeine im Individuum sich verlore und (was noch schlimmer, als alle großen Bewegungen des Schicksals, allein unmöglich ist) das Leben einer Welt in einem Einzelnen abstürbe, da hingegen, wenn diese Einzelheit als vorzeitiges Resultat des Schicksals sich auflöst, weil es zu innig und wirklich und sichtbar war, das Problem des Schicksals zwar materialiter sich auf dieselbe Art auflöst, aber formaliter anders, indem eben dieß Uebermaß von Innigkeit, das aus Glück, ursprünglich aber nur ideal und als Versuch hervorgegangen war, nun durch den höchsten Zwist wirklich geworden, sich insofern eben darum und in den Graden, Kräften und Werkzeugen wirklich aufhebt, in welchen das ursprüngliche Uebermaß der Innigkeit, die Ursache alles Zwistes sich aufhob, so daß die Kraft des innigen Uebermaßes sich wirklich verliert und eine reifere wahrhafte allgemeine Innigkeit übrig bleibt.

So sollte also Empedokles ein Opfer seiner Zeit werden, die Probleme des Schicksals, in dem er erwuchs, sollten in ihm sich scheinbar lösen und diese Lösung sollte sich als eine scheinbare, temporäre zeigen, wie mehr oder weniger bei allen tragischen Personen,

die alle in ihren Charakteren und Aeußerungen mehr oder weniger Versuche sind, die Probleme des Schicksals zu lösen, und alle sich in sofern und in dem Grade aufheben, in welchem sie nicht allgemein gültig sind, wenn nicht anders ihre Rolle, ihr Charakter und seine Aeußerungen sich von selbst als etwas vorübergehendes und augenblickliches darstellen, so daß also derjenige, der scheinbar das Schicksal am vollständigsten löst, auch sich am meisten in seiner Vergänglichkeit und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt.

Wie ist nun dies bei Empedokles der Fall?

1) Je mächtiger das Schicksal, die Gegensätze von Kunst und Natur waren, um so mehr lag es in ihnen, sich immer mehr zu individualisiren, einen festen Punkt, einen Halt zu gewinnen, und eine solche Zeit ergreift alle Individuen so lange, fordert sie zur Lösung auf, bis sie eines findet, in dem sich ihr unbekanntes Bedürfnis und ihre geheime Tendenz sichtbar und erreicht darstellt, von dem aus dann erst die gefundene Auflösung in's Allgemeine übergehen muß.

So individualisirt sich seine Zeit in Empedokles und je mehr sie sich in ihm individualisirt, je glänzender und wirklicher und sichtbarer in ihm das Räthsel aufgelöst erscheint, um so nothwendiger wird sein Untergang. Schon der lebhafteste, alles versuchende Kunstgeist seines Volks überhaupt mußte in ihm sich energischer, kühner, unbegrenzter erfinderisch wiederholen, so wie von der andern Seite der glühende Himmelsstrich und die üppige sicilianische Natur gefühlter, sprechender für ihn und in ihm sich darstellen mußte und wenn er einmal ergriffen war, so mußte immer die eine Seite, die thätigere Kraft seines Wesens die andere als Gegenwirkung verstärken, so wie sich vom empfindenden Theile seines Gemüthes der Kunstgeist nähren und weiter treiben mußte.

2) Unter seinen hyperpolitischen, immer rechtenden und berechnenden Agrigentinern, bei den forstrebenden, immer sich erneuernden gesellschaftlichen Formen seiner Stadt mußte ein Geist, wie der seinige war, der immer nach Erfindung eines vollständigen Ganzen strebte, nur zu sehr zum Reformatorsgeiste werden, so wie die anarchische Ungebundenheit, wo jeder seiner Originalität folgte, ohne sich um die Eigenthümlichkeit der

andern zu kümmern, ihn mehr als andere bei seiner reichen selbstgenügsamen Natur und Lebensfülle ungeselliger, einsamer, stolzer und eigener machen mußte.

3) Eine freigeisterische Kühnheit, die sich dem Unbekannten, außerhalb des menschlichen Bewußtseins und Handelns Liegenden immer mehr entgegensetzt, je inniger ursprünglich die Menschen sich im Gefühle mit jenem vereinigen fanden und durch einen natürlichen Instinkt getrieben wurden, sich gegen den zu wachstigen, zu tiefen freundlichen Einfluß des Elements vor Selbstvergessenheit und gänzlicher Entäußerung zu verwahren, die freigeisterische Kühnheit, dieses negative Räsonniren, Nichtdenken des Unbekannten, das bei einem übermüthigen Volke so natürlich ist, mußte bei Empedokles, der in keinem Falle zur Negation gemacht war, um einen Schritt weiter gehen, er mußte sich seiner versichern wollen, sein Geist mußte der Dienstbarkeit so sehr entgegenstreben, daß er die überwältigende Natur zu umfassen, durch und durch zu verstehen und ihrer bewußt zu werden suchen mußte, wie er seiner selbst bewußt und gewiß seyn konnte, er mußte nach Identität mit ihr ringen, so mußte also sein Geist im höchsten Sinne aorgische Gestalt annehmen, von sich selbst und seinem Mittelpunkte sich reißen, immer sein Objekt so übermäßig penetriren, daß er in ihm, wie in einem Abgrund sich verlor, wo dann hingegen das ganze Leben des Gegenstandes das verlassene, durch die gränzenlose Thätigkeit des Geistes nur unendlicher empfänglich gewordene Gemüth ergreifen und bei ihm zur Individualität werden mußte, ihm seine Besonderheit geben und diese in eben dem Grade durchgängiger nach sich stimmen mußte, als er sich geistigthätig dem Objekte hingegeben hatte; und so erschien das Objekt in ihm in subjektiver Gestalt, wie er die objektive Gestalt des Objekts angenommen hatte. Er war das Allgemeine, das Unbekannte, das Objekt, das Besondere. Und so schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordneus des bildenden Menschencharakters und der bewußtloseren Natur gelöst, in den höchsten Extremen zu Einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unterscheidenden Form vereinigt. Dieß war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so



gewaltiger beherrschte, je unerkennlicher sie von ihr abstrahirten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elementes in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte. Dieß gab ihm seine Anmuth, seine Furchtbarkeit, seine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schicksals bewegte, und Geister, die in der räthselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, näher ihrem eigenen Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er, mit dieser Seele, ihre Sache zu seiner machte und, nachdem sie einmal in seiner Göttergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eigenen Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Charakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objektiveren und geschichtlichen, seinen Gang vorzeichnete, so daß die äußeren Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung zu bringen, was vielleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, trotz alles Widerstreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freisten Stimmung und Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurückgingen. In seinem unabhängigen Verhältniß löst sich das Schicksal seiner Zeit in seinem ersten und letzten Problem auf; so wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt und damit endet.

In diesem unabhängigen Verhältnisse lebt er, in jener höchsten Innigkeit, die den Grundton seines Charakters macht, mit den Elementen, indeß die Welt um ihn hierin gerade im höchsten Gegensatze lebt, in jenem freigeisterigen Nichtdenken, nicht Anerkennen des Lebendigen von der einen Seite, von der andern in der höchsten Dienstbarkeit gegen die Einflüsse der Natur. In diesem Verhältnisse lebt er erstens überhaupt als fühlender Mensch, zweitens als Philosoph und Dichter, drittens als ein

Einſamer, der ſeinen Garten pflegt. Aber ſo wäre er noch keine dramatiſche Perſon, alſo muß er das Schickſal nicht bloß in allgemeinen Verhältniſſen und durch ſeinen unabhängigen Charakter, er muß es in beſondern Verhältniſſen und in der beſonderſten Veranlaſſung und Aufgabe löſen. Aber in ſo innigem Verhältniſſe, wie er mit dem Lebendigen der Elemente ſteht, ſtehet er auch mit ſeinem Volke. Er war des negativen gewaltſamen Neuerungsgeiſtes, der gegen das trogige anarchiſche Leben, das keinen Einfluß, keine Kunſt dulden will, nur durch Gegenſatz anſtrebt, nicht fähig, er mußte um einen Schritt weiter gehen, er mußte, um das Lebendige zu ordnen, es mit ſeinem Weſen im Innerſten zu ergreifen ſtreben, er mußte mit ſeinem Geiſte des menſchlichen Elements und aller Neigungen und Triebe, er mußte des Unbegreiflichen, des Unbewußten, des Unwillkürlichen in ihnen mächtig zu werden ſuchen, eben dadurch mußte ſein Wille, ſein Bewußtſeyn, ſein Geiſt, indem er über die gewöhnliche und menſchliche Gränze des Wiſſens und Wirkens ging, ſich ſelber verlieren und objektiv werden und was er geben wollte, das mußte er finden, da hingegen das objektive deſto reiner, tiefer in ihm wiederklang, je offener ſein Gemüth eben dadurch ſtand, daß der geiſtigthätige Menſch ſich hingegeben hatte, und dieß im Beſonderen, wie im Allgemeinen.

So verhielt er ſich als religiöſer Reformator, als politiſcher Menſch und in allen Handlungen, denn um ihrer willen that er gegen ſie mit dieſer ſtolzen, ſchwärmeriſchen Ergebenheit und löſte ſich dem Scheine nach, ſchon durch den Ausdruck dieſer Vertauſchung des Objekts und Subjekts, alles Schickſal auf. Aber worin ſoll dieſer Ausdruck beſtehen? und welches iſt derjenige, der in einem ſolchen Verhältniſſe demjenigen Theile genügt, der zuerſt der unglaubliche iſt? und an dieſem Ausdruck liegt Alles, denn darum muß das Einigende untergehen, weil es zu ſichtbar und ſinnlich erſchien, und dieß kann es nur dadurch, daß es in irgend einem beſtimmteſten Punkte und Falle ſich ausdrückt. Sie müſſen das Einige, das zwiſchen ihnen und dem Manne iſt, ſehen, wie können Sie das? Dadurch daß er ihnen bis in's Aeufferſte gehorcht. Aber worin? in einem Punkte, wo ſie über die Vereinigung der Extreme, in denen ſie leben, am zweifelhaftesten ſind. Beſtehen nun dieſe Extreme aber im Zwiſche von Kunſt und Natur, ſo

muß er die Natur gerade darin, wo sie der Kunst am unerreichbarsten sind, vor ihren Augen mit der Kunst versöhnen. — Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran. Die Täuschung, in der er lebte, als wäre er Eines mit ihnen, hört nun auf. Er zieht sich zurück und sie erkalten gegen ihn. Sein Gegner benützt dieß, bewirkt die Verbannung. Sein Gegner, groß in natürlichen Anlagen, wie Empedokles, sucht die Probleme der Zeit auf andere, auf negativere Art zu lösen. Zum Helden geboren ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen, als sie zu bändigen und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Festes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist und jedes in seiner Gränze hält, indem es jedes sich zu eigen macht, denn die Furcht, positiv zu werden, muß seine größte natürlicherweise seyn aus dem Gefühle, daß er, je wirklicher er das Innige ausdrückt, desto sicherer untergeht. Seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Nothwendigkeit. Es ist das Schicksal selber, nur mit dem Unterschiede, daß die streitenden Kräfte in ihm an ein Bewußtseyn, an einen Scheidepunkt geknüpft sind, der sie klar und sicher gegenüberhält, der sie an eine (negative) Identität befestiget und ihnen eine Richtung gibt. Wie sich Kunst und Natur bei Empedokles im Extreme des Widerstreits dadurch vereinigen, daß das Thätige im Uebermaß objektiv wird, und die verlorene Subjektivität durch die tiefe Einwirkung des Objekts ersetzt wird, so vereinigen sich Kunst und Natur in seinem Gegner dadurch, daß ein Uebermaß von Objektivität und Außersichseyn und Realität (in solchem Klima, in solchem Getümmel von Leidenschaften und Wechsel der Originalität, in solcher herrischer Furcht des Unbekannten) bei einem muthig offenen Gemüthe die Stelle des Thätigen und Bildenden vertreten da hingegen das Subjektive mehr die passive Gestalt des Duldens, des Ausdauerns, der Festigkeit, der Sicherheit gewinnt, und wenn die Extreme entweder durch die Fertigkeit im Ausdauern derselben oder auch von außen die Gestalt der Ruhe und des Organischen annehmen, so muß das Subjektivthätige nun das Organisirende, es muß zum Elemente werden, so auch hier das Subjektive und Objektive ihre Gestalt verwechseln und Eines werden in einem . . . . .

# Hölderlin's Leben.



Johann Christian Friedrich Hölderlin ward zu Lauffen am Neckar, im Württembergischen, unweit von Heilbronn, den 29. März 1770 geboren. Sein Großvater und Vater hatten nach einander als Verwaltungsbeamte das daselbst gelegene Kloster bewohnt, einen Ort, dessen Lieblichkeit uns der Dichter in der Herbstfeier selbst geschildert hat. Indessen sollte hier seines Bleibens nicht lange sehn. Er verlor als zweijähriges Kind seinen Vater; seine Mutter, die Tochter eines aus Altenburg in Sachsen gebürtigen württembergischen Pfarrers Johann Andreas Heyn, gebär wenige Wochen nach des Gatten Tod ein zweites Kind, des Dichters Schwester Henriette, und lebte nun ganz zurückgezogen einige Jahre in einem zu ihrem Erbe gehörigen Hause in der Nähe ihrer vorigen Wohnung. Hier leistete ihr eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, die Wittwe des Tübinger Professors der Geschichte, von Lohenschloß, Gesellschaft. Als auch diese mütterliche Freundin gestorben war, reichte Hölderlins Mutter ihre Hand einem bewährten Freunde ihres verstorbenen Mannes, dem Kammerathe Gock und folgte ihm nach seinem Wohnstze in dem württembergischen Landstädtchen Nürtingen am Neckar. Aber auch der zweite Gatte ward ihr schon im März 1779 durch eine Brustentzündung entrisfen, die er sich bei einer Ueberschwemmung durch eifrige Berufserfüllung zugezogen hatte. Seine Frau hatte ihm einen Sohn und eine, bald nachher gestorbene Tochter geboren. Die Erziehung der vier unmündigen Kinder fiel schwer auf die gebeugte Wittwe, aber sie unterzog sich ihrer schwierigen Pflicht mit dem Muth und der Hingebung einer frommen, liebenden Mutter und wurde dabei von ihrer, erst im Jahr 1802 verstorbenen Mutter, einer ehrwürdigen Matrone, die der Dichter später an ihrem zwei und siebenzigsten Geburtstage besungen hat, unterstützt.

Man hat schon öfters darauf hingewiesen, welch großen Einfluß auf die Entwicklung namentlich von phantasie- und gemüthvollen Kindern die Mutter zu üben pflegt; bei Hölderlin war dieser Einfluß besonders vorherrschend und nachhaltig, da das Gegenwicht einer väterlichen Leitung fehlte. Seine Mutter war eine vortreffliche Frau, vom edelsten Gemüthe, beseelt von innigem Gottvertrauen und einem reinen sittlichen Gefühl, dabei voll praktischer Einsicht in alle Verhältnisse des Lebens. In dieser Umgebung mußten sich die zarten Keime eines für alles Gute und Schöne offenen Geistes leicht und schnell entwickeln, eine entschiedene Abneigung gegen alles Gemeine, eine unverwüßliche Pietät seines Gemüths mußte sich bilden und befestigen, eine aus seinem Schicksale hervorgehende elegische Stimmung konnte Nahrung finden: dagegen auch, bei dem Mangel an Widerpruch von Seiten einer gereiften männlichen Individualität, der Grund zu einer gewissen eigenthümlichen, ich möchte sagen eifersüchtigen Selbstständigkeit gelegt werden.

Das Städtchen Nürtingen, in welchem die Mutter auch nach dem Tode ihres zweiten Gatten verblieb, zeichnet sich aus durch seine schönen Naturumgebungen. In unmittelbarer Nähe rauscht der jugendliche Neckar vorüber, dessen weiteren Gang schlanke Pappellinien bezeichnen; jenseits von der Stadt, auf der linken Seite des Flusses dehnen sich mäßige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen und dazwischen liegenden stundenlangen, vor kurzem noch wildreichen Forsten, rechts vom Flusse steigt das Land, von anmuthigen, waldigen Wiesenthälern durchschnitten, mählig aufwärts, ungefähr bis auf die Entfernung einer Meile, in welcher sich die Gipfel der Alb in malerischen Formen, bald leichtgeschwungen, bald mehr in die Länge sich ziehend, erheben. Diese Gegend war dazu geschaffen, einen innigen Naturstinn zu wecken und zu beleben. Die schönen Spaziergänge und ein naheß älterliches Baumgut, die einladenden Gebirge und Wälder gaben dem Knaben reichliche Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien. In dem Felsenspalte bei dem benachbarten, durch Wilh. Hauffs Pfeifer bekannt gewordenen Dörfchen Hart, wo einst Herzog Ulrich von Württemberg sich vor den Spähern des schwäbischen Bundes geborgen, las er dem zärtlich geliebten Halbbruder manchmal begeistert aus Klopstocks Hermannsschlacht

vor und dem „Winkel von Hart“ war auch eines seiner ersten Gebichte gewidmet, das jedoch mit vielen andern durch die Nachlässigkeit eines Freundes verloren gegangen seyn soll. So kräftig und gesund sich Hölderlin entwickelte, so liebte er doch nicht die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen, sondern zog sich auf den Umgang mit wenigen Gleichgesinnten zurück und weilte vorzugsweise gerne bei den Genüssen, welche die Natur ihm darbot, woraus frühe dem Knaben jene Begeisterung erwuchs, für welche der Mann den angemessenen vollkommenen Ausdruck zu finden wußte. Hölderlin selbst schildert diese Entwicklung in einem, früher nur theilweise vorhandenen und bekannten, kleinen Fragment, das wir hier einschalten, also:

Da ich ein Knabe war,  
Rettet' ein Gott mich oft  
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,  
Da spielt' ich sicher und gut  
Mit den Blumen des Hains,  
Und die Lüftchen des Himmels  
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz  
Der Pflanzen erfreuest,  
Wenn sie entgegen dir  
Die zarten Arme strecken,  
So hast du mein Herz erfreut,  
Vater Helios! und, wie Endymion,  
War ich dein Liebling,  
Heilige Luna!

O all ihr treuen  
Freundlichen Götter!  
Daß ihr wüßtet,  
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht  
Euch mit Namen, auch ihr  
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,  
Als kennten sie sich,

Doch kannt' ich euch besser,  
Als ich je die Menschen gekannt,  
Ich verstand die Stille des Aethers,  
Der Menschen Worte verstand ich nie.



Mich erzog der Wohlklang  
Des säuselnden Hains,  
Und lieben lern' ich  
Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich groß . . . . .

Diese wenigen Strophen, über deren Entstehungszeit keine äußere Spur sich findet, die aber wohl in die reife Zeit des Dichters fallen, lassen uns einen Blick thun in das Erwachen der kindlichen Seele für die Schönheiten der Welt, denen sie später einen glühenden Cultus widmete, in das heimliche, stille, halbunbewußte Reimen der jugendlichen Gefühle, welche bestimmt waren einer mit ihnen harmonisirenden neuen philosophischen Weltanschauung entgegen zu wachsen und sie erzeugen zu helfen.

Zu dem großen Einfluß, welchen die schöne ländliche Natur auf die Seele des Knaben übte, trat bald ein anderer nicht minder wesentlicher hinzu. Das an frommen Stiftungen reiche Städtchen Nürtingen besitzt auch eine, von alter Zeit her berühmte vortreffliche lateinische Schule, bei welcher schon der alte Philhellene des sechzehnten Jahrhunderts, Schwabens Herodot, Martin Crusius, einen Theil seiner Gelehrsamkeit, griechisch nachgeschriebene Predigten, niedergelegt hat; diese Schule besuchte Hölderlin. Unter den Jünglingen derselben war zugleich mit ihm noch ein Anderer, den einst das Vaterland mit Stolz zu seinen Söhnen zählen sollte, F. W. J. Schelling (geb. 1775). Obgleich durch den Unterschied von fünf Jahren, um welche er jünger war, von Hölderlin getrennt, stand Schelling diesem doch durch seine wunderbar frühe Entwicklung nahe und beide pflogen freundschaftlichen Umgang mit einander. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entfalteten sich bei Hölderlin, mit seinem Körper Schritt haltend, die Fähigkeiten des Geistes und frühzeitig entschied sich jene Vorliebe für die Classiker Griechenlands und Roms, welche einen Hauptzug seines poetischen Charakters bildet.

Zu jener Zeit pflegte in Württemberg die Quintessenz der aus den lateinischen Schulen hervorgehenden Jugend, geläutert durch das Fegfeuer des sogenannten Landexamens, in die theologische Laufbahn zu treten, welche dort den Vortheil einer kostenfreien und zugleich gründlich gelehrten Erziehung bietet. Auch

Hölderlin schlug diesen Weg ein. Dem Wunsche seiner Mutter ohne Widerwillen folgend entschied er sich nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre für das Studium der Theologie und trat mit einer ziemlich zahlreichen Classe altersgleicher Landsleute in das erste der damaligen zwei niederen Seminarien, Denkendorf, ein. Dieses in einem freundlichen Seitenthale des Neckars gelegene ehemalige Kloster war kaum eine Meile von der Heimath des Knaben entfernt, und er hatte daher öfters Gelegenheit mit den Seinigen zusammenzusehn, was ihm den ungewohnten Zwang der klösterlichen Regel erleichtern mochte. Sein Leben ging still dahin ohne bedeutende innere und äußere Ereignisse, er scheint ruhig seine vorgeschriebenen Studien verfolgt zu haben, dabei hatte sich die Liebe zur Dichtkunst schon in ihm festgesetzt und gab sich in mancher kleinen poetischen Arbeit zu erkennen, dergleichen wir eine vom Jahre 1785 bei den Jugenddichtungen geben; eine größere Mannigfaltigkeit solcher in poetischer Beziehung werthloser, in biographischer Hinsicht nicht uninteressanter Erstlingsprodukte läßt sich nicht aufstellen, da fast alle derselben, wie schon erzählt, verloren gegangen sind. Einen für des Dichters Zukunft entscheidenden Aufschwung nahm Hölderlin's Wesen von der Zeit an, wo er mit seinen Genossen von Denkendorf in das andere niedere Seminar, Maulbronn, versetzt wurde, im Herbst 1786. Er sah sich jetzt auf einmal weit von der Heimath entfernt und, mußte früher im Mutterhause sich eine zärtlich umhiegende Pflege dem jugendlichen Herzen von selbst anbieten und aufdrängen, so war dieses nun mit seinem Bedürfniß eines innigen Anschließens darauf angewiesen, sich selbst eine Welt von Freundschaft und Liebe zu schaffen. Auf die Entwicklung dieser Verhältnisse übte einen mächtigen Einfluß seine Lektüre, deren Wahl andererseits wieder von seiner schon jetzt stark hervortretenden Eigenthümlichkeit und den sich daraus ergebenden Combinationen seines Schicksals bedingt war. Mit seinen Studien-genossen hatte Hölderlin außerhalb des geselligen Zusammensehns wenig Verbindung, nur ein einziger davon, der später zum Studium der Rechte überging und eine diplomatische Carriere machte, stand ihm näher, war sein vertrauter Kamerad; eine innige, idealische Freundschaft dagegen hatte er mit einem in dem Städtchen Leonberg nahe bei Stuttgart wohnenden Scribenten

Namens Mast. Dieser Jüngling hatte bei einem großen Eifer für ernstere geistige Thätigkeit den sehnlichen Wunsch gehabt, sich einer mehr gelehrten Laufbahn widmen zu dürfen, indes die Verhältnisse seiner Eltern erlaubten nicht, ihn studiren zu lassen und er wandte sich nothgedrungen zur Schreiberei. Dabei blieb er aber seiner alten Liebe zur Beschäftigung mit der Literatur getreu, galt auch in der nachfolgenden Zeit für einen feinen, geistiggebildeten Mann und behielt selbst in späteren Jahren, in welchen er die damals ansehnliche Stelle eines Stadtschreibers in Gmünd begleitete, einen gewissen idealischen Schwung in seinem Wesen. Hölderlin lernte den jungen Mann auf einem Besuche kennen, welchen dieser bei einem Verwandten in Maulbronn machte und es entspann sich alsbald ein lebhafter Briefwechsel, der die ganze Zeit während Hölderlins Aufenthalt in Maulbronn fortgesetzt und nur hie und da durch dazwischentretenenden mündlichen Verkehr unterbrochen wurde. Beide standen in Verbindung mit einem Bögling der Stuttgarter Karlsakademie, Namens Hiemer, welcher später auch als Dichter öffentlich auftrat, jedoch unbedeutend geblieben ist. Die dichterischen Produkte — Hölderlin scheint damals sehr fruchtbar an solchen gewesen zu seyn — wurden gegenseitig mitgetheilt und besprochen, auch Musikalien zwischen Stuttgart und Maulbronn hin und hergeschickt, da ein ausgezeichnetes musikalisches Talent in dem jungen Seminaristen, welcher Flöte und Klavier spielte, sich mehr und mehr entwickelte.

Was diesen an Mast besonders anzog, das war ein warmes, offenes Herz, welches die Schönheit der Natur mit freudigem Eifer umfaßte und verehrte. Beide theilten sich die Gedanken über ihre Lektüre, häufig auch den Stoff zu derselben mit und schütteten gegenseitig alle Geheimnisse vor einander aus. Vom bedeutendsten Einfluß auf die Entfaltung von Hölderlins Wesen war seine in diese Zeit fallende erste Liebe, von welcher die Briefe an seinen Freund erfüllt sind; der Gegenstand derselben war die Tochter eines Maulbronner Beamten, ein Mädchen von schönem Aeußern und lebhaftem Naturell. Ihre hervortretendsten Eigenschaften waren auch in späteren Jahren, in welchen sie das Schicksal Hölderlins mit herzlicher Theilnahme verfolgte, eine innige Religiosität, nicht ohne Hang zum Schwärmerischen und

Myftischen, Freude an der Natur, besonders an Blumen, und Liebe zur Einsamkeit, in welcher sie gerne der Lektüre pflegte. Die freien, unbelauschten Augenblicke waren dem Zögling der Klosterschule sehr sparsam zugemessen, um so mehr Einladendes hatte ein zärtliches Verhältniß, das, wenn es einerseits den beengenden Zwang der Anstalt vergessen zu lassen schien, auf der anderen Seite in Folge desselben das reizende Gewand des Geheimnisses umnehmen mußte. Hölderlin's Aeußeres begann sich auf eine vortheilhafte Weise zu entwickeln, das schöne Antlitz gewann einen eigenthümlichen Ausdruck durch seinen schwärmerischen Zug, durch das seelenvolle Auge, und schnell hatte er das Herz Louisons — so hieß das Mädchen — eingenommen. Zuerst nahte er sich ihr schriftlich mit einem Geständniß seiner Liebe, das bald erwidert ward und eine Zeit lang dauerte der Verkehr auf diese Weise fort, indem beide sich ihre Gedanken und jedes kleine sie berührende Ereigniß mittheilten; mit besonderer Rührung schreibt ihr z. B. Hölderlin den tiefen Eindruck, welchen das Gebet des greisen, der Klosterschule würdig vorstehenden, Brärlaten während eines furchtbaren Gewitters auf ihn gemacht, und sie wiederum beneidet ihn um diesen frommen Genuß. Bald fand sich auch Gelegenheit zu ungestörter persönlicher Begegnung an diesem und jenem unbefuchten Orte, in den Kreuzgängen des Klosters, in den benachbarten Baumgärten oder in den frischen, von schönen Seen durchzogenen Wäldern in der Umgebung, für deren landschaftliche Anmuth das Mädchen ebensoviel Sinn als ihr Geliebter hatte. Das Verhältniß wurde dadurch erleichtert, daß Naht mit ihr verwandt war und so die beiden öfters in Verbindung bringen konnte. In dieser Zeit bekam Hölderlin Ossians Gedichte in die Hände und verschlang sie; der Eindruck, den sie auf ihn machten, war ungeheuer, er genoß die Wonne, in der großartigen Naturanschauung und zwanglosen Andacht dieses herrlichen Dichters, durch den sein ganzes Wesen in Vibration gerathen war, unterzugehen und modelte in Gedanken seine eigenen Verhältnisse in einer entsprechenden Weise. So liebte er es, sich seine Geliebte sterbend zu träumen; als er von einer länger andauernden Kränklichkeit heimgesucht wurde, in Folge deren er einmal Blut auswurf und genöthigt wurde, einige Zeit im mütterlichen Hause zuzubringen, verlor er sich halbzitternd, halb-

schwelgend in Lobesgedanken; dann quälte er sich wieder mit der Einbildung, daß ihn seine Studiengenossen nicht liebten. Außer Ossian zog ihn besonders der titanische Genius Schubarts und Schillers an, welche beide damals sich noch so nahe standen,<sup>1</sup> dagegen stieß ihn Wielands Lüsternheit zurück, Klopstock blieb ihm ohne Zweifel auch während dieser Zeit vertraut. Wahrscheinlich in's letzte Jahr seines Aufenthaltes in Maulbronn fällt eine kleine Reise, die Hölderlin von dort nach Speier machte, um Verwandte aufzusuchen. Der große Dom verfehlte seine Wirkung auf das jugendliche Herz nicht, und ein Ausflug der Verwandten gab dem Jünglinge Gelegenheit, Mannheim und Heidelberg zu sehen, welsch letztere Stadt er später nach einem zweiten Besuch, den er wahrscheinlich auf der Reise nach Frankfurt machte, besungen hat. Im Herbst 1788 nahm er Abschied von Maulbronn, nachdem er seine Vorstudien zur Zufriedenheit der Lehrer beendet hatte — die Zeugnisse spendeten ihm das nicht gemeine Lob eines „planen“ Lateins und fügten hinzu, daß er auch schöne deutsche Verse mache, unter seinen Mitschülern hatte er den Ruhm eines ausgezeichneten Hellenisten.

Nun bezog er die Landesuniversität Tübingen, wo ihn das theologische Seminar, die berühmte Stiftung des edlen Herzogs Christoph, in seine Mauern aufnahm. Auch in dieser Anstalt war der klösterliche Zwang streng und eine ängstliche Schüchternheit in Hölderlins Wesen mochte dadurch befördert, eine gewisse Bitterkeit gegen die beengenden Verhältnisse seiner Umgebung genährt werden, aber doch gestaltete sich hier durch die große Anzahl der Zöglinge ein reges inneres Leben, und im Ganzen war bei der Nähe der übrigen Fakultäten manche Berührung mit der Außenwelt, auch wurde Hölderlin um seines immer mehr wachsenden Talentes willen und, da man seines anständigen Benehmens versichert sein konnte, von seinen Vorgesetzten gerne hie und da eine außergewöhnliche Freiheit gegönnt oder, wo er sie selbst genommen hatte, verziehen. Er hörte zuerst die vorgeschriebenen philosophischen Collegien und außer diesen freiwillig

<sup>1</sup> Für den neuerlich wieder bestrittenen unmittelbaren Einfluß Schubarts auf Schiller spricht vorzüglich das von jenem an diesen gerichtete Gedicht in der während der Gefangenschaft auf dem Asberg von Schubart herausgegebenen Sammlung.

eine Vorlesung des Dichters Gonz, damals Repetenten am Seminar, über die Tragödien des Euripides. Sein Gang zur Poesie fand reichliche Nahrung durch die schnell sich findende Bekanntschaft mit Ludwig Neuffer und Rudolph Magenau, <sup>1</sup> die zwei Jahre früher in das Seminar eingetreten waren; zur Entwicklung philosophischen Nachdenkens trug die nahe Verbindung mit Hegel, welcher jetzt, so wie der nachherige württembergische Prälat Märklin, vom Stuttgarter Gymnasium aus in Hölderlin's Promotion aufgenommen worden war, nicht wenig bei. Alle diese Commilitonen haben sich nachher der Welt hinlänglich bekannt gemacht und es ist daher hier nicht nöthig, ihre Charaktere weitläufiger zu entwickeln. Neuffer hatte sich, noch ehe er die Hochschule betrat, durch poetisches Talent ausgezeichnet, so daß schon damals Stäudlin eine Hymne an die Natur von ihm im schwäbischen Musenalmanach hatte abdrucken lassen; während seiner Universitätszeit beschäftigte er sich fortwährend mit poetischen Arbeiten ähnlichen Charakters und einer Uebersetzung der Aeneide, zeichnete sich aus in gewandter, anmuthiger Behandlung der Form und soll daher im Allgemeinen die Augen seiner Umgebung mehr auf sich gezogen haben, als der immer mit dem Gedanken ringende Hölderlin; dabei war er ein Mensch voll der liebenswürdigsten Gutherzigkeit, eine ächte, treue Natur, die sich unter Allen am nächsten an Hölderlin angeschlossen und in dauernder Verbindung an ihm festhielt bis zu der letzten traurigsten Katastrophe seines Schicksals. Magenau, ein kräftiger Mensch von sprudelndem Humor, kultivirte mehr das leichte, kleine Genre der Lieder, von dem er später zu der Behandlung der Sage überging, wodurch er sich einen Namen erworben hat, und hielt sich an Wieland, wie auch daraus hervorgeht, daß er noch in den nach seiner Universitätszeit geschriebenen Briefen an Neuffer sich als „Agathon“ unterzeichnet. Mit beiden schloß Hölderlin bald nach seiner Ankunft eine auf der Gleichheit ihres poetischen Strebens beruhende Freundschaft, aus welcher sich ein förmlicher dichterischer Bund entwickelte. In der Einrichtung desselben ist der Klopstockische Einfluß, welcher sich bei Hölderlin auch speziell in einer

<sup>1</sup> Neuffer starb als zweiter Stadtpfarrer an der Münsterkirche in Ulm im Jahr 1839; Magenau als Pfarrer in Hermaringen bei Heidenheim im Jahr 1846.

damals von ihm festgehaltenen vereinfachten Schreibweise z. B. stützen statt stügen, ser statt sehr u. dgl. zu äußern scheint, nicht zu verkennen. Es bestand ein dem größeren Theile nach leergebliebenes dickleibiges Bundesbuch mit Goldschnitt in Leder gebunden, in welches an den „Aldermannstagen“ Gedichte der Bundesglieder, wovon die Hölderlin'schen hier mitgetheilt sind, eingetragen wurden. Während der Ferienzeiten, wo Jeder in seine Heimath zog, trat eine wechselseitige Correspondenz, zum Theil in poetischer Form, ein. Dahin gehört ein Gedicht, worin Hölderlin Neuffer einladet, ihn in Nürtingen zu besuchen; Neuffer hat dasselbe später zum Schmucke eines seiner Donau Almanache verwendet und als „Einladung“ aus Frankfurt vom Jahre 1797 aufgeführt; unter Hölderlins Papieren findet sich aber das Concept des poetischen Briefes, woraus sich ergibt, daß derselbe den Universitätsjahren angehört, indem statt des Maines der Neckar genannt und durch die ganze Schilderung deutlich das Mutterhaus bezeichnet ist; die beiden Endzeilen, an deren Stelle sich dort ein sehr unbedeutender Schluß findet, sind ohne Zweifel auch von Neuffer später hinzugesetzt und das Gedicht ist daher jedenfalls zu den der unselfständigen Jugendzeit angehörigen zu zählen. Die Freundschaft mit Hölderlin gewann schon durch seine körperliche Schönheit etwas Idealisches; seine Studiengenossen haben erzählt, wenn er vor Tische auf und abgegangen, sey es gewesen, als schritte Apollo durch den Saal, und diesem Aeußeren entsprach der zarte, im Zusammenstoße mit der gemeinen Wirklichkeit zur Melancholie werdende Schwung der Seele, der sich die Gattung der Hymne zum Ausdruck seiner begeisterten Empfindung wählte. In jener Harmonie des innern und äußern Wesens lag eine ungemeine Anziehungskraft und Neuffer besang daher Hölderlin am ersten Geburtstag, den dieser in Tübingen feierte, als einen Engel vom Himmel, der ihm zur Begleitung auf dem rauhen Lebenswege gesandt worden sey; Magenau dagegen, in dem der Humor immer lebendig war, schildert einmal dem abwesenden Neuffer den gemeinsamen Freund, unter ihnen Holz genannt, wie er mit Centaurenschritt auf dem Ochsenstall <sup>1</sup> umhergeht und

<sup>1</sup> So heißt ein Stodwerk (eigentlich der oberste Boden) des Seminars, in welchem Hölderlin gemeinschaftlich mit Neuffer und einigen Andern ein Zimmer bewohnte.

dem schweren Keim auf ein Wörtchen wie „Fluchthal“ nachstinkt. Neuffer kam, als er im Jahre 1789 die Ferien bei seinen Eltern in Stuttgart zubrachte, mit dem 1787 aus seinem schrecklichen Kerker auf Asperg entlassenen und plötzlich zum Theaterdichter erhobenen Schubart und dem schon genannten Rechtsgelehrten und Dichter Gotthold Friedrich Stäudlin zusammen; beiden erzählte er von seinem Freunde und Schubart soll nach einem Briefe Neuffers an der Schilderung Hölderlins als eines die Griechen unendlich verehrenden und dabei allem epigrammatischen Wesen fremden Jünglings großen Gefallen gefunden haben; die persönliche Bekanntschaft des im Jahr 1791 verstorbenen Schubart scheint Hölderlin nicht gemacht zu haben, dagegen trat er in seinen letzten Universitätsjahren durch Neuffers Vermittlung in ein naheß Verhältniß zu Stäudlin; dieser, im Jahr 1758 geborne Dichter, mit Schubart und Schiller befreundet, war Mitarbeiter am Schwäbischen Repertorium und gab 1788—91 zwei Bände gesammelter Gedichte heraus. Im Herbst 1791 verließen Neuffer und Magenau die Universität, beide übernahmen Pfarrgehilfenstellen, ersterer zu Stuttgart, letzterer in dem dieser Stadt benachbarten Landstädtchen Markgröningen, und blieben auch nach der Trennung mit Hölderlin in einem brieflichen Verkehr, welcher von Zeit zu Zeit durch wechselseitige persönliche Besuche belebt wurde. Der Nachwuchs der jungen poetischen Talente veranlaßte Stäudlin, jetzt den Chorführer der schwäbischen Sänger, den Musenalmanach, den er 1782 bis 1787 herausgegeben hatte, wieder aufzunehmen und dieser erschien nun für das Jahr 1792 und sofort auch für 1793. Er enthält eine reiche Anzahl Gedichte von Hölderlin, Neuffer und Magenau, wovon wir die Hölderlin'schen in diesem seinem Nachlasse wiedergegeben haben.

Eine wilde, lärmende Geselligkeit liebte Hölderlin nicht, aber den Wenigen, mit welchen er vertrauteren Umgang pflegte, gehörte er von ganzer Seele. So hatte ihn sein poetisches Element mit Neuffer und Magenau auf's innigste verbrüderet und setzte ihn in freundschaftliche Verbindung mit Bahnmaier, mit Gonz, in den letzten Jahren seines Tübinger Aufenthalts mit den die Universität besuchenden Ausländern Leo v. Seckendorff und Sinklair. Nach einer andern Seite zog ihn der jetzt mächtig in



ihm erwachende philosophische Drang seines Geistes, Hegel stand ihm als Compromotional nahe und, nachdem Schelling im Herbst 1790 die Hochschule betreten, entspann sich bald auch mit ihm ein freundschaftliches Verhältniß. Hegel ließ damals seine zukünftige Bedeutung weniger ahnen, als Schelling, dessen eben so glänzender, als großartiger Geist gleich bei seinem ersten Erscheinen die Blicke der Umgebung auf sich zog und außer den wirklich Befreundeten eine ziemliche Anzahl unterwürfiger Verehrer um sich versammelte. Hegel machte kein Aufsehen; in den ersten Jahren des Studiums war er eifrig mit Philosophie beschäftigt, er „pöitschte,“ wie seine Freunde erzählten, den Kant: die Theologie zog ihn minder an, er ließ sich in den sogenannten locis, die damals eine Art Disputatorium über die Hauptartikel der Dogmatik bildeten, nicht in Erörterungen und Streitigkeiten ein und mochte die angesehene Glaubenslehre Storr's nicht leiden, dagegen blieb er im Leben nicht zurück, er galt für einen eifrigen feinen Tarockspieler, liebte die Gesellschaft und war in Betreff derselben nichts weniger als wählerisch. Mit Hölderlin verband ihn nicht allein das philosophische Streben, sondern auch seine Bekanntschaft mit den Griechen und namentlich mit der sophokleischen Tragödie. Im Jahr 1790 erwarben sich beide zu gleicher Zeit das Magisterdiplom durch ein sogenanntes Specimen, welches je aus zwei Abhandlungen zu bestehen pflegte. Hölderlin gab eine „Parallele zwischen den Sprüchwörtern Salomonis und den Tugen und Werken des Hesiod“ und eine „Geschichte der schönen Künste unter den Griechen,“ Hegel schrieb „über das Urtheil des gemeinen Menschenverstandes über Objectivität und Subjectivität der Vorstellungen,“ und „über das Studium der Geschichte der Philosophie.“<sup>1</sup> In solchem Freundesumgang, der durch die gemeinsame klösterliche Wohnung

<sup>1</sup> Die theologische Dissertation vom J. 1793 über die erste Entwicklung der protestantischen Kirche Württembergs (de ecclesiae Wirtembergicae renascentis calamitatibus) kommt nicht in Betracht, da sie, obgleich unter anderen Hegels und Hölderlins Namen sich auf der Ueberschrift finden, von einem ihrer theologischen Professoren verfaßt ist. Ebenso wurde die philosophische Dissertation beim Magistriren von einem Professor verfaßt, von den Studenten nur vertheidigt. Das Specimen hingegen war eigene Arbeit.

befestigt wurde, fand Hölberlin reichliche Nahrung, um den nach mehreren Seiten vorwärts dringenden Geist zu stärken und zu beflügeln, sein Herz aber, nicht zufrieden mit den eng bei einander wohnenden Gedanken, griff über diese Sphäre hinaus, um von seinem überschwenglichen, kühnen Fluge auszuruhen in der Gegenwart einer einfachen weiblichen Seele. Im Anfang seiner Universitätszeit fesselte ihn noch die erste Liebe, er korrespondirte eifrig nach Maulbronn, schickte zur Hochzeit eines Bekannten ein jetzt verlorenes Gedicht, welches, das erste von seiner Hand, gedruckt wurde und machte sogar einmal vom Stift aus in ein paar Tagen den forcirten Auszug nach dem 18 Stunden entfernten Kloster, um seine Geliebte zu sehen, was ihm auch gelang. Aber da ihm, je älter er wurde, die Schwierigkeit, sich dauernd mit dem Mädchen verbunden zu sehen, nur um so klarer wurde, da sich durchaus keine Aussicht auf eine frühzeitige Versorgung durch irgend ein Amt zeigen wollte, so wurde das Verhältniß aufgelöst. Später zog die Tochter eines Professors, welcher eins der angesehensten Aemter an der Universität bekleidete, die Augen Hölberlins auf sich. Er besang sie unter dem Namen Lyda und seine Neigung soll nicht unerwiedert geblieben seyn; die Aeltern des Mädchens waren jedoch einem solchen Verhältniß entgegen und da die Gelegenheit, sich öfter zu sehen und genauer kennen zu lernen, selten war, scheint sich dasselbe nicht sehr weit entwickelt zu haben. Eine ihn überall empfehlende Lieblingsbeschäftigung Hölberlins blieb die Musik. Als der damals berühmte blinde Flötenspieler Dülon sich einige Zeit in Tübingen aufhielt, nahm er Unterricht bei demselben und bald erklärte der Meister, daß der Schüler bei ihm nichts mehr zu lernen habe. Die Ausübung dieses musikalischen Talentcs, welche jetzt der Neigung des Jünglings zur Zurückgezogenheit und Melancholie reichliche Nahrung gewährte, sollte später die trostlosen Tage seines schattenhaften Greisenlebens erheitern. Das körperliche Befinden Hölberlins während der Universitätsjahre war gut, seine Lebensart mäßig und frei von allen Ausschweifungen. Für den Kaffee als ein belebendes, den Geist erregendes Mittel trug er eine große Vorliebe und war im Genuß dieses Getränkes nicht sparsam, auch den Tabak in beiderlei Gestalt liebte er und rauchte so viel, daß man wenige Jahre nach dieser Zeit die

Spuren davon an der Farbe seiner Zähne ziemlich deutlich wahrnahm. Kam er unter die Leute, so fand man an ihm einen liebenswürdigen, geistvollen und einer heitern Unterhaltung nicht unzugänglichen Gesellschafter; handelte es sich jedoch um seine Arbeiten auf dem ihm eigenthümlichen Felde der Poesie, so konnte er den Widerspruch nicht leiden und beharrte mit einem gewissen Eigensinn auf dem, was er selbst nach mannigfaltigem Hin- und Herprüfen für gut gefunden hatte. Die Ferien brachte er gewöhnlich im mütterlichen Hause in Nürtingen zu, von wo aus er häufige Ausflüge nach den Umgebungen machte. Einmal während seiner Studienzeit, wahrscheinlich im Jahr 1791 machte er eine größere Schweizerreise mit einigen Freunden, diese ließ ein sehr lebhaftes Andenken in ihm zurück, wie sich außer dem speziell davon handelnden, von uns an seinem Orte mitgetheilten Gedichte aus Stäudlins Musenalmanach auch in den Abschiedsworten an Hiller zeigt. Im Jahr 1792 verheirathete sich seine Schwester Heinerike mit dem am niedern Seminar zu Blaubeuren angestellten Professor Bräunlin; Hölberlin machte ihr zum Hochzeitgeschenk sein von einem Freunde in Lebensgröße gezeichnetes Porträt und besuchte sie von nun an öfters in ihrem neuen Aufenthaltsorte, wo er in der Familie seiner Schwester und im Kreise ihrer Bekannten viele frohe Stunden feierte.

Das Studium der Philosophie trieb er mit Eifer und erhielt sich dadurch in der Lokation (welche im Stift eine große Rolle spielt, damals aber nach Ablauf der philosophischen Studien nicht mehr geändert zu werden pflegte), abgesehen davon, daß die neu eingetretenen Märklin und Hegel sich ihm vordrängten, in der früheren Stellung. Die Theologie, zu welcher er nach zwei Jahren sich zu wenden hatte, war weniger nach seinem Gefallen und es regte sich in ihm lebhaft der Wunsch, zum juridischen Studium überzugehen,<sup>1</sup> allein er stieß hier auf so viele Schwierigkeiten, daß er sich am Ende dem Wunsche seiner Mutter fügte und die begonnene Bahn weiter verfolgte, indem er in seinen Arbeiten, neben welchen er immer der alten Liebe zur Poesie und ihren Hülfswissenschaften treu blieb, das Geseh

<sup>1</sup> Die genauere Zeitbestimmung, sowie die näheren Umstände dieser Thatsache lassen sich nicht angeben, da sich in den Papieren nur wenige, aber evidente Spuren davon finden.

gefüllte und sich mit Liebe der praktischen Vorbereitung durch öfteres Predigen unterzog. Der poetische Geist wurde hauptsächlich auch durch persönlichen Verkehr mit berühmten Dichtern unterhalten. Matthiſſon, der gegen das Ende von Hölderlins Studienzeit sich länger und wiederholt in Württemberg aufhielt, lernte ihn kennen und gewann ihn lieb. Im Herbst 1793 war Schiller in Schwaben und nun machte Hölderlin die persönliche Bekanntschaft mit seinem großen Vorbild. Mit Stäudlin kam er in Tübingen und Blaubeuren zusammen und wurde ihm bald auch dadurch näher gestellt, daß sein Freund Neuffer sich mit Stäudlins liebenswürdiger Schwester Rosine versprach.

Hölderlins Studienjahre fielen in eine philosophisch und politisch tief bewegte Zeit. Die furchtbare Krisis der französischen Revolution brach aus, ehe er ein Jahr auf der Hochschule gewesen war; in der Wissenschaft fing das Kantische System an, sich Geltung zu schaffen; die Poesie, welche den Umschwung mit erzeugt hatte, wurde gewaltig ergriffen, als diese kolossale Umwälzung Europa's in die Wirklichkeit trat. Alle diese Einflüsse übten eine mächtige Wirkung auf Hölderlins Gemüth, sein jugendliches Herz war offen für alle Hoffnungen, die eine neue Wendung in Politik, Philosophie und Dichtung zu geben vermochte. Was die politische Stimmung betrifft, so wurde das Interesse für die französische Revolution im Seminar besonders lebendig erhalten durch die an dieser Stiftung theilhabenden Mönchsgarder; Hegel galt für einen verben Jakobiner und auch Hölderlin war dieser Richtung zugethan, die um so mehr Eingang fand, je stärker man die Beschränkung einer freieren Entwicklung in den Schranken jenes Institutes fühlte, dessen Gesetze damals umgestaltet und, wie man erwartete, geschärft werden sollten. Da die Idee eines Freistaates in Frankreich in's Leben getreten war, so glaubte sich eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; ihre Gesinnung manifestirte sich am deutlichsten im Jahre 1793, wo auf dem Tübinger Marktplatz am Geburtstag der französischen Republik ein Freiheitsbaum errichtet und mit begeisterter Freude umjubelt wurde. Hölderlin pflegte seinen Freunden, wenn ihn das Schicksal von denselben trennte, Treue zu schwören, *μα τονς εν*

*Μαραθωνι πικύοντα* und verknüpfte überhaupt das Alterthum, das lebendig vor seiner Seele stand, gerne bei jeder Gelegenheit mit der Gegenwart. In der Philosophie war er ein Anhänger des Kantischen Systems. Das Studium desselben war damals im Seminar noch nicht begünstigt und auch noch nicht so sehr in Schwung; die nächsten Vorgesetzten der Studenten, die Repe- tenten beklagten sich bitter über Schelling als einen „hochmüthigen Kantianer,“ ihnen zum Trost griff die neue Schule immer mehr um sich und Hölderlin stand so sehr im Ruf, ihr anzugehören, daß einer seiner alten Freunde noch bei dem Erscheinen des ersten Theils des *Hyperion* ein völlig Kantianisches Produkt erwartete. Hölderlin fand jedoch schon in jener frühesten Zeit ein starkes Gegengewicht gegen den modernen Kriticismus nicht nur in seiner Liebe zur Natur, in seiner poetischen Weltanschauung, sondern auch, auf dem Wege philosophischer Studien, in Plato und Spinoza; auf den ersteren war er schon durch seine Vorliebe für das klassische Alterthum angewiesen, auf den letzteren hatte, nachdem durch Herder die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen angeregt war, Jakobi geführt, dessen Briefe über Spinoza Hölderlin besaß. Außerdem mochte ihn Schillers Briefwechsel zwischen Julius und Raphael zu einem Pantheismus leiten, welcher sich schon frühe auf das entschiedenste aussprach; im Februar 1791 schrieb er seinem Freunde Hegel die Worte Goethes: „Lust und Liebe sind Tüchtige zu großen Thaten“ in's Stammbuch mit dem Symbolum: *Εν και παν*. Er las mit Hegel und andern Freunden Plato in der Ursprache, ein Studium, das ihm durch die vorhergegangene und gleichzeitige Beschäftigung mit den griechischen Dichtern bedeutend erleichtert wurde, das nicht ohne glücklichen Einfluß auf seine ästhetische Richtung bleiben konnte und sich daher auch häufig in seinen Werken bemerklich macht. Die Wissenschaft des Schönen war ihm als einem werdenden Dichter von besonderer Wichtigkeit und mit Vorliebe las er die Schriften eines Hemsterhuis und studirte die Kunstgeschichte Winckelmanns. Die „Geschichte der schönen Künste Griechenlands,“ ein Aufsatz, von welchem schon oben die Rede war und wovon sich einige Ueberbleibsel erhalten haben, war eine größtentheils aus Winckelmann geschöpfte kurze übersichtliche Darstellung; die gereifte Frucht dieser jugendlichen Arbeit ist wohl

die schöne, im Hyperion sich findende Diatribe über das alte Athen, welche in ihrem Ausgangspunkt an den Winckelmann'schen „Einfluß des Himmels in die Kunst“ erinnert. — Als die höchste und eigenthümlichste Seite seines Wesens betrachtete Hölderlin sein poetisches Talent, sein energischer Ehrgeiz war vorzüglich in dieser Richtung thätig und spornte ihn zu unermüdetem Fleiß; selbst, was er auf dem Felde der Wissenschaft errungen hatte, schien ihm hauptsächlich darum wichtig zu seyn, daß seine Poesie dadurch an Inhalt und Charakter gewann. Er beschäftigte sich mit Astronomie, war ein Verehrer Rousseau's, dessen *contrat social* er mit großem Eifer studirte, und schwelgte in Schillers *Don Carlos*; die Begeisterung für die Heiligkeit der Menschenrechte ist es daher auch vornehmlich, was uns aus allen Produkten der ersten Periode, die sich mit dem Gedichte: „Das Schicksal“ und der „Hymne an die Kühnheit“ vollendet und abschließt, entgegentönt. Die humanistische und kosmopolitische Richtung der Literatur, welche, um sich nicht im Gestaltlosen zu verlieren, immer wieder am Geschichtlichen oder wenigstens an idealisirter Geschichte anknüpfte, betrat mit Vorliebe das Gebiet des klassischen Alterthums und namentlich Schiller war hier mit Geist und Kraft in seinen Göttern Griechenlands vorangegangen. Auch Hölderlin's Ideen über die reine edle Menschlichkeit gewannen ihr eigenthümliches Gepräge aus den Studien über das Alterthum, von dort nährte er die Liebe zur Natur, die Verehrung der kühnen aufopfernden Thatkraft, den Haß gegen die Despotie und die Verherrlichung seines Freundschaftsideales. Neben Homer und Hesiod ehrte er vorzüglich die griechischen Tragiker; des Sophokles rasender Ajax findet sich schon in dem ersten Fragment des Hyperion in der Thalia, von welchem wir gleich ein Mehreres reden werden, mit Vorliebe erwähnt und das Motto vor dem aus später Zeit herrührenden Gedicht: „Der blinde Sänger“ ist aus dieser Tragödie genommen. Was die Form betrifft, so hatte damals Matthiſson einen bedeutenden Einfluß auf Hölderlin, der sich in dieser Periode fast immer gereimter Verse zu seinen Hymnen bediente, einer Dichtungsart, auf deren Wahl Schillers Lied an die Freude nicht ohne Einfluß gewesen seyn mag, seine schwungreiche, glänzende Prosa aber erinnert an Heinse's *Urdinghello*, aus welchem sich

auch ein Motto vor einer der Hymnen findet. Ein erwünschtes Feld, auch für prosaische Arbeiten, schien sich Hölderlin gegen das Ende seiner Universitätszeit zu eröffnen, da er sich mit Stäudlin und Neuffer zur Theilnahme an einem vom ersteren zu dirigirenden Journal verbunden hatte; bereits war eine Uebersetzung von Hesiods Werken und Tagen zu diesem Zwecke von seiner Hand vollendet, aber das Unternehmen zerschlug sich und es hat sich von der Uebersetzung gar nichts erhalten. Wäre das Journal zu Stande gekommen, so hätte wahrscheinlich das Fragment des Hyperion, das ein Jahr nach Hölderlins Abgang von Tübingen, in Schillers neuer Thalia erschien, darin seinen Platz gefunden. Er hatte diesen Roman in seinem letzten Jahre zu Tübingen begonnen, eine mehr exoterische, aber auch ungebundenere und darum eigenthümlichere Entwicklung derselben Ideen, die uns in den Gedichten der ersten Periode entgegentreten. Der klassische Schauplatz desselben ist (obgleich Hölderlin, wie er in der Vorrede von 1797 sagt, einmal den Gedanken hatte, sogar diesen zu verändern und mehr in die Nähe zu rücken) immer der nämliche geblieben, aber in der Darstellung der Charaktere und der Handlung, wie in der Ausdrucksweise wurde an diesem Werke von Anfang an immerwährend umgearbeitet, geändert und gezeilt, bis das Ganze erschienen war, in welchem sich nur wenige Sätze finden, die mit dem ersten Bruchstück völlig übereinstimmen. Aber auch diesem war schon eine frühere Bearbeitung vorausgegangen, von welcher ich nur ein kleines unvollständiges Ueberbleibsel gefunden habe, eine Schilderung der Knabenjahre, wo Hyperion mit ziemlicher Weitläufigkeit erzählt, wie er sich einst seine kindische Sehnsucht zu befriedigen, heimlich in der Nacht zu einem Bilde der Panagia, der griechischen Madonna, geschlichen und es inbrünstig geküßt habe. Nach der ursprünglichen Anlage sollte der Gang der Handlung effektreicher, verwickelter, überhaupt romanmäßiger werden, aber der überwallende Ihrische Reichthum des Dichters sträubte sich dagegen und die Ausführung eines solchen Planes wurde nie versucht.

Im Herbst 1793 hatte Hölderlin seine akademische Laufbahn vollendet. Ein schöner, blühender Jüngling verließ er die beengenden Klostermauern und Tübingens reizende Umgebungen, wo ihm oft des Himmels Luft die Schmerzen der Knechtschaft

gelöst hatte. Er nahm eine durch Schillers Vermittlung ihm angebotene Erziehungsstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen bei Meiningen an. Ehe er die Reise dahin antrat, besuchte er noch die Verwandten und Freunde in der Heimath. An seinen Geschwistern hing er mit besonderer Zärtlichkeit; seinen Bruder hatte er durch fortwährenden mündlichen und schriftlichen Verkehr miterzogen, die Schwester hatte er öfters besucht und blieb fortwährend auch mit ihr in brieflicher Verbindung. In Stuttgart war er noch mit Neuffer und Stäudlin zusammen; dem letzteren, von dem er im vergangenen Sommer zu Tübingen besucht worden war, hatte er die ersten Anfänge des *Hyperion* vorgelesen und die Fortsetzung davon geschickt; die Verbindung mit Stäudlin schloß sich enger durch den schon erwähnten Verspruch Neuffers mit dessen Schwester Rosine, ein Verhältniß, das jedoch nach wenigen Jahren durch den Tod des liebenswürdigen Mädchens getrennt wurde. Auch Magenau, der seit einiger Zeit Pfarrgehilfe in Baihingen an der Enz, einem Städtchen bei Stuttgart, war, wurde noch besucht; Hölderlin las ihm sein neuestes Gedicht, „das Schicksal“ vor und tischte ihm die Vorschriften auf, welche er kürzlich von Schiller für den zukünftigen Gang seiner Arbeiten erhalten hatte. Nun machte er sich auf den Weg und kam, nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnberg und Erlangen, glücklich in Waltershausen an. Hier fand er freundlichen Empfang und eine vortreffliche Behandlung, die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm nicht nur seinen Beruf, sondern suchte auch seine Verbindung mit mehreren berühmten Männern zu Weimar und Jena einzuleiten. Seine freie Zeit benützte er zu weiterer Ausarbeitung des *Hyperion*, zum Studium der Kantischen Philosophie, in welcher er vorzüglich die ästhetische Idee verfolgte, und bald faßte er den, übrigens nie ausgeführten Plan, den Tod des Sokrates nach Art der griechischen Tragödie dramatisch darzustellen.<sup>1</sup> Im August dieses Jahres machte er einen Ausflug nach dem Gleichberge, der sich bei Römhild aus der Ebene

<sup>1</sup> Vielleicht ist dieß die Arbeit, von welcher Hölderlin in dem Brief an seinen Bruder vom Mai 1794 spricht, eine Stelle, die früher (in dem Lebensabriß der Ausgabe von 1843) wahrscheinlich mit Unrecht auf den *Hyperion* bezogen wurde.



erhebt und eine weite Aussicht gegen das Rhöngebirge, den Steigerwald, das Fichtelgebirge und den Thüringer Wald eröffnet, wobei er sich lebhaft nach seinem Vaterlande dachte und sich wünschte, die Geographie der beiden Hemisphären auf solche Weise zu studiren. Nachdem Hölderlin ein Jahr lang an der Erziehung seines Zöglings gearbeitet hatte, fand er, daß der Erfolg seiner Bemühungen, welche durch längere Kränklichkeit des Knaben gestört wurden, ziemlich gering sey; man schickte ihn mit denselben auf einige Zeit nach Jena, wo der Trübsinn, der sich ihm mit jener Bemerkung aufdrang, unter dem Umgang mit Schiller und zu den Füßen Fichte's, des neu aufgehenden philosophischen Gestirnes, etwas zerstreut wurde. Von Schiller vorzüglich, dem er auch von Waltershausen aus geschrieben hatte, wurde er freundlich empfangen und traf bei ihm auch Goethe und dessen Freund, den Maler Meyer.<sup>1</sup> Auch zu seinem Landsmanne Niethammer kam er öfters; aber zu Ende des Jahres 1794 wurde er von Frau von Kalb nach Weimar abgeholt. Hier lernte er Herder kennen und kam öfter mit Goethe zusammen, allein er konnte unter den beengenden Umständen seines Verhältnisses eine solche Umgebung nicht, wie er wünschte, genießen und nahm endlich seine Entlassung, um einige Zeit unabhängig in Jena leben zu können, wohin ihn Fichte's Vorlesungen, deren Besuch er im vorhergehenden Herbst begonnen hatte, und Schillers väterliche Freundschaft gleich stark zogen. Im Januar 1795 übersiedelte er nach Jena. Die gute Mutter wurde durch Neuffer von diesem Schritte unterrichtet und unterstützte den Sohn großmüthig nach ihren besten Kräften. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Schiller, Fichte und Niethammer schloß sich immer fester, an der übrigen Gesellschaft — und diese war sehr belebt, da Jena das Feldlager bildete, in dem sich die philosophischen Kämpfer aus allen Ecken sammelten, — nahm er wenig Antheil. Unter den Bekanntschaften, die er machte, sind übrigens Woltmann, Sophie Mereau, die nachherige Gattin Clemens Brentano's, Wilhelm v. Humboldt und ein Landsmann Diez, welcher früher in Tübingen Theologie studirt, nun aber sich zur Medicin gewandt hatte, zu nennen. Der letztere von diesen war ein Freund des

<sup>1</sup> S. den Brief an Neuffer S. 103; über Herder an dens. S. 107 u. ff.

berühmten Kiehmeyers und ward bald darauf Professor der Medicin in Tübingen, wurde jedoch seiner glücklich begonnenen Laufbahn durch einen frühzeitigen Tod entrißen. Philosophie und Dichtkunst beschäftigten Hölderlin hier ausschließend. Er blieb fortwährend in brieflicher Verbindung mit den Seinen, so wie mit Neuffer und nahm herzlichen Antheil an dem Unglück dieses Freundes, dessen Braut hoffnungslos an der Schwindsucht krankte. Auch an Hegel, der damals Hofmeister in Bern war, schrieb er zuweilen, wie aus den von Rosenkranz mitgetheilten Briefen Hegels an Schelling hervorgeht. Diese Briefe Hölderlins sind bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen und vielleicht verloren, ich entlehne daher, was sich darüber findet, aus einem Briefe Hegels an Schelling vom Anfang des Jahrs 1795. „Hölderlin, heißt es, schreibt mir zuweilen aus Jena. Ich werde ihm wegen deiner Vorwürfe machen. Er hört Fichten und spricht mit Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde. Daraus, daß er dir nicht schreibt, darfst du nicht auf Kälte in der Freundschaft schließen, denn diese hat bei ihm gewiß nicht abgenommen und sein Interesse für weltbürgerliche Ideen nimmt, wie mir scheint, immer zu. Das Reich Gottes komme und unsere Hände seyen nicht müßig im Schooße!“ Während Hölderlins philosophischer Geist durch Fichtes großartige und fruchtbare Gedanken genährt wurde, übte sich seine dichterische Thätigkeit unter dem Einflusse Schillers. Dieser hatte bereits „das Schicksal“ und die Hymne „an den Genius der Kühnheit,“ so wie das Fragment an Hyperion in der neuen Thalia veröffentlicht und nun forderte er Hölderlin auf, Ovids prächtige Erzählung vom Phaeton im zweiten Buch der Metamorphosen auf eine ähnliche Weise, wie er selbst es mit Stellen aus Virgil gethan, zu übersetzen. Hölderlin begann dieses Werk mit Liebe und vollendete es auch, Schiller nahm es aber — vielleicht, weil der Alexandriner dem Uebersetzer nicht sonderlich gelungen seyn dürfte — nicht auf. Auch für eine Herausgabe des gesammten Hyperion interessirte sich Schiller, dieselbe scheint aber damals noch auf Schwierigkeiten in Betreff des Verlegers gestoßen zu seyn; in des Dichters Hause war Hölderlin immer willkommen und jener nannte ihn „seinen liebsten

Schwaben," so wurde der Jüngling mit dem Manne, den er als Denker und Dichter sich zum Vorbild genommen hatte, zu dem er sich sowohl durch die Stammverwandtschaft als ähnliche Gemüthsart hingezogen fühlen mußte, auch durch Bande herzlicher Freundschaft vereinigt und er hätte sich wohl so bald nicht von ihm getrennt, wenn ihm seine Verhältnisse erlaubt hätten, die wohlthätige Nähe eines solchen Geistes länger zu genießen. Da er indessen auch keine Gelegenheit fand, sich durch Privatvorlesungen einiges Einkommen zu sichern, so mußte er sich entschließen, nach Hause zurückzukehren. Er machte noch die Reise nach Halle und Dessau, kehrte von da über Leipzig und Altenburg, an welchem letzteren Orte er Verwandte besuchte, nach Jena zurück und trat bald darauf, im Frühjahr 1795 den Rückweg in seine Heimath an.

Er hielt sich nun vorerst bei den Seinigen zu Nürtingen auf. Wenn er die freudigen Hoffnungen, mit denen er in die weite Welt hinausgeeilt war, verglich mit dem, was er gefunden und erlebt hatte, so fand er sich in vielem getäuscht und die Schwermuth, zu der er immer geneigt war, bemächtigte sich seiner Seele mit größerer Gewalt in der Stille des mütterlichen Hauses. Wahrscheinlich rührt aus dieser Zeit das nun zuerst veröffentlichte schöne Gedicht: „An die Natur.“ Sonst beschäftigte er sich vorzüglich mit seinem Hyperion. Hier und da machte er auch einen kleinen Ausflug. So kam er nach Tübingen, wo er mit seinem alten Freunde Schelling zusammen war. Hegel schrieb dem letzteren einige Zeit darauf, daß er sehnlich gewünscht hätte, „der dritte Mann dazu gewesen zu sehn.“ Das Wiedersehen der beiden Freunde gewann an Interesse durch die Erfahrungen, welche Hölderlin in Jena gesammelt hatte und, als Schelling darüber klagte, daß es ihm nicht möglich sey, auf dem Gebiete der Philosophie durchzudringen zur Klarheit, tröstete ihn Hölderlin mit der Versicherung, daß er eben so weit sey, als Fichte. Auch mit Neuffer, damals Prediger an der Waisenkirche zu Stuttgart, und mit Magenau, der immer noch Vikar auf dem Lande war, erneuerte er das Andenken an die alten Freundschaftstage, so gut es bei der melancholischen Stimmung seines Gemüthes geschehen konnte. Je drückender ihm eine solche werden mußte, da der Gedanke an die äußere Substanz ihn quälte,

um so freudiger lebte er auf, da ihn das Schicksal in eine neue, auch für seine äußeren Glücksumstände günstige Lage versetzte.

Sein Universitätsfreund Sinklair, jetzt in hessen=homburgischen Diensten, hatte ihm eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause zu Frankfurt am Main verschafft, wo er im Januar 1796, nachdem er zuvor Sinklair in Homburg vor der Höhe besucht hatte, eintrat. Die Verhältnisse entsprachen seinen Wünschen: die Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen in dem Alter zwischen 7 und 10 Jahren, schloßen sich mit zärtlicher Liebe an ihn an, und eine wohlwollende Behandlung von Seite der Aeltern, worauf Hölderlin stets großen Werth legte, ließ ihn sich bald ganz glücklich fühlen. Die Frau des Hauses, eine Hamburgerin von Geburt, nach dem Zeugnisse derer, die sie gesehen haben, „mit einem vorrefflichen Charakter edles Bartsgefühl und eine hohe Bildung vereinigend,“ machte den tiefsten Eindruck auf seine Phantasie und sein Herz und wurde nun die Seele seines immer wieder überarbeiteten Hyperion, seiner Lieder und Elegien an „Diotima,“<sup>1</sup> wie das Fatum seines irdischen Lebens. Seine Hauptbeschäftigung war die Ausarbeitung von philosophischen Briefen für Fichte's und Niethammers Journal, welche aber nie erschienen sind und sich auch in den übrig gebliebenen Papieren nicht erhalten haben. Neben der Philosophie trieb er mit Liebe Botanik, Mathematik und suchte sich in der Rechtswissenschaft zu unterrichten; er strebte darnach, Gebiete zu durchwandern, die gegenüber von seiner idealischen Weltanschauung die entlegensten schienen, denn er glaubte, der wäre der größte Dichter, der auch das entgegengesetzteste Reelle wissenschaftlich durchdrungen hätte und aus dieser Enttäufung zurückkehrte, ohne die Herrschaft des poetischen Elementes in sich aufgegeben zu haben. Seine liebste Erholung blieb immer die Musik; zuweilen machte er auch einen Besuch in Homburg bei Sinklair, welcher durch die ähnliche Richtung einer für Philosophie und Dichtung gleich begeisterten Seele immer enger mit ihm verbunden wurde. Unter so wohl-

<sup>1</sup> In dem früheren Bruchstück des Hyperion in der Thalia heißt die Geliebte noch Melite, von jetzt an erscheint überall der Name Diotima, zu dessen Wahl Hölderlins Vorliebe für das platonische Symposium geführt und vielleicht das Studium des Hemsterhuls beigetragen hatte. Das gereimte Gedicht „Diotima“ hatte anfangs die Ueberschrift: „Athenäa“ gehabt.

thätigen Umständen schien sich Hölderlin mit dem Leben auszu-  
söhnen, und seine Freunde in der Heimath sagten einander mit  
Bergnügen, daß er recidiv geworden sey in seiner Liebe zur  
Menschheit. Auch sein Wunsch, einen der einstigen Commilitonen  
in der Nähe zu haben, nahte sich der Erfüllung, da Hegel,  
wahrscheinlich im Sommer 1796, in einem sehr herzlichen Briefe  
der Aufforderung Hölderlins, in einer geachteten Familie zu  
Frankfurt eine Hauslehrerstelle anzunehmen, entsprach. Aber  
noch ehe der Freund eintraf, wurde die Familie, bei welcher sich  
Hölderlin befand, durch das Kriegsgeschrei der einbrechenden  
Franzosen aufgeschreckt und flüchtete sich im August 1796 mit  
ihrem Hauslehrer nach Kassel, wo dieser die Bekanntschaft einiger  
ausgezeichneten Künstler machte und in der Gemäldegallerie und  
unter den Antiken des Museums glückliche Tage verlebte. Er  
lernte hier auch Heine kennen, der sich der Familie anschloß und  
mit derselben, nachdem sie sich mehrere Wochen in Kassel auf-  
gehalten, nach Driburg, einem Bade in der Nähe von Bader-  
born, reiste. Der diesem Ort benachbarte Schauplag der  
Hermannschlacht ist in dem, im Sommer 1799 geschriebenen  
Gedicht: „Emilie vor ihrem Brauttag“ gefeiert. Durch den Ge-  
brauch des Mineralwassers gestärkt und von einem ihn oft  
peinigenden Kopfsweh befreit, kehrte der Dichter im Spätjahr 1796  
mit der Familie nach Frankfurt zurück. Während dieser Ab-  
wesenheit Hölderlins hatte Hegel ein Gedicht unter der Ueber-  
schrift „Euseus“ an ihn gerichtet. Die Rollen sind hier gewechselt,  
der Philosoph erscheint als Poet und redet den Dichter als einen  
Jünger der Weisheit an, er erinnert ihn an den alten Bund:

„Der freien Wahrheit nur zu leben,  
Frieden mit der Sägung,  
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!“

Nachdem er sich sofort in der Hoffnung des Wiedersehens er-  
gangen hat, wendet sich seine Phantasie von dem Freunde zu der  
Anschauung der geheimnißvollen unendlichen Natur, die ihn um-  
gibt, zu der Erinnerung an die Weisen der Vorwelt, die das  
Räthsel zu lösen suchten, ohne das, was sie fanden, öffentlich  
preis zu geben, zu der Klage über die, welche jetzt nur nach  
Worten graben und statt der wahren Weisheit Staub und Asche  
erhaschen, einer Klage, die, wie alle diese Ideen, an Hölderlin

erinnert, welcher im ersten Hyperion seine getäuschten Erwartungen von der Wissenschaft, auf die Mythe von Ixion anspielend, mit den Worten: „Wolken, und keine Juno!“ ausgesprochen hatte. Auch mit Schiller blieb Hölderlin in brieflicher Verbindung, er schickte ihm einige Gedichte, die zwar für den Musenalmanach von 1797 zu spät kamen, ihm aber eine freundliche Antwort von dem Dichter, von dem er „unüberwindlich dependirte,“ eintrugen. Endlich im Januar 1797 erschien Hegel in Frankfurt. Als „ruhiger Verstandesmensch,“ wie Hölderlin ihn in dem Briefe an Neuffer bezeichnet, war er für den Dichter ein sehr wohlthuernder Umgang und, da beide mit Berufsgeschäften nicht überladen waren, so konnten sie in ungestörtem Zusammenseyn wieder Stunden freundschaftlichen Gesprächs feiern. Bald darauf, im Frühlinge, kam Hölderlins geliebter Halbbruder, den der Dichter, da ein Universitätsaufenthalt von der Mutter nicht zu erwirken war, auf einen Besuch nach Frankfurt eingeladen hatte. Hölderlin führte ihn gleich zu dem Landsmanne Hegel, dieser empfing den Bruder seines Freundes mit großer Herzlichkeit, aber bald war der neue Ankömmling vergessen, als die beiden Collegen über einer philosophischen Frage in heftige Diskussion geriethen. Es darf nicht gesagt werden, wie glücklich sich Hölderlin fühlte in diesen Tagen des Wiedersehens, da er von neuem die nach Geist und Herz gleich vortrefflichen Eigenschaften eines Bruders überschaute, der die ehrenvolle bürgerliche Laufbahn, welche ihm später sich eröffnet hat, so vollkommen verdiente. Nicht lange nach der Abreise des Bruders wurde unser Dichter durch den Besuch seines Herzensfreundes Ludwig Neuffer erfreut. Dieser hatte vor kurzem seine Braut durch den Tod verloren, sein Schwager, Gotthold Stäudlin, hatte sich in einem Anfall von Schwermuth bei Straßburg in den Rhein gestürzt (1796); diese Ereignisse beugten seinen Geist schwer darnieder und mit Mühe hielt er sich aufrecht durch die eifrige Thätigkeit, welche er seiner Hauptbeschäftigung, dem Unterrichte, widmete, und durch mancherlei Arbeiten, unter denen die Uebersetzung des Virgil die vorzüglichste war und ihm ein freundlich ermunterndes Lob von dem berühmten Heyne erworben hatte. Nun kam er nach Frankfurt, sein Herz vor dem Freunde auszusüßten und sich in seinen Armen von dem harten Schlag, der

ihn getroffen hatte, zu erholen. Er wurde auch der Frau des Hauses vorgestellt und bewunderte ihre hohe Schönheit, Hölderlin sandte der sorglich hin und her wandelnden das höchste Lob nach, das sein Mund ertheilen konnte, indem er dem Freunde zuflüsterte: „Nicht wahr, eine Griechin?“ Solche Besuche wirkten sehr wohlthätig auf das Wesen unseres Dichters. Er war von Natur schüchtern und besangen und hatte daher keinen ausgedehnten Umgang, auch war eine kaufmännische Stadt, so vortrefflich eine solche seyn mag, das anerkannte Genie zu ehren, nicht der Ort, einen jugendlich strebenden Geist zu heben und zu ermutigen. Aber der lebhafteste Verkehr, welcher Frankfurt leicht zugänglich machte, führte manche Reisende dahin, deren Erscheinen für Hölderlin den Mangel an andern Hülfquellen ersetzte. Im August 1797 kam Goethe nach Frankfurt, Hölderlin nahm sich ein Herz und besuchte den gewaltigen Dichter, der jetzt im Zenith seiner Manneskraft stand. Es war nicht lange her, daß Goethe an den jungen Mann war erinnert worden. Im Juni 1797 hatte ihm Schiller die beiden Gedichte: „Der Aether“ und „der Wanderer,“ ohne den Namen des Verfassers zu nennen, nach Weimar geschickt und ihn um seine Meinung darüber gebeten. Goethe schrieb ihm darüber folgendes: „Den beiden mir überschiedenen Gedichten, die hier zurückkommen, bin ich nicht ungünstig und sie werden im Publika gewiß Freunde finden. Freilich ist die afrikanische Wüste und der Nordpol <sup>1</sup> weder durch sinnliches noch durch inneres Anschauen gemalt, vielmehr sind sie durch Negationen dargestellt, da sie denn nicht, wie die Absicht doch ist, mit dem heitern, deutschlieblichen Wilde genugsam kontrastiren. So steht auch das andere Gedicht mehr naturhistorisch als poetisch aus und erinnert einen an die Gemälde, wo sich die Thiere alle um Adam im Paradiese versammeln. Beide Gedichte drücken ein sanftes, in Genügsamkeit sich auflösendes Streben aus. Der Dichter hat einen heitern Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Ueberlieferungen bekannt zu seyn scheint. Einige lebhafteste Bilder überraschen, ob ich gleich den quellenden Wald, als negirendes Bild gegen die Wüste nicht gerne stehen sehe. In einzelnen Ausdrücken, wie im Versmaß

<sup>1</sup> Im Wanderer.

wäre noch hie und da einiges zu thun. Ehe man Mehreres von dem Verfasser gesehen hätte, daß man wüßte, ob er noch andere Mogens und Talent in andern Versarten hat, wüßte ich nicht, was ihm zu rathen wäre. Ich möchte sagen, in beiden Gedichten sind gute Ingredienzien zu einem Dichter, die aber allein keinen Dichter machen. Vielleicht thäte er am besten, wenn er einmal ein ganz einfaches idyllisches Faktum wählte und es darstellte, so könnte man eher sehen, wie es ihm mit der Menschenmalerei gelänge, worauf doch am Ende alles ankommt. Ich sollte denken, der Aether würde nicht übel im Almanach und der Wanderer gelegentlich ganz gut in den Horen stehen.“ Schiller hatte sich über Produkte in dieser Manier „kein reines Urtheil“ zugetraut und wünschte „gerade in diesem Fall recht klar zu sehen,“ weil sein Rath und Wink auf den Verfasser Einfluß haben würde; er war daher zufrieden, daß Goethe die Gedichte nicht verworfen hatte, und antwortete, wie folgt: „Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen; aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuen Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte: denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und dauernden Einflusse zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie auf sich selber eingeschränkt und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrizben.“ Hier-  
auf erwidert Goethe: „Ich will Ihnen nur auch gestehen, daß mir etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegen-  
sprach, eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein



sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen rekommandirt diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das Mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten." Wahrscheinlich hat Schiller bald nach dieser Kommunikation mit Goethe an Hölderlin geschrieben, ihm die Aufnahme des Wanderers in die Horen, des Aethers in den Musenalmanach zugesichert und Goethe's bevorstehenden Besuch zu Frankfurt angekündigt; daß das letztere geschehen, schreibt er wenigstens am 28. Juli an Goethe. Dieser Brief Schillers ist leider nicht zu finden, der S. 141 mitgetheilte von Hölderlin ist wohl die Antwort auf dieses verloren gegangene Schreiben und daher richtiger nach dem vom 20. Juni 1797 zu setzen. Als Goethe nach Frankfurt gekommen war, präsentierte sich ihm zuerst Sigfried Schmid aus Friedberg. Derselbe war damals Kaufmann in seinem Geburtsort, verließ aber später, aus Liebe zu schriftstellerischen und poetischen Beschäftigungen, sein Fach, um Soldat zu werden; er wurde in Frankfurt mit Hölderlin bekannt und schloß sich mit inniger Verehrung an denselben an; Schiller erwartete von seinem verworrenen, halbgeniealen Wesen eine günstige Entwicklung, aber er machte bei Goethe kein sonderliches Glück. Schiller stellt ihn mit Jean Paul und Hölderlin zusammen und schreibt an Goethe den 17. August 1797: „Ich möchte wissen, ob diese Schmid, diese Richter, diese Hölderlin absolut und unter allen Umständen so subjektivisch, so überspannt, so einsylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitiverem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Gang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt, das Letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über Alles siegt, so dünkt mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht." Nachdem Goethe auf solche Weise vorbereitet war und sich schon längere Zeit in Frankfurt aufgehalten hatte, machte ihm Hölderlin endlich seinen Besuch. „Gestern," schreibt er den 23. August an Schiller, „ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er steht etwas gedrückt und

kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Angestlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte." Schiller antwortet: „Es war mir sehr angenehm, daß Hölderlin sich Ihnen noch präsentirt hat, er schrieb mir nichts davon, daß er's thun wollte und muß sich also auf einmal ein Herz gefaßt haben." Ich habe diese brieflichen Aeußerungen über Hölderlin hier vollständig gegeben, weil sie ein richtiges Bild von seiner Erscheinung geben, indem sie uns das Urtheil eines freundlich zugethanen, mit seinem Klienten wohlvertrauten Beschützers und eines vorübergehenden, aber scharf sehenden Beobachters vorführen. Seine dichterische Eigenthümlichkeit wurde nicht erkannt, sie trat aber auch, vielleicht auf die Anregung der Meister, erst in der folgenden Zeit mehr und mehr hervor, da Hölderlin, etwa von dieser Zeit an, in seinen Gedichten den Reim fast ganz aufgab und sich zu den alten Versmaßen wandte, die er meisterhaft zu handhaben mußte. In zwei, drei Strophen, oft nur in Einer, sprach er den edelsten Gedanken eben so vollendet als einfach aus. Später, da ihm die Form immer leichter wurde, da sein Geist, als ob er die baldige Zerstörung ahnte, schneller zur Mittagshöhe der Vollendung zu eilen schien, nahm sich sein Reichthum wieder einen weiteren Spielraum, und daher kommt es, daß er dieselben Stoffe und Verse, die er vorher stünnedichtartig zusammengedrängt hatte, zu umfangreicheren Oden ausdehnte und verlängerte, an deren vollkommener Ausarbeitung ihn sein unglückliches Schicksal gehindert hat.

Um Ostern 1797 war endlich der erste Band des *Hyperion* im J. G. Cotta'schen Verlage erschienen. Die Sprache hatte im Vergleich zu der früheren Arbeit an Schwung und Leichtigkeit, die Anschauungsweise an Kraft und Tiefe gewonnen; durch eine energische Mystik hatte sich der Dichter, ohne an Pietät und Empfindung zu verlieren, auf den Gipfel einer pantheistischen Weltanschauung geschwungen, „lang eh' die Weisen ihren

Ausspruch wagten,<sup>a</sup> und, hatte er früher<sup>1</sup> die Natur angesehen wie eine „verschleierte Geliebte,“ so war jetzt das Räthsel geschwunden, er stand vor ihr, „der Geliebte vor der Geliebten,“ ein begeisterter Jünger des *ὁ διὰ ποσὸν ἄνθρωπος* suchte er selbst das Wesen der Schönheit in dem Begriffe des Einen in sich selbst Unterschiedenen, mehrere Jahre, bevor die Philosophie vom Fach zu diesem später Epoche machenden Prinzip zurückging. Das erzählende Element in dem Roman ist zurückgetreten, und neben der Liebe, die, wie es scheint, früher den Mittelpunkt des Ganzen bilden sollte, treten die Ideale großartiger Freundschaft hervor und durchathmen das Werk mit einem kühneren, thatkräftigeren Geiste. Einer Freundin, welcher er den Hyperion überreichte, schrieb er dabei Folgendes: „Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig, wie das Tageslicht den Pflanzen, und so wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten irdischen Spiel der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Spielen des Künstlers.“ Nach der Erscheinung des ersten Bandes vom Hyperion beschäftigte sich Hölderlin fortwährend mit der Vollendung dieses Werkes, die ihm bei den mannigfachen Vorarbeiten ziemlich leicht wurde. Daher drängte sich ihm bald der Plan zu einer neuen Arbeit dazwischen. Er wollte zum erstenmal den Fuß auf das Gebiet der dramatischen Poesie setzen und entwarf den Plan zu einem Trauerspiele, das die letzten Todeszuckungen alter Spartanertugend schildern und den König Agis zum Helden haben sollte. Eine solche Beschäftigung erheiterte und stärkte ihn; die Familienverhältnisse, unter denen er lebte, genügten ihm und er scheint fortwährend zurückgezogen gelebt zu haben; unter denjenigen, die ihm näher standen, sind außer Hegel nur Ebels, der Verfasser des Reisehandbuchs für die Schweiz, Sigfried Schmid, den die Liebe zur Poesie mit Hölderlin verband, und ein gewisser Jung in Mainz, der den Ossian übersetzt hatte, zu nennen; Sinclair kam von Homburg aus öfters nach Frankfurt und schloß sich immer fester an den Dichter. So sehr jedoch dieser nach dem äußeren Anschein in einer friedlichen Ruhe

<sup>1</sup> In der Thalia von 1793.

lebte, so schwer waren die Kämpfe, die in Folge der schon erwähnten unglückseligen Leidenschaft sein Inneres durchwühlten. Die Gedichte an Diotima, wie die Briefe aus dieser Zeit geben ein sprechendes Zeugniß davon. Endlich geschah ein Schritt, der vielleicht, wäre er früher erfolgt, Hölderlins Leben vor namenlosem Elend bewahrt hätte. Er trennte sich von Diotima. Im September 1798 verließ er seine Stelle und Frankfurt ohne Abschied.

Er wandte sich zunächst nach Homburg, wo er bei dem edeln Sinklair Trost und brüderliche Theilnahme und in einem kleinen Kreise feingebildeter Menschen, unter denen sich vornehmlich der auch als Schriftsteller aufgetretene, vielgereiste Hofrath Gerning auszeichnete, Zerstreuung zu finden hoffen durfte. Auch an dem kleinen Hofe scheint ihm Aufmerksamkeit und Theilnahme schon damals geworden zu seyn. Es fügt sich hier, mit einigen Worten Sinklairs zu gedenken. Er war der letzte Sproßling eines nach Deutschland verpflanzten Zweiges der alten schottischen Familie dieses Namens. Obwohl um fünf Jahre jünger als Hölderlin, war er doch noch zugleich mit diesem auf der Tübinger Hochschule gewesen und hatte eine Freundschaft mit ihm geschlossen, die sich, als das Schicksal beide wieder zusammenführte, immer inniger bewährte und durch mancherlei Aufopferungen befestigt wurde. Sinklair stimmte mit Hölderlin sowohl durch einen philosophischen Grundzug in seinem Wesen, der sich besonders am Fichte'schen System nährte und bildete, als durch ein zartes poetisches Talent überein. Er hat sich, als Hölderlin schon untergegangen war, in diesen beiden Richtungen seinen Zeitgenossen bekannt gemacht, zuerst durch ein 1803 unter dem Namen Grisalin erschienenes Bändchen Gedichte, dann im Jahr 1807 durch ein Trauerspiel: „der Gipfel des Cevennenkrieges“, dem bald zwei andere, „der Anfang“ und „das Ende des Cevennenkrieges“ folgten, eine Trilogie, welche Tieck in der Vorrede zu seinem unvollendeten Roman über denselben Gegenstand lobend erwähnt hat. Später scheint er sich vornehmlich mit der Ausbildung seines philosophischen Systemes beschäftigt zu haben und gab im Jahr 1811 ein Werk unter dem Titel: „Wahrheit und Gewißheit“ in 3 Bänden heraus, im Jahr 1813 fügte er hiezu noch eine Schrift über die Behandlung der Physik als dem

Standpunkt der Metaphysik. Ein einfacher inniger Geist ging durch seine Poesie, dieselbe neigte sich besonders zu der deutschen Vorzeit, aus welcher er den Stoff zu gelungenen Balladen schöpfte, und Rosenkranz stellt ihn daher als Repräsentanten der christlichen Romantik in Gegensatz zu Hölderlins klassischer Romantik. In seinen philosophischen Bestrebungen suchte er mit Tiefe und Scharfsinn die Idee einer höheren Einheit der geistigen und körperlichen Seite der Welt, der Harmonie der Physik und der Metaphysik auszubilden. Ein vorherrschend schöner Zug in Sinklairs Charakter war der reine kindliche Sinn, mit welchem er bis zu seinem Ende seiner alten ehrwürdigen Mutter anhing; mit gleicher Treue blieb er seinen Freunden, zu denen auch Hegel gehörte, zugethan. Sein Nachlaß wäre ein reicher Schatz für die Geschichte jener Zeit, allein leider ist er durch einen unglücklichen Zufall vernichtet worden. Sinklair war ein Mann von vortrefflichem Gemüth, von richtigem und feinem Takt, und sein glücklicher Frohsinn, verbunden mit einem leichten Witz, machte seine Gesellschaft äußerst angenehm und unterhaltend. Er war dazu geschaffen, seinen Freund, dessen Gemüth durch die vorbeigegangenen Ereignisse darniedergebrückt war, emporzuhalten und zu beleben. Hölderlin hatte, da er in Frankfurt eine für seine Bedürfnisse mehr als hinreichende Besoldung bezogen hatte, so viel zurückgelegt, daß er einige Zeit unabhängig leben konnte, und der Aufenthalt in Homburg wurde ihm von Sinklair auf jede Weise erleichtert; er beschloß daher, für länger hier zu bleiben. Im November 1798 wurde Sinklair zum Congreß nach Rastadt geschickt. Hölderlin begleitete ihn. Hier fand er einige Erheiterung in einem Kreise geistreicher, philosophisch gebildeter Männer, unter denen der nicht lange nachher verstorbene Schwede Muhrbeck der Sohn, von Pommerehsen, der später in bayrische Dienste getretene Schenk, ein Freund Jakobis, ferner Horn, wahrscheinlich ein älterer Bruder von Franz Horn; und ein gewisser Böhlendorf sich auszeichneten. Wahrscheinlich arbeitete Hölderlin in dieser Zeit an der Vollendung des Hyperion, und der Congreß von Rastadt mochte wohl dazu geeignet seyn, die bittern Bemerkungen über den deutschen Charakter, welche sich der Dichter im zweiten Theile dieses Romans erlaubt hat, zur Reife zu bringen. Außerdem war er mit dem „Agis“ beschäftigt.

Gegen Ende des Jahrs finden wir Hölderlin wieder in Homburg. Nach seiner Zurückkunft widmete er sich mit aller Anstrengung seinen literarischen Arbeiten; das Trauerspiel wurde weiter geführt und gewann an Umfang, es ist jedoch nie ganz vollendet worden. Das Manuscript dieses bedeutenden Fragmentes war noch zu Anfang des Jahrhunderts vorhanden und befand sich seit 1810 bei der Registratur der Zeitung für die elegante Welt, an die es Gönz zum Behufe von Mittheilungen eingesandt hatte; es wurde jedoch weder veröffentlicht noch zurückgeschickt und scheint mit seinem ganzen Inhalte verloren gegangen zu seyn. Das unglückliche Verhältniß, das Hölderlin von Frankfurt weggetrieben hatte, hörte auch jetzt nicht auf, die Melancholie seines Gemüths zu vermehren; die Verbindung mit dem Gegenstand seiner Liebe war nicht ganz aufgehoben und es haben sich Bruchstücke von Briefen seiner Diotima erhalten, die, voll Zartheit und Tiefe, jeden Gedanken an eine unreine Flamme verbannen. Die Mittheilung dieser Papiere ist mir nicht möglich, ich habe sie nur einmal vorübergehend gesehen und führe nur einige, mit den Persönlichkeiten nicht zusammenhängende geistvolle Worte an, die mir geblieben sind und einen Begriff von dem innern Wesen jener Frau geben mögen.

„Träumen möchte ich immer,“ sagt sie einmal, „doch träumen ist Selbstvernichtung, Selbstvernichtung Feigheit.“ „Die Beziehung der Liebe,“ heißt es ein andermal, „besteht in der wirklichen Welt, die uns umschließt, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu; eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen, der wir keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerei werden oder vor uns verschwinden; sie bleibe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohlthätigen Wirkungen auf unser Herz würden aufhören.“ „Es ist für die Menschen leicht, Leben zu lassen, was sie im Grunde nicht achten; nur das, was sie beneiden können, möchten sie stören.“ Die Briefe Hölderlins an Diotima sind ohne Zweifel früher oder später vernichtet worden, aber das Andenken an die Geliebte begegnet uns in den Gedichten dieser Zeit. Auf einer an „Herrn M. Hölderlin in Homburg“ gerichteten Adresse fand sich ein schönes, aber auf den ersten Anblick unlesbares Gedicht, das ich

unter der Ueberschrift: „Am Abend“ zu den Gedichten aus der besten Zeit gestellt habe. In dieselbe Periode sind mit Sicherheit die Fragmente: „Abschiedsworte“ und „Nachruf“ zu setzen. Der tiefe Schmerz, der aus diesen Gedichten spricht, wiederholt sich auch im Hyperion, in Menons Klage um Diotima, einer Dichtung, die vielleicht erst nach dem Homburger Aufenthalte entstanden ist, und in den meisten lyrischen Produkten, unter denen die, welche in horazischen Versmaßen sind, wenigstens ihrer ersten Grundlage nach größtentheils aus dieser Zeit herühren. Hölderlin gab diese Verse an seinen Freund Neuffer, der sie in dem „Taschenbuch für Frauenzimmer“ für 1799 und 1800, zum Theil unter dem Namen Gillmar, abdrucken ließ. Dort lautete z. B. das später ausgedehnte Gedicht: „Lebenslauf“ also:

Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog  
 Bald ihn nieder; das Leib beugt ihn gewaltiger;  
 So durchlauf' ich des Lebens  
 Bogen und kehre, woher ich kam.

Der „Abschied“ bestand ursprünglich nur aus der ersten Strophe des jetzigen Gedichts, unter der Ueberschrift: „Die Liebenden,“ „die Heimath“ lautete:

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom  
 Von fernem Inseln, wo er geerntet hat;  
 Wohl möcht' auch ich zur Heimath wieder,  
 Aber was hab' ich, wie Leib, geerntet?

Ihr holden Ufer, die ihr mich anferzogt,  
 Stills ihr der Liebe Leiden? ach gebt ihr mir,  
 Ihr Wälder meiner Kindheit! wann ich  
 Komme, die Ruhe noch Einmal wieder?

In den Anfang des Jahres 1799 fällt das Gedicht auf den zwei und fieszigsten Geburtstag seiner Großmutter. So kindlich und innig hier die religiösen Jugendgefühle des Dichters wieder erwachen, so wenig mochte er zu jener Zeit in die theologische Laufbahn, wie seine Mutter es wünschte, zurückkehren. Er fühlte sich glücklich in der Unabhängigkeit, in welcher er ganz seinen poetischen Gedanken nachhängen konnte, und zog sich selbst von den philosophischen Studien, die er früher mit vieler

Anstrengung verfolgt hatte, etwas zurück, um ungestört dem ursprünglichsten und stärksten Trieb seiner Seele sich hinzugeben. Ein krampfhafter Zustand während des Winters von 1798 auf 1799 hinderte ihn aber, dieß so zu thun, wie er es gewünscht hätte. Erst mit der Rückkehr der bessern Jahreszeit verlor sich die Kränklichkeit, und der Dichter fand wieder Zeit und Lust zu literarischen Plänen. Um Ostern erschien der zweite Band des *Hyperion*, und obgleich man, wie es auch von Freunden des Dichters geschehen ist, noch eine Fortsetzung desselben erwarten konnte, da der Held die Katastrophe überlebt, so war doch der Roman nach der Absicht Hölderlins damit geschlossen. Nun hatte er freie Hand und konnte sich eine Arbeit wählen, wie sie ihm für seinen Geist und seine äußeren Umstände die zweckmäßigste schien.

Er faßte den Plan, ein „sowohl ausübendes, als belehrendes“ ästhetisches Journal zu gründen mit dem „humanistischen“ Zweck „der Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur.“ Er schwankte in der Wahl eines schicklichen Titels für diese Zeitschrift, der Name „*Hebe*“ war schon vergeben, er dachte daran, sie „*Symposium*“ zu nennen; wie beim Plato die Liebe ein Kind des *πορος* und der *πενια* heißt, so sollte Kunst und Poesie als ein Kind des Reichthums und der Armuth, als hervorgegangen aus der Fülle der Idee und aus der Dürftigkeit des wirklichen Lebens gefaßt und dadurch der originelle Titel gerechtfertigt werden; Hölderlin verließ jedoch diesen Gedanken wieder und entschied sich für den Namen: „*Ibuna*.“ Er hatte sich vorgenommen, seines Theils nicht nur durch neue poetische Arbeiten, sondern auch durch Besprechungen anerkannter alter und neuer Meisterwerke ungefähr in der Art, wie Goethe im *Wilhelm Meister* den *Hamlet* behandelt hatte, das Unternehmen zu fördern. Aufsätze der letzteren Art scheint Hölderlin nicht gleich begonnen, oder wenigstens, da vielleicht einige Worte über Homers *Achilles* einem derartigen Versuche angehören, nicht ausgeführt zu haben. Dagegen wandte er sich mit großer Liebe zum Drama und beschäftigte sich vom Sommer 1799 an anhaltend mit dem „*Tod des Empedokles*,“ einem Trauerspiele, das



dazu bestimmt war, einen Platz in dem Journal zu finden. Im Sommer desselben Jahres schrieb er die Erzählung: „Emilie vor ihrem Brauttag,“ welche in dem Taschenbuch für Frauenzimmer für das Jahr 1800 erschien, da der Verleger desselben eine größere Arbeit von Hölderlin verlangt hatte, um den Herausgeber der neuen Zeitschrift, welche auch in seinem Verlage erscheinen sollte, dem Publikum bekannter zu machen. Zugleich wandte sich der Dichter an diejenigen seiner Bekannten und Freunde, von deren Theilnahme er eine erfolgreiche Unterstützung erwarten konnte. Allein er fand wenig Gehör; die unbedeutenderen Mitarbeiter versprachen der Sache weder Namen noch Gewicht, die bedeutenderen, Schelling ausgenommen, eilten nicht, thatkräftig mitzuhelfen, und Schiller warnte, wie er es auch sonst in ähnlichen Fällen gethan, ernstlich aus eigener Erfahrung. Der Verleger wurde scheu. So zerbrach sich das Unternehmen. Der Gedanke, mit der Hoffnung literarischer Unabhängigkeit und anständigen Fortkommens verknüpft, ließ nur bittere Täuschung und tiefe Schwermuth zurück. Am Empedokles scheint Hölderlin auch jetzt noch fortgearbeitet zu haben, aber sicher wurde diese Tragödie nie vollendet; sie war auf fünf Akte berechnet, allein es haben sich in dem Manuscripte fast keine Spuren von dieser Eintheilung erhalten.

Der erste Plan zu dem Trauerspiel war folgender:

### Erster Akt.

Empedokles, durch sein Gemüth und seine Philosophie schon längst zu Eusturhas gestimmt, zu Verachtung alles bestimmten Geschäfts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses, ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstät, leidend, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Accord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloß weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kann, bloß weil er, sobald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Gesetz der Succession gebunden ist, — Empedokles nimmt ein besonderes Aergerniß an einem Feste der Agrigentiner, wird darüber von seinem Weibe, die von dem Einfluß dieses viel gehofft und gutmüthig ihn überredet hatte, daran Theil zu nehmen, etwas empfindlich und sarkastisch getadelt, und

nimmt von jenem Aergerniß und diesem häuslichen Zwist Veranlassung, seinem geheimen Gange zu folgen, aus der Stadt und seinem Hause zu gehen und sich in eine einsame Gegend des Aetna zu begeben.

#### Erster Auftritt.

Einige Schüler des Empedokles mit Einigen vom Volk. Jene wollen diese bewegen, auch in Empedokles Schule zu treten. Einer der Schüler des Empedokles, sein Liebling, kommt dazu. „Geht!“ ruft er den Andern zu, indem er hereintritt, und verweist ihnen die Proselytenmacherei und heißt sie weggehen, weil der Meister um diese Zeit allein in seinem Garten seiner Andacht pflege. Monolog des Empedokles. Gebet an die Natur.

#### Zweiter Auftritt.

Empedokles mit Weib und Kindern. Eines der Kleinen ruft vom Hause herunter: „Vater! Vater! hörst du denn nicht?“ Darauf kommt die Mutter herab, ihn zum Frühstück zu bitten, und es entspinnt sich das Gespräch. Zärtliche Klage des Weibes über Empedokles Mißmuth. Herzliche Entschuldigungen des Empedokles. Bitte des Weibes, bei dem großen Feste mit zu seyn und da sich vielleicht zu erheitern.

#### Dritter Auftritt.

Fest der Agrigentiner. Ein Kaufmann, ein Arzt, ein Priester, ein Feldherr, ein junger Herr, ein altes Weib.

#### Vierter Auftritt.

Häuslicher Zwist. Abschied des Empedokles, ohne zu sagen, was seine Absicht ist, wohin er geht. Er sagt, daß er sein Weib und seine Kinder mit sich nehme, daß er sie am Herzen trage, nur, meint er, können sie nicht ihn behalten. Der Horizont sey ihm zu enge, meint er, er müsse fort, um höher sich zu stellen, um aus der Ferne sie mit Allem, was da lebt, anzublicken.

### Zweiter Akt.

Empedokles wird von seinen Schülern auf dem Aetna besucht, zuerst von seinem Liebling, der ihn wirklich bewegt und fast aus seiner Herzens einsamkeit zurückzieht, dann auch von den übrigen, die ihn von Neuem mit Entrüstung gegen menschliche Dürftigkeit erfüllen, so daß er sie alle feierlich verabschiedet und am Ende auch noch seinem Liebling rathet, ihn zu verlassen.

**Erster Auftritt.**

Empedokles auf dem Aetna. Entschiedenere Devotion des Empedokles gegen die Natur.

**Zweiter Auftritt.**

Empedokles und sein Liebling.

**Dritter Auftritt.**

Empedokles und seine Schüler.

**Vierter Auftritt.**

Empedokles und der Liebling.

**Dritter Akt.**

Empedokles wird auf dem Aetna von seinem Weib und seinen Kindern besucht. Ihren zärtlichen Bitten setzt das Weib die Nachricht hinzu, daß an demselben Tage die Agrigentiner ihm eine Statue errichten. Ehre und Liebe, die einzigen Bande, die ihn an's Wirkliche knüpfen, führen ihn zurück. Seine Schüler kommen voll Freude in sein Haus, der Liebling stürzt ihm an den Hals. Er siehet seine Statue errichtet, dankt öffentlich dem Volke, das ihm Beifall zuruft.

**Vierter Akt.**

Seine Meider erfahren von einigen seiner Schüler die harten Reden, die er auf dem Aetna vor diesen gegen das Volk ausgestoßen, benützen es, um das Volk gegen ihn aufzuheizen, das auch wirklich seine Statue umwirft und ihn aus der Stadt jagt. Nun reift sein Entschluß, der längst schon in ihm dämmerte, durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinigen. Er nimmt in diesem Vorsatz den zweiten tieferen, schmerzlicheren Abschied von Weib und Kindern und geht wieder auf den Aetna. Seinem jungen Freunde weicht er aus, weil er diesem zutraut, daß er sich nicht werde täuschen lassen mit den Tröstungen, mit denen er sein Weib besänftigt, und daß dieser sein eigentliches Vorhaben ahnen möchte.

**Fünfter Akt.**

Empedokles bereitet sich zu seinem Tode vor. Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen nun ganz für ihn weg, und er betrachtet ihn als eine Nothwendigkeit, die aus seinem inneren Wesen folge. In den kleinen Scenen, die er noch bis da mit

den Bewohnern der Gegend hat, findet er überall Bestätigung seiner Denkart, seines Entschlusses. Sein Liebling kommt noch, hat das Wahre geahndet, wird aber von dem Geist und von den großen Bewegungen in dem Gemüthe seines Meisters so sehr überwältigt, daß er dem Befehle desselben blindlings gehorcht und geht. Bald darauf stürzt sich Empedokles in den lodernden Aetna. Sein Liebling, der unruhig und bekümmert in dieser Gegend umherirrt, findet bald darauf die eisernen Schuhe des Meisters, die der Feuerauswurf aus dem Abgrund geschleudert hatte, erkennt sie, zeigt sie der Familie des Empedokles, seinen Anhängern im Volke, und versammelt sich mit diesen um den Vulkan, um Leid zu tragen und den Tod des großen Mannes zu feiern.

Die Ausführung hat sich von diesem Plane weit entfernt, das Weib des Empedokles ist in derselben verschwunden und ihre Stelle nimmt Panthea ein, die Tochter des Archonten Kritias,<sup>1</sup> Manes erscheint noch gar nicht; folgendes vom zweiten Akt beginnende Scenarium liegt vielleicht etwas näher bei der wirklichen Bearbeitung, deren Anfang S. 124—166 und Ende S. 198—213 unzweifelhaft so steht, wie er sich im ersten Bande gereiht findet.

### Zweiter Akt.

Erste Scene: Pausanias, Panthea. Zweite Scene: Strato, Gefolge. Dritte Scene: Strato allein.

### Dritter Akt.

Empedokles. Pausanias. Panthea. Strato. Manes.  
Gefolge des Strato.  
Agrigentiner

### Vierter Akt.

Erste Scene: Empedokles, Pausanias, Panthea. Zweite Scene: Empedokles. Dritte Scene: Manes, Empedokles. Vierte Scene: Empedokles.

### Fünfter Akt.

Manes. Pausanias. Panthea.  
Agrigentiner. Gefolge des Strato.

<sup>1</sup> Kritias wird in den Entwürfen auch unter dem Namen Strato und als Bruder des Empedokles aufgeführt, Panthea auch als Schwester des Strato.

Trotz dieser Winke ist es mir nicht gelungen, aus dem in den Papieren vorgefundenen ursprünglich ganz zerstreuten Material ein zusammenhängendes Ganze zu bilden, da ohne Zweifel manche Stücke, aus denen die Verbindung klar würde, fehlen. Ich habe daher die einzelnen Szenen, ohne eine solche Verbindung zu versuchen, für sich hingestellt und die Abschnitte ohne weitere Abtheilungen so von einander getrennt, daß sie in verschiedene Gruppen zerfallen. Nur bei der Scene S. 167 fand sich die Ueberschrift: „Zweiter Akt,“ und bei dem Gespräch zwischen Mefades und Hermocrates S. 129 eine andere: „Erster Akt.“ Dieses letztere Gespräch ist aus einer früheren Recension des Textes, die nur bis dahin umgearbeitet war, wo die erste Ausgabe abbricht,<sup>1</sup> ergänzt worden. Es war zu einer chorartigen Einleitung bestimmt und hätte bei weiterer Vollenendung den Dialog zwischen Delia und Panthea wahrscheinlich verdrängt oder erst nachfolgen lassen.

Der Aufsatz: „Grund zum Empedokles,“ welcher gleichzeitig mit dem Drama entstand, und entweder nur eine Privatstudie des Dichters, oder, was wahrscheinlicher ist, der Entwurf zu einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Einleitung war, zeigt, wie sein künstlerisches Schaffen von der Reflexion durchdrungen und bedingt war. Er gab sich genaue Rechenschaft von jedem einzelnen Charakter, der handelnd auftreten sollte, und bezeichnete gleich bei der ersten Anlage eines Dialogs die Ausdrucksweise der einzelnen Reden und Gegenreden desselben nach einem gewissen Schema. So in einer Scene, welche dem Gespräch des Empedokles mit dem Greise Manes folgen sollte, aber vielleicht, da sich sonst keine Spuren davon finden, wieder aufgegeben oder nicht mehr ausgeführt wurde; hier will der Greis den Archon mit Empedokles versöhnen, und es heißt: „Greis: reflektirend idealisch; Archon: heroisch reflektirend,“ die Vermittlung mißlingt, darauf kommt Panthea, den Empedokles suchend: „naiv

<sup>1</sup> Dies ist der Fall bei der Stelle:

— Auch er, so still er scheint,  
So glüht ihm doch, seit ihm das arme Volk  
Den hohen Geist . . . . .

Durch den folgenden Zusammenhang war ich genöthigt, diese Worte in der neuen Ausgabe (S. 133) so zu lassen, wie sie im früheren Manuscript lauteten, wo auch statt „Mefades“ überall „Kritias“ stand.

ideallisch," Empedokles antwortet: „naiv ideallisch," und, da sie versöhnen und ihn zur Rückkehr bewegen will, erwidert er: „heroisch ideallisch: Vergeben ist Alles." Da sie sich nicht beruhigt, tröstet er sie: „friedlich," sagt er, „soll dieser Abend sehn, kühle Lüfte wehen und freundlich von der Himmels Höhe herabgestiegen singt der Sonnenjüngling dort sein Abendlied auf seiner Leier und goldner Töne voll . . ."<sup>1</sup> Nun kommen die Abgesandten des Volks, „sie begegnen ihm in ihrer wahrsten Gestalt, so wie er sie selber sah, wie sie in ihm sich spiegelten, ganz, um ihn, dessen Tod seine Liebe, seine Innigkeit ist, so fest an sich zu ketten, wie er es sonst war, aber, je näher sie ihm mit ihrem Geiste kommen, je mehr er sich selbst in ihnen siehet, um so mehr wird er in dem Sinne, der nun schon herrschend in ihm geworden ist, bestärkt." Hier reißt der letzte Faden — nicht in einem Labyrinth, sondern in einer absoluten Leere; ich habe die schwer zu entziffernden abgerissenen Linien mit vieler Mühe, aber vollständig gelesen und wiedergegeben; über den weitem Gang des Stückes jedoch hat sich, da alle näheren Andeutungen mit Obigem enden, nichts erhalten. Daß der Dichter zur Katastrophe die poetische Sage benützt hätte, nach welcher sich Empedokles in den Aetna gestürzt, das erhellt auch aus dem kurzen lyrischen Gedicht „Empedokles" (Vd. I. S. 44).

Am Anfange des Jahrs 1800 befand sich Hölderlin noch in Homburg. Sein körperlicher Zustand hatte sich gebessert, aber seine Seele war schwer darnieder gebeugt; war er mit seinen Freunden auf einem Spaziergang zusammen, so konnte er hie und da recht heiter und aufgeräumt sehn, aber umsonst erwartete man eine längere Dauer dieser Stimmung, man fand ihn gewöhnlich Tags darauf wieder in düstere Schwermuth versunken. Die Ersparnisse, welche er in früheren Jahren zurückgelegt hatte, gingen zu Ende, er mußte darauf denken, eine Stellung zu suchen, in welcher sein Unterhalt gesicherter wäre. Das Angemessenste dünkte ihm eine Docentenstelle zu Jena, wozu ihm, wie es scheint, Schiller die Hand geboten hatte, aber der Plan

<sup>1</sup> Daß dieser Gedanke in dem „Sonnenuntergang" (Vd. I. S. 27) selbstständig behandelt ist, wäre vielleicht ein Grund mehr, zu glauben, daß Hölderlin in der Ausarbeitung des Dramas nicht so weit fortgeschritten sey, um denselben dort zu benützen und zu vollenden.

scheiterte, ich weiß nicht an was, vielleicht, wie man hat behaupten wollen, an dem Widerstand Goethe's. Die Rückkehr nach Hause mußte ihm schwerer werden, da sie ihm für die weitere Entfernung von seiner Diotima, für die Trennung von Sinclair keine Hoffnung auf eine glänzendere Zukunft zum Ersatz gab. Mit Diotima war er wenigstens mittelbar und durch Freunde in Verbindung geblieben und suchte auf die Fortbildung ihres Geistes Einfluß zu haben. Die Freundschaft mit Sinclair stand unverrückt und hat in dem Gedichte: „An Eduard,“ welches an ihn gerichtet war, ein herrliches Denkmal hinterlassen.<sup>1</sup> Der Tod seines Schwagers, des Professors Bräunlin, und der dadurch laut gewordene dringende Wunsch der Seinigen, entschied im Sommer 1800 Hölderlins Heimkehr nach Nürtingen. Von dort aus machte er Ausflüge ins Schwabenland, auch nach seinem Geburtsorte Lauffen. Später nahm er seinen Aufenthalt in Stuttgart im Hause eines Freundes, des Kaufmanns Landauer, dessen Kinder er unterrichtete. Seine Gemüthsstimmung schien gefährlich. Schon sein Aeußeres zeugte von der Aenderung, die sein Wesen in den vergangenen Jahren erlitten hatte; als er von Homburg zurückkehrte, glaubte man einen Schatten zu sehen, so sehr hatten die inneren Kämpfe und Leiden den einst blühenden Körper angegriffen. Noch auffallender war die Gereiztheit seines Seelenzustandes; ein zufälliges, unschuldiges Wort, das gar keine Beziehung auf ihn hatte, konnte ihn so sehr aufbringen, daß er die Gesellschaft, in der er sich eben befand, verließ und nie zu derselben wiederkehrte. Bei Landauer fühlte er sich wohl und bezeugte ihm seinen Freundesdank nicht nur durch ein Gedicht, wovon bis jetzt nur das Fragment, Bd. I. S. 87, zum Vorschein gekommen ist, sondern auch durch ein auf ein kleines Denkmal eingeschriebenes Epitaph, unter dem Titel: „Die Entschlafenen“ (Bd. I. S. 88) und durch das nach Landauers Tod (1845) mir bekannt gewordene Lied auf dessen Geburtstag.<sup>2</sup> Sonst machte er auch die Bekanntschaft mit den meisten zu Stuttgart

<sup>1</sup> Das Gedicht, dessen Entstehung ohne Zweifel in diese Zeit fällt, wurde schon in die erste Sammlung von 1826 aus den hinterlassenen Papieren aufgenommen. Daß es die letzte Zeile nicht erhalten hatte, zeigt der metrische Fehler in der sechsten Strophe, wo die vierte Zeile einen Jamben zu viel hat.

<sup>2</sup> S. das Vorwort.

lebenden Schriftstellern, unter denen sich Friedrich Haug und Huber auszeichneten; mit Gonz, der in Ludwigsburg als Geistlicher angestellt war, wechselte er Briefe, die sich bis jetzt nicht gefunden haben. In diese Periode dürfte sein Elegienchklus „die Herbstfeier“ an Sigfried Schmid, den Mitschüler Schillers, der vor Goethe's Augen keine Gnade gefunden hatte, zu setzen sehn. Auch der „Archipelagus“ entstand ungefähr um diese Zeit oder um wenig später.

Der Wunsch, die große Natur der Schweiz näher kennen zu lernen und wieder Ruhe für seine Lieblingsbeschäftigung zu gewinnen, bestimmte Hölderlin, da er befürchtete, vom Conßistorium zu Diensten, die ihm nicht zusagten, verwendet zu werden, im December 1800 eine Hofmeisterstelle bei einer wohlhabenden Familie in Hauptwil, unweit von Constanz, anzunehmen. Die damalige Aufregung seines Gemüths zeigt sich in seinen Abschiedsbriefen und in dem Schreiben an seinen Bruder aus Hauptwil, worin sich der tiefe Schmerz, der nun schon seit Jahren seinen Geist verzehrte, und die philosophische Weltansicht, die sich mehr und mehr in ihm ausgebildet hatte, neben einander aussprechen. Von diesem Aufenthalte in der Schweiz hoffte der Dichter nicht wenig. Die schaffenden Kräfte seiner Seele regten sich wieder lebendiger im Angesichte der majestätischen Gebirge, und es entstanden hier wahrscheinlich außer der Ode: „Unter den Alpen gesungen,“ auch die Gedichte: „Der blinde Sänger,“ „An die Hoffnung,“ „der Winter,“ „Dichtermuth“ und „Der gefesselte Strom.“ Er machte jetzt auch die Bekanntschaft Lavaters und Zollikofers, aber dennoch verweilte er nicht lange in seiner neuen Lage. Während er sich in Hauptwil befand, knüpfte der ihm befreundete Huber in Stuttgart Unterhandlungen an über die Herausgabe von Hölderlins Gedichten, und dieß scheint mit ein Grund zu sehn, warum er, im April 1801, in seine Heimath zurückkehrte. Seine Empfindungen bei der Wiederkunft sollen in dem Gedichte: „Rückkehr in die Heimath“ ausgesprochen sehn. Indessen die Hoffnung auf eine Herausgabe seiner gesammelten Gedichte zerschlug sich, und, da ohne Substanzmittel seines Weibens im Vaterlande nicht sehn konnte, nahm er eine ihm unter vortheilhaften Bedingungen angebotene Hauslehrerstelle bei dem Hamburgischen Consul zu Bordeaux an. Besonders schwer fiel ihm dießmal die Trennung von den Seinigen, namentlich



von dem Bruder, an den er sich, nachdem er seit der letzten unglücklichen Zeit zu Frankfurt gegen ihn geschwiegen, wieder fester geschlossen hatte; mit einer krankhaften Aengstlichkeit scheint er sich in seinen Briefen an gewisse, freilich nach seiner Weise modifisirte religiöse Begriffe und Ausdrucksweisen zu halten. Im eiskalten December 1801 reiste er über die beschneiten, damals höchst unsichern Höhen der Auvergne, so daß er selbst für sein Leben fürchtete. Aber, gut in Bordeaux aufgenommen, fühlte er sich in den neuen Verhältnissen anfangs ganz zufrieden. Die Anschauung einer neuen süblichen Natur und Lebensweise, der Aufenthalt an einem Orte, der einst ein Herd klassischer Bildung gewesen, gab seinem beobachtenden Geiste lebhafteste Beschäftigung. Eine Sage, daß die traurige Wendung seines Schicksals dortigen Ausschweifungen zuzuschreiben sey, entbehrt aller historischen Begründung: sie wird von denen, die Hölderlin in der letzten Zeit vor seiner Krankheit kannten, widersprochen, und nicht nur durch seinen ganzen Charakter, sondern insbesondere auch durch den reinen Inhalt der zu jener Zeit von ihm geschriebenen Briefe widerlegt. Nicht lange, nachdem er seine Heimath verlassen hatte, starb seine Großmutter, deren Andenken ihm einst zu Homburg jene rührende Elegie entlockt hatte; ihr Tod veranlaßte den letzten Brief, den er von Bordeaux aus in die Heimath schrieb.

Seit Ostern 1802 hatte seine Familie keine Nachrichten mehr von dem Dichter. Aus dieser Ungewißheit wurde sie auf eine schmerzliche Weise gerissen, als im Anfang Juli's desselben Jahres Hölderlin plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen eintraf. Er erschien mit verwirrten Mienen und tobenden Geberden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinnes und in einem Aufzug, der die Aussage, daß er unterwegs beraubt worden sey, zu bestätigen schien. Unerwartet schnell hatte er im Juni seine Stelle zu Bordeaux verlassen, Frankreich mit Inbegriff von Paris in den heißesten Sommertagen von einer Gränze zur andern zu Fuß durchreist, sich flüchtig seinen Freunden in Stuttgart, unter andern auch dem damals dort befindlichen Matthiffon,<sup>1</sup> gezeigt und war so in die Heimath gekommen. Am

<sup>1</sup> Matthiffon schilderte noch manchemal in spätern Jahren den schaurigen Eindruck, den die zerstörte Gestalt des Fremblings auf ihn machte, der mit hohlem Tone einspöbig sich als „Hölderlin“ ihm ankündigte.

22. Juni war Diotima gestorben. Sie hatte den Winter zuvor an einem gefährlichen Husten gelitten und wurde nun das Opfer einer in ihrer Familie ausgebrochenen Kinderkrankheit, der sie nach zehntägigem Fieber unterlag. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hölderlin noch in Bordeaux die Nachricht von ihrer Krankheit und auf der Reise, wenn nicht früher, die Kunde von ihrem Tode vernommen hat. Der Einfluß eines solchen Ereignisses auf seinen schon vorher so bedenklichen Zustand — Schiller hatte denselben schon vor fünf Jahren gefährlich genannt — läßt sich leicht ermessen; seine Natur brach zusammen zur gleichen Zeit, da jenes Wesen, in dem er die sonst vergebens gesuchte Idealwelt gefunden hatte, von der Erde schied. Zu spät bot ihm, in einem Brief vom 30. Juni, der edle Sinclair an, ihn selbst zu Bordeaux abzuholen, vergebens mahnte er ihn an seinen Unsterblichkeitsglauben zum Trost über den Verlust eines Wesens, „das das wandellose Leben der Gottheit lebte“: sein Schreiben fand Hölderlin nicht mehr in Bordeaux; es scheint ihm von dort nachgeschickt worden zu seyn, und muß ihn zu einer Zeit getroffen haben, da sein Geist schon in einer solchen Zerrüttung war, daß jeder Versuch, ihn aufzurichten, fehl schlug. Man hatte anfangs im Sinne, Hölderlin zu einem Geistlichen auf's Land zu geben, allein der Gedanke war schon deshalb nicht ausführbar, weil er geglaubt hätte, man wolle ihn zu geistlichen Amtsverrichtungen gebrauchen, wogegen er eine Abneigung hatte; er blieb also vorerst im mütterlichen Hause, wo unter sorgfältiger Pflege und freundlicher Behandlung sein Zustand, abgesehen von vorübergehenden Anfällen, allmählig etwas ruhiger wurde. Auch kehrte er wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, zurück, indem er sich bald mit eigenen Dichtungen, bald mit Uebersetzungen aus dem Griechischen abgab. Er scheint in dieser Zeit fast den ganzen Pindar durchgearbeitet zu haben; es finden sich viele Spuren hievon in den nachgelassenen Papieren, aber nie mehr, als eine ganz wörtliche, ohne das Original fast unverständliche Uebertragung, die vermuthlich nur die erste Grundlage zu einer freieren schönen Ausführung bilden sollte. Heftige Ausbrüche seiner Krankheit sänftigte wunderbar, mehr als einmal, eine Vorlesung aus dem griechischen Homer, die er einem talentvollen jungen Menschen hielt, den man öfters

zu diesem Zwecke herbeirief. Ein bezeichnendes Denkmal aus dieser Zeit ist der am 2. December 1802 zu Nürtingen geschriebene Brief; man erkennt darin einen gewissen Tiefstinn, der eigentlich Hölderlin nie ganz verließ und noch mehrere Jahre nach dieser Zeit die Hoffnung auf ein baldiges Genesen wach hielt, aber die Gedanken schweiften oft in's Abenteuerliche und am Ende in's Unverständliche über, die Schreibart stimmt mit seinem sonstigen Briefton überein und ist noch getragen von seinen früheren Ideen, daher der Ausdruck: „höchste Bewegung und Phänomenalisierung der Begriffe.“ Auch die Gedichte: „Andenken,“ „die Wanderung,“ „der Rhein“ und „Patmos“ gehören in diese Zeit; sie enthalten Stellen, die durch Zartheit, Kraft und Tiefe ausgezeichnet sind, neben andern, die schwach und unbehülflich oder dunkel erscheinen. Auch eine Uebersetzung des Sophokles beschäftigte ihn. Davon erschienen zwei Bändchen, wovon das erste den König Oedipus, das zweite die Antigone enthielt, 1804 bei Wilmans in Frankfurt. Das Werk ist der Prinzessin Auguste von Homburg mit folgenden Worten gewidmet: „Sie haben mich vor Jahren mit einer gütigen Zuschrift ermuntert, und ich bin Ihnen indessen das Wort schuldig geblieben. Jetzt hab' ich, da ein Dichter bei uns auch sonst etwas zum Nöthigen oder zum Angenehmen thun muß, dieß Geschäft gewählt, weil es zwar in fremden, aber festen und historischen Gesetzen gebunden ist. Sonst will ich, wenn es die Zeit giebt, die Aeltern unserer Fürsten und ihre Sitze und die Engel des heiligen Vaterlandes singen. Hölderlin.“ Die Uebersetzung besteht aus fünffüßigen Jamben, die Chöre sind in freien, den antiken nicht strenge nachgebildeten Versmaßen; die Sprache erinnert wohl an Hölderlins frühere Weise, aber sie ist zu abhängig vom griechischen Original und zum Theil deshalb, zum Theil wieder wegen ungenauer Auffassung undeutlich und nebelhaft. Jedem Bändchen sind einige Seiten Noten beigegeben, in welchen treffende Gedanken abwechselnd aus dem sonderbar verworrenen Chaos räthselhafter und unsinniger Bemerkungen hervortauschen. Die wesentliche Idee, deren Durchführung versucht wird, ist folgende: da es der modernen Poesie besonders an der Schule und am Handwerksmäßigen fehlt, um nach einer zuverlässigen Verfahrungsart das Schöne hervorzubringen, zu berechnen

und zu lehren, so muß man die Poesie zur *μηχανή* der Alten erheben, das heißt, man muß sie auf gewisse Principien und Schranken zurückführen, damit die Art, wie das Kunstwerk zur Erscheinung kommen kann, durch sichere Gesetze bestimmt sey; ein kalkulables Gesetz, zu dem der nicht zu berechnende lebendige Sinn, der besondere Inhalt in Beziehung gebracht wird, muß aufgestellt werden. Im Tragischen besteht der Kalkül nicht sowohl in der Bestimmung einer Aufeinanderfolge, als in dem Gleichgewichte, in welchem die beiden Hälften (diesseits und jenseits des Umschwungs in der Tragödie) zu einander stehen; ist das Uebergewicht der letzten Hälfte vorherrschend, so muß die erste durch eine Unterbrechung der Handlung gestützt werden und ebenso die letzte, wenn die erste überwiegend ist; das erstere ist im König Oedipus, das zweite in der Antigone der Fall, in beiden Stücken bilden die Reden des Tiresias die Cäsur. Auf diese Einleitung folgen einige Bemerkungen über einzelne Stellen und zuletzt noch ein Ueberblick über das Wesen der Tragödie in folgenden Worten:

„Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart und gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn eins wird, dadurch sich begreift, daß das gränzenlose Eineswerden durch gränzenloses Scheiden sich reiniget. *Της φύσεως γραμματαὶς ἦν τον καλαμον ἀποβρεχων ἑνόνον.*

Darum der immer widerstreitende Dialog, darum der Chor als Gegensatz gegen diesen. Darum das allzukeusche, allzumechanische und faktisch endigende Ineinandergreifen zwischen den verschiedenen Theilen, im Dialog, und zwischen dem Chor und Dialog und den großen Partien oder Dramaten, welche aus Chor und Dialog bestehen. Alles ist Rede gegen Rede, die sich gegenseitig aufhebt.

So in den Chören des Oedipus das Jammernde und Friedliche und Religiöse, die fromme Lüge (B. 1086 u. ff.) und das Mitleid bis zur gänzlichen Erschöpfung gegen einen Dialog, der die Seele eben dieser Hörer zerreißen will in seiner zornigen Empfindlichkeit; in den Auftritten die schrecklich feierlichen Formen, das Drama wie eines Rehergerichtes, als Sprache für eine Welt, wo unter Pest und Sinnesverwirrung und allgemein

entzündetem Wahrsagergeist, in müßiger Zeit, der Gott und der Mensch, damit der Weltlauf keine Lücke hat und das Gedächtniß der Himmlischen nicht ausgehet, in der allvergeßenden Form der Untreue sich mittheilt, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten.

In solchem Momente vergift der Mensch sich und den Gott und kehret, freilich heiliger Weise, wie ein Verräther sich um. — In der äußersten Gränze des Leidens bestehet nämlich nichts mehr, als die Bedingungen der Zeit oder des Raums.

In dieser vergift sich der Mensch, weil er ganz im Moment ist; der Gott, weil er nichts, als Zeit ist; und beides ist untreu, die Zeit, weil sie in solchem Momente sich kategorisch wendet, und Anfang und Ende sich in ihr schlechterdings nicht reimen läßt; der Mensch, weil er in diesem Momente der kategorischen Umkehr folgen muß, hiemit im Folgenden schlechterdings nicht dem Anfänglichen gleichen kann.

So steht Hämön in der Antigone. So Oedipus selbst in der Mitte der Tragödie von Oedipus."

Die Anmerkungen zur Antigone gehen wieder von der „poetischen Logik" aus und beginnen damit, das kalkulable Gesetz oder den Rhythmus der Vorstellungen, der sich hier in der oben angeführten Weise darstellt, aufzusuchen, dann gehen sie auf einzelne Stellen über und werden immer unverständlicher und verworrener; dabei scheint es fast, als hätte Hölderlin Ausdrücke, welche Narrheit und Geistesverwirrung bezeichnen, mit Vorliebe gesucht und, wo immer möglich, angebracht; den Namen Antigone schreibt er immer: Antigona.

Im Februar 1803 hatte Hölderlin das Gedicht „Batmos" an den Landgrafen von Homburg überschickt; dasselbe war „mit vielem Dank und Freude" aufgenommen worden und der Landgraf bot dem Dichter sogar eine Anstellung als Bibliothekar mit einem kleinen Gehalte an. Im Sommer 1804 schien dieser endlich so weit hergestellt, daß man es für möglich hielt, ihn reisen zu lassen. Nun kam Sinclair, ihn abzuholen, und wirklich legte er, begleitet von diesem seinem alten Freunde, den Weg nach Homburg glücklich zurück. Dort wurde er von seinen alten Bekannten mit der größten Freundlichkeit empfangen und es geschah Alles, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Wahr-

scheinlich entstanden jetzt die von uns mitgetheilten Dichtungen, welche in dem für 1805 bei Wilmanns erschienenen Taschenbuch der Liebe und Freundschaft veröffentlicht wurden. Ein Theil derselben, nämlich die unter der Ueberschrift: „Thränen,“ „Hälfte des Lebens,“ „Lebensalter“ und „der Winkel von Hart,“ — die drei letzteren ohne Zweifel Fragmente von größeren Gedichten — waren neu, die andern sind Umarbeitungen von einigen Gedichten aus der guten Zeit, welche in Einem Heft beisammen waren und alle der Reihe nach wieder vorgenommen wurden. „Der Winter,“ in dem Taschenbuch unter der Ueberschrift: „Vulkan,“ hat fast gar keine Veränderung erlitten, eben so wenig die Ode: „An die Hoffnung,“ die übrigen dagegen haben ein ganz anderes Ansehen gewonnen, der „Blinde Sänger“ ist zu einem „Chiron“ geworden, es ist manches Schöne, aber auch viel Dunkles in dieser sonderbaren Umschreibung, die sich an die mythologische bei Pindar vorkommende Erzählung von dem Leiden des Halbgottes anschließt. Die „Blödigkeit“ ist eine Umgestaltung der Ode: „Dichtermuth,“ und der „Ganymed“ ist der „geesselte Strom,“ ein Bild des im Frühling aufthauenden Gewässers. Die Theilnahme, welche Hölberlin von allen Seiten erfuhr, mochte ihn zu solchen Versuchen ermuntern. Er fand auch ein Klavier wieder, das ihm in der früheren Zeit die Prinzessin Auguste zum Geschenk gemacht hatte; der Landgraf schenkte ihm die schöne Bafelfeldische Ausgabe des Virgil. Aber obgleich man anfangs in Homburg geneigt gewesen war, die ganze Krankheit für eine Verstellung zu halten, so konnte man doch nicht umhin zu bemerken, daß sich trotz der angenehmen Lage, der zerstreuenden Geschäfte und Sinclairs unermüdeten Pflege sein Zustand verschlimmere. Man hatte den Unglücklichen bei einem französischen Uhrmacher untergebracht, mußte ihn aber, da ihn dieser Mann nicht mehr behalten wollte, wegnehmen und übergab ihn einem braven Sattlermeister. Das Klavier, auf dem er zu spielen pflegte, war, ein Bild seiner Seele, fast ganz zerstört, da sich häufig seine Wuth an dem Instrument austobte. Wenn auch in einzelnen Momenten sein Geist sich zu erhellen schien, der Trübsinn kehrte immer wieder und steigerte sich öfter zu den heftigsten Anfällen, so daß der Kranke sogar den Pöbel gegen sich aufgebracht hatte. Die Verhältnisse des Landgrafen

forderten auch Beschränkung und so entschloß man sich, nach reiflicher Berathung mit sachverständigen Aerzten, Hölderlin im Herbst 1806 von Homburg zu entfernen. Man führte ihn ins Vaterland zurück, um den letzten Heilungsversuch in dem — von dem berühmten Autenrieth damals neu eingerichteten — Klinikum Tübingens zu wagen. Er wurde von Sinclair unter dem Vorwand, daß er zu Tübingen einen Büchereinkauf zu machen habe, dorthin gebracht und ließ sich den Aufenthalt in jener Heilanstalt geduldig vorschreiben, als „auf höheren Befehl“ über ihn verhängt. Aber die vorgenommene Kur verschlimmerte nur das Uebel und es wurde beschlossen, ehe dieß einen noch höheren Grad erreicht hätte, ihn einer wackern bürgerlichen Familie zu Tübingen in Kost und Obhut zu geben.

In diesem Hause, bei einem wohlhabenden und gebildeten Tischlermeister Namens Zimmer, und nach seinem im Jahr 1837 erfolgten Tode bei dessen Relikten, lebte Hölderlin bis zu seinem Tode in einer Lage, wo für alle seine Bedürfnisse vollkommen gesorgt war, und unter einer Behandlung, die man ihm nicht besser wünschen konnte. Im Sommer 1807 bezog er die neue am Neckar gelegene Wohnung und gewöhnte sich bald an den redlichen Tischler, welchem übrigens der Arzt erklärte, der Kranke werde höchstens noch drei Jahre leben. Hölderlin war kein gefährlicher Irre; man hob daher die strenge Observanz, der er sich im Klinikum hatte unterwerfen müssen, bald auf, gab ihm statt des zinnernen Löffels, dessen er sich dort als einzigen Werkzeugs zum Essen bedienen durfte, ein Besteck mit Messer und Gabel und ließ ihn frei im Haus und vor dem Hause umhergehen; dabei war nichts zu befürchten, als daß er hie und da mit den Tischlergesellen in kleine Konflikte gerieth, die mit einigen Faustschlägen endigten. Der Unglückliche fühlte die Erleichterung seiner Lage sehr deutlich und bewahrte eine unauslöschliche Dankbarkeit für seine treuen Pflegeältern. Es traten zwar dann und wann lichtere Momente in seinem Geistesleben ein, allein nie zeigte sich eine entschiedene Veränderung seines Befindens; aus der Vergleichung der verschiedenzeitigen Nachrichten scheint nur so viel hervorzugehen, daß früher die Paroxysmen heftiger waren und eine große körperliche Abspannung zurücließen, während sie später weniger heftig auftraten und der

Körper sich kräftigte, der Geist dagegen mehr und mehr abnahm. Im Jahr 1808 bekam Hölderlin wieder ein Klavier und beschäftigte sich viel mit Musik, auch das Flötenspiel nahm er wieder auf und sang häufig. Zuweilen bekam er Besuch von Gonz, Fr. Haug und andern alten Freunden, blieb jedoch meistens kalt und einsylbig dabei; darüber, daß Leo v. Seckendorf in dem Musenalmanach für 1807 „die Herbstfeier“, „Wanderung“ und „die Nacht,“ welchen 1808 ebendasselbst „Patmos“, „der Rhein“ und „Andenken“ folgten, veröffentlicht hatte, war er sehr aufgebracht. Obgleich er gerne und häufig Verse schrieb, hatte er doch das Gefühl, daß es mit ihm vorbei sey, und sprach dasselbe einmal in folgenden Worten aus:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,  
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verfloßen,  
April und Mai und Junius sind ferne,  
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Er brachte in den ersten Jahren, wo er bei Zimmer war, die halbe Zeit des Tags im Bette zu, in der Folge jedoch gewöhnte er sich, früh aufzustehen und legte sich seltener auf's Bett. Sie und da, doch nicht sehr oft, begleitete er seine Pflegeleute auf's Feld hinaus; ein unten mitgetheiltes Gedicht: „das fröhliche Leben,“ dessen Entstehungszeit ich nicht angeben kann, schildert eine solche Wanderung. Im Jahr 1811 z. B. ging er mit Zimmer in den Garten, als man Zwetschen schüttelte, und hatte seine herzliche Freude, wenn ihm die Früchte auf den Kopf fielen. Auf dem Heimwege begegnete ihm Gonz, der seit Jahren Professor der Veredtsamkeit zu Tübingen war, grüßte ihn und nannte ihn Herr Magister. Hölderlin fühlte sich dadurch etwas beleidigt und erwiderte: „Sie sagen Herr Magister;“ Gonz entgegnete ihm, daß es bei so alten Bekannten nicht drauf ankomme, wie sie sich tituliren, zog ein Buch aus der Tasche und hielt es ihm vor mit den Worten: „Sehen Sie, ich habe auch unseren alten Freund bei mir.“ Es war der Homer. Hölderlin suchte eine Stelle darin auf und gab sie Gonz zum Lesen, dieser las sie begeistert vor und darüber war Hölderlin ganz entzückt; Gonz nahm Abschied und sagte ihm: „Leben Sie recht wohl, Herr Bibliothekarius.“ Mit diesem Titel war der Unglückliche sehr



zufrieden, aber drei Tage darauf brach er in große Heftigkeit aus und war lange unzufrieden. Im Frühjahr 1812 bekam er, nachdem er einige Zeit zuvor etwas ruhiger geworden war, ein heftiges Fieber mit starken Schweißen, so daß man eine völlige Erschöpfung fürchtete, indessen er erholte sich schneller, als man gehofft hatte, wieder und auch die Reste seines Dichtergeistes schienen nicht ganz erstorben. Als er bei Zimmer die Zeichnung eines Tempels sah, forderte er den Tischler auf, einen solchen von Holz zu machen. Dieser versetzte, er müsse um's Brod arbeiten und habe nicht das Glück, so in philosophischer Ruhe zu leben, wie Hölderlin. „Ach,“ erwiderte der Unglückliche, „ich bin doch ein armer Mensch,“ und sogleich schrieb er mit Bleistift folgenden Vers auf ein Brett:

Die Linien des Lebens sind verschieden,  
Wie Wege sind und wie der Berge Gränzen.  
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen  
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Die Muff blieb immer seine Hauptunterhaltung, aber er hatte Perioden, wo er sich weniger, andere, wo er sich ungemein viel damit beschäftigte. Gesang und Flötenspiel übte er vom Jahr 1817 an seltener, nahm es aber 1822 wieder mit Eifer für einige Zeit von Neuem auf. Vor dem Hause, das in den ehemaligen Zwinger der Stadt hineingebaut war, ging er bei jeder Witterung auf und ab. Die Nachricht vom griechischen Freiheitskampf regte ihn für einige Zeit auf und er hörte mit Begeisterung zu, als man ihm erzählte, daß die Griechen Herrn der Morea seien. Bei einem solchen Ausleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien für die Interessen, die ihn sonst bewegt hatten, glaubte man sich zu weiteren Hoffnungen berechtigt, allein man fand sich bald getäuscht, nach der augenblicklichen Anspannung kehrte die vorige Apathie und Verwirrung wieder zurück. Er hatte sich zu jener Zeit auch nach seinem Bruder erkundigt und war erfreut, von dessen Wohlergehen zu hören. Er schrieb ihm folgenden Brief, dessen letzte Worte auch Waiblinger anführt: „Theuerster Bruder! Du wirst es gut aufnehmen, daß ich Dir einen Brief schreibe. Ich bin überzeugt, daß Du es glaubst, daß es ein wahres Vergnügen für mich ist, wenn ich weiß, daß es Dir gut geht und daß Du gesund bist. Wenn

ich Dir nur sehr wenig schreibe, so nehme den Brief als ein Zeichen der Aufmerksamkeit von mir an. Ich merke, daß ich schließen muß. Ich empfehle mich Deinem wohlwollenden Andenken und nenne mich Deinen Dich schätzenden Bruder Hölderlin.“ In diesen Jahren studirte Waiblinger zu Tübingen. Er besuchte Hölderlin häufig und nahm ihn hie und da zu kleinen Spaziergängen mit, besonders gern ließ sich dieser zu dem Gartenhaus führen, das Waiblinger einen Sommer lang auf dem Oesterberg bewohnte. Hier befand sich Hölderlin sehr wohl; der gute Einfluß, den die freie Natur auf ihn übte, war unverkennbar; er setzte sich an's Fenster und lobte die schöne Aussicht, dann beschäftigte er sich wieder mit dem pantheistischen *ὅν καὶ παν*, das in großen Charakteren an der Wand geschrieben stand. Er liebte die Gesellschaft Waiblingers und begleitete denselben sogar dann und wann zu einem Glase Bier oder Wein. Im Jahr 1825 bekam Hölderlin ein Sopha in sein Zimmer, daran hatte er große Freude, hieß Jeden, der ihn besuchte, darauf niedersitzen und legte sich nun, wenn ihm seine Erschöpfung die Ruhe nothwendig machte, nicht mehr in's Bett. Im Jahr 1826 erschienen endlich seine Gedichte. Den ersten Grund zu der Sammlung hatte ein preussischer Offizier Namens Dieß gelegt, der sich mit Wärme und Aufopferung der Sache annahm und das, was von Hölderlin früher gedruckt war, aufsuchte. Nachdem diese Sammlung nach dem Wunsche Dießs von dem Bruder Hölderlins, unter der eifrigen Mitwirkung des Dichters Justinus Kerner, so viel möglich, ergänzt worden war, wurde dieselbe von Uhland und meinem Vater, welche auch die im Nachlaß befindlichen Manuscripte benützten, redigirt und zum Besten Hölderlins herausgegeben. Man hatte damit, daß man ihm zum voraus davon erzählte, nie sein Interesse erregen können; da er aber das fertige Werk sah, freute er sich sehr darüber und hatte es immer auf seinem Zimmer. Im Jahr 1828 starb seine Mutter. Die gute Frau hatte vergebens gehofft, eine Besserung in dem Zustande ihres Sohnes zu erleben; außer der Hoffnung auf ein jenseitiges Leben war ihr nur der Trost geblieben, daß ihr irdisches Gut durch rastlose Bemühung und verständige Verwaltung so weit herangewachsen war, daß sie sich über den künftigen Lebensunterhalt ihres Sohnes nicht ängstigen

durfte. Ihr Tod scheint wenig Eindruck auf Hölderlin gemacht zu haben, sein Geistesleben war nicht mehr jenen Gesetzen unterworfen, die sonst mit Naturnothwendigkeit, wenigstens für einen Augenblick, selbst den Mohesten übermähten. Da ihn sein Freund Raft, der ihn seit den Studienjahren nicht mehr gesehen hatte, im Jahr 1828 besuchte und ihm weinend an den Hals stürzte, blieb er gleichgültig und theilnahmslos, als wäre es ein Fremder, obwohl er sich gewiß seiner erinnerte. Ich werde hier einiger anderer Freunde des Dichters noch einmal erwähnen. Sinclair war in den Kriegsjahren Soldat geworden, diente als Hauptmann im österreichischen Generalstabe und war zugleich Adjutant des Erbprinzen von Hessen-Homburg. Nach Beendigung des Kriegs wurde er als hessen-homburgischer Geheimerath zum Wiener Congresse geschickt, starb aber hier plötzlich an einem Schlaganfall im Jahr 1815. Als die Stafette mit der Nachricht von dem Tode des einzigen Sohnes nach Homburg kam, hatte man die Mutter, an der er mit so viel Liebe gehangen hatte, zwei Tage zuvor begraben, und beiden war so der größte Schmerz, der sie treffen konnte, erspart.<sup>1</sup> Sigfried Schmid soll, ich weiß nicht um welche Zeit, im Irrenhause zu Würzburg gestorben seyn. Alle Bemühungen, seine hinterlassenen Papiere, worunter sich Briefe Hölderlins befinden mußten, zu entdecken, waren bisher vergeblich. Neuffer und Magenau waren an verschiedenen Orten nach einander als Geisliche angestellt. Schelling und Hegel leuchteten in der philosophischen Welt als erste

<sup>1</sup> Barmhagen in der Beschreibung des Wiener Congresses (Denkwürdigkeiten, Bd. V.) sagt Folgendes: „Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des hessen-homburgischen Geheimenraths Majors von Sinclair, der in der diplomatischen Welt noch kaum bekannt war, aber in der literarischen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Ewennenkrieg dramatisch bearbeitet und unter dem Namen Grisalin sowohl diese Dramen als auch andere Dichtungen in Druck gegeben. Sein schottischer Ursprung zeigte sich wie im Namen, so auch im ganzen Wesen. Ein feuriges Blut trieb ihn zu raschem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen fast abenteuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte sich seine Heftigkeit sehr gemäßigt. Er hielt sich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich sah ihn öfters, durch frühere Verhältnisse in Berlin auf seine Bekanntschaft angewiesen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er sey über Nacht vom Schlagfluß getroffen und in einem Hause, wo man ihn nicht kannte, und wo Niemand hin gesucht hätte, todt gefunden worden.“

Größen, jener verschwindend und wieder auftauchend, gleich einem Kometen, dieser langsam sich entwickelnd und erst, da Hölderlins Stern schon lange im Dunkel versunken war, seine gereifte Kraft entfaltend. Hölderlin führte indessen ruhig sein schattenhaftes Leben fort, weder gestört durch Krankheit, noch bekümmert um irgend eine Veränderung auf politischem oder literarischem Gebiet. Mit den Jahren wuchs seine Theilnahmslosigkeit und nach und nach hörte er auch auf, weitere Spaziergänge zu machen, er wagte sich nicht über die nächste Umgebung des Hauses hinaus. Ich lernte ihn kennen im Winter von 1840 auf 41. Ehe ich zur Schilderung seines Zustandes übergehe, schicke ich einige Bemerkungen über das Entstehen von Hölderlins Gemüthskrankheit voraus.

Wie der Charakter jedes Menschen weder eine bloße Folge seiner Naturanlage, noch das abstrakte Resultat seiner Erziehung ist, sondern ein Erzeugniß, das aus der Wechselwirkung beider hervorgeht, so darf auch der Grund von einer Geistesverwirrung, wie wir sie bei Hölderlin sehen, nicht bloß in der ursprünglichen Organisation seines Wesens oder allein in den Verhältnissen, unter welchen er lebte, gesucht werden; denn ein anders eingerichteter Mensch hätte sich über unglückliche Verhältnisse, wie die seinigen, leicht und spielend hinausgefunden, einer von derselben Beschaffenheit, wie er, wäre unter andern günstigeren Einwirkungen von außen zu einer glücklichen und erhabenen Sicherheit gebiehn; aber das Zusammentreffen von Umständen und Erlebnissen, wie sie über ihn kamen, mit einem so zart angelegten Wesen, wie das seinige, das ist es, woraus man sich einzig sein geheimnißvoll schreckliches Schicksal einigermaßen zu erklären wagen kann. Er war eine jener Bildungen, bei welchen die Natur den Thon zu weich genommen zu haben scheint, unendlich empfänglich für jeden Eindruck von außen, aufathmend bei jeder Ahnung eines Sonnenstrahles, aber erschreckt und zerstört durch den leisesten Windhauch, der ihn berührte. Eine diese Grundrichtung pflegende und entwickelnde Erziehung durch weibliche Hände, der frühe Einfluß von der idealischen Seite der damaligen Literatur, von Klopstock und Ossian, von Matthißen und Schiller, erweckten in der Seele des Knaben schnell einen zärtlichen Schwung, der sich um so fester ausprägte, je mehr er bei

dem früh entschiedenen Talente für die Dichtkunst zum Wort kommen und Bewunderung erregen konnte. Der vielvermögende erste Lichtstrahl aus der geistigen Welt war auf Hölderlin gefallen, noch bevor er das Mutterhaus verlassen hatte, und sein Wesen war entschieden, ehe er in die Mauern des Seminars eintrat, aber hier begann die Reaktion. Der an die freie Natur gewöhnte Blick stieß sich an den kalten Wänden, in die ihn eine einförmige Regel bannte, das Herz, genährt an der Zärtlichkeit der Familie, fand Gleichgültigkeit und eine kalte, taktmäßige Bewegung in seiner Umgebung. Dadurch vereinsamte der Jüngling und sein idealischer Hang lief Gefahr, zu sehr gesteigert, krankhaft und schwermüthig zu werden; um sich vor dem unangenehmen Eindruck zu retten, der ihm von allen Seiten zu drohen schien, träumte er sich in eine eigene, poetisch gestaltete Welt hinein und ergriff das wenige aus seiner wirklichen Umgebung, was damit übereinstimmte, mit einer fast in's Krampfhafte gehenden Hefigkeit. Mußte er sich vor Fremden zeigen, so war er befangen und schüchtern, sein Unmuth wußte sich nicht nach außen zu werfen, sondern vertobte nach innen und wurde um so gefährlicher, je weniger Hölderlin es wagte, ihn laut auszulassen. Als der Jüngling heranwuchs, erwachte in ihm auch ein glühender Ehrgeiz, der schon darum wenig Befriedigung finden konnte, weil das, worin er seinen Ruhm vornehmlich suchte, bei Vielen als eine unbedeutende Nebensache galt, während Hölderlin die ganze Kraft und Ausdauer seines Wesens darauf gerichtet hielt. Das reichliche Lob seiner Freunde, die Bewunderung, die man seiner jugendlichen Schönheit zollte, spornten ihn, nach einer Anerkennung seines Geistes zu streben, die ihm nur selten zu Theil und von der Masse immer versagt ward, weil seine Muse nicht gewaltsam, sondern, je älter er ward, um so einfacher, stiller und gehaltener auftrat. Die Begeisterte, mit der er sich zur Anschauung der seligen Natur und zur Betrachtung der Alten wandte, gab seiner Seele einen wohlthätigen Frieden, seiner Poesie Wahrheit und Kraft, Anmuth und Fülle, aber sie entfremdete ihn der Wirklichkeit, und als er aus den Lehrjahren hinübertrat in's weite Leben, ging es ihm oft wie Einem, der sich im fremden Lande durch unschuldige Dinge verlegt fühlt, weil er Sprache und Sitten nicht

kennt. Nachdem er vergeblich auf der Universität das Studium der Theologie zu verlassen gewünscht hatte, weil es seinen Lieblingsneigungen zu wenig homogen schien, ging er mit mehr Freude in den Beruf des Erziehers ein, wobei ihm zugleich der Genuß wurde, die größten Geister seines Vaterlandes von Angeficht zu Angeficht kennen zu lernen, allein der Erfolg seiner Thätigkeit war für sein empfindliches Gemüth so entmuthigend, daß er alle Vortheile seiner Stellung aufgab und bald, ein aus dem Olymp gestürzter Vulkan, voll Trübfinns wieder heimkehrte. Er hoffte sich in Frankfurt von dem Schmerz getäuschter Hoffnungen zu erholen und war beseligt durch den Gedanken, in Diotima ein Wesen gefunden zu haben, das ihn ganz verstand und faßte und mit ihm zur schwärmerischen Höhe seiner Idealwelt hinaufstieg. Er liebte Diotima nicht, um sie für dichterische Produktionen als Modell zu benutzen, nicht, wie irgendwo gesagt worden ist, um einen Roman zu schreiben — denn, wer auf so frivole Weise liebt, der schreibt keinen Hyperion — sondern er fühlte sich durch eine magische Gewalt mit ihr verbunden und schwelgte in dem Gefühle einer unzertrennlichen geistigen Einheit mit ihr. Daß er durch seine Liebe in Konflikt gerieth mit der sittlichen Weltordnung, das erkannte er wohl, und aus diesem Bewußtseyn entstanden zerrüttende Kämpfe in seinem Innern, die ihn endlich zur Trennung von der Geliebten führten, als sich der verderbliche Keim geistiger Krankheit schon im Verborgenen festgesetzt hatte. Mit Leichtfinn oder Humor begabt hätte sich Hölderlin die drückende Last wenigstens für Augenblicke wegscherzen können, allein dieses Gegengewicht war seiner Seele versagt; schwermüthig klagend sah er ein drohendes Verhängniß naßen und versuchte es nicht, spielend über die Gefahr wegzusehen, er gebrauchte den Witz nur dazu, seiner Bitterkeit einen schlagenderen Ausdruck zu geben, anstatt sie dadurch zu verschleiern. So wurde die Entzweiung mit der Wirklichkeit, das Mißverhältniß zwischen dem, was der Dichter gesucht und der Mensch gefunden hatte, immer entschiedener, die innere Krankheit immer unheilbarer. Der unabhängige Aufenthalt zu Homburg mochte Hölderlin zu viel seiner herben Stimmung überlassen und ihn einer regelmäßigen Thätigkeit entwöhnen; was er dort gearbeitet und entworfen hatte, das schien bald durch

das Scheitern der Journalunternehmung vergeblich und eitel; die Hoffnung, in Jena eine Stellung zu erringen, in welcher er sich unter ruhig fortgesetzten Arbeiten, in dem Kreise verwandter Bestrebungen und bei einer sicher zu erwartenden Wirksamkeit auf die Jugend hätte auszeichnen können, auch diese Hoffnung verschwand und er kehrte in seiner Heimath zwar in angenehme, aber vielleicht für ihn zu unbedeutende Verhältnisse zurück in einem Zustande, der schon damals seine Freunde das Schlimmste befürchten ließ. Das Wenige, was von seinen Dichtungen öffentlich erschien, fand zwar manches geneigte Ohr und hie und da selbst einen begeisterten Zuhörer, aber im Allgemeinen war der überwältigende Eindruck Schillers und Goethe's zu mächtig, als daß die Menge einem eben erst aufgeblühten so zarten Genius mit entschiedener Vorliebe sich zugewandt hätte. Mangel an Anerkennung und die vielfachen Hindernisse, die sich einer ausgebreiteteren öffentlichen Wirksamkeit Hölderlins entgegenstellten, vermehrten also noch die Leiden, welche er im Privatleben gefunden hatte. Der kurze Aufenthalt in der Schweiz und nachher zu Bordeaux, beide dazu gemacht, einen gesunden Organismus heilsam zu erfrischen, brachten in seinem erschöpften Nervensystem das furchtbare Uebel zur Reife. In Bordeaux mußte der Unterschied der Lebensweise, die Gluth eines südlichen Himmels, die Anstrengung, welche er der Erlernung einer ihm nicht geläufigen Sprache widmete, und die Entfernung von seinen vertrauten Freunden sein überreiztes Wesen noch heftiger aufregen, bis es endlich auseinanderbrach und in jenes unordentliche Chaos sich auflöste, an dessen Aufhellung die Kunst der Aerzte und die unermüdete Sorgfalt der Seinigen vergebens arbeitete. Von dem poetischen Triebe, welcher während der gesunden Tage die stärkste bewegende Kraft in ihm gewesen war, hat sich am meisten in die Zeit der Verwirrung hinüber gerettet. Hölderlin war nicht bloß groß gewesen durch die Stärke und die Begeisterung der ersten Conception; die Beharrlichkeit und gediegene Ruhe in der Ausführung war bei ihm eben so bewunderungswürdig; sein Fleiß veranlaßte frühe einen seiner Frankfurter Freunde, ihn vor übergroßer Anstrengung zu warnen; er konnte ein Gedicht, das fertig und vollkommen schien, durch drei- und vierfache Ueberarbeitung und Umgestaltung verschönern,

bis es endlich, ohne daß irgend eine Ueberkünstelung darin war, sein feines Gefühl gänzlich befriedigte. Auch nach der unglücklichen Katastrophe, da schon die Nacht seinen Geist umlagerte, trieb ihn noch eine mächtige Schwungkraft nach dem Ziele, das er einst sich vorgesteckt hatte, und man sieht in den damaligen Erzeugnissen nicht bloß die Schwäche, sondern abwechselungsweise auch die Kraft der Verzweiflung in kühnen, großartigen Gedanken, bis nach und nach die Ermattung und Verworrenheit immer mehr überhand nimmt und der Dichter untergeht, als wäre ihm das Schicksal des in's Meer sinkenden Ikarus bestimmt gewesen, das der römische Sänger dem Nebenbuhler Pindars gedroht hat.

Das Leiden, dem Hölderlin erlegen war, hatte sich einzig auf seine geistigen Organe geworfen, der Körper befand sich fast ohne Ausnahme bis zu seinem Ende vollkommen wohl, und die freundliche Pflege, die dem Kranken zu Theil wurde, mochte nicht wenig zu diesem Wohlbefinden beitragen. Als ich ihn kennen lernte, zeigte der 70jährige Mann eine vom Alter nur wenig gebeugte Gestalt; eine hohe geradfallende Stirn schien Zeuge des einstigen Gedankenreichtums, die in reiner Linie kräftig vorspringende Nase, ein überaus feingebildeter Mund und ein zartgebautes Kinn verriethen Spuren vergangener Schönheit, nur in dem wächsernen, mittelpunktlosen Ausdruck der Augen lag das unverkennbare Zeichen des Irren. Wenn auch hier und da ein zärtlicher Schimmer darüber hinglitt, es fehlte immer an Concentration, an der Sammlung zum Sterne; übrigens sah Hölderlin in die Nähe und Ferne vortrefflich. Sein Haar war grau geworden, aber bis zum Ende reichlich, die Farbe des Auges, die früher braun gewesen war, hatte sich ins Graue verloren. Seine Größe war stark mittel. Was Einem Anfangs, da man ihn die ersten Male sah, am sonderbarsten entgegentrat, das waren die seltsamen Anreden, womit er Jedermann empfing, wie „Guer Durchlaucht“ u. dgl. Er liebte es auch, mit französischen Phrasen, namentlich wenn er Jemanden bewillkommnete, zu spielen. Wenn er in seinen Antworten unverständliche, sinnlose Wörter gebrauchte, so war auch das zum Theil Laune, zum Theil aber auch, und das häufiger, ein Ausruhen vom angestregteren, vernünftigeren Denken. Den Namen Hölderlin, gegen den er



sich noch zu Waiblingers Zeit nicht gestraußt hatte, wollte er später durchaus nicht mehr haben, er gerieth einmal in Wuth, da ich ihn bat, denselben unter ein Gedicht von seiner Hand zu schreiben; vielleicht hatte er irgend eine Furcht, weil man ihm früher seinen Aufenthalt zu Tübingen als auf höheren Befehl verhängt dargestellt hatte, worauf auch die von Waiblinger häufig vernommene Phrase: „Es geschieht mir nichts,“ zu deuten scheint, vielleicht suchte er dadurch dem Andenken an frühere Tage, welches er überhaupt scheute, zu entfliehen. Er nannte sich immer „Buonarotti“ oder „Skartaneili“ und ließ sich Bibliothekar tituliren. Wenn man zu ihm kam, so dauerten die Selbstgespräche, die er gewöhnlich führte, fort, seine Theilnahme verlor sich bald, und man bat ihn daher meist, Klavier zu spielen, wobei man ihn wohl betrachten konnte. Statt einer einfachen Bejahung antwortete er oft: „Sie befehlen das,“ „Sie behaupten so,“ statt einer Verneinung: „Sie befehlen das nicht,“ „Sie behaupten das nicht,“ „ich möchte das nicht beantworten.“ Ein Lieblingsausdruck war das Wort *pallakschl*, man konnte es das einmal für Ja, das anderemal für Nein nehmen, aber er dachte sich gewöhnlich gar nichts dabei, sondern brauchte es, wenn seine Geduld oder die Reste seines Denkvermögens erschöpft waren und er sich die Mühe nicht nehmen wollte, nachzudenken, ob Ja oder Nein zu sagen wäre. Die Zusammensetzung eigenthümlicher Wörter war eine seiner Haupteigenheiten, die sich vorzüglich zeigte, wenn er, wie es häufig geschah, seine Gedanken zu Papier brachte. So schrieb er z. B. einmal: „Daß der Mensch in der Welt eine höhere moralische Geltenheit hat, ist durch Behauptenheiten der Moralität anerkennbar und aus vielem sichtbar.“ War seine Laune sehr schlecht, so hatte er eine besondere Neigung, verneinende Antworten zu geben. Hatte er eine recht böse Stunde, so war es nicht gerathen, bei ihm einzutreten, denn wenn man sich nicht von selbst gleich wieder entfernte, so nöthigte er Einen dazu. Sonst war er voll Artigkeit und Höflichkeit gegen seine Besuche, er begleitete sie beim Abschied gewöhnlich bis auf die Hausthür und zeigte immer das feine, anständsvolle Benehmen, das ihm in früheren Jahren die Liebe und Achtung seiner Bekannten erworben hatte; nur seine Selbstgespräche setzte er unbekümmert fort und man konnte Stunden

lang bei ihm sehn, ohne etwas anderes zu hören, als einige kurze Anreden und solche schnell und hastig ausgestoßene, nie ganz verständliche Monologe. Lobte man die gute Lage seiner Wohnung, so war er sehr zufrieden. Gerade unter seinen Fenstern floß der Neckar, sein alter Liebling, vorbei, jenseits desselben dehnten sich breite Wiesen, auf denen er in den letzten Jahrzehnten schöne Platanenalleen hatte aufwachsen sehen, und weiterhin öffnete sich der Blick ins Steinlachthal gegen die schwäbische Alp. Der Sonnenuntergang war von hier aus prachtvoll anzusehen. Diese reizende Aussicht gab Hölderlin einen Ersatz für weitere Spaziergänge, da er sich in vorgerückteren Jahren nicht mehr vom Hause entfernte. Das kleine, auf den Fundamenten eines alten Stadthurms erbaute Erkerzimmer, das er bewohnte, war einfach und nur mit einigen kleinen Bildern geziert, aber für seine Bedürfnisse genügend ausgerüstet. Ebenso war seine Kleidung, reinlich, aber ohne allen Aufwand; in früherer Zeit trug er ein Wamms, später einen Schlafrock und zuweilen eine kleine Mütze; wurde eines dieser Kleidungsstücke durch ein neues besseres ersetzt, so hatte er allemal seine kindische Freude daran. Unanständigkeit und Eynismus war nie an ihm zu bemerken, er zeigte vielmehr überall das feinste Gefühl für Schicklichkeit und Anstand.

Der Grundcharakter seines Wahnsinns war die aus einer ungeheuren Erschöpfung hervorgehende Zerstretheit seines Geistes, die Zusammenhanglosigkeit der Gedanken und die Unmacht, mit seinen Vorstellungen einen bestimmten Weg von irgend einem Ausgangspunkte bis zu einem gewissen Ziele zu durchlaufen. Oft hörte er gar nicht auf das, was man mit ihm sprach, ein andermal fiel er, nachdem er kurz zuvor ganz vernünftig gesprochen, in einen Strom von Unsinn, gab ohne Absicht ganz verkehrte Antworten und vertiefte sich dann in seine sonderbaren Selbstgespräche. Aus der Atonie seines geistigen Wesens ging auch die Gleichgültigkeit gegen das, was ihm einst theuer gewesen war, hervor. Obgleich er öfters mit Gönz zusammen gekommen war, hatte er nie ein Interesse für dessen Arbeiten oder sonstige Verhältnisse gezeigt; überhaupt, wenn ihn ehemalige Freunde besuchten, war er immer kalt gegen sie gewesen, als ob er sie nie gekannt hätte, und ebenso theilnahmlos blieb er gegenüber

über von seinen Verwandten. Nur Einmal umarmte er weinend seine geliebte Schwester, aber dieser augenblickliche Eindruck war schnell wieder verwischt. Gegen die, welche beständig um ihn waren, war sein Gemüth gut und zutraulich, wie das der Kinder, mit denen er auch das schnelle instinktartige Durchschauen der Persönlichkeiten und den Eigensinn gemein hatte. Er fühlte sich zu manchen Menschen durch Sympathie angezogen, Andere stießen ihn für immer ab, und es war manchmal zu bewundern, wie richtig und treffend er Einen auf den ersten Anblick beurtheilte. Die Zustände gewaltiger Aufregung, wo es den Unglücklichen aus dem engen Zimmer hinaus in den Zwinger trieb, wurden mit der Zeit seltener, übrigens blieb der Einfluß der Gestirne immer sichtbar, bei zunehmendem Mond und zur Frühlings- und Herbstzeit zeigte sich eine größere Heftigkeit.

Seine Lebensweise war äußerst einfach. Morgens mit dem Frühesten erhob er sich und ging gewöhnlich auf der untern Hausflur (sein Zimmer war im ersten Stock) oder im Zwinger mehrere Stunden lang auf und ab. War er genug gegangen, so kehrte er auf sein Zimmer zurück oder setzte sich zum Klavier, das im Zimmer des Tischlers stand. Das Klavierspiel hatte er lang, ehe ich ihn kennen lernte, aufgegeben, auch mit dem Singen war er sehr sparsam und übte es nie in Gegenwart von Fremden, das Klavierspiel aber war ihm bis zu seinem Ende die angenehmste Unterhaltung. Ein einfaches Thema, wie z. B. die Melodie: „Mich fliehen alle Freuden,“ variierte er unermüdlich, seine Hand fiel gewöhnlich mit einer matten Bewegung auf die Tasten, dazwischen aber zuckte er hie und da krampfhaft auf und sah dann wieder mit einer seltsamen Mischung von Freundlichkeit und Fremde die Zuhörer an. Das Essen nahm er um Mittag allein auf seinem Zimmer und zwar mit gesundem Appetit, auch trank er gerne Wein, der Kaffee nach Tische war ihm Bedürfniß. War er mit dem Essen fertig, so stellte er das Geschirr vor sein Zimmer hinaus, weil er nichts darin haben wollte, was nicht sein war; in der letzten Zeit pflegte er jedoch, bevor der Tisch für die Familie gedeckt wurde, in dem Zimmer der Pflegeteute zu essen. Zwischen der Zeit genoß er sehr wenig, und erst kurz vor seinem Tode gewöhnte er sich, Vormittags und Nachmittags etwas Chokolade oder Wein zu nehmen. Während

des Nachmittags blieb er meist auf seinem Zimmer und brachte seine Zeit damit hin, aus einem seiner wenigen Bücher zu deklamiren oder auswendig zu recitiren; er ließ sich übrigens, da ich ihn kannte, nicht mehr bewegen, dergleichen in Gegenwart Anderer zu thun, während es früher aus eigenem Antrieb öfter geschehen war. Seine kleine Bibliothek bestand aus Klopstock's, Hagedorn's und Zacharia's Gedichten und einigen andern ähnlichen Werken; die Sammlung seiner eigenen Gedichte und der Hyperion lagen fast immer aufgeschlagen da, am meisten aber wurde Klopstock, der Lyriker, kultivirt. Andere Bücher wollte er nicht bei sich haben und wies jedes Anerbieten, ihm welche zu leihen oder zu schenken, zurück. Des Abends ging er in früherer Zeit um 8 Uhr, später um 7 Uhr zu Bett, eine Veränderung, welche Abnahme seiner Kräfte andeutete, ohne daß dieselben durch irgend eine körperliche Krankheit geschwächt worden waren. Einmal, da er sich besonders unwohl fühlte — wahrscheinlich geschah auch dieß im Jahre 1812 — leerte er eine ganze Arzneiflasche auf Einen Zug aus und befand sich bald besser. Das einzige Bedürfniß des Unglücklichen, das die Gränze des Nothwendigsten überschritt, war der Schnupstabaß, er konnte denselben nicht entbehren und führte daher immer eine Dose mit sich, auch nahm er eine ihm angebotene Priße freundlich auf. Das Rauchen hatte er nicht mehr in der Übung, aber eine gestopfte Pfeife oder eine gute Cigarre war ihm immer willkommen. Da man ihm damit große Freude machen konnte, so luden ihn öfter Studenten, welche mit ihm im Hause wohnten, zum Kaffee ein und er rauchte dann gemüthlich eine Pfeife mit ihnen. Dieß war auch die geeignetste Art, ihn Fremden zu zeigen, weil es ihm dabei nicht auffiel, daß man gekommen sey, um ihn zu sehen, während es oft einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte, wenn sich Unbekannte in sein Zimmer drängten. Da er im letzten Jahre seines Lebens hie und da an Katarrh litt, wollte er durchaus nicht an das Unwohlsehn, welches ihn ans Alter zu erinnern schien, gemahnt sehn. Man durfte ihn nicht nach seinen Jahren fragen, und Waiblingern, der ihn früher einmal fragte, antwortete er lächelnd: „Siebenzehn, Herr Baron.“

Das Andenken an frühere Zeiten war nicht in ihm erloschen.

Er erinnerte sich Schillers, Heinse's, Schellings; als ich ihn einmal nach Hegel fragte, antwortete er mir, daß er oft mit ihm zusammen gewesen sey und murmelte sogar zwischen unverständlichem Gemengsel etwas vom „Absoluten.“ Da er im Zimmer eines Studenten ein Bild von Heidelberg sah, erzählte er, daß er zweimal dort gewesen sey. In einer guten Stunde sagte er mir auch einmal, daß er in Paris gewesen. An den Illustrationen zu Schillers Werken, namentlich zum Wallenstein, ergöhte er sich sehr und sprach nicht ungern von seiner einstigen Bekanntschaft mit Schiller, von Goethe mochte er nicht sprechen, was eine Abneigung anzudeuten schien, nur in seinen Selbstgesprächen hörte man hie und da Worte, wie folgendes: „Da sagt freilich der Herr von Goethe.“ Ich zeigte ihm auch das Porträt Waiblingers in dessen gesammelten Werken und sprach von diesem Dichter unter der Voraussetzung, daß Hölderlin von seinem Tode wisse, da man ihm die Nachricht davon aus der Zeitung vorgelesen hatte. „Lebt er nicht mehr?“ fragte Hölderlin. Ich erkundigte mich dann, ob Waiblinger ihm früher von seinen Arbeiten mitgetheilt habe? „Nein,“ war die Antwort, „aber er hat mit mir von Literatur gesprochen.“ Daß er von seinem Aufenthalt in Frankfurt und seiner Abreise von Bordeaux nichts sprechen und nichts hören wollte, das war ein um so gewisseres Zeichen, daß er diese Orte wohl im Gedächtniß hatte, aber er mochte nicht davon reden, weil er durch die Erinnerung daran unangenehm berührt wurde. Auch in anderartigen Dingen hatte ihn sein Gedächtniß nicht verlassen. Einer meiner Bekannten redete ihn einst italienisch an und fragte ihn, ob er diese Sprache nicht früher gesprochen habe: „Si, Signore, e parlo ancora“ war die Antwort. Wen er einmal gesehen hatte, den erkannte er immer wieder. Die Wohlthat, die ihm seine Pflegeleute durch ihre freundliche Behandlung und ihr aufopferndes Benehmen erwiesen, vergaß er so wenig, daß er ihnen öfter angelegentlich dafür dankte.

Von dem hohen Selbstgefühl, das einst den Dichter beseelt hatte bei seinen Kämpfen gegen die stumpfe Wirklichkeit, war auch, nachdem er unterlegen war, noch eine Spur übrig. Er fühlte sich sehr geschmeichelt, wenn man ihm eine Stelle im Hyperion oder den Gedichten zeigte, die man besonders schön

fand; er erwiberte dann den Ausdruck der Bewunderung mit einem freundlichen Lächeln. Durch vornehme Besuche fühlte er sich sehr geehrt und empfand es angenehm, wenn er sich mit Auszeichnung behandelt sah, dagegen war er gleich beleidigt, wenn er sich zurückgesetzt oder vernachlässigt glaubte. Die hübsche zweite Auflage seiner Gedichte, die ihm die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, natürlich ohne den dort vorausgeschickten Lebensabriß, übersandte, nahm er mit großem Wohlgefallen auf. Ein Blumenstrauß, den ihm Ludwig Uhland zum Geburtstage den 29. März 1843 schickte, freute ihn, wie er gern zu sagen pflegte „rasend.“

Alles, was dem unmittelbaren Gefühl nahe liegt, übte bis zuletzt einen großen Einfluß auf ihn aus. Der Anblick der freien Natur beruhigte ihn, und ein schöner, heiterer Tag brachte ihn in eine fröhliche, sanfte Stimmung, die Neigung zum Widersprechen nahm ab und die Selbstgespräche wurden seltener und weniger heftig. Mitten im Lesen unterbrach er sich oft, um das Fenster zu öffnen und einige Zeit hinaus zu sehen, eine schöne Mondnacht namentlich konnte ihn mitten in der Zeit des Schlafes auf Stunden zum Fenster locken. Desters bemerkte man, daß ihn der natürliche Instinkt gleichsam überwältigte und vernünftiger machte, als man es nach seiner gewöhnlichen begrifflosen Art erwartet hätte. Da er einst eines von des Tischlers Kindern unvorsichtig am Fenster liegen sah, stürzte er sich hin und hob das Kind ruhig auf den Boden herab. Da ich einmal zu einer ungelegenen Stunde einen Besuch zu ihm führen wollte und er mich zufällig mit den Fremden die Treppe heraufkommen sah, bat er mich in der verständigsten Weise, es für heute zu lassen. Ein andermal sah er sich durch einen Besuch von betrunkenen Studenten bedroht, allein, noch ehe die Ruhestörer ankamen, hatte er sich schnell besonnen an einen sicheren verschlossenen Ort geflüchtet, wo er ihrer Zudringlichkeit entging. Bei solchen Gelegenheiten entschied er sich im Drang des Augenblicks unbewußt, aber rasch und richtig; wo er Zeit zum Ueberlegen hatte, da verwickelte er sich und gerieth in Verwirrung.

Es bleibt mir noch übrig, einige Worte über die Dichtungen Hölderlins aus der Periode seiner Geisteskrankheit zu sagen. Als er zu Zimmer kam, erfaßte er mit Begierde jede Gelegenheit, zu schreiben, und füllte alle Papiere an, die ihm in die Hände

fielen. Meist waren es, wie Waiblinger erzählt, Briefe an Diotima in Prosa und freien pindarischen Versmaßen, noch häufiger Oden in Alcäen. Der Inhalt war: „Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit Gott und Feier der Griechen.“ Waiblinger erwähnt eine Stelle, wo der Dichter nach vielem Ruhmwürdigen, was er von griechischen Heroen und alter Götterschönheit gesagt hatte, begann: „Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich fern von ihm und in der Einsamkeit lebe.“ Ich habe die Papiere, aus welchen Waiblinger das wenige, was er anführt, geschöpft hat, nie zu Gesicht bekommen, und kann auch daher das folgende Bruchstück einer Ode eben so wenig als die vorhergehenden vervollständigen; dieses lautet:

### An Diotima.

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,  
Ich dir noch kennbar bin, dir Vergangenheit,  
O du Theilhaber meiner Schmerzen,  
Einiges Gute bezeichnen dir kann.

Anfangs entzog man Hölderlin wo möglich die Gelegenheit, sich schriftlich zu äußern, da es ihn immer aufregte; später, da er überhaupt ruhiger wurde, war dieser Gang nicht mehr so stark und man konnte ihn befriedigen, ohne etwas zu befürchten. Gewöhnlich baten die, welche ihn besuchten, Hölderlin um einige Zeilen und er willfuhr diesem Verlangen ohne Zögern, setzte sich nieder, schrieb zuerst die Ueberschrift und dann einen oder mehrere Verse. Am dauerhaftesten zeigte sich auch in diesen Gedichten sein treuer Naturfönn; das stille Leben der Mutter Erde entlockte dem zerrissenen Saitenspiel noch freundlich tönende Accorde, da es für jede andere Berührung erstorben schien. Die verschiedenen Jahreszeiten waren ein oft wiederholtes Lieblingsthema des Dichters; er konnte hier das, was er durch seine fortwährende unmittelbare Anschauung gewann, aufs beste verwenden, und wenn sich noch der Rest seines Denkvermögens zu der feinen Beobachtung gesellte, so ergab sich oft eine treffende Vergleichung, ein schönes Bild. Waiblinger erzählt, daß er in einem Verse auf eine homerisch anschauliche Weise gemalt habe, wie Schafe über einen Steg wandern, was er oft vom Fenster aus sah; daß er auf einen ganz sublimen Gedanken gekommen sey, da er

die silbernen Regentropfen von seinem Dache fallen sah, und das schöne Bild, wo er den im gelben Aehrenschmucke Abschied nehmenden Sommer mit dem golden gefärbten abendlichen Tage vergleicht (in dem unten mitgetheilten Gedicht: „der Sommer“), mag die Richtigkeit dieser Erzählung bezeugen. In den Jahren, da ich Hölderlin kannte, gebrauchte er nie mehr die antiken Versmaße, sondern bediente sich immer des Reimes und schien die Erinnerung an mythologische Vorstellungen und Kämpfe mit der Gottheit ganz aufgegeben zu haben. Dagegen trat überall, wo er sich keinen Naturgegenstand zum Vorwurf gewählt hatte, der Gedanke an die geistige und sittliche Bestimmung des Menschen hervor, und dieses abstrakte Thema wurde unzählige Mal variirt. Die Ideen trugen hier mehr das Gepräge der trockenen Reminiscenz und erhielten nur Frische, wenn sich ein Bild aus der Natur damit vermischte, es waren verkümmerte Früchte, die der Sturm früher von dem zerschmetterten Baume zu streifen vergessen hatte. Im Allgemeinen war es wunderbar, welchen Zauber die poetische Form auf Hölderlin ausübte. Ich sah nie einen sinnlosen Vers von ihm, man fand oft dunkle oder matte Stellen und namentlich gegen den Schluß hin unbedeutende Ausfüllsel darin, allein die Idee war nirgends ganz zu verkennen, und solche Verse schrieb er, nachdem man Tage und Wochen lang kein vernünftiges Wort von ihm gehört hatte, ohne sie nachher zu überlesen oder irgend etwas auszubessern. Schrieb er Prosa, so war das plötzliche Versagen der Denkkraft viel auffallender, er fiel hier leicht in gänzliche Verwirrung. Im Jahr 1841 waren ihm seine Gedichte abhanden kommen, ich wollte ihm ein neues Exemplar derselben zum Geschenk machen; weil er es durchaus nicht annahm, bat ich ihn, mir einige Zeilen zum Andenken in das Buch zu schreiben, ehe er mir's zurückgebe, er that es in Prosa, wie folgt: „Es ist eine Behauptung der Menschen, daß Vortrefflichkeit des innern Menschen eine interessante Behauptung wäre.“ Ich begnügte mich damit nicht, sondern bat mir zu diesen auf das letzte Blatt geschriebenen Worten einen Vers auf das erste Blatt aus. Er schrieb folgenden:

Als wie der Tag die Menschen hell umschneiet  
 Und mit dem Lichte, das den Hohn entspringet,  
 Die dämmernden Erscheinungen vereinet,  
 Ist Wissen, welches tief der Geistigkeit gellinget.



Ungefähr aus gleicher Zeit sind die unten zum Beschluß angeführten Gedichte: „Der Winter,“ „Höhere Menschheit,“ „Der Frühling“ und „Der Sommer,“ die alcäische Ode: „Der Frühling“ und „Das fröhliche Leben,“ „Der Kirchhof“ und „Der Spaziergang“ sind viel früher entstanden. Zu dem schon erwähnten, gewöhnlich unter die Gedichte geschriebenen, Namen Skardanelli oder Skarianelli setzte er häufig ein Datum, wie 1774 oder 1758.

Im Winter auf 1843 war Hölderlin einigemal unwohl, erholte sich jedoch immer schnell, so daß man sein Ende noch für ziemlich weit entfernt hielt. In den ersten Tagen des Juni besuchte ich ihn und fand ihn fast wie sonst. Kurze Zeit darauf fühlte er sich plötzlich des Abends sehr unwohl, ging, um sich zu erleichtern, zum offenen Fenster und sah lange in die schöne Mondnacht hinaus, was ihn etwas zu beruhigen schien, indessen nahm seine Mattigkeit zu und er legte sich ins Bett. Hier fühlte er bald den Tod herannahen, faltete die Hände und betete, man hörte ihn nur wenige Worte sprechen, und darunter nichts, was auf ein Erwachen seines Geistes schließen ließ. Er starb Morgens um 4 Uhr, noch ehe der Arzt herbeigekommen war, den 7. Juni 1843. Die Sektion zeigte eine ausgebildete Brustwassersucht als Ursache seines Todes, außerdem eine bedeutende Herzverkalkung und Hirnwassersucht. Daß das letztere Uebel die Folge einer einst vorhergegangenen Entzündung der Gehirnsorgane sey, das wurde als Vermuthung ausgesprochen; in wie weit diese gegründet sey, darüber habe ich kein Urtheil, aber den ersten Ursprung von Hölderlins Geisteskrankheit wird man auf jeden Fall in psychischen Gründen suchen müssen. Diejenigen, welche gewöhnlich um den Unglücklichen gewesen waren, weinten um ihn, wie um einen Bruder; aber, wenn man das gebrechliche Alter seiner guten Pflegemutter betrachtete, die nur noch eins ihrer Kinder bei sich hatte, so schien es eine gütige Fügung, daß er ihnen entrisen worden war, ehe die Umstände eine Veränderung seiner Lage nothwendig machten. Ein voller Lorbeerfranz schmückte das Haupt des Todten. Seiner Leiche folgten, trotz eingetretenen Unwetters, außer den Verwandten viele Studirende und mehrere Professoren. Der Verfasser dieser Biographie sprach einige Worte am Grabe. Als der Sarg niedergelassen

war, erhellte sich der trübe Himmel und die Sonne goß ihre freundlichsten Strahlen über das offene Grab. Es war ein Fest der Befreiung, das die Natur mit uns feierte; der hohe Genius, dessen Hülle hier bestattet wurde, war der hemmenden Nacht entflohen und aus den Hallen des Jenseits winkte ihm die unvergängliche Jugend des Himmels. Durch die Pforte des Todes war er zur Freiheit gegangen, in ein Leben, wo er, vergessen der Knechtsgestalt und der Leiden, sich selbst wieder finden sollte. Solche Gefühle waren es, die mich damals bewegten, mit ihnen schließe ich auch diese Zeilen und bemerke nur noch, daß der Bruder des Dichters ihm ein einfaches Denkmal an seiner Ruhestätte setzen ließ.

---



# **Gedichte**

aus der

## **Zeit des Irrsinns.**



### Chiron.

Wo bist du, Nachdenkliches! Das immer muß  
Zur Seite gehn zu Zeiten, wo bist du, Licht?  
Wohl ist das Herz wach, doch mir zürnt, mich  
Gemmt die erstaunende Nacht nun immer.

Sonst nämlich folgt' ich Kräutern des Walds und lausch't'  
Ein weiches Bild am Hügel und nie umsonst,  
Nie täuschten, auch nicht einmal deine  
Vögel; denn allzubereit fast kamst du,

So Füllen oder Garten dir labend ward,  
Rathschlagend, Herzens wegen; wo bist du, Licht?  
Das Herz ist wieder wach, doch herzlos  
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.

Ich war's wohl. Und von Krokus und Thymian.  
Und Korn gab mir die Erde den ersten Strauß.  
Und bei der Sterne Kühle lern't ich,  
Aber das Nennbare nur. Und bei mir

Das wilde Feld entzaubernd, das traur'ge, zog  
Der Halbgott, Zeus Knecht, ein, der gerade Mann;  
Nun sitz' ich still allein, von einer  
Stunde zur anderen, und Gestalten

Aus frischer Erd' und Wolken der Liebe schaffst,  
Weil Gift ist zwischen uns, mein Gedanke nun;  
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein  
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers  
Am Mittag, wenn er naht, der bekannteste,  
Wenn ihm das Haupt bebt und der Boden  
Reiniget sich und die Dual Echo wird.

Den Ketter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'  
Ihn tödtend, den Befreier, und drunten voll  
Von üpp'gem Kraut, als in Gefächten,  
Schau' ich die Erd' ein gewaltig Feuer;

Die Tage aber wechseln, wenn einer dann  
Zusiehet, lieblich und böf, ein Schmerz,  
Wenn einer zweigestalt ist, und es  
Kennet kein einziger nicht das Beste;

Das aber ist der Stachel des Gottes; nie  
Kann einer lieben göttliches Unrecht sonst.  
Einheimisch aber ist der Gott dann  
Angesichts da und die Erd' ist anders.

Tag! Tag! Nun wieder athmet ihr recht; nun trinkt  
Ihr meiner Bäche Weiden! ein Augenlicht,  
Und rechte Stapsen gehn und als ein  
Herrscher, mit Sporen, und bei dir selber

Vertlich, Irrstern des Tages, erscheinst du,  
Du auch, o Erde, friedliche Wieg' und du,  
Haus meiner Väter, die unstädtisch  
Sind in den Wolken des Wilbs gegangen.

Nimm nun ein Roß, und harnische dich und nimm  
Den leichten Speer, o Knabe! Die Wahrsagung  
Zerreißt nicht, und umsonst nicht wartet,  
Bis sie erscheint, Herakles Rückkehr.

### Thränen.<sup>1</sup>

Himmliche Liebe! zärtliche! wenn ich dein  
Vergäße, wenn ich, o ihr geschicklichen,  
Ihr feur'gen, die voll Asche sind und  
Wüßt und vereinsamt ohnedieß schon,

Ihr lieben Inseln, Augen der Wunderwelt!  
Ihr nämlich geht nun einzig allein mich an,  
Ihr Ufer, wo die abgöttische  
Büßet, doch Himmlichen nur, die Liebe.

Denn allzubankbar haben die Heiligen  
Gedienet dort in Tagen der Schönheit und  
Die zorn'gen Helben; und viel Bäume  
Sind und die Städte daselbst gestanden,

Sichtbar, gleich einem sinnigen Mann; jetzt sind  
Die Helben todt, die Inseln der Liebe sind  
Entstellt fast. So muß übervortheilt,  
Albern doch überall seyn die Liebe.

Ihr weichen Thränen, löschet das Augenlicht  
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,  
Damit ich edel sterbe, laßt ihr  
Trügerischen, Diebischen mir nachleben.

### Blödigkeit.

Sind denn dir nicht bekannt viele Lebendigen?  
Geht auf Wahren dein Fuß nicht, wie auf Teppichen?  
Drum, mein Genius, tritt nur  
Bar ins Leben und forge nicht!

Was geschieht, es sey alles gelegen dir!  
Seh zur Freude gereimt, oder was könnte denn  
Dich beleidigen, Herz, was  
Da beegnen, wohin du sollst?

<sup>1</sup> Nach einer früheren Ueberschrift: Sappho's Schwanengesang.



Denn, seit Himmlischen gleich Menschen, ein einsam Wild  
 Und die Himmlischen selbst führet, der Einkehr zu,  
 Der Gesang und der Fürsten  
 Chor nach Arten, so waren auch

Wir, die Zungen des Volks, gerne bei Lebenden,  
 Wo sich vieles gesellt, freudig und jedem gleich,  
 Jedem offen, so ist ja  
 Unser Vater, des Himmels Gott,

Der den denkenden Tag Armen und Reichen gönnt,  
 Der, zur Wende der Zeit, uns die Entschlafenden  
 Aufgerichtet an goldnen  
 Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir,  
 Wenn wir kommen, mit Kunst, und von den Himmlischen  
 Einen bringen. Doch selber  
 Bringen schädliche Hände wir.

---

### Ganymed.

Was schläfst du, Vergsohn, liegest in Unmuth, schief,  
 Und frierst am kalten Ufer, Geduldiger!  
 Denkst nicht der Gnade, du, wenn's an den  
 Tischen die Himmlischen sonst gedürstet?

Kennst brunten du vom Vater die Boten nicht,  
 Nicht in der Kluft der Lüfte geschärftes Ziel?  
 Triffst nicht das Wort dich, das voll alten  
 Geists ein gewanderter Mann dir sendet?

Schon tönet's aber ihm in der Brust. Tief quillt's,  
 Wie damals, als hoch oben im Fels er schlief,  
 Ihm auf. Im Borne reinigt aber  
 Sich der Geseffelte, nun, nun eilt er,

Der Linkische, der spottet der Schladen nun  
 Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen  
 Borntrunken, spielend dort und da zum  
 Schauenden Ufer und bei des Fremblings

Besondrer Stimme stehen die Heerden auf,  
 Es regen sich die Wälder, es hört tief Land  
 Der Stromgeist fern und schauernd regt im  
 Nabel der Erde der Geist sich wieder.

Der Frühling kommt. Und jedes in seiner Art,  
 Blüht, der ist aber ferne; nicht mehr dabei.  
 Irr' ging er nun; denn allzugut sind  
 Genien; himmlisch Gespräch ist sein nun.

### **Halste des Lebens.**

Mit gelben Blumen hängt  
 Und voll mit wilden Rosen  
 Das Land in den See,  
 Ihr holden Schwäne,  
 Und trunken von Küßen  
 Lunkt ihr das Haupt  
 In's heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn  
 Es Winter ist, die Blumen, und wo  
 Den Sonnenschein,  
 Und Schatten der Erde?  
 Die Mauern stehen  
 Sprachlos und kalt, im Winde  
 Klirren die Fahnen.

### **Lebensalter.**

Ihr Städte des Euphrats!  
 Ihr Gassen von Palmyra!  
 Ihr Säulenwälder in der Ebne der Wüste,  
 Was seyd ihr?

Guch hat die Kronen,  
 Diemeil ihr über die Gränze  
 Der Odmenden sehd gegangen,  
 Von Himmlischen der Rauchdampf und  
 Hinweg das Feuer genommen;  
 Setzt aber siz' ich unter Wolken (deren  
 Ein jedes eine Ruh' hat eigen) unter  
 Wohl eingerichteten Sichen, auf  
 Der Haide des Rheß, und fremd  
 Erscheinen und gestorben mir  
 Der Seligen Geister.

### Der Winkel von Hart.

Sinunter sinket der Wald,  
 Und Knospen ähnlich hängen  
 Einwärts die Blätter, denen  
 Blüht unten auf ein Grund,  
 Nicht gar unmmündig,  
 Da nämlich ist Ulrick  
 Gegangen; oft sinnt, über den Fußtritt,  
 Ein groß Schicksal  
 Bereit an übrigem Orte.

### Der Frühling.

Wenn auf Gefilden neues Entzücken keimt  
 Und sich die Ansicht wieder verschönt und sich  
 An Bergen, wo die Bäume grünen,  
 Hellere Lüfte, Gewölke zeigen,

O! welche Freude haben die Menschen! froh  
 Gehn an Gestaden Einsame. Ruh und Lust  
 Und Wonne der Gesundheit blühet,  
 Freundliches Lachen ist auch nicht ferne.

### Der Kirchhof.

Du stiller Ort, der grünt mit jungem Grase,  
Da liegen Mann und Frau, und Kreuze stehn,  
Wohin hinaus geleitet Freunde gehn,  
Wo Fenster sind glänzend mit hellem Glase.

Wenn glänzt an dir des Himmels hohe Leuchte  
Des Mittags, wann der Frühling dort oft weilt,  
Wenn geistige Wolke dort, die graue, feuchte  
Wenn sanft der Tag vorbei mit Schönheit eilt!

Wie still ist's nicht an jener grauen Mauer,  
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;  
Mit schwarzen thauigen, und Laub voll Trauer,  
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt.

Dort in der Kirch' ist eine dunkle Stille  
Und der Altar ist auch in dieser Nacht geringe,  
Noch sind darin einige schöne Dinge,  
Im Sommer aber singt auf Feldern manche Grille.

Wenn Einer dort Reden des Pfarrherrn hört,  
Indeß die Schaar der Freunde steht daneben,  
Die mit dem Todten sind, welch' eignes Leben  
Und welcher Geist, und fromm seyn ungestört.

### Der Spaziergang.

Ihr Wälder schön an der Seite,  
Am grünen Abhang gemalt,  
Wo ich umher mich leite,  
Durch süße Ruhe bezahlt  
Für jeden Stachel im Herzen,  
Wenn dunkel mir ist der Sinn,  
Den Kunst und Sinnen hat Schmerzen  
Gekostet von Anbeginn.

Ihr lieblichen Bilder im Thale,  
 Zum Beispiel Gärten und Baum,  
 Und dann der Steg der schmale,  
 Der Bach zu sehen kaum,  
 Wie schön aus heiterer Ferne  
 Glänzt Einem das herrliche Bild  
 Der Landschaft, die ich gerne  
 Besuch' in Witterung mild.  
 Die Gottheit freundlich geleitet  
 Uns erstlich mit Blau,  
 Hernach mit Wolken bereitet,  
 Gebildet wölbig und grau,  
 Mit sengenden Blitzen und Rollen  
 Des Donners, mit Reiz des Geflils,  
 Mit Schönheit, die gequollen  
 Vom Quell ursprünglichen Bilds.

### Das fröhliche Leben.

Wenn ich auf die Wiese komme,  
 Wenn ich auf dem Felde setz,  
 Bin ich noch der Zahme, Fromme  
 Wie von Dornen unverletzt.  
 Mein Gewand in Winden wehet,  
 Wie der Geist mir lustig fragt,  
 Worin Inneres bestehet,  
 Bis Auflösung diesem tagt.

O vor diesem sanften Bilde,  
 Wo die grünen Bäume stehn,  
 Wie vor einer Schenke Schilde  
 Kann ich kaum vorübergehn.  
 Denn die Ruh an stillen Tagen  
 Dünkt entschieden trefflich mir,  
 Dieses mußt du gar nicht fragen,  
 Wenn ich soll antworten dir.

Aber zu dem schönen Bache  
 Such' ich einen Lustweg wohl,  
 Der, als wie in dem Gemache.  
 Schleicht durch's Ufer wild und hohl,  
 Wo der Steg darüber gehet,  
 Geht's den schönen Wald hinauf,  
 Wo der Wind den Steg umwehet,  
 Sieht das Auge fröhlich auf.

Droben auf des Hügels Gipfel  
 Sitz' ich manchen Nachmittag,  
 Wenn der Wind umfaust die Wipfel,  
 Bei des Thurmes Glockenschlag,  
 Und Betrachtung gibt dem Herzen  
 Frieden, wie das Bild auch ist,  
 Und Beruhigung den Schmerzen,  
 Welche reimt Verstand und List.

Holde Landschaft! wo die Straße  
 Mitten durch sehr eben geht,  
 Wo der Mond aufsteigt, der blasse,  
 Wenn der Abendwind entsteht,  
 Wo die Natur sehr einfältig,  
 Wo die Berg' erhaben stehn,  
 Geh' ich heim zuletzt, haushältig,  
 Dort nach goldnem Wein zu sehn.

---

### Der Herbst.

Den 16. September 1837.

Die Sagen, die der Erde sich entfernen,  
 Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,  
 Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen  
 Wir aus der Zeit, die eilends sich vergehret.

Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen  
 Von der Natur, als wie die Tag' verblasen  
 Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,  
 Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.

In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,  
 Der Landmann, der am Pfluge sich gezeigt,  
 Er siehet, wie das Jahr sich frohem Ende neiget,  
 In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.

Der Erde Mund mit Felsen ausgezieret  
 Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verlieret,  
 Es zeigt sich mit einem goldnen Tage,  
 Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

### Der Winter.

Wenn bleicher Schnee verschönert die Gefilde  
 Und hoher Glanz auf weiter Ebne blinkt,  
 So reizt der Sommer fern und milde  
 Naht sich der Frühling oft, indeß die Stunde sinkt.

Die prächtige Erscheinung ist, die Luft ist feiner,  
 Der Wald ist hell, es geht der Menschen keiner  
 Auf Straßen, die zu sehr entlegen sind, die Stille macht  
 Erhabenheit, wie dennoch Alles lachet!

Der Frühling scheint nicht mit Blüthenschimmer  
 Den Menschen so gefallend, aber Sterne  
 Sind an dem Himmel hell, man siehet gerne  
 Den Himmel fern, der ändert fast sich nimmer.

Die Ströme sind wie Ebnen, die Gebilde  
 Sind auch zerstreut erscheinender, die Milde  
 Des Lebens dauert fort, der Städte Breite  
 Erscheint besonders gut auf ungemessner Weite.

### Der Frühling.

Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste,  
 Der Frühling aber blüht, und prächtig ist das Meiste,  
 Das grüne Feld ist herrlich ausgebreitet,  
 Da glänzend schon der Bach hinuntergleitet.  
 Die Berge stehn bedeckt mit den Bäumen,  
 Und herrlich ist die Luft in offenen Räumen,  
 Das weite Thal ist in der Welt gedehnet  
 Und Thurm und Haus an Hügeln angelehnet.

### Der Sommer.

Wenn dann vorbei des Frühlings Blüthe schwindet,  
 So ist der Sommer da, der um das Jahr sich windet,  
 Und wie der Bach das Thal hinuntergleitet,  
 So ist der Berge Pracht darum verbreitet.  
 Daß sich das Feld mit Pracht am meisten zeigt,  
 Ist, wie der Tag, der sich zum Abend neiget;  
 Wie so das Jahr enteilt, so sind des Sommers Stunden  
 Und Bilder der Natur dem Menschen oft verschwunden.

### Höhere Menschheit.

Den Menschen ist der Sinn in's Innere gegeben,  
 Daß sie als anerkannt das Beste wählen,  
 Es gilt als Ziel, es ist das wahre Leben,  
 Von dem Sichgeistigen des Lebens Jahre zählen.





# Anhang.



## Der Homerische Achill.

Fragment.

Mich freut es, daß du vom Achill sprachst. Er ist mein  
Liebling unter den Helden, so stark und zart, die gelungenste  
und vergänglichste Blüthe der Heroenwelt, so „für kurze Zeit  
geboren“ nach Homer, eben weil er so schön ist. Ich möchte  
auch fast denken, der alte Poet laß' ihn nur darum so wenig  
in Handlung erscheinen und lasse die andern lärmen, indeß sein  
Held im Zelte sitzt, um ihn so wenig wie möglich unter dem  
Getümmel vor Troja zu profaniren. Von Ulyßes konnte er  
Sachen genug beschreiben. Dieser ist ein Sack voll Scheide-  
münze, wo man lange zu zählen hat, mit dem Golde ist man  
viel bald'er fertig.

---

## An Landauer.

Seh froh! Du hast das gute Loos erkoren,  
Denn tief und treu ward eine Seele Dir;  
Der Freunde Freund zu sehn, bist Du geboren,  
Dieß zeugen Dir am Feste wir.

Und selig, wer im eignen Hause Frieden,  
Wie Du, und Lieb' und Fülle sieht und Ruh;  
Manch Leben ist, wie Licht und Nacht, verschieden,  
In goldner Mitte wohnest Du.

Dir glänzt die Sonn' in wohlgebaute Halle,  
Am Berge reißt die Sonne Dir den Wein,  
Und immer glücklich führt die Güter alle  
Der kluge Gott Dir aus und ein.

Und Kind gedeiht, und Mutter um den Gatten,  
Und wie den Wald die goldne Wolke krönt,  
So seyd auch ihr um ihn, geliebte Schatten!  
Ihr Seligen, an ihn gewöhnt!

O seyd mit ihm! Denn Wolf' und Winde ziehen  
Unruhig öfters über Land und Haus,  
Doch ruht das Herz von allen Lebensmühen  
Im heil'gen Angedenken aus.

Und steh! aus Freude sagen wir von Sorgen;  
Wie dunkler Wein, erfreut auch ernster Sang;  
Das Fest verhallt, und jedes gehet morgen  
Auf schmaler Erde seinen Gang.

---

# D r u c k f e h l e r .

## Zweiter Band.

- E. 11. 3. 10 v. o. lies Kalb statt Kolb.  
 — 12. — 2 v. o. l. Schwachheit st. Schwachheit.  
 — — 3 v. o. l. empört st. empörte.  
 — 25. — 9 v. o. l. Schwester st. Mutter.  
 — 31. — 19 v. u. l. so gar st. sogar.  
 — 55. — 2 v. u. l. Fürchten, mit st. Fürchten mit.  
 — 64. — 14 v. o. l. Charakteristisches st. Charakterisches.  
 — 119. — 19 v. u. l. sich, sein Schwächstes und sein Stärkstes, offenbart.  
 — 123. — 7 v. o. l. sehr st. sehen.  
 — 152. — 17 v. o. l. Ihrer st. ihrer  
 — 165. — 13 v. o. l. den st. dem.  
 — 173. — 8 v. o. l. Näher st. Näher.  
 — 177. — 3 v. o. l. schimmern, st. schimmern.  
 — 180. — 11 v. o. l. Stieg' st. Steig'.  
 — 183. — 10 v. u. l. frohe st. frühe  
 — 193. — 5 v. o. l. Herrlicher mein st. Herrlicher, mein.  
 — 195. — 2 v. o. l. Jubelt, Millionen st. Jubelt Millionen.  
 — — 10 v. o. l. air st. ain.  
 — 206. — 6 v. o. l. Jugend st. Jugend.  
 — 222. — 9 v. o. l. Patmos. An den Landgrafen von Hessen-Homburg  
 — 223. — 15 v. u. l. Von lebenden Säulen, Cedern und Porbeern,











89099409021



b89099409021a

This book is for sale

for

JAY

the of  
bor